B 542780

PROPERTY OF
University of
Michigan
Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS

XVI. Jahrgang. I. Semester.

Die

# Grenzboten.

## Zeitschrift
für
## Politik und Literatur.

**No. 21.**

Ausgegeben am 22. Mai 1857.

Inhalt:

Briefwechsel zwischen Friedrich Gentz und Adam Müller.
Zur Situation in Schleswig-Holstein.
Bilder aus Italien.
Literatur.

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1857.
Friedrich Ludwig Herbig.

Man pränumerirt auf die Grenzboten bei allen Buchhandlungen und Postämtern. Der Pränum.-Preis ist für das Semester 3 Thlr.

330.6
G83
v.16
no.1
pt.1

# Silber- oder Goldwährung?

Die Frage, ob Deutschland bei der Silberwährung bleiben oder zur Goldwährung übergehn solle, ist in letzter Zeit lebhaft erörtert; den Anlaß dazu hot einmal die wiener Münzconferenz, sodann aber besonders der enge Zusammenhang der Valutenfrage mit der Geldkrisis. Für die Einführung der Goldwährung in Deutschland hat sich besonders Herr Dr. A. Soetbeer in Hamburg ausgesprochen, er hat in der „Gegenwart" Heft 144 und 145 eine Abhandlung veröffentlicht unter dem Titel „Das Gold, eine geschichtliche und volkswirthschaftliche Skizze" mit dem Motto „Nach Golde drängt, an Golde hängt doch alles". Das Motto ist gelinde gesagt wunderlich und verfehlt, der Sinn, in dem der Dichter Gretchen diese Worte sagen läßt, ist überhaupt keine Empfehlung der Edelmetalle, und noch weniger hat Goethe daran gedacht, dadurch dem Golde etwa den Vorzug vor dem Silber zu geben. Die Abhandlung selbst enthält viel schätzbares Material, ist aber durchweg parteiisch geschrieben, der Verfasser stellt gleich anfangs den Satz auf, Gold eigne sich besser als Silber dazu, die Münzeinheit und das allgemeine Werthmaß abzugeben, und nach dieser petitio principii formt er die Thatsachen der Geschichte. Man wird die Abhandlung mit Interesse und Nutzen lesen, aber meist andere Ergebnisse, als der Verfasser, daraus ziehen. Die theoretische Ergänzung zu dieser historischen Erörterung hat Herr Soetbeer gegeben in der „Denkschrift, betreffend die Einführung der Goldwährung in Deutschland mit besonderer Rücksicht auf die hamburger Bankvalute, ausgearbeitet im Auftrage der Commerzdeputation in Hamburg, October 1856". Diese Schrift spricht sich entschieden für den Uebergang zur Goldwährung aus; bedingt pflichtet ihr ein Gutachten der Handelskammer von Frankfurt bei, welche die Annahme der Goldwährung neben der Silberwährung empfiehlt. Dagegen haben sich andre gewichtige Stimmen erhoben, vor allem die deutsche Münzconferenz, welche sich für die Beibehaltung der Silberwährung entschieden, sodann die vielbesprochene Schrift, welche einem Mitgliede des hamburger Senats zugeschrieben wird: „Zur Bankfrage" in ihrem Anhange „zur Goldfrage", ferner mehre treffliche Artikel des bremer Handelsblattes und der kölnischen Zeitung. Wir wollen versuchen, das weitschichtige Material zu sichten und zu einer ruhigen Prüfung der in Frage stehenden Punkte beizutragen.

Den Anstoß zu der Debatte, ob die Goldwährung allgemein und namentlich in Deutschland an die Stelle der Silberwährung treten solle, hat die Ausbeutung der californischen und australischen Goldlager und deren Folgen gegeben. Im Jahr 1848 bestand die Goldwährung nur in Großbritannien und in Bremen, Deutschland hatte, von dieser Hansestadt abgesehen, die reine Silberwährung und hat sie noch. Holland und Belgien, die bis 1850 doppelte Währung hatten, haben sich seit Ende jenes Jahres zur reinen Silberwährung gewandt. Frankreich und die Vereinigten Staaten hatten die doppelte Währung. Es ist dies eigentlich ein Widerspruch im Begriffe, Währung, standard, étalon heißt gesetzliche Festsetzung eines Metalles als Werthmesser; nach dem einen Metalle sollen sich die andern richten, also kann man nicht zweien zugleich einen festen Stand anweisen, so wenig als sich zwei Mittelpunkte in einem Kreise feststellen lassen. Sagt man: aus einer Mark feinen Silbers sollen so und so viel Thaler oder aus einer Unze feinen Goldes so und so viel Pf. St. geprägt werden, so ist das eine Münzeinheit und ein Münzfuß, die sich festhalten lassen, und wobei es nur auf Zweckmäßigkeit der Eintheilung ankommt, setzt man aber das Verhältniß zwischen den beiden edeln Metallen von vornherein fest, so kann dies nur eine Wahrheit sein oder bleiben, so lange das Preisverhältniß dieser Metalle, die wie alle Artikel auch dem Gesetze des Angebotes und der Nachfrage und damit den Schwankungen unterliegen, wirklich so ist, wie man es bestimmt hat. Kleine oder kurze Schwankungen übersteht ein großer Geldmarkt in diesen Umständen so gut wie ein großer Waarenmarkt, aber auf die Länge und bei irgendwie bedeutenden Aenderungen läßt sich die doppelte Währung nicht halten. Steigt z. B. das Silber im Preise, so wird es ausgeführt nach den Ländern, wo für dasselbe der reine Marktpreis gilt, sobald die Differenz von dem festgestellten Verhältniß die Transportkosten nach jenen Ländern übersteigt; steigt das Gold, so exportirt man dieses. Frankreich und die Vereinigten Staaten haben dies in den letzten Jahren gezeigt. Nach dem napoleonischen Münzgesetze von 1803 war das Werthverhältniß zwischen Gold und Silber wie 1 : 15,50, beide waren in dieser Proportion gleich gesetzliche Zahlungsmittel, man konnte an den öffentlichen Kassen, wenn man 20 Franken zu entrichten hatte, sowol 20 Silberfranken als einen Napoleon geben. Thatsächlich war bis 1850 die Silbermünze die allgemeine Währung, weil auf dem allgemeinen Geldmarkt Gold etwas höher im Preise stand, ebendeshalb wandte sich nach 1850 die Strömung des californischen Goldes stark nach Paris, bis das umgekehrte Verhältniß eintrat. Da die Masse des Silbers ziemlich stationär blieb, die des Goldes dagegen wuchs und letzteres deshalb wohlfeiler ward, so stieg das Silber höher, als es in Frankreich gewerthet war, und ward ausgeführt. Die Goldwährung herrscht also in Frankreich thatsächlich. Dasselbe Verhältniß ist in den Vereinigten

Staaten eingetreten, wo man die beiden Metalle wie 1: 15,99 gewerthet hatte. Der Rückschlag von Californien war hier noch unmittelbarer, das Silber verschwand ganz, so daß man, um nur Scheidemünze zu haben, das Gewicht der Stücke von $^1/_2$, $^1/_4$ und $^1/_{10}$ Dollar erheblich vermindern mußte; und die Congreßacte vom 21. Februar 1853 verordnete, daß Silbermünzen nur bis zum Belauf von fünf Dollars gesetzliches Zahlungsmittel seien. Aehnlich sind Portugal, Spanien und Brasilien auch thatsächlich zur Goldwährung übergegangen, in England besteht dieselbe seit langer Zeit gesetzlich, dagegen hat britisch Ostindien Ende 1852 die reine Silberwährung angenommen, die Deutschland bis jetzt festgehalten. Die Frage wird nun aufgeworfen: ob es nicht zweckmäßig, ja nöthig sei, daß unser Vaterland den vorangeschrittensten Culturvölkern, den Engländern, Nordamerikanern und Franzosen folge und zur Goldwährung übergehe. Wir wollen die Fürsprecher dieser Ansicht hören. Der erste Grund, den sie anführen, ist der Vortheil, daß Gold mit weit geringern Kosten als Silber zu Münzen verarbeitet werden kann. Dies muß bereitwillig zugegeben werden, der Schlagsatz ist natürlich bei dem höhern Werthe des Goldes ungleich geringer als bei dem Silber, auch zeigt die Erfahrung, daß letzteres sich rascher abschleift. Aber keineswegs geben wir den Nachsatz zu, den man aus jenem Vordersatze zieht, daß dieser Vortheil für den Gebrauch des Goldes als Maß aller Werthe und als Werkzeug um Macht zu kaufen im Großhandel entscheide. Die handelspolitische Macht eines Landes ruht auf seinem gesammten Nationalwohlstande, nicht, oder doch nur auf kurze Zeit und einzeln wie in Californien, auf den edlen Metallen. Die großen Geschäfte werden durch Wechsel vermittelt und ein Blick auf die Ein- und Ausfuhrlisten der großen Handelsstaaten zeigt, daß nur ein verhältnißmäßig geringer Theil des Verkehres mit Contanten saldirt wird. Aber es ist noch ein anderer Umstand in Betracht zu ziehen. Wenn es aus dem eben angeführten Grunde nicht darauf ankommt, ein möglichst hohes Werthmaß zu haben, so ist es sehr wichtig, ein möglichst genaues zu haben. Sehr richtig sagt in dieser Beziehung der Verfasser der Schrift „Zur Bankfrage." „Eine Währung ist nicht nur da für den Großhandel, sondern für alle Schichten des Verkehres; sie muß eindringen können auch in die kleinsten Verhältnisse desselben, wie das Blut auch durch die feinsten und engsten Arterien fließt." Mit Recht hat man gesagt, daß, wo es Kupferpfennige gibt, es auch Werthe geben wird, die dafür zu kaufen sind, daß also die Silberwährung ohne Kupfergeld in einzelnen Fällen schon eine Vertheuerung mit sich bringt; es wird von allen Seiten zugegeben, daß bei Einführung der Goldvaluta Silbergeld als Scheidemünze nicht zu entbehren sei, warum will man denn eine Art von Doppelwährung einführen? Wir wissen sehr wohl, daß man dabei dem Beispiel Großbritanniens folgen und den Feingehalt der

Silbermünzen so gering stellen könnte, daß die Collision, die eine wirkliche Doppelwährung mit sich bringt, vermieden würde, aber ist es nicht schon immer eine Unbequemlichkeit, daß die Münze, in der man die meisten kleinen Zahlungen des täglichen Lebens macht (wie dies thatsächlich in England in Silber geschieht) bei einem Betrage von über 2 Pfd. St. vom Empfänger zurückgewiesen werden kann?

Aber, sagen die Fürsprecher des Ueberganges zur Goldwährung weiter, soll Deutschland sich denn von den größten Culturstaaten England, Frankreich, Nordamerika, Brasilien und Spanien isoliren, indem es nach deren Annahme der Goldvaluta noch bei der Silberwährung bleibt? Zuerst nun müssen wir behaupten, daß die Währungsfrage mit der Culturstufe nichts zu schaffen hat. Wenn in den Vereinigten Staaten und Frankreich neuerdings die Goldwährung zur Geltung gelangt ist, so liegt das nicht in ihrer vorgeschrittenen Cultur, ja nicht einmal in einem freien Entschlusse und in der Ueberzeugung von den Vorzügen dieser Währung, sondern dies ging hervor aus dem ohne alle solche Absicht aufgestellten falschen System der Doppelwährung, indem man nämlich in beiden Staaten das Gold etwas zu hoch gewerthet, strömte dasselbe von Californien und Australien dorthin. Sodann kann man von keiner Isolirung Deutschlands sprechen, so lange noch Holland, Belgien Skandinavien, Rußland, ganz Italien die Silberwährung festhalten und die ostindische Gesellschaft sie ganz neuerlich eigens annimmt (1. Januar 1853). Auch sind die Unbequemlichkeiten, die für den Wechselcurs dadurch entstehen, daß mehre der transatlantischen Länder die Goldwährung angenommen, nicht hoch anzuschlagen, die Valutenverhältnisse können sich nicht so rasch verändern, daß dies einen Einfluß auf jede einzelne Operation haben könnte. Außerdem gäben die beiden größten Geldmärkte des Continents, Amsterdam und Hamburg, durch Annahme der Goldwährung ihre Selbstständigkeit auf, als Goldmärkte würden sie London gegenüber unbedeutend sein, als Silbermärkte sind sie von entscheidendem Gewicht. Dagegen würde ein Aufgeben der bestehenden Silberwährung in Deutschland selbst zu den größten Unzuträglichkeiten führen. Vorerst sind die großen Kosten, welche die Einziehung der größern Menge umlaufender Silbermünzen, welche mehr oder weniger abgeschliffen sind, verursachen würde, in Anschlag zu bringen, sodann aber ist folgender Umstand vornehmlich zu berücksichtigen: alle Schulden und Forderungen lauten bis jetzt in Deutschland auf Thaler, Gulden oder Mark, also auf Silbergeld oder dessen Aequivalent, wie preußische Kassenscheine ꝛc. Wollte man jetzt Staatsschuld, Hypotheken und Forderungen von Silber- in Goldwährung umwandeln, so wäre das entweder ein Gewaltstreich, der einer Beraubung der Gläubiger gleichkäme, da das Gold im Werthe gefallen ist, oder man müßte jede Forderung in Silber auszahlen, die der Gläubiger nicht convertiren lassen wollte, müßte also

eine große Masse Silber erst anschaffen und würde dasselbe grade dadurch im Preise steigern. Es wird von mehren Seiten behauptet, Gold sei stetig im Werthe, das Silber aber gestiegen. Wenn man davon absieht, daß eine solche Umkehrung der Sätze auf die Anschauung vieler Menschen einen Einfluß übt, so ist dieselbe dem Wesen nach ganz gleichgiltig, dem Sachverhalt nach ist es indeß passender zu sagen, Gold sei gefallen. Der Werth der edeln Metalle wie der Dinge überhaupt hängt von der Menge ab, in welcher sie vorhanden sind; die Menge des Goldes hat sich durch die neuesten Ausbeutungen vermehrt, also mußte das Gold fallen, natürlich auch demzufolge das Silber, dessen Production nicht gleichen Schritt mit der des Goldes gehalten, steigen. Treffend sagt der Verfasser der Schrift „zur Bankfrage": „Was hilft auch eine noch so scharfsinnige Deduction dieser Behauptung, Gold sei stabil im Werthe, Silber aber gestiegen, wenn sich künftig z. B. die Werthrelation wie 1 : 10 stellen sollte? Wird der Mann, welcher eine Forderung in Silber hatte, die man in Gold convertirte und der dann mit seiner Goldeinnahme nur zwei Drittel dessen bestreiten kann, was er früher mit seiner Silbereinnahme bestritten hat, dadurch getröstet werden, daß man ihm sagt, Gold sei nicht gefallen, sondern Silber gestiegen?" —

Wir kommen jetzt zu dem Hauptargument der Vertheidiger des Uebergangs zur Goldwährung. Wir müssen schon deshalb uns zu ihr wenden, so sagen sie, weil das Silber verschwindet und nach dem Orient geht. Wir antworten darauf, zu einer solchen Befürchtung ist bis jetzt kein Grund vorhanden, denn wie der Preis eines Metalles durch seine Menge bestimmt wird, so schließt man aus seinem Preise auf die vorhandene Menge, nun ist der Preis des Silbers seit 1841 noch nicht um 1 Procent gestiegen, es kann also noch nicht so selten geworden sein. Der Durchschnittspreis für die Unze Standardsilber war 1841—1850 auf dem londoner Markt 59⅝ Proc., was ein Werthverhältniß zum Golde von 15,82 : 1 ergibt, in den Jahren von 1853—55 war der Durchschnittspreis 61½ Proc., also das Verhältniß zum Gold 15,33 : 1.

Damit soll keineswegs die Bedeutung der Silberströmung nach Asien verkannt werden. Nach den Angaben des Economist sind mit der Ueberlandpost aus England allein an Silber nach Indien und China versandt worden:

1851: 1,716,000 Pfd. St. — 1852: 2,360,000 Pfd. St. — 1853: 4,710,665 Pfd. St.

1854: 3,132,003. 1855: 6,409,889. 1856 bis 1. October 8,200,000 Pfd. St. dazu kommen nach Herrn Soetbeer noch die Silberverschiffungen mit der Ueberlandpost aus den Häfen des Mittelmeeres:

1853: 818,362 Pf. St. 1854: 1,451,014 Pf. St. 1855: 1,524,240. Pfd.

Es sind also in allem von 1851 bis Ende September 1856 über 240 Millionen pr. Thaler nach Asien gesandt. Gewiß eine beträchtliche Summe, allein

wir müssen doch näher zusehen, durch welche Ursachen dieser Abfluß veranlaßt wurde und ob dieselben dauernd wirken werden. Silber wird versandt, um damit bezogne Waaren zu bezahlen, die man nicht durch Wechsel d. h. durch andre Waaren saldiren kann, die sehr vermehrte Silberströmung nach Ostasien zeigt also, daß sehr viel mehr Waaren von dorther bezogen, oder daß sehr viel weniger europäische Erzeugnisse dorthin versandt sind. Beides ist in der That zusammengetroffen. Zuerst hat die Theeausfuhr sich außerordentlich gesteigert — sie war 1848—1849 ca. 65,314,000 Pfund, 1855—56: 131,280,000 Pfund, — sodann hat Europa wegen der letzten schlechten Seidenernten sehr viel mehr Seide aus China und Indien bezogen als früher — 1844—45 exportirte China 10,727 Ballen, 1853—54 61,948 Ballen, — endlich war die Ausfuhr von ostindischem Reis nach Europa ungewöhnlich stark wegen der europäischen Mißernten der letzten Jahre. Dazu kommt, daß auf der andern Seite der Import europäischer Waaren in China sich durch die Revolution erheblich vermindert hat, und außerdem wird nach Indien durch die gewaltigen, von britischen Unternehmern herzustellenden Eisenbahnbauten ein großes Capital gezogen, das, da das Silber dort ausschließliche Währung ist, größtentheils baar von England gesandt wird. Wenn der Silbererport besonders in diesem Jahre stark gewesen, so ist vielleicht auch noch in Betracht zu ziehen, daß mit dem Frieden der russische Karavanenhandel nach Binnenasien wieder lebhaft begonnen hat. Da er in baarem Silber saldirt wird, so stockte er während des Krieges, wo das baare Geld knapp und die Ausfuhr der edeln Metalle verboten war; nach dem Frieden nun bezogen petersburger Häuser große Summen Silbers aus Berlin und Hamburg für den asiatischen Handel. Alle diese Ursachen der erhöhten Silberausfuhr werden nicht dauernd sein, mit Ausnahme der steigenden Theeausfuhr. Die Korn- und Seidenernten werden nicht stets fehlschlagen, die Einfuhr europäischer Artikel in China wird sich bei geordneten Verhältnissen wieder heben, die Eisenbahnen werden in Indien gebaut, das baare Silber wird in Rußland weniger selten sein.

Außerdem müssen wir noch eine andre Seite der starken Silberausfuhr ins Auge fassen. Das Silber strömte nicht blos deshalb nach China und Indien, weil es dort begehrt war, sondern auch weil es in Europa sehr stark angeboten wurde, es ist die Wechselwirkung von Angebot und Nachfrage, die hier wie stets den Markt beherrscht. Wir haben gesehen, daß durch den Umstand der doppelten Währung das Gold nach Frankreich strömte; das dadurch überflüssig gewordene Silber suchte eine Verwendung und fand sie am vortheilhaftesten in der Ausfuhr nach dem Orient. Es sind nach einer Wahrscheinlichkeitsberechnung 500 Millionen Thaler Silber aus Frankreich ausgewandert, also doppelt so viel als die ganze Ausfuhr nach dem Orient nach obiger Tabelle betragen hat; dabei ist noch nicht veranschlagt, was von dem östreichischen

Silber, das, als die Banknoten 1848 Zwangscours erhielten, großentheils fortströmte, nach Osten geflossen ist, und nicht, was etwa von deutschem Silber abgeführt wurde, das durch die starken Zettelemissionen in Deutschland auf kurze Zeit überflüssig wurde.

Unser Ergebniß ist: Der Silberabfluß wird nicht in gleicher Stärke fortdauern, die Unzuträglichkeiten aber, die ein Uebergang zur Goldwährung jetzt für Deutschland bieten müßte, glauben wir erwiesen zu haben. Nur schließlich möge die Bemerkung noch Platz finden, daß, wenn man gesagt hat, die jetzige Geldkrisis habe ihren Grund darin, daß zu wenig baares Geld vorhanden sei, das Silber fließe ab und unsere Währungsverhältnisse hinderten das Gold zuzuströmen, — dies auf einer unverzeihlichen Verwechslung von Gold und Capital beruht, nicht an Gold fehlte es uns, sondern an disponiblem Capital, um die ungeheure Masse der begonnenen Unternehmungen weiterzuführen.

---

## Die Entwicklung Brasiliens.

Le Brésil par Charles Reybaud. Paris 1856.

Die Losreißung der Vereinigten Staaten von England wirkte magisch auf ganz Amerika, die französische Revolution, welche derselben rasch folgte, entzündete die Köpfe noch mehr, die Schwächung der pyrenäischen Halbinsel durch den napoleonischen Krieg gab ihren Kolonien die Gelegenheit zum Unabhängigkeitskampf. Die Colonien entfalteten einen oft heroischen Muth und setzten die Losreißung von Spanien durch, aber das Autoritätsprincip des Katholicismus, unter dem die Romanen standen, war eine schlechte Schule für republikanische Selbstregierung gewesen. Die Folgen waren unausbleiblich, eine Reihe unglücklicher Revolutionen, permanenter Bürgerkrieg, tiefste Zerrüttung aller Verhältnisse bilden die traurige Geschichte der mittel- und südamerikanischen Republiken. Wir wollen dieselbe hier nicht weiter verfolgen und nur sehen, wie der größte der neugeschaffenen südamerikanischen Staaten, Brasilien, diesem Loose durch ein glückliches Geschick entging, indem er sich vor blinder Nachahmung Nordamerikas bewahrte und allein die Monarchie festhielt. Die Verhältnisse waren hier schon an sich günstiger. Während der Zeit der gefährlichsten Gährung hielt die persönliche Anwesenheit des Königs Johann VI., der vor den Franzosen 1807 von Lissabon nach Rio Janeiro geflüchtet war, den Ausbruch einer Revolution zurück; als derselbe 1821 nach Portugal zurückging und der Aufstand ausbrach, erkannte sein Sohn, den er als Re-

genten zurückgelassen, sofort die Unabhängigkeit vom Mutterlande an, und ein Sproß des Hauses Braganza trat an die Spitze des neuen Staates, ein unermeßlicher Vortheil um so mehr, als Dom Pedro I. ein bedeutender Mann war. Er schnitt die Verfassungswirren, in denen sich die Nachbarstaaten erschöpften, durch eine freisinnige Verfassung ab, die von den Municipalitäten angenommen ward, und erlangte 1825 die Anerkennung der Unabhängigkeit Brasiliens von Portugal und den übrigen Staaten Europas. Die Prüfungen blieben freilich dem jungen Kaiserreich nicht erspart, ein verfehlter Krieg mit Montevideo und innere Wirren bewogen Dom Pedro, zu Gunsten seines unmündigen Sohnes abzudanken, eine zehnjährige Regentschaft voll von Stürmen folgte, aber bewunderungswürdig gut hat das Land sie überstanden und seit der Thronbesteigung Dom Pedro II. 1840 ist es in stetem Fortschritte begriffen. Suchen wir an der Hand des obigen trefflichen Werkes den brasilianischen Zuständen etwas näher zu treten.

Brasilien ist eines der größten Reiche der Erde, seine Gesammtfläche beträgt 740,000 □ Meilen. Von den 20 Provinzen, einige groß wie die größten europäischen Königreiche, haben 16 atlantische Häfen, von den vier Binnenprovinzen sind zwei durch die größten Ströme, den Amazonenstrom und den Paraguay mit dem Meere in Verbindung. Brasilien hat bei seiner unermeßlichen Ausdehnung von Nord nach Süd und bei den Bergketten, die es durchziehen, die verschiedensten Klimate, von der brennenden Hitze des Aequators bis zur sanften Temperatur von Nizza und Meran. Der Boden ist fast überall mit prachtvollen Wäldern bedeckt und durchfurcht von großen Strömen, die leicht schiffbar zu machen sind. Die mächtige Vegetation der tropischen Zone entfaltet ihre ganze Ueppigkeit, aber die höher gelegenen Landestheile, namentlich die südlichen Provinzen, passen vollkommen für die europäischen Culturgewächse. Der Anbau des Bodens, dessen unermeßliche Fruchtbarkeit zu ihrer Entwicklung nur der menschlichen Arme bedarf, ist der unvergängliche Reichthum Brasiliens und liefert seine Hauptausfuhrartikel, Kaffee, Zucker, Tabak, Baumwolle, Cacao, Kautschuk; seine Wälder geben Europa die herrlichen Kunsttischlereihölzer. Neben dem Monopol des Diamantenfundes hat Brasilien noch andre mineralische Reichthümer, Gold-, Eisen- und Kohlenlager, die bis jetzt nur mittelmäßig ausgebeutet sind, aber unter den Händen geschickter Bergleute dem Lande neue Hilfsquellen bieten werden.

Rio de Janeiro, die Hauptstadt, liegt in der Provinz gleiches Namens auf einer Halbinsel inmitten einer Bucht, die einen geräumigen Hafen für Schiffe aller Größen bildet. Die Stadt zählt ca. 200,000 Einwohner, ihr Aeußeres ist hübsch, die Straßen sind breit und mit Granit gepflastert, die Häuser aus Bruch- oder Ziegelsteinen gebaut, haben meist zwei Stockwerke. Rio hat große Plätze und schöne Gebäude, wie den kaiserlichen Palast, die

Münze, das Arsenal, die Militärakademie, viele Kirchen, Hospitäler und vier Klöster. Bahia liegt an der Ostseite der Allerheiligenbucht, es hat 120,000 Einwohner und ist die zweite Handelsstadt Brasiliens. Pernambuco (62,000 Einw.), liegt an der Mündung des Capibaribe, hat einen trefflichen Hafen und lebhaften Handel. Die minderbedeutenden Stapelplätze sind zahlreich, alle liegen an der atlantischen Straße, die nach Indien, Australien und Westamerika führt, und geben die tropischen Producte den Schiffen Europas, welche ihnen unsre Industrieerzeugnisse bringen.

Sehen wir jetzt, welche Institutionen sich auf diesem Grunde erhoben haben. Es ward erwähnt, daß Dom Pedro I. Brasilien eine Verfassung verliehen, die mit nur geringen Abänderungen noch in Kraft besteht und der größten Popularität genießt. Das bedeutsamste Merkmal einer guten Verfassung ist ihre Lebensfähigkeit, constitutionelle Gebäude, an denen die geschicktesten Theoretiker allen Fleiß verschwendeten, sind über Nacht zusammengestürzt, andre, denen scheinbare Ungeheuerlichkeiten und Widersprüche anhaften, bestehen und wirken gedeihlich. Das Werk eines Fürsten ist in dieser Beziehung meist dem der gelehrtesten Theoretiker vorzuziehen, er hat durch seine Stellung instinctiv einen umfassenden Blick für die allgemeinen Interessen und nothwendigen Garantien, er sieht Thatsachen, wo die Wissenschaft nur Ideen erblickt, er sieht Menschen, wo die Theorie nur Principien kennt. Die brasilianische Verfassung ist allerdings nicht rein aus dem Kopfe Dom Pedros I. entsprungen, die geschicktesten und weisesten Räthe seiner Krone haben daran mitgearbeitet, aber er war das bestimmende Element bei dieser Arbeit. Sie ward nicht octroyirt, sondern erst zum Grundgesetz der Monarchie erklärt und beschworen (1824), als die große Mehrzahl der Municipalitäten sich dafür ausgesprochen hatte, sie ist jetzt nach der englischen und nordamerikanischen Verfassung die älteste existirende. Sie besteht aus acht Titeln, welche in 179 Artikel unterabgetheilt sind, und enthält zahlreiche Bestimmungen, die sich in den meisten parlamentarischen Verfassungen wiederfinden, aber auch solche und zwar sehr wichtige, die sie von der Mehrzahl ihrer Schwestern unterscheidet. So kennen unsre europäischen Grundgesetze nur drei Gewalten, die gesetzgebende, die ausführende und die richterliche, Brasilien hat eine vierte, die ausgleichende Gewalt, (Puder moderador, das pouvoir modérateur von Benjamin Constant), die dem Kaiser zusteht und die er ohne Mitwirkung der Minister in folgenden vom Art. 101 aufgezählten Umständen übt: Bei der Ernennung von Senatoren, bei Berufung einer außerordentlichen Sitzung der Reichsversammlung, bei Sanctionirung von Beschlüssen der letztern, die ihnen Gesetzeskraft gibt, bei Vertagung oder Auflösung der Versammlung, bei Ernennung und Entlassung der Minister, bei zeitweiser, verfassungsmäßig vorgesehener Enthebung der Magistrate von ihrem Amte, bei Begnadigungsfällen

und noch einigen andern minder bedeutenden Gelegenheiten. Der Art. 98 bezeichnet den Charakter der ausgleichenden Gewalt näher. „Sie ist, sagt er, der Schlußstein der gesammten politischen Organisation und gehört ausschließlich dem Kaiser als oberstem Haupte der Nation und ihrem ersten Vertreter, damit er unablässig über die Unabhängigkeit, das Gleichgewicht und das Ineinandergreifen der andern Gewalten wache." — Außerdem hat der Kaiser, obwol des Beirathes der Minister bei Ausübung dieser Befugnisse entbunden, doch dafür einen wirksamen Beistand in dem Staatsrathe, der aus den hervorragendsten Männern des Landes zusammengesetzt ist, er muß jedesmal vom Kaiser gehört werden, wenn derselbe seine ausgleichende Gewalt üben will, aber auch sonst in allen wichtigen Angelegenheiten, seine Mitglieder sind wie die Minister verantwortlich.

Die nationale Souveränetät ist die Grundlage der brasilianischen Institutionen, auf ihr ruht auch die gesetzgebende Gewalt. Die Vertreter der Nation sind der Kaiser und die Reichsversammlung sagt Art. 12; von göttlichem Rechte ist nicht die Rede. Die Versammlung besteht aus dem Senate und der Abgeordnetenkammer. Beide beruhen auf Wahl, nur wählt man zur letztern die Abgeordneten selbst nach Districten, für den Senat aber nur je drei Candidaten für einen erledigten Sitz, aus denen der Kaiser einen ernennt. Die Senatoren müssen 40 Jahre alt sein und ein Einkommen von 2400 Frcs. nachweisen, sie sind auf Lebenszeit ernannt. Die Abgeordneten können mit 25 Jahren gewählt werden und brauchen nur 1200 Frcs. Einkommen nachzuweisen, sie werden für die Dauer der Legislaturperiode, 4 Jahre, ernannt. Bedauerlich ist es, daß keine naturalisirten Fremden und keine Akatholiken gewählt werden dürfen. Abgeordnete und Senatoren empfangen Diäten und Reisegelder. Das Recht der Initiative steht dem Staatsoberhaupt sowol als beiden Kammern zu, in Steuersachen und für etwaige Wahl einer neuen Dynastie bei Erlöschen der regierenden haben die Abgeordneten allein die Initiative; vor diese Kammer müssen auch zuerst die Vorlagen der ausübenden Gewalt gebracht werden, sie allein entscheidet endlich, ob Grund zu einer Anklage gegen die Minister oder Staatsräthe vorliegt. Ausschließliches Recht des Senates ist es dagegen, über individuelle Vergehen der Mitglieder der kaiserlichen Familie, der Minister, Staatsräthe, Senatoren und der activen Abgeordneten zu erkennen, sowie die Berufungsschreiben für die Volksvertretung auszusenden, wenn der Kaiser es binnen zwei Monaten nach dem verfassungsmäßig festgesetzten Termin (3. Mai) nicht gethan hat. Die Geschäftsordnung beider Kammern ist von strenger Etikette, wie im englischen Parlamente werden die Reden an den Sprecher gerichtet. Wenn beide Kammern sich nicht einigen können, so treten sie zu einer Versammlung zusammen, welche nach Stimmenmehrheit entscheidet. Kann sich die Reichsversammlung mit der

Regierung nicht einigen, so hat letztere nur ein suspensives Veto, aber der Beschluß der Versammlung muß in drei aufeinanderfolgenden Legislaturperioden angenommen werden d. h. durch drei verschiedene Voten, zwischen denen jedesmal ein Zeitraum von vier Jahren liegt.

Das repräsentative System ist in Brasilien in der ganzen Stufenfolge der berathenden Versammlungen in Kraft, jede Provinz, jede Gemeinde hat so gut ihre erwählten Vertreter, wie der Kaiserstaat als Ganzes. Die Decentralisation ist vollkommen ausgebildet und wenn dieselbe unzweifelhaft überhaupt die Grundlage aller Selbstregierung ist, so ist sie noch unbedingter für Brasilien nothwendig, als für irgend ein andres Land. Unter seinen Provinzen, von deren Ausdehnung die Rede war, sind einige durch ihre Entfernung von der Hauptstadt und die Mangelhaftigkeit der Verbindungsstraßen ganz der directen Einwirkung der Centralregierung entzogen. Das einzige Mittel, dort eine politische Organisation zu schaffen und die Idee einer Absonderung vom Ganzen fern zu halten, war, ihnen ein selbstständiges eigenes Leben zu geben.

Der letzte Artikel der Verfassung 179 ist eine „Erklärung der Rechte", gewiß die vollständigste und wenigst metaphysische Aufzeichnung bürgerlicher Grundrechte. Folgendes sind die Hauptbestimmungen:

§. 1. Kein Bürger ist verpflichtet etwas zu thun oder etwas zu lassen, außer Kraft eines Gesetzes.

§. 3. Kein Gesetz darf rückwirkende Kraft haben.

§. 4. Jeder kann seine Gedanken durch Wort, Schrift und Veröffentlichung in der Presse ohne Censur mittheilen und ist nur für solchen Mißbrauch dieses Rechtes verantwortlich, den das Gesetz bestimmt.

§. 5. Niemand kann aus Rücksichten der Religion verfolgt werden, wenn er die Staatsreligion respectirt und der öffentlichen Sittlichkeit keinen Anstoß gibt.

§. 6. Jeder kann nach Belieben im Reiche bleiben oder dasselbe verlassen und seine Habe mit sich nehmen, wenn er nur die polizeilichen Vorschriften beobachtet und keine Rechte dritter verletzt (z. B. sich seiner Schuldverbindlichkeit durch Flucht entzieht).

§. 7. Jeder Bürger hat in seinem Hause ein unverletzliches Asyl. Bei Nacht darf niemand ohne seine Einwilligung bei ihm eintreten, außer im Falle einer Feuersbrunst oder Ueberschwemmung und bei Tage nur in solchen Fällen, die das Gesetz bestimmt.

§. 8. Niemand darf verhaftet werden, ohne daß sein Vergehen constatirt ist, ausgenommen in den gesetzlich bestimmten Fällen, und in diesen soll der Richter dem Schuldigen binnen 24 Stunden in Städten oder vom Sitz der Justiz nicht entfernten Orten, und in den entferntern Orten in einem ange-

messenen Zeitraum, der näher zu bestimmen ist, den Grund seiner Verhaftung angeben.

§. 9. Selbst wenn das Vergehen constatirt ist, soll der Schuldige in gewissen vom Gesetz bestimmten Fällen nicht verhaftet werden, wenn er bereit ist, eine genügende Caution zu stellen. Im Allgemeinen soll eine solche angenommen werden, wenn die Strafe für das Vergehen nicht 16 Monat Gefängniß oder Ausweisung aus einem bestimmten District übersteigt.

§. 10. Mit Ausnahme der Ergreifung auf handhafter That kann kein Gefängniß ohne einen von der competenten Behörde gezeichneten Verhaftsbefehl verhängt werden.

§. 11. Niemand darf von einer andern als der zuständigen Behörde verurtheilt werden und nur Kraft eines Gesetzes und in der rechtlich vorgeschriebenen Weise.

§. 13. Das Gesetz ist für alle gleich, sei es daß es schütze oder strafe.

§. 14. Jeder Bürger wird zu allen öffentlichen Aemtern zugelassen.

§. 15. Niemand ist davon ausgenommen, zu den Staatsausgaben nach seinem Vermögen beizutragen.

§. 16. Alle Privilegien sind und bleiben abgeschafft, die nicht wesentlich durch öffentliche Rücksichten für Staatsämter gefordert werden.

§. 20. Die Strafe kann nicht über die Person des Schuldigen hinausgehen, es gibt keine Vermögensconfiscation, die Infamie trifft keinen Verwandten des Schuldigen in irgend einer Weise.

§. 24. Keine Art von Arbeit, Cultur, Gewerbe oder Handel darf verboten werden, wenn sie den Sitten, der Sicherheit und der Gesundheit der Bürger nicht zuwider ist.

§. 27. Das Briefgeheimniß ist unverletzlich.

§. 29. Die öffentlichen Beamten sind streng für Mißbrauch und Unterlassungen bei Ausübung ihrer Gewalt verantwortlich, wenn sie ihre Unterbeamten nicht wirksam für solche verantwortlich gemacht haben.

§. 30. Das Petitionsrecht ist unbeschränkt.

§. 32. Der Elementarunterricht ist für alle Bürger unentgeltlich.

§. 34. Die verfassungsmäßigen Gewalten können die Verfassung, so weit sie sich auf die vorstehenden bürgerlichen Rechte der Individuen bezieht, nicht aufheben, ausgenommen wenn es sich um einen Aufstand oder einen Einfall des Feindes in das Reich handelt.

Wenn solche Institutionen einem Volke durch dreißigjährige Praxis theuer geworden sind, so bieten sie den weitesten Spielraum zu einer segensreichen Entwicklung. Aber welche Mühe hat es gekostet, die innern Zustände zu befestigen, welche durch das despotische Colonialregiment, den Unabhängigkeitskrieg und die Wirren der Regentschaft in die tiefste Zerrüttung gerathen waren.

Als Brasiliens Unabhängigkeit anerkannt ward, mußte es eine Schuld von 1 Mill. Pfd. St. von Portugal übernehmen, das Land war mit einem entwertheten Papiergeld überschwemmt, es hatte keine zuverlässige Beamten. Langsam hat es sich aus dieser schlimmen Lage emporgearbeitet und immer hat es seine Verbindlichkeiten pünktlich erfüllt, infolge dessen erhielten sich während des letzten Krieges, als alle Papiere fielen, die brasilianischen 5 procentigen auf dem londoner Markt über Pari. Die auswärtige Schuld Brasiliens verringert sich alle Jahre durch Tilgung, am 7. März 1853 betrug sie 6,000,000 Pfd. St., im December 1855 5,635,900 Pfd. St. Das letzte Anlehen wurde trotz der ungünstigen Umstände des orientalischen Krieges 4½ procentig zu 95 geschlossen. Die innere Schuld beträgt ca. 183 Mill. Frcs. außer dem zinslosen Papiergeld, das jetzt allmälig von der Bank eingezogen wird. — Das Zutrauen, das Brasilien bei seinen Gläubigern genießt, ist wohl begründet, einmal durch die Gewissenhaftigkeit der kaiserlichen Regierung in ihren Zahlungen und andrerseits durch den gewaltigen Aufschwung der Wohlfahrt des Reiches, der sich namentlich in dem raschen Steigen seiner Einnahmen zeigt. Dieselben betrugen in der brasilianischen Münze (der Conto de reis = 333⅓ Frcs.) 1847—48: 24,732. 1849—50: 28,000. 1851—52: 35,809. 1852—53: 36,394. 1854—55: 35,596 Contos. Für 1857—58 sind sie sehr mäßig auf 35,450 Contos angeschlagen. — Eine Hauptquelle der brasilianischen Finanzen sind die Eingangszölle, 1836—37 ergaben sie 7826 Contos, 1853—54: 23,521 C. der Betrag der Einfuhr hat sich also verdreifacht und die jährliche durchschnittliche Steigerung war 10,7%, der Betrag der Ausfuhrzölle stieg im Jahresdurchschnitt um 4,35%. In dem Specialbudget der Provinz Rio de Janeiro von 1847—48 ergab der Ausgangszoll von 5% auf Kaffee: 1,764,000 Frcs., während er auf 4% herabgesetzt für das Jahr 1856—57 mit 3,240,000 Frcs. veranschlagt ist, in acht Jahren hat sich also die Einnahme fast verdoppelt, obwol die Abgabe um ⅕ herabgesetzt ist. Nichtsdestoweniger sind die Finanzkräfte Brasiliens noch immer für ein so großes Reich sehr beschränkt, seine Einkünfte belaufen sich auf ca. 130 Mill. Frcs., wovon 100 Mill. auf das Generalbudget, 30 Mill. auf die Provinzialbudgets kommen. Ueberall herrscht in den Ausgaben große Sparsamkeit, die Civilliste des kaiserlichen Hauses beträgt nur 3,249,000 Frcs., das Budget des Finanzministeriums beläuft sich 1856—57 auf 29½ Mill. Frcs., das der Marine auf 13½ Mill. u. s. w. Das Heer ist nicht zahlreich, etwa 20,000 M. ohne die Nationalgarde, welche regelmäßig organisirt und leicht zu mobilisiren ist. Die Flotte besteht aus 34 Segelschiffen und 13 Dampfern, sie soll noch ansehnlich vermehrt werden; bei den südamerikanischen Verhältnissen ist diese Kriegsmacht imposant, sie soll Brasilien nur gegen seine unruhigen Nachbaren schützen und hat sich dafür bewährt, übrigens verfolgt die kaiserliche Regierung

eine wesentlich friedliche und commercielle Politik; die Eroberungsgedanken, die man ihr unterstellt, sind unbegründet und durch die Ereignisse widerlegt, seit dem unglücklichen Kriege Dom Pedro I. hat Brasilien keine Vergrößerung gewollt, es hat nur zu den Waffen gegriffen, als es von den angrenzenden Republiken aufs äußerste bedroht war. 1852, als Rosas Schreckensregiment die Sicherheit seiner Grenzprovinzen bedrohte, verband es sich mit den andern Südstaaten und stürzte durch die Schlacht von Monte-Caceres den Dictator, dann zog es sich zurück und ein neuer Vertrag erkannte die Unabhängigkeit Uruguays an. 1854 rückten noch einmal brasilianische Truppen auf dringendes Ersuchen des Präsidenten Flores und infolge einer Clausel, die Brasilien verpflichtete, Beistand zur Aufrechthaltung der rechtmäßigen Regierung zu leisten, in das Gebiet der Banda Oriental ein. Dies Corps hat Gewehr im Arm einer neuen Revolution zugesehen; da es dem Präsidenten Flores in seinen offenbar verfassungswidrigen Maßregeln nicht beistehen konnte, beschränkte es sich darauf, die öffentliche Ruhe aufrecht zu halten. Am 15. December 1855 räumten die Truppen das Gebiet von Uruguay wieder. Großen Mächten gegenüber ist das Benehmen der brasilianischen Regierung stets würdig gewesen, sie hat nicht aufgehört, gegen die willkürlichen Maßregeln Englands zu protestiren, welches durch die Bill Aberdeen das Durchsuchungsrecht der Schiffe, um den Sklavenhandel zu hindern, aufs äußerste trieb und die Verfolgung verdächtiger Schiffe bis ins Küstenmeer, ja bis auf die Küste selbst autorisirte; Brasilien hat die englische Regierung dadurch beschämt, daß es selbst den Sklavenhandel so energisch unterdrückte, daß ihr der Vorwand fehlte, das Durchsuchungsrecht noch weiter zu üben. Als die entartete Demokratie der Vereinigten Staaten durch die Convention von Memphis 1853 Brasilien zwingen wollte, dem Cabinet von Washington den Amazonenstrom zu überliefern, fand der amerikanische Gesandte eine so würdige, aber fest ablehnende Antwort in Rio de Janeiro, daß er für gut fand, seine Forderungen in aller Stille zurückzuziehen.

Die Eroberung, die Brasilien zu vollbringen hat, ist die seines eignen Gebietes, dies muß der Cultur gewonnen werden. Es muß seine schönsten Ströme schiffbar machen, es muß das Innere mit der Küste durch Fahrstraßen verbinden und der Welt das fast noch verschlossene geheimnißreiche Buch des Binnenlandes von Südamerika eröffnen. Die Sklaverei ist sehr milde in Brasilien und nimmt ab, daher ist die Colonisation seine wichtigste Angelegenheit, die Gesetze, welche die Fremden noch nachtheilig stellen, müssen aufgehoben und der Einwandrung aller mögliche Vorschub geleistet werden. Einige Eisenbahnen sind in Angriff genommen, die Provinzialversammlungen beschäftigen sich eifrig mit dem Wegebau. Was vor allem für die rasch fortschreitende Entwicklung Brasiliens spricht und wieder sehr zu ihr beiträgt, sind die schnell

sich mehrenden Dampfschifffahrtsverbindungen mit Europa. 1850 begann die erste Linie zwischen Rio und Southampton ihre Fahrten, jetzt sind acht Linien in Thätigkeit, zwei neue treten mit dem Anfang nächsten Jahres zwischen Rio und Hamburg ins Leben. Die Ausfuhr und Einfuhr Brasiliens betrug 1854—55 nach dem letzten Finanzbericht:

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| Nach Großbritannien | 29,274 | Contos. | Von Großbritannien | 45,450 | Contos. |
| Nach Frankreich | 8,172 | „ | Von Frankreich | 9,978 | „ |
| Nach den Vereinigten Staaten | 23,807 | „ | Von den Vereinigten Staaten | 6,994 | „ |
| Nach den Hansestädten | 6,675 | „ | Von Portugal | 6,468 | „ |
| Nach Portugal | 4,649 | „ | Von den Hansestädten | 4,884 | „ |

u. s. w.

Die Ausfuhr nach Hamburg allein betrug über 16 Mill. Mrk. Bco. Der Gesammteindruck, den das reybaudsche interessante Buch macht, ist ein erfreulicher, wir sehen einen Staat, der mit seiner Verfassungsform zufrieden unter einem verehrten Monarchen und patriotischen einsichtigen Ministern mächtig vorwärts strebt. Brasilien gewinnt durch die Colonisation sowol als durch Abnahme unsrer Industrieerzeugnisse eine immer steigende Wichtigkeit für Deutschland, das sich mit den Zuständen des südamerikanischen Kaiserreiches bekannt machen sollte. Wir freuen uns daher zu sehen, daß eine deutsche Uebersetzung des trefflichen Werkes angekündigt ist.

---

## England und seine deutschen Correspondenten.

Während in Deutschland eine kleine Partei von sehr zweifelhafter Bildung und entschiedener Unfähigkeit mit liberaler Verachtung auf die Constitutionellen hinabsieht, und England als einen in Verwesung begriffenen Staatskörper betrachtet, tauchen in neuester Zeit in Frankreich und Amerika Schriften auf, welche die Tendenz an der Stirne tragen, ihren Landsleuten die politischen Zustände Englands als nachahmungswerthes Muster zu empfehlen. Von den Unsrigen lesen viele (von der Junkerpartei hier gar nicht zu reden) die Berichte einiger mißvergnügter deutscher Correspondenten aus London mit sichtbarem Wohlbehagen. Es ist das Wohlbehagen der Gedankenscheu. Der Philister wiederholt am liebsten, was alle Welt sagt, der Philister höherer Gattung liebt das Ungewöhnliche. Aus dieser Classe recrutiren sich die abenteuerlichen Religionssekten, die abstrusesten politischen Systeme.

Die deutschen Correspondenten, welche beflissen sind, ihren Lesern eine gründliche Verachtung gegen England beizubringen, sind aus urquhartischem

Spleen und Flüchtlingsverdruß zusammengesetzt. Es fehlt ihnen der Großvaterstuhl der heimathlichen Stube, es fehlen die Eltern, Geschwister und Freunde, kein Mensch kennt sie, kein Mensch sucht sie; in den öffentlichen Locales ist keine Geselligkeit; bessere Kreise erschließen sich nur besseren Empfehlungen; das londoner Klima ist schändlich; englisches Bier macht das Blut schwer; das Leben ist theuer; auf eine gewisse Berühmtheit, wie man sie, Dank einer mittelmäßigen Novelle, in der kleinen Heimathsstadt vor Jahren errungen hatte, ist keine Aussicht; auf eine Aenderung der Verhältnisse auch keine — — man muß es daher natürlich finden, wenn der fremde Journalist mürrisch, hypochondrisch, gallig wird, wenn ihm das Leben hier ein Greuel, England trotz seines grünen Rasens und seiner persönlichen Freiheit eine Hölle auf Erden ist. Es flanirt sich nicht angenehm in einer Stadt, die ganz und gar dem Erwerb gewidmet ist, und kein Mensch ist so sehr Freiheitsschwärmer, daß er sich mit dem Gedanken an die Habeas Corpusacte über ein schlechtes Mittagsmahl oder einen langweiligen Tischnachbar trösten könnte. Ein Flüchtling, der den Händen der Polizei glücklich entronnen, in Dover landet, küßt begeistert die gastliche Scholle, wo der Mensch seine Meinung frei bekennen darf. Unbillig freilich wäre es, von demselben Flüchtling zu verlangen, er müsse sein Leben lang das Puppenspiel der Hochkirche, die Perücke des Lordkanzlers und die Füße der Engländerinnen schön finden, weil ihn die Polizei nicht ohne weiteres ins Loch sperren kann. Kein vernünftiger Mensch fordert Vergötterung einer Schöpfung, aber von vernünftigen Menschen hat man ein Recht zu fordern, daß sie ihre individuellen Mißstimmungen nach Möglichkeit bei Seite legen, wenn sie über ein Land und seine Institutionen Vorträge halten. Das thun bekannte Correspondenten aus England nicht.

Der in London lebende deutsche Journalist kann seine Verstimmung nur auf zwei Wegen äußern. Entweder er stürzt sich in die Themse, wo sie am schmuzigsten ist. Aber davon kann man nicht leben. Nun wol, so wird er ein Schüler Urquharts. Dadurch ist seine physische Hypochondrie physisch ergänzt; von nun an hat er einen Parteistandpunkt; er gehört einer politischen Fraction an, allerdings blos einer specifisch englischen und zwar einer winzig kleinen. Dafür wird ihm eine Ehre zu Theil, die ihn stuzig machen sollte — die Ehre, von allen reactionären Blättern Deutschlands nachgedruckt zu werden. Das geschieht allerdings zunächst wider seinen Willen. Aber es gibt Menschen, die einen schmählichen Tod in der Oeffentlichkeit, selbst am Galgen, einem glückseligen, ungekannten Leben in der Wüste vorziehn.

Wird jemand in die Schule Urquharts aufgenommen, so übernimmt er die Verpflichtung: Lord Palmerston so oft, und weit öfter noch, als es sich mit der Geduld seiner Leser verträgt, des Hochverraths zu bezüchtigen. Im Uebrigen hat er ziemlich freie Hand.

Die Verpflichtung also ist: dreihundertmal im Jahre (am Sonntag ist die englische Post geschlossen) zu schreiben, daß Lord Palmerston seit dreißig Jahren und darüber mit Bewußtsein für Rußland arbeite (siehe Blaubücher), daß er von der Fürstin Lieven dafür baar bezahlt wurde (siehe Urquhart), daß er Englands Handel und Flotte zu Grunde richtete, um Rußland zu bereichern (siehe den Beweis in der furchtbaren Flottenliste und den großartigen englischen Handelsausweisen der letzten Jahre), daß er endlich der Gesetzlosigkeit im Innern Thür und Thor geöffnet habe (vide common law). — —

Das englische Volk hat sich von jeher in Extremen gefallen. Seine abenteuerlichen Sprünge von den heißesten Ausschweifungen in den eiskalten Puritanismus, von der lächerlichsten Prüderie in die widerwärtigste Ausgelassenheit geschahen Jahrhunderte lang plötzlich und mit peinlicher Energie. Es hat vieler Jahre bedurft, bis sie den Weg der Mitte fanden, und viele behaupten, daß sie ihn bis auf den heutigen Tag noch immer vergebens suchen. Leichtfüßige Kumpane und Weinreisende, die einen kurzen Ausflug nach London machen, erzählen ihren Kameraden zu Hause auffallende Geschichten von der haarsträubenden Prüderie englischer Frauen, dafür bewirthet sie der Kamerad, den mittlerweile sein guter Stern nach Paris geführt hatte, mit lustigen Abenteuern, deren Held er nebst einem Dutzend der reizendsten Französinnen gewesen war. Der erstere hatte keinen Fuß auf die Schwelle eines ordentlichen englischen Hauses gesetzt, und dem andern ging es gradeso in Paris. Wer dagegen die französische Hauptstadt genauer kennt, weiß, daß die Frauen anständiger Häuser daselbst ebenso honett sind, wie die andrer Länder, und der Fremde, der mit englischen Familien Umgang hat, wundert sich schon beim ersten warmen Händedruck des Empfangs von Frauen- und Mädchenhand, wo denn die verschrieene Prüderie der Engländerinnen stecke. Aber einer folgt dem andern nach und oberflächliche Urtheile verschleppen sich viel leichter, als Scharlach und Blattern. —

Wenn der gebildete Engländer gemessener im Ausdrucke ist, als der Franzose, so rechnen wir dies seinem Gefühl zur Ehre an. Daß seine neuere Literatur keuscher ist, als die seiner Nachbarn, daß seine neuen Romanschreiber ihre Stoffe nicht lediglich aus der sogenannten demi-monde nehmen, die hier am Ende grade wie drüben ihre Vertreterinnen hat, dafür wissen ihm alle ordentlichen Mütter Deutschlands Dank, die ihren Töchtern einen bildenden Roman des Auslands in die Hand geben wollen. Und ob das Vaudeville eine Nation wirklich der Gottähnlichkeit näher bringt als die Bibel, bleibt noch zu beweisen. —

Es wird behauptet, der Engländer gehe in die Kirche, weil es so Mode ist, weils der Nachbar thut. Zugegeben — obwol es immer einen Mangel an Bildung verräth, wenn jemand über eine ganze Nation, sie heiße britisch,

ruſſiſch oder walachiſch, ſo vornehm von oben herab den Stab bricht — aber das in die Kirche Gehen iſt doch noch lange nicht die unſittlichſte aller Moden, und an dem häufigen Beſuch der Vesper iſt noch kein Volk geſtorben.

Es werden heutzutage in einigen deutſchen Correſpondenzen aus London noch viel ſchlimmere Dinge von England behauptet. Das Volk ſei verrottet, das Parlament an die Regierung verkauft, der Premier ſeit 30 Jahren Rußland verſchrieben, der Bürgerſtand verdummt, der Arbeiter verthiert, die geſammte Preſſe käuflich, die Sittſamkeit bloße Heuchelei, der Verkehr zumeiſt Schwindel, die Gerechtigkeit feil, die Oeffentlichkeit eine Lüge, der Adel ein Ausbund von Gemeinheit. Daß England unter ſolchen Verhältniſſen nur drei Tage als Staat fortbeſtehen kann, iſt in der That ein Räthſel; daß dabei ſeine öffentlichen Anſtalten, Induſtrieunternehmungen, Handelsflotten und Reichthümer ſich mehren, ſeine Sitten ſich verfeinern, und blos der Drang nach Reformen, nicht aber die Sucht nach einer großen Revolution ſich bemerkbar macht, iſt ein noch größeres. Das größte Räthſel aber iſt, wie es jene Catone unter den deutſchen Correſpondenten in dieſem unglückſeligen Lande aushalten. Bei ſolchen Anſchauungen vom Land und ſeinen Bewohnern wäre es doch ein Herzensbedürfniß, ſollte man doch meinen — mit Gefahr des Lebens nach Amerika, oder auf einem geborſtenen Maſt zu irgend einem überſeeiſchen Urvolke zu ſchwimmen. Die höhere Civiliſation unſeres Welttheils iſt ja nackte Lüge, Phraſe, Heuchelei!

Zwar anderwärts ſolls noch viel ſchlimmer ſein; in Mitteleuropa allgemeinere Bildung, aber noch weniger Freiheit, in Amerika kaum größere Freiheit, dafür entſetzliche Rohheit. Aber Vergleiche werden von jenen Berichterſtattern über England im Ganzen ſorgfältig vermieden, obwol jedem vernünftigen Urtheil über den Werth eines Dinges ein Vergleich mit einem andern Dinge zu Grunde liegen ſollte, zumal wo es ſich um Urtheile über einen Staat handelt, wobei der Richtung der Zeit, den hochangeſchwollenen Bedürfniſſen der Individuen, dem Ehrgeiz der Stände, den Leidenſchaften der Führer, der Einfalt der Maſſe, und vor allem den politiſchen Zuſtänden der übrigen Welt billige Rechnung getragen werden müßte. Solche Vergleiche ſcheuen jene Berichterſtatter zumeiſt, weil ſie fürchten müſſen, dadurch mit dem lecken Nachen ihrer Beweisgründe auf gefährliche Sandbänke aufzulaufen. Und doch nennen ſie ſich gern „Hiſtoriker!“ Sie ſchöpfen ja aus „erſten Quellen“.

Hier ſind wir auf ein kurzweiliges Thema gerathen. Ernſte Gelehrte verſchmähten es nie, die Forſchungen anderer Gelehrten zum Ausgangspunkt weiterer Unterſuchungen zu machen; dieſe modernen Journaliſten aber erholen ſich bei jeder Frage im Mittelpunkt der Erde Rath. Sie ſteigen zu den Blaubüchern, zum Portfolio ja bis zu Ghillanys diplomatiſchem Handbuch hinab; aber Macaulay, Hallam, Mackintosh, Mahon, Pitt, Fox, Burke ſind ihnen

Engländer, folglich Lügner und parteiisch; die Franzosen, von Montesquieu bis auf Montalembert nur Träumer; und unsere großen neueren deutschen Historiker, der Stolz unserer Nation, schilt man verächtlich die Gelehrten des Constitutionalismus, mythologische Politiker, deren Forschungen viel zu seicht seien, um von der gelehrten Journalistik Beachtung zu verdienen.

„Erste Quellen" sind ferner Stadtklatsch, der immer leichter zu hören als zu sichten ist. Solide Leute sollten dergleichen sehr behutsam benutzen, namentlich wenn sie daraus Urtheile über Völker schnitzen. Die junge Miß Norton ist mit dem Hauskaplan durchgegangen, — folglich werden die armen Constitutionellen in Deutschland eingestehen müssen, daß die englische Frömmigkeit und Sittsamkeit blos in ihren Köpfen spukt. Einige Herzoginnen borgen einander Schmucksachen, und bezahlen einander dafür baar 10 Pfd. St. per Abend — folglich ist der Reichthum der englischen Aristokratie eine Erfindung mythologischer Politiker; Lord Palmerston hat ein paar englische Meilen im Galopp zurückgelegt — das ist eine Erfindung des Einpeitschers; General Williams hat Lord Clarendon nicht des Verraths an Kars bezüchtiget, was man prophezeit hatte, — ergo ist auch er ein Schuft; Mr. Anstey hat eine Regierungsanstellung in Hongkong, und Mr. B. in Jamaica und Mr. C. in Honolulu erhalten, rein deshalb, damit Lord Palmerston ungestört für Rußland weiter arbeiten könne u. s. w. Wie wärs denn, wenn er den ihm feindlichen Correspondenten deutscher Blätter ebenfalls ein kleines Consulat anböte! Bis jetzt scheint er dies nicht gewagt zu haben; er, der doch zwei Drittheile des Unterhauses mit Gold und Stellen geködert hat, er, der selbst das Gold der Fürstin Lieven einsteckte, wagte doch nicht, einem deutschen Journalisten englische Sovereigns anzubieten! dahinter steckt entweder russischer Einfluß, oder — sollte es wol gar Gleichgiltigkeit sein? Es wäre Zeit, daß sich Urquhart über diesen Gegenstand vernehmen ließe. Was er sagt, das sagen seine deutschen Schüler jederzeit ordnungsgemäß nach. Doch nein — — Eine seiner Tollheiten haben sie doch nicht wiederholt: daß der Prinz Adalbert von Preußen von Petersburg, über Charlottenburg die Weisung erhalten hatte, sich von den Riffpiraten verwunden zu lassen, damit England sich in einen Krieg mit Afrika verwickele, wodurch es in Streit mit Frankreich in Europa geriethe, worauf Rußland in Asien freies Spiel bekäme, worüber Amerika sehr heiter gestimmt würde. Diese Philosophie war selbst den deutschen Echos zu spitz, und sie verschwiegen des Meisters herrlichsten Gedanken. —

Wir gehören nicht zu den Bewunderern Lord Palmerstons. England wird er weder centralisiren noch russificiren, aber Charaktere seiner Art wären nie im Stande gewesen, es auf seinen jetzigen hohen Standpunkt zu erheben. Und sehr imponirend mußte diese Höhe sein, um nicht infolge des Leichtsinns, den der Lord zu wiederholten Malen entwickelte, rasch zusammenzubrechen.

Er hat oft Gelegenheit gehabt, die Welt von seinem scharfen staatsmännischen Blicke zu überzeugen — wir erinnern hier nur an seine frühzeitige Auffassung des französischen Staatsstreiches, — noch öfter jedoch griff er mit leichtsinniger Hand in Ereignisse ein, die sich ohne sein Zuthun ruhig abgewickelt hätten, verletzte eine Regierung nach der andern, um später entschuldigend auszuweichen, war brutal gegen kleine Staaten, um von den großen manche derbe Zurechtweisung seines Vorwitzes hinzunehmen, verpfändete unmittelbar und mittelbar Englands Wort mit dem vollen Bewußtsein, es nie einlösen zu können, kokettirte mit Gevatter Schneider und Handschuhmacher in einer nicht immer ehrenvollen Weise, und brachte durch seine Politik, die oft nicht weiser als für den nächsten Tag sorgte, und durch sein ewiges Drohen, dem die That nicht auf dem Fuß folgte, England durch lauter kleinliche, meist verunglückte Schachzüge um ein gut Theil seines gewaltigen Ansehens, dessen es sich unter allen Staaten der Welt nach dem Falle des ersten Napoleon in erster Reihe zu rühmen hatte. Das ist seine größte Sünde. Sie ist das Gesammtresultat aller seiner großen und kleinen Mißgriffe. Durch sie leidet, traurig genug, nicht England allein.

Urquhart verdient von seinem Vaterlande Anerkennung, daß er sich durch das Geschrei der Menge nicht abschrecken ließ, ihrem Abgott ein Stück seiner Wolkenhülle wegzureißen. Schade nur, daß er zu Extremen verleitet wurde. Urquhart sieht zu Palmerston hinauf, oder wenn man lieber will, hinab, wie zu einem allmächtigen, geheimnißvoll waltenden, alles berechnenden, Europa ordnenden gigantischen Dämon, der nur eine Macht über sich erkennt — — nicht Gott, auch nicht den Tod, auch nicht die Leidenschaft, nein, nur Rußland, dem er England stückweise zum Opfer bringt. Weshalb? das fragt man selbst Urquhart vergebens. Und weil er eine so ungemessen hohe Meinung von Sr. Lordschaft diabolischer Begabung hat, bürdet er Sr. Lordschaft alle und jede Schuld auf, für alles und jedes, was in allen Ecken der bewohnten Welt geschieht.

Das ist offenbarer Wahnsinn, aber wenigstens ein consequenter. Seine Schüler sind kleinlicher. Das führt ängstlich über jedes Wort Register. Lord Palmerston hat vorgestern gesagt, die Depesche von Crampton sei noch nicht angekommen, somit könne er darüber keine Mittheilung machen. Lord Clarendon hat dagegen gestern unvorsichtigerweise ausgeschwatzt, besagte Depesche sei schon vorgestern angelangt. Hurrah! rufen die Schüler — merkwürdige Enthüllung! Rechtfertigung unserer Behauptungen! Zermalmung aller Gothaer! Ein englischer Minister hat gelogen! Wer sagt noch, daß die englische Verfassung doppelt so schön ist wie alle Schöpfungen Gottes zusammengenommen? — Aber dergleichen Unsinn zu behaupten ist unsern heimischen Parteigenossen ja nie eingefallen. Und was die angebliche Lüge Lord Palmerstons anbe-

langt, so ist es sehr sentimental, um nicht zu sagen lächerlich, einem Minister dergleichen alltägliche Ausflüchte als Verbrechen vorzurechnen. Sokrates selbst, der Edle, ließ einmal durch seinen Bedienten einem Fremden sagen, er sei nicht zu Hause, während er in Wahrheit mit seinen Freunden philosophirte. Ist ihnen dergleichen nicht selbst schon passirt?

Mehr als blos geschwächt, ja gradezu lächerlich werden diese Anklagen, wenn man seit Jahren immer wieder von jenen Politikern die Versicherung hört, daß nicht blos Lord Palmerston, sondern alle englischen Staatsmänner, Reformer und Philantropen durch die Bank Verräther, Quacksalber und Heuchler sind. Man wird kaum einen einzigen öffentlichen Charakter im ganzen britischen Reiche zu nennen wissen, der von ihnen nicht in den Koth getreten worden wäre: Derby und Disraeli mit ihrer ganzen Partei; Newcastle, Gladstone und die kleine Heerschar der Peeliten; Cobden, Bright und die Manchesterschule; Roebuck, Layard und alle jene, die nie Regierungsämter bekleideten; Lord John Russell und die Whigs mehr noch als die übrigen. Nicht etwa daß sie sich begnügt hätten, die öffentlichen Charaktere des Landes als schwach und ihrer Aufgabe nicht gewachsen darzustellen, in dieser Beziehung bleibt einer besonnenen Kritik gewaltiger Spielraum —, nein, es sind ihrem Dafürhalten nach alle ohne Ausnahme ganz erbärmliche kleine Schufte, die England und ihre Ueberzeugung an den Meistbietenden verkaufen, Leute ohne Gewissen, ohne Skrupel, ohne Ehre, ohne Gesinnung, ohne Patriotismus. Solche allgemeine Verdammungsurtheile tragen ihre eigne Verdammniß an der Stirn. Der Stempel der Parteilichkeit, der ihnen aufgedrückt ist, macht sie nicht gefährlich. Wie Lumpensammler, die im Kehricht stöbern, so suchen sie in den Polizeiberichten nach schmuzigen Geschichtchen. Aus diesen wird das gemacht, was sie ihrem Publicum als unparteiischen Bericht englischer Zustände verkaufen. Skandal ist Trumpf. Auf die Quelle wird nicht geachtet. Und daß es in einem Lande der Oeffentlichkeit an Quellen aller Art nicht fehlt, ist begreiflich.

Aber es gibt keine Oeffentlichkeit, es gibt keine freie Presse in diesem corrupten Lande — — das ist wieder eins ihrer Dogmen. Schrieb doch einer dieser Herren an das größte politische Blatt Deutschlands mit großer Emphase folgenden Unsinn: Man sagt, es gebe in England eine freie Presse. Wir leugnen es. Kein einziges von den großen Journalen bringt die Rede, die der Chartist Ernest Jones vorgestern gehalten hat, keines nimmt Notiz davon. Da spreche einer noch von Oeffentlichkeit und Preßfreiheit! — — Höchst komisch fürwahr! Bisher hatte die Welt, wenn wir nicht irren, geglaubt, Preßfreiheit bestehe darin, daß jeder drucken dürfe, was ihm beliebt, nicht aber daß jedes Blatt drucken müsse, was einem andern zu sagen beliebt, selbst wenn es seiner Politik besser paßte, darüber zu schweigen.

Vorwürfe vom Werth der obigen besitzen diese Herren Politiker in rei-

zender Auswahl. Zum Beispiel: Es gibt keine öffentliche Meinung in England; und wenn es eine gibt, wird sie von der Regierung fabricirt. Das ist ziemlich analog der Behauptung jenes Irländers, der angeklagt war, seinem Nachbar einen geborgten Krug nicht zurückgegeben zu haben. — Den Krug — sagte Paddy vor dem Richter aus — den Krug, von dem die Rede ist, hab ich mein Lebtag nicht geborgt; und dann hab ich ihn dem O'Meagher längst zurückgegeben; und vor allem kann ich darauf schwören, daß der O'Meagher gar nie einen solchen Krug besessen hat.

Ein anderes Dogma der Schule ist: Der civilisirende Einfluß Englands ist leere Phrase; überhaupt haben wir Bürger dieses Jahrhunderts kein Recht, von gesteigerter Civilisation zu sprechen. — Wir unserseits nennen es einen Fortschritt, wenn England seine Eisenbahnen und Geschwornengerichte nach Indien, dem Cap und Australien verpflanzt, wenn es in Hindostan die Tortur abschafft, wenn es zu Hause seine Schulen verbessert; und es möge uns gestattet sein, bescheidenes Vergnügen daran zu finden, daß in unserem Jahrhunderte dem Handel mit afrikanischen Menschenfleisch gesteuert wird, daß wir keine runzligen Weiber mehr als Hexen rösten, daß die indischen Witwen nicht mehr die barbarische Verpflichtung haben sollen, sich lebendig zu verbrennen, daß unsere verachtete Civilisation selbst den Krieg menschlicher gemacht hat, und daß man den Schriftstellern, die gegen Kirche und Staat sprechen, nicht mehr die Ohren abschneidet, von anderen neuen Annehmlichkeiten des irdischen Lebens, als da sind: Telegraphen, Photographien, Bibliotheken, Kunstsammlungen u. s. w. gar nicht zu reden. Es muß freilich zugegeben werden, daß noch wacker gestohlen, geraubt und geprügelt wird, daß zur Zeit der vierzehnten ägyptischen Dynastie kein einziger Eisenbahnsecretär Actien gefälscht, daß Mutter Eva keine falschen Diamanten trug, sondern allein wegen eines einfachen Feigenblattes in den Ruf kam, eine putzsüchtige Kokette zu sein, daß unter Salmanassar keine Bestechung bei Parlamentswahlen geduldet wurde, und daß Aspasia möglicherweise reizender war als die Fürstin Lieven. Doch was nützt das Bedauern? Wir können mit dem besten Willen nicht antik werden. Die „Verrostung" die man uns vorwirft, wird vielleicht nach tausend und abertausend Jahren von unseren noch tiefer gesunkenen Enkeln als aerugo nobilis geschätzt. Vor den Lobrednern alter Zeiten warnt schon Horaz, weil sie langweilig und unersprießlich sind.

Wenn Beweise so wohlfeil wären wie Behauptungen, stünde es mit der Wahrheit wahrscheinlich besser in der Welt. Es schreibt sich so leicht in die Welt hinein: „Die Times hat die Weisung erhalten", oder „Daily News sind von der Regierung ausschließlich begünstigt worden um u. s. w.", oder Chronicle hat „Ordre", oder gar Punch hat „Ordre" erhalten, dieses oder jenes zu schreiben. Es ist kaum ein englisches Journal, von dem jene Ge-

lehrten der Journalistik nicht erzählt hätten, daß es bestochen sei, aber die Beweise sind sie schuldig geblieben, während sie doch sonst in verdienstlicher Weise auf juridische Präcision ein großes Gewicht legen, und so weit gehen, den russischen (wahrscheinlich auch den trojanischen) Krieg nicht als Krieg anzuerkennen, weil die Kriegserklärung nicht correct genug formulirt war.

Die Organe der Regierung kennt jeder Zeitungsleser, und die schmuzige Geschichte Birch-Clarendon ist von der englischen Presse breit genug erzählt worden. Wozu demnach fortwährend Anschuldigungen ohne Beweise vorbringen, und andere verdächtigen, um sich mit dem Glorienschein der Gedankentiefe zu umgeben? Auf jeden Journalisten ist eine Einwirkung möglich, sie ist möglich auf jeden Menschen. Bringt Einen mit einem Manne zusammen, der ihm durch das Gewicht seiner Stellung im Staate oder durch die Ueberlegenheit seines Geistes imponirt, so wird er sich von dessen Einfluß schwerlich ganz frei erhalten, vorausgesetzt, daß er ihm mit tiefgewurzeltem Mißtrauen, oder mit den allerentgegengesetztesten Ansichten gegenübertrat. Man wird beeinflußt durch die Ueberlegenheit eines anderen; man eignet sich mehr oder weniger die Anschauungsweise derer an, mit denen man in Berührung kommt, das liegt in der Natur eines jeden Menschen. Wenn Diplomaten — russische, englische oder japanesische — diese Eigenthümlichkeit der Menschennatur benutzen, und wenn sie können, auch die Schwächen eines Leitartikelschreibers ausbeuten, so thun sie, was ihres Amtes ist. Ein Journal aber, das für oder wider einen Staatsmann Partei nimmt, ist darum noch nicht der Gemeinheit, bestochen worden zu sein, überwiesen. Ohne Zweifel gibt es Schmuz genug auch in der englischen Presse, aber daß einer so ohne weiteres bei allen Redacteuren großer Blätter herumlaufen und ihnen ein paar Pfund in die Hand stecken kann, das ist eine Anschauungsweise, die wir — um höflich zu sein — zu refüsiren uns erlauben müssen. — Wenn ein englischer Correspondent aus einer deutschen Hauptstadt dergleichen allgemeine Verdammungsurtheile seinen englischen Lesern zum Besten gegeben hätte! Wenn der berliner Correspondent der Times z. B. seine Briefe mit Criminalgeschichten des preußischen Staates und mit Criminalhypothesen aller Deutschen füllen, und daraus Schlüsse auf den Charakter der deutschen Nation ziehen würde! Solch einen Flederwisch würden wir ins Tollhaus sperren, wofern die berliner Polizei den seltenen Takt hätte, ihn nicht auszuweisen. Bei Hydepark soll ein verrückter Maler wohnen, der Jahr aus Jahr ein große Historienbilder mit Dreck malt. Aber es ist uns nicht bekannt, daß er je einen Bewunderer seiner Manier gefunden hat.

Das Feriren ist überhaupt eine leichte Sache. Der Kritik wirds in dieser Welt an Stoff wol niemals fehlen. Nur schadet sich der Kritiker, wenn er nach allen Seiten hin mit gleicher Hast dreinschlägt. Wenn im Parlamente

Nächte lang über eine Maßregel gestritten wird, die am Ende doch nicht zur Abstimmung gelangt, klagen die Gelehrten der Journalistik über unfruchtbare Geschwätzigkeit; wird dagegen das Haus „ausgezählt", weil die Parteien sich untereinander verständigt hatten über eine Maßregel, die sie für eine spätere Session vertagen oder gar nicht zur Sprache bringen wollen, keine unfruchtbare Debatte zu halten, so klagen unsere Gelehrten wieder, das Parlament thue seine Schuldigkeit nicht. Werden in Neapel ein Dutzend Verhaftungen vorgenommen und die Times ist nicht augenblicklich mit einem Donnerwetter bei der Hand, so rufen unsere Gelehrten: „Wie kömmts, daß das Weltblatt schweigt?" — Und spricht die englische Presse sich aus, dann ruft derselbe Gelehrte: „Was wollen, was können diese Blätter, die jetzt für Italien schwadroniren? Können sie die Politik ihrer eignen Regierung bestimmen?" Nun wahrlich, wenn schon die englische Presse sich der freien Meinungsäußerung enthalten soll, „weil sie keinen Einfluß auf die Regierung hat", wozu, fragen wir bescheiden, bemühen sich denn diese Herren deutschen Correspondenten täglich mit Tinte und Feder? Haben sie, oder die Blätter, für die sie schreiben, etwa unumschränkte Gewalt über ihre respectiven Regierungen?

Genug an diesen Citaten, die wir um viele und sehr pikante vermehren könnten; die gegebenen werden hinreichen, zu beweisen, in welche Widersprüche der Geist, der stets verneint, gerathen kann. Nur ein kleines Thema wollen wir hier noch flüchtig berühren — das Thema der Prophezeihungen.

In London, wo jährlich ein paar tausend Leitartikel geschrieben, gedruckt und vergessen werden, wird begreiflicherweise gar viel gewahrsagt und gelogen. Wer den Beruf in sich fühlt, auch nur über die 1200 jährlichen Leitartikel der Times allein Buch zu führen, der wird — es kann ihm nicht fehlen — am nächsten Sylvesterabend seiner Geliebten einen allerliebsten Strauß voll der abenteuerlichsten Timesgewächse vors Fenster stellen können. Schade nur, daß dieser Zweig der Botanik schon ziemlich abgeweidet ist. Man kennt in Deutschland die Vorzüge und Fehler der Times nicht erst seit gestern. Die deutschen Berichterstatter, denen dieser Aufsatz gewidmet ist, können in dieser Sphäre kaum Neues erzählen. Ihre Aufzeichnungen können trotzdem schätzenswerth sein, denn es ist amüsant, zuweilen zu hören, wie Times oder ein anderes Blatt seine Ansichten oder Prophezeihungen vom October im November Lügen strafen muß. Ein guter Witz ist dann am rechten Orte. Aber das Eine sollte dabei nie außer Acht gelassen werden, daß allzuschonungslose Kritik ihrerseits zur Kritik herausfordert, und daß, wer über fremdes Prophetenthum die Nase rümpft, selbst die Wahrsagerei als Kunst behutsam an den Nagel hängen sollte. Der tiefsinnigste Calcul der Geschichte schützt vor Thorheit nicht, wie folgendes Beispiel zeigen mag.

Als der Streit mit Rußland begann, wurde von London nach Deutsch-

land gewahrsagt, es werde darum noch bei Leibe kein Pulver verschossen werden. Nachdem die Vorhut der englischen Armee in Malta angelangt war, hieß es, dort werde sie Zelte bauen. Als die vereinigten Armeen am Bosporus campirten, meinte das Orakel: bis hierher und nicht weiter. Derselbe Spruch ertönte, als die Nachricht kam, die Armee sei nach Varna abgerückt. Später munkelte man, es gälte der Krim, aber die Mathematiker der Tagesgeschichte bewiesen das Gegentheil. Sebastopol lag in Todesnöthen, und sie prophezeihten, es werde nie fallen. Der pariser Congreß war zu Ende, und sie vermaßen sich hoch und theuer, Konstantinopel werde nie wieder die englische und französische Armee abziehen sehen. Von einem Kriege mit Amerika war keine Rede, und die stettiner Rheder wurden dringend ermahnt, ihre Schiffe, als zukünftige Neutrale, für gute Fracht bereit zu halten, was die Stettiner hoffentlich nicht gethan haben, denn sie hätten dadurch viel Geld verloren. — Solche bittere Erfahrungen sollten sie künftig vor Selbstüberschätzung bewahren, und ihnen ein wenig Wohlwollen gegen den Nachbar einflößen, der vielleicht auch zuweilen menschlich, nicht immer teuflisch, irrt.

Die sicherste Heilmethode für jene Oppositionsmänner um jeden Preis wäre allerdings, jeden derselben der Reihe nach zum Minister zu machen. Vierzehn Tage wären hinreichend, sie gründlich zu überzeugen, daß das Regieren einige Schwierigkeiten hat, und alle Tage in die Lage kommt, die Nachsicht eines verehrungswürdigen Publicums in Anspruch nehmen zu müssen. Aber England wird sich zu diesem Heilversuche schwerlich geneigt fühlen. Und Deutschland?! — „Schon Louvois wußte, daß Verbannte die schlechtesten aller Rathgeber sind," sagt Thomas Babington Macaulay im vierten Band seiner Geschichte. — Und „man geht niemals so weit, als wenn man nicht weiß, wohin man eigentlich geht" — sagte Oliver Cromwell.

---

## Moderne Industrie im italienischen Antiquitätenhandel.

Es gibt eine Menge Dinge im geselligen Verkehr, über welche man Stillschweigen beobachten muß, will man sich den Ruf der Wohlerzogenheit bewahren. Auf dem Gebiete der bildenden Künste gibt es Aehnliches. In den Köpfen Unzähliger treibt sichs um, aber weil es müßig wäre davon zu reden, ist man vernünftig genug es zu unterlassen. Wie der Araber seinen Steigbügel umwickelt, damit ihm in heißen Tagen dessen Glühen nicht die Sohlen versenge, so kommen wir über eine Menge Fragen, die leicht zu brennenden werden könnten, glücklich hinweg, indem wir sie mit der schützen-

den Hülle des Nichtbeachtens umgeben und unsere Augen auf andere Dinge richten.

Galeriseinspectoren, Besitzer von Privatsammlungen, kritische Laternenträger in den Sälen bewunderter Museen, Verfasser von kunsthistorischen Wanderungen, und Kunstorthodoxe aller Art ahnen bereits, wo unsere Feder hinausdeutet. Minder Betheiligten mag der Wink dienen, daß der Schaden, von dem wir reden, nicht neuen Datums ist, sondern bereits zur Zeit der Alexandriner Kopfschütteln erregte, daß man seitdem von Zeit zu Zeit Versuche gemacht hat, sich seiner zu erwehren, daß man ihn indessen längst als einen unvermeidlichen Hausgenossen betrachtet, der nun einmal mit uns unter demselben Dache zu leben und zu sterben bestimmt scheint, und dem gegenüber ein bewaffneter Friede die einzig durchführbare Haltung geworden ist.

In der That ist es fast unmöglich, ein getreues Bild aller Verfälschungen zu entrollen, welche uns von den Wänden der trefflichsten Gemäldepaläste dreiste Unwahrheiten ins Gesicht sagen und unser Auge zu falschen Urtheilen zu verleiten beflissen sind. Und es wäre eine herbe Arbeit, ließe sich selbst der unmögliche Nachweis führen, daß zahlreiche Copien uns in jenen Räumen als Originale entgegentreten, ja daß wir selbst häufig in der Lage sind, Unbegreiflichkeiten in der Composition, in der Stimmung, in der Auffassung mit völligem Unrecht dem nominellen Meister zuzuschreiben, während wir in Wirklichkeit darüber mit einem Nachahmer kecker Art zu rechten hätten, den seine eklektischen Studien ein paar Schritte über die Grenze der Rechtlichkeit hinausführten?

Dennoch hieße es sich in die Rolle des Papageno mit allzugroßer Gutmüthigkeit fügen, wollte man das Schweigen auch jenen Falschmünzern auf dem Gebiete bildender Kunst zu Gute kommen lassen, die es dahin gebracht haben, daß von manchen bedeutenderen Meistern bereits mehr Werke im Umlauf sind, als sie Wochen gelebt haben; ja, daß sich unsere jüngern Künstler durch die staunenswerthe und unerreichbare Fruchtbarkeit ihrer Vorbilder entmuthigen oder gar zu dem Evangelium jener Naturphilosophen bekehren lassen, welche die Menschheit auf europäischem Boden als eine dahinschwindende, dem Zwergenthum entgegenschrumpfende Race betrachten.

Sind die Bilder- und Statuenfälscher indessen an sich schon eine Genossenschaft, die Anspruch auf Beleuchtung hat, so darf man den vielen Betrogenen um so weniger eine freundliche Berücksichtigung versagen, als ihnen selten die verdienstlichsten Eigenschaften einer komischen Figur abgehen: große Geneigtheit sich prellen zu lassen, und nicht mindere Bereitwilligkeit den Betrug an sich selbst fortzusetzen, sobald das Geprelltsein offenbar ist.

Im Museo borbonico war es eine Zeitlang (noch vor 1848) allen Besuchern zur Pflicht gemacht, die auf der Treppe stehende Minerva zu begrüßen

— warum? weil der Großvater des jetzigen Königs von Neapel in jener Minerva porträtgetreu dargestellt war. Nicht minder heischt noch häufig der Posten in der Villa Reale Neapels, daß man vor der Büste des Tasso daselbst den Hut ziehe; die Schweizer lassen sich nicht ausreden, es sei das Bild des Königs, man werde sie vor keinem andern Schildwache stehen lassen. Hier wie dort findet man die Zumuthung abgeschmackt. Treue Kunstkenner wollen indessen behaupten, das Gefühl, mit welchem sie in Kunstgalerien vor so manchem Pseudoautor den Gläubigen spielen müssen, habe mit jenem Widerwillen nahe Verwandtschaft, und das Eine sei so schlimm wie das Andere. Der junge Besitzer der Galerie Doria Pamfili in Rom hat sicherlich eine nicht gewöhnliche Kenntniß von dem, was echt und was unecht in seiner Sammlung ist, aber dennoch ist für den vorurtheilsfreien Bewundrer seiner Schätze nichts peinlicher, als wenn er den liebenswürdigen Cicerone macht. Seine Heiligkeit Pio Nono selbst macht keine erfolgreiche Propaganda für das Dogma von der pontificalen Untrüglichkeit, wenn er vor dem verlorenen Sohn des Murillo in dem Teppichzimmer des Vaticans die Vorzüglichkeit dieses zweifelhaften Bildes hervorhebt, hinzufügend, er habe es aus Spanien selbst erhalten und zwar aus höchster Hand.

In den meisten Fällen ähnlicher Voreingenommenheit von Seiten der Besitzer reicht selbst die äußerste Vorsicht in Betreff der Fragen nach Ursprung und Bürgschaft nicht aus. Wie jener enragirte Tarantellatänzer in Sorrento in Ermanglung eines Tambourins auf einem mit Fell überspannten Topfe trommelte, behauptend, das sei das echte Tambourin und alles Andere sei Nachahmung, so liegt es nicht an dem guten Willen einer guten Anzahl Gemäldesammler, wenn ihre Besucher beim Hinaustreten ins Freie über Copie und Original nicht bis zu solchem Grade in Verwirrung gerathen sind, daß sie den Ruisdael drinnen mit weniger Verdacht ansehen, als draußen die wirkliche Natur selbst, die da ebenfalls behauptet Original zu sein.

Eine Menge Bilder verdanken das Fragezeichen, mit welchem die Kunstgeschichte sie brandmarkte, der redseligen Ueberzeugungsgewißheit ihrer Besitzer. Es will der Verdruß sich auf irgend eine Weise Luft machen, und wer in der Nähe nicht zum Schuß kam, schießt um so gewisser aus sicherer Ferne. Viele solcher Bilder sind zu förmlichen Attrapen geworden. Wir erinnern nur an den quasi Cäsar Borgia der Galerie Borghese, über dessen Porträtähnlichkeit und raphaelschen Ursprung jeder Kunstforscher, welcher zwischen Via Condotti und Ripetta ein Stündchen grübelnde Muße erübrigt, seine Anmerkungen niederschreibt. Man hat alle Unthaten und Mordgelüste des größten Verworfenen, der je päpstliche Gunst genoß, aus diesem Gesicht herausgelesen, man hat die übermäßig spitzen Finger definirt und den lockern Handschuh in der einen Hand nicht ohne symbolischen Nebenbezug gelassen, — und nun

finden sich Nüchterne, welche die Autorschaft Raphaels streichen, andere, welche nachweisen, daß sich das Costüm nicht mit dem Zeitalter Borgias reime, noch andere — und zu diesen gehören wir — denen in einem Winkel der wenig besuchten Galerie Correr zu Venedig ein rothhaariges kleines Porträt auffällt, und denen der schweigsame Aufseher beiläufig bemerkt, es sei Cäsar Borgias Porträt (keine Spur von Aehnlichkeit mit jenem borghesischen!) und die Familie Grimani habe es dem Duca Balbi Valier vor kurzem aus ihrer Cabinetsammlung verehrt.

In sehr seltenen Fällen ist über irgend Derartiges unumstößliche Gewißheit zu erlangen. Da so unendlich viel Falsches die Beurtheilung eines Meisters, schon bei den Vorstudien zu seiner Art und Weise, erschwert, so ist selbst das feine Kunstgefühl eines vielgeübten Auges nicht immer von großen Irrthümern frei. Dennoch gibt es außer diesem Wardein eigentlich keinen andern, der Probe hält. Alle mechanischen Vorsichtsmaßregeln können trügen und trügen wirklich fast immer, wo es sich um solche Bilder handelt, deren hoher Preis den Scharfsinn der Nachahmer lohnend genug beschäftigt. Da wird von der gewöhnlichen Art leichterer Nachahmung, künstliches Nachdunkeln im Schornstein u. a., abgegangen, da weiß man Leinwand, die heute niemand mehr webt, aus den Rumpelkammern von Klöstern, Bibliotheken, Archiven und wo sonst immer der Staub der Jahrhunderte sich aufhäufen kann, von arglosen Kastellanen zu ihnen oft unbegreiflichen Preisen zu erhandeln; da setzt man auch wol eigne Webstühle dazu in Bewegung; oder verschreibt, wenn sichs um Bilder auf Holz handelt, aus den heimathlichen Orten der nachzuahmenden Meister alte Kisten und Kasten, denen der Wurm schon siebartige Eigenschaften beigebracht hat; oder kauft gar Gemälde von Pfuschern aus jener Zeit auf, hebt die Oelfarbendecke chemisch ab und bringt nun auf unzweifelhaft originalem Grunde das Quasioriginal eines besser bezahlten Namens zu Stande. Wer diesem Gewerbe etwas in die Karten zu sehen Gelegenheit hatte, weiß, daß z. B. aus Spanien eine Menge solcher mittelmäßiger Bilder zu keinem andern Zwecke die Pyrenäen passiren, als um die Lücke irgend eines Privatsammlers unter der Maske eines Velasquez oder Murillo ausfüllen zu helfen, und zwar auf die angedeutete Weise wirklich in ein neues Werk alten Stils umgewandelt. Man führe selbst einen gewiegten Liebhaber zu einem solchen Machwerk und frage ihn, ob er in seinem Gewissen immer mit sich einig werden kann, ob er echte oder unechte Meisterwerke vor sich hat? Denn Meisterwerke sind sie in solchen Fällen so wie so. Nicht nur die Copisten dieser oder jener Schule bringen es durch ihr fast ausschließliches Festhalten an einer Epoche, an einem Meister, ja an einem Bilde desselben zu einer unglaublichen Meisterschaft in ihrer Specialität; freier Schaffende haben sich auch in den Geist desjenigen, den ihr Talent schmarotzerartig zu ihrem Nahrungszweige gewählt hat,

zuweilen so hineingelebt, daß ihre ihm zugeeigneten Compositionen den Verstorbenen selbst irre führen könnten, wenn es ihm einfiele, wiederzukehren und nachzuschauen, welche solcher Art für seine Unsterblichkeit sorgen.

Da gibt es in Florenz Copisten, die seit Jahren allmonatlich eine neue Madonna della Sediola durchpausen; andere in Neapel, welche die Zigeunermadonna des Correggio, ehe die neunundneunzigste Copie trocken ist, schon wieder zum hundertsten Male in Angriff haben; andere in Venedig, welche, besser fundirt, sich zu dem kostbaren Goldgrunde Fiesoles aufschwingen, da sie sicher sind, ihre Auslagen mit Wucher bezahlt zu erhalten.

Aber hin und wieder fällt es auch den Besitzern seltener Originale ein, die Erlaubniß zum Copiren ganz zu versagen. Fürst Barbarini isolirt z. B. auf diese Weise die Beatrice di Cenci des Guido Reni. Die Folge ist, daß die Copien nicht verschwinden, nicht selten werden, nicht im Preise steigen, wol aber, daß sie nach und nach etwas Sagenhaftes, Gerüchtartiges erhalten, etwas dem Original Verwandtes und doch Fremdes, der allmäligen Entstellung vergleichbar, welche die Zeit über eine Persönlichkeit verhängt, deren Spuren in dem Boden der Geschichte nicht tief eingedrückt sind. Die Cencicopien sind fast zu jedem Preise — wir glauben, schon von zwei Scudi anfangend — in Oel und wirklicher Größe zu haben.

Von componirten Nachahmungen ist uns besonders eine im Gedächtniß geblieben, welche das Verfahren in dieser Kunstrichtung deutlich macht. Auf den ersten Blick sah man, daß sichs um einen Guercino handle. Die schwere Luft des Hintergrunds, die ewig sich gleichbleibende Vertheilung der Gewandfarben, die nicht ganz freie Bewegung bei großer Technik, der selten sich ändernde Typus der Köpfe — alles war Guercino, und das Bild, wie sichs gab, konnte in seinen großen Verhältnissen eine der Hauptwände jedes Galeriegebäudes schmücken. Dennoch war es kein echtes. Was niemand entdecken konnte, der nicht alle möglichen Sammlungen Italiens durchgemustert hatte, das fiel demjenigen doch gleich in die Augen, der diese Studien zu Hilfe rufen konnte. Aus etwa drei weit auseinandergestreuten Guercinos war mit Geschick ein Compler von Figuren dieses Meisters zusammengetragen worden, und man hatte solcher Art eine Copie vor sich, die sich in ihrer eigenthümlichen Erscheinung doch für Original ausgeben durfte.

Es liegt auf der Hand, daß trotz der ebenbürtigen Ausführung, dem schielenden Meister doch mit einer solchen Anthologie seiner Eigenheiten ein schlechter Dienst geleistet wurde. Anleihen bei sich selbst sind in der Kunst nicht viel besser als die bei andern. Veruntreuungen dieser Art haben mehr als einen Künstler in den Ruf der Erfindungsarmuth gebracht.

Begreiflicherweise führt das Fälschungssystem im Allgemeinen dahin, daß auf dem Kunstgebiete man über Echt und Unecht nicht weniger streitet, als

dies auf religiösem Gebiete mit heiligen Röcken, Schweißtüchern, Kreuzessplittern und sonstigen immer und ewig überzähligen Reliquien der Fall ist. Wer zählt die aufblickenden Magdalenen Tizians alle zusammen, und wem gelingt es zu sagen, welche von des Malers eigner Hand ist? Selbst die Bäckerin Raphaels, die Fornarina, wer ist im Stande, die vielen in der Luft schwebenden Zweifel und Vermuthungen über dieses berühmte Bild zu wirklicher Gewißheit im Bejahen oder Verneinen zu bringen? Die Hochzeit des Alexander nicht minder (aus der sogenannten Villa Raphaels, jetzt in der Galerie Borghese), wer weist mit Entschiedenheit nach, daß der raphaelsche Pinsel nimmer mit ihr in Berührung kam? So lange die Villa nicht zerstört war, bewunderte man wol die vielen Porträts der einen Geliebten des Raphael, wie sie in den verschiedensten Auffassungen — Goethe sagt: besser mündlich als brieflich beschreibbar — die Wände schmückten, aber von jener Hochzeit war nicht einmal die Rede. Nun das eine verwüstet ist, klammert man, wie ein Ertrinkender, sich an das andere, so wenig dem Künstler selbst auch mit allem darüber verbreiteten Räucherduft gedient sein möchte, sofern er mit dem Lobe die Autorschaft selbst in den Kauf nehmen sollte.

Während durch Fälschungen, durch unrichtige kunsthistorische Auslegungen, durch die bestechende Autorität eines gedruckten Galeriekatalogs, und durch die heiligende Dauer so manches derartigen Irrthums, eine Menge unechter Bilder für echte passirt, kann eine vielleicht kaum geringere Anzahl echter nicht zur Geltung gelangen. Es geht ihnen wie es unglücklichen Künstlern in allen Fächern und zu allen Zeiten ging. Weil sie nicht durch einen Sonnenstrahl des Glücks aus ihrem Dunkel hervorgezogen wurden, geht das Rad der Zeit zermalmend über sie fort und niemand glaubt ihnen, daß sie echt waren, — blos weil niemand sie zu Worte kommen ließ. Wie auf dem literarischen und musikalischen Markte, genügt auch auf dem Markte der bildenden Künste nicht das bloße Werthsein; das Werthgeltendmachen muß hinzukommen, soll der Edelstein nicht für Glas am Heerwege liegen bleiben. Edelstein aber wird, um zu dem Nächsten zurückzukehren, ein Bild nicht leicht eher, bis es dem Verzeichniß einer großen Galerie einverleibt wurde. Was Corsini, Sciarra, Rospigliosi, Colonna in ihren strahlenden Sälen aufbewahren, ist dadurch schon classisch, ist Edelstein; Glas war es, so lange ein herabgekommener Principe es in seinen Rez-de-chaussée beherbergte, so lange die Antiquare der Via del Balbuino es allmorgendlich ans Schaufenster stellten, allabendlich mit dem Hahnenschweife abstäubten, so lange ein vom Glücke vergeßner Künstler es in seinem Atelier den seltenen Besuchern zeigte, ein armer Teufel, der durch seine bloße Erscheinung den Unglauben an den möglichen Besitz eines Edelsteines herausforderte.

Im Louvre sowol wie in der Galerie Sciarra hat man wahrscheinliche Lui-

nis zu unzweifelhaften Leonardos erhoben. Aber von einem wahrscheinlich echten Leonardo da Vinci, welchen der Maler Sartori in Rom verkaufen möchte und der, selbst wenn nur eine Copie, eine höchst interessante Erscheinung im Geiste da Vincis ist, nimmt weder die Kunstgeschichte noch sonst jemand Notiz.*) Der Künstler, den wir nannten, ist kein Marktschreier und erwartet, man werde sich selbst die Mühe geben, ihn zu finden.

Wenn wir nun den Copisten, in so weit sie für Fälscher arbeiten oder selbst Fälscher sind (denn es gibt natürlich neben diesen eine sehr ehrenhafte Copistengenossenschaft), wenn wir diesen Kunstverderbern etwas näher hinter die Staffelei rücken, so finden wir in ihnen größtentheils heruntergekommene Talente, welche, wie die Freunde des Karl Moor, in die böhmischen Wälder des Kunsttreibens gerathen sind, ohne wie jene für sich selbst die vollen Börsen und klingenden Lösegelder ihrer Opfer zu gewinnen. Mit dem Löwenantheil gehen andere durch. Es sind so viele Vermittler nöthig, um das Unechte mit dem galvanischen Schimmer des Echten auszustatten, daß an die Arbeiter selbst nicht viel mehr als jene verdünnte homöopathische Potenz gelangt, zu welcher in Rußland eine Soldatenration auf dem langen Wege aus dem Kriegsbudget bis in den Magen des zu Speisenden zusammenschrumpft.

Ein richtiger Antiquar, der sein Fach kennt, arbeitet nicht selbst, schon um allen Verdacht eignen Fabrikats fern zu halten. Sein Haus hat indessen Hinterthüren, und diese sind die eigentlichen Triumpfbögen des maskirten Kunstschaffens, dessen Seele der Antiquar selbst ist. Durch diese Hinterthüren schlüpfen die harmlosen Werkzeuge seiner artistischen Mausefalle Morgens ein und Abends aus. Niemand sieht sie, niemand ahnt ihren stillen Beruf — er walte denn als Portier mit Besen und Schippe auf dem Hofe des überanständigen Hauses, und fühle um so gerechtere Bedenken gegen die Charaktereinheit jener schattenhaften Wesen, je weniger diese letztern seine säubernde Thätigkeit um die Zeit des Natale zu vergelten pflegen.

In den vorderen Räumen aber hört man weder das Kreischen des Far-

*) Christus ist ohne Bart, jugendlich, mit langen Locken dargestellt. Die gehobene Linke hält einen Triangel, die Rechte deutet darauf hin; der fast mädchenhaft zarte Kopf neigt sich schwach zur Linken, und es scheint der geöffnete Mund als das Wort Trinita aussprechend gedacht worden zu sein. Außer dem Triangel beziehen sich auf die Dreieinigkeit noch die drei Lilien, welche statt des Nymbus den Kopf umgeben, und zu der Vermuthung führen, Franz I. von Frankreich habe das Bild bestellt. Das röthlich-blonde Haar ist sehr im Detail ausgeführt, der Fleischton ist ungewöhnlich warm und geht nach Kinn und Hals zu in jenes schmutzige Violett über, das eben Leonardo allein zu malen verstand. Kein Pinselstrich ist auf Fleisch und Gewandung sichtbar; die letztere ist ungezwungen, fast flott. Der Hintergrund ist schwarz. Das Bild ist auf Holz gemalt, gut erhalten und stammt aus Mailand. Für die Echtheit haben sich Cornelius, Overbeck und die Professoren der Akademie St. Luca ausgesprochen und ihren Ausspruch schriftlich gegeben. Der Geist des Christuskopfes ist bezaubernd.

benreibers, noch riecht man die Firniße und Arcanums aller Art, welche die umgekehrte Aufgabe der Pompadoureſſenzen zu erfüllen beſtimmt ſind und dem Wahlſpruche: die Kunſt muß rückwärts gehen, eine um Jahrhunderte zurückgreifende Anwendung geben. Wer ein friſchgemaltes Bild durch die brutalſte Behandlung in dieſen eigenthümlichen Räumen binnen wenigen Stunden das ehrwürdigſte Ausſehen gewinnen ſieht, meint einem über Nacht plötzlich Ergrauten gegenüberzuſtehen.

Aber kein ungeweihtes Auge dringt hinter dieſen Vorhang. Der Beſucher der Sammlung im Vorderhauſe ſieht nur eine Anzahl vorzüglicher Meiſterwerke, meiſt mit grünen Vorhängen ſorglich verhangen und in ſo buntem Durcheinander an den Wänden vertheilt, daß ihm der Ariadnefaden kunſtgeſchichtlicher Erfahrung allmälig aus den Händen fällt und ſich unter ſeinen Füßen zu einem Gewirre verſchlingt, das ihn bei einiger Sorgloſigkeit unfehlbar zum Fall bringt. Sein Führer durch dies Labyrinth von Echtem und Falſchem iſt natürlich der Inhaber des artiſtiſchen Irrgartens ſelbſt. Er wird es ſich, ſo oft ein Beſuch ihm durch ſeine vorgeſchobenen Vedetten ſignaliſirt iſt, nicht verſagt haben, im blauen Frack mit goldnen Knöpfen, im echten Spitzenjabot und ſorglich gekämmten Haare den zufällig zu hauſe Verweilenden zu ſpielen. Die goldene Uhrkette hat das Gewicht einer mäßigen Generalsepaulette, und die echte Diamantennadel würde ſelbſt eine römiſche Mutter alten Stils ſchwankend machen, wenn ſie ihr Geſchmeide dem Gott des Krieges zu opfern Willens war.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß der Speculant durch Hin- und Herfragen raſch dahinterkommt, ob er einen Halbkenner, einen Privatſchwärmer, einen bereits Geprellten oder einfach einen Tropf herumführt. Hiernach bemißt er den Grad von Unverſchämtheit oder Beſcheidenheit im eigenen Auftreten mit der nämlichen Sicherheit, mit welcher ein Dampfbootheizer nach der Farbe des Schlotrauches den athmoſphäriſchen Druck der Maſchine beurtheilt.

Er wirft ſich in die Bruſt und ſpielt den Verletzten, oder er macht den Gelehrigen, läßt den Beſucher ſeinen Kenntnißſchatz auskramen, und freut ſich bei jedem Worte, das jener vorbringt, des neuen Lichts, in welchem ihm nun grade das Bild erſcheint, über deſſen Autorſchaft ein jeder Antiquar bis zu dieſer plötzlichen Erleuchtung ſeine Bedenken hatte. Natürlich ſteigert ſich der Werth der Raritäten mit jedem Zimmer, das man durchſchreitet; es bleibt ein grüner Vorhang unbeweglich, bis die Neugierde des Opfers ſich nicht länger unterdrücken läßt, und der Verkäufer ſich zögernd entſchließt, das Geheimniß zu lüften. Ein Correggio kommt zum Vorſchein. Daß der Beſucher dieſem Landsmanne des Caſſius vor allem nachſtellte, war ihm wider Willen längſt entlockt worden. Das Bild iſt aber verkauft — ſo gut wie verkauft. Der Inhaber macht ſcheinbar alle Anſtrengungen, über den Werth

desselben zu täuschen und reizt den halb gewitzigten Besucher nur noch mehr. Es ist augenscheinlich, er soll ein anderes Bild kaufen, weil sein Kennerauge den Schatz unter der Spreu herausfand und der Verkäufer sich bei Nennung des Preises nicht auf ein ernstliches Gebot gefaßt macht. Am Ende erklärt der letztere: er sei nicht mehr frei; er wendet das Bild um, und auf der Rückseite kommt ein Petschaft zum Vorschein, dasjenige des jetzigen Besitzers. Was ist zu thun? der unglückliche Liebhaber kann das Ziel seiner Wünsche nicht erreichen. Der Antiquar wird nachdenkend. Es fällt ihm bei, er habe beim Verkauf sich die Erlangung eines andern Correggio, auf den er unterhandle, vorbehalten. Wie, wenn er diese Clausel benutzte, um seinem neuen Freunde zu dienen? Ein Pult wird geöffnet und es zeigen sich eine Menge Zettel, welche unleserliche Namen mit Conte- und Marchesetiteln tragen und wo willkürliche Zahlenangaben auf gemachte Gebote schließen lassen. Eins enthält die passende Summe; der Antiquar bedauert, ohne Brille nicht lesen zu können, bietet überhaupt in allem, was Rechnungssachen betrifft, das lebendige Bild der sorglosesten Unordnung, und überläßt es dem arithmetisch überlegenen Reflectanten selbst zu entziffern, zu welchem Preise das Bild verkauft ist. Nachdem dieser die innere Versuchung, aus der kaufmännischen Unzurechnungsfähigkeit des andern Vortheil zu ziehen, glücklich bekämpft und sich zur Zahlung desselben Preises bereit erklärt hat, eilt er, das Geschäft abzuschließen, zahlt, läßt das Bild sofort vom Nagel nehmen und trägt es triumphirend in sein Hôtel. Der Antiquar aber öffnet ein unteres Fach des unordentlichen Pults, holt ein saubres Inventarium heraus, durchstreicht Nr. 577, wobei der Name des Copisten und das Datum der Vollendung vermerkt stehen, und notirt neben dem geringen Kostenpreis den vierfachen Verkaufspreis, — mit rother Dinte, weil ein Fremder das Bild kaufte und die Gefahr der Entdeckung gering ist, mit blauer, wenn der Käufer Italiener war, und früher oder später ein Ueberfall rachsüchtiger Erbitterung zu befürchten steht. — Er wirft noch einen Blick in den Hintergrund der Schublade, wo einige Dutzend Petschierstücke friedlich beisammen liegen und des Augenblicks harren, der sie zur Beglaubigung irgend eines Strohmannes von Käufer wieder ans Tageslicht ruft. Dann wird das Pult zweimal verschlossen, und der Antiquar zieht sich in seine Fabrik zurück, um einen daselbst fertig gewordenen Rembrandt mit geschärfter Tabakslauge zu überziehen, der Sonne aber und einem riesigen Brennglase das Aufsaugen des ätzenden Stoffes zu überlassen. Da ihm ein halb vollendeter Salvator Rosa nach oben nicht Original genug erscheint, bringt er ihm im Vorbeigehen einen flüchtigen Stoß mit der Spitze seines Silberstiftes bei; die Luft zerplatzt nach zwei Seiten, und das Bild bekommt sofort das gemißbrauchte Ansehen, welches über Mängel der Malerei am leichtesten täuscht. Der Schneider der Fabrik flickt den Schaden mit unglaub-

lichem Geschick, und der während dessen unbeschäftigte Verfertiger des Salvator benutzt die kurze Ferienzeit, um einen Rest Pangialo zu verspeisen, zu dem er sich in Hoffnung auf eine nahe Salairzahlung aufgeschwungen hat.

Der Käufer des Correggio gehört zu den vorsichtigen Sammlern. Andere gibt es, welche die Bilder einfach mit Bleistift am Rahmen bezeichnen, um sie durch einen Boten abholen zu lassen, wo dann der Rahmen vertauscht und eine geringere Copie untergeschoben zu werden pflegt. Noch andere glauben sich gesichert, wenn sie das Bild selbst auf der Rückseite der Leinwand mit ihrem Siegel petschiren. Hat der Antiquar die Erfahrung gemacht, daß sein Käufer sich dieser Vorsichtsmaßregel bedient, so trägt er Sorge, ihn nur zu Bildern zu führen, welche zwei Copien übereinander enthalten, die obere ist von der vorzüglichsten Arbeit, die untere malte ein Anfänger. Sobald das Petschaft auf die Rückseite des Bildes (also auf die vorn maskirte Copie) gedrückt worden ist und der Käufer sich entfernte, löst der Antiquar die obere Leinwand ab und legt sie für einen ähnlichen Scherz zurück. Mit der geringeren Copie trollt der Bote davon.

Die italienischen Bankiers sind nicht ohne Kenntniß dieser kleinen Geschäftskniffe. Man sagt einigen derselben nach, sie drückten ein Auge zu, wenn ihnen ein solches Bild bei der ihnen übertragenen Spedition durch die Hände geht; ihr eigenes Interesse ist mit dem der Antiquare nicht selten weit enger verknüpft, als der arglose Fremde muthmaßt. Viele halten auch unter dem Scheine geläuterten Geschmacks eigene Gemäldesammlungen, welche nichts Anderes sind, als Consignationslager der Antiquare, Sammlungen, die sich unter der Aegide einer weit renommirten Firma natürlich weit besser verkaufen, als in der verrufenen Höhle eines Antiquars. Wer von italischem Bankgeschäft keine Vorstellung hat, bemerkt bei näherer Bekanntschaft mit Staunen, daß diese glänzenden Comptoirs in vielen Fällen wenig Anderes treiben, als Mosaiken, Cameen, Copien zu besorgen oder zu spediren und dem Fremden gegen eine winzige Provision die Accreditive in klingende Münze umzusetzen; da sie ihm noch nebenbei durch Einladungen, durch Besorgungen von Eintrittskarten und durch ähnliche Gefälligkeiten zur Hand sind, so begreift sich leicht, daß ihre Uneigennützigkeit nicht immer und unter allen Umständen im Feuer der Versuchung Farbe hält.

Hat man nun Empfehlungen an einen solchen vielversuchten Vermittler, so trifft sichs gewöhnlich, daß derselbe wiederum unter herabgekommenen Künstlern oder sonstigen Kundigen der ewigen Stadt einen Wenigbeschäftigten weiß, der seine müßige Zeit gern im Interesse des Fremden opfert. Dieser letztere glaubt mit einem Rath Reifenstein neueren Datums zu thun zu haben und sucht ihn durch Tafelfreuden und sonstige Gratisgenüsse für die Ausbeutung seiner Localkenntnisse schadlos zu halten. Mittlerweile aber arbeitet der Cice-

rone (gewöhnlich ein Landsmann des Fremden) im Interesse des Bankiers und Antiquars, und früher oder später sieht sich der Umhergeführte in eine Liebhaberei verwickelt, von der er selbst bisher keine Ahnung hatte, und die zu seiner eigenen Verwunderung mit dem Ankauf von alten Vasen oder alter Leinwand endigt — curios, wie er selbst findet, aber in Italien wol einmal zum guten Ton gehörig.

Man erzählt in Rom zwei Anekdoten, die hier noch zur Charakterisirung des Treibens im Antikenhandel folgen mögen.

Ein bekannter Antiquar stand mit demjenigen renommirten Copisten Roms, den man als Erfinder des Petschirens doppelter Leinwand bezeichnet, in enger Verbindung. Der letztere hatte einen Pseudo-van-Dyk zum Verkaufe fertig. Einer jener gefälligen Cicerone erhitzte die Phantasie des damals in Rom weilenden Lord D. in Betreff dieses Bildes bis zu einem solchen Grade, daß ihn der Cicerone für fähig und vorbereitet halten durfte, eine Thorheit zu begehen — d. h. das unechte Bild theuer zu kaufen. Dem Besitzer des van Dyk ward der Besuch seiner Herrlichkeit gemeldet, und sofort verabredete der erstere mit dem ihm befreundeten Antiquar einen Schlachtplan. Als Lord D. Tags darauf erschien, fand er den Copisten mit dem Porträtiren des Antiquars beschäftigt. Dieser, ein stattlicher Mann, durch einige Orden und Bänder doppelt stattlich gemacht, wird dem Lord flüchtig als Marchese Francavilla genannt. Der Maler zeigt die größte Verlegenheit, wie es einrichten, daß dem angemeldeten Lord sein Recht gewahrt, dem „sitzenden" Marchese das seine nicht verkümmert werde. Der Marchese rollt indessen mit den Augen und gibt die deutlichsten Kennzeichen umwölkter Gemüthsstimmung. Der Engländer nimmt anscheinend keine Notiz davon; er hat sich anmelden lassen und ist nun die Hauptperson im Atelier. Der Maler scheint der nämlichen Meinung zuzuneigen. Nach vielen Entschuldigungen gegen den Marchese, holt er den unvergleichlichen van Dyk hervor nnd nennt dem Engländer seine Forderung. Dieser läßt sich Zeit. Endlich, nachdem der Marchese auf seinem Sessel immer ungeduldiger hin und her fährt und auf dem Sprung scheint, die ihm angethane Rücksichtslosigkeit thatsächlich zu rächen, entschließt der Lord sich, die Hälfte des geforderten Preises zu bieten. Sofort ist der Marchese Villafranca auf den Beinen. Er sieht sich das Bild nur so viel an, um etwa auszudrücken: das sollst du nicht haben, und wärest Du Lord Firebrand selbst! Nun überbietet er des Engländers Gebot. Dieser müßte nicht in dem Lande der Wetten geboren sein, um bei einer solchen Herausforderung nicht Feuer zu fangen. Er beginnt von diesem Augenblicke an Banknoten auf den Tisch zu legen, und so lange der Marchese höher geht, legt er neue hinzu. Villafranca schäumt, Lord D. bleibt kühl; der Italiener arbeitet jedes Gebot wie aus einem artesischen Brunnen auf die Oberfläche, erhitzt, zornglühend, ganz von seiner Lei-

denschaft außer Fassung gebracht und längst nicht mehr bei dem Bilde, längst in der Arena nationaler Antipathien. Der Brite zeigt den Gefrierpunkt angelsächsischer Temperamentlosigkeit und wirft mit jeder Banknote eine Portion hochkirchlicher Geringschätzung in die Wagschale, welche den Gegner vollständig um seine Besinnung bringt. Als ein verstohlnes Zeichen des Malers den Antiquar benachrichtigt, er möge das Seil nicht straffer spannen, greift der Marchese in sprachloser Wuth nach seinem Hute und eilt mit dröhnenden Schritten aus dem Zimmer.

Der Maler entschuldigt die Leidenschaftlichkeit des Verschwundenen mit den klimatischen Einflüssen seiner Heimath. Lord D. läßt das Bild, ohne ein Wort zu antworten, in seinen Wagen tragen und geht mit dem Gefühl von dannen, daß er zwar dreimal mehr als den geforderten Preis zahlte, daß er aber aus einem Wettkampf siegreich hervorging, und daß, wenn er auf seinem Landsitz in Devonshire die Geschichte dieses Handels erzählen wird, das Bild selbst bald zu den berühmtesten Trophäen ähnlicher Art gehören muß, an denen die englischen Privatsammlungen so reich sind.

Wir gelangen zu der zweiten Anekdote.

Es ist abermals ein Engländer im Spiel, Lord P—ford; der Marchese Villafranca hat sich seiner Orden begeben, trägt keine Perücke und gibt sich einfach als das, was er ist: Antiquar. Sein Agent in Florenz hat ihm gemeldet, der Vetturin des Lord sei bereits nach Rom gemiethet. Aus den beabsichtigten Einkäufen sei in Florenz nichts geworden, Lord P. habe indessen durch dritte Hand den Wink erhalten, eine werthvolle Sendung alter Bilder sei von Bologna nach Rom unterwegs und der Antiquar ihr Empfänger.

Diese fingirte Sendung zu verwirklichen, ist leicht. Der falschen und echten Caraccis, Albanis, Guidos, Guercinos, Domenichinos gibt es auf dem Lager des Antiquars genug. Sie werden mit einer entsprechenden Anzahl Spinnen und Spinngeweben in uralte Kisten gepackt, nach dem Hofe eines Fuhrmanns jenseit der Tiber geschafft, auf einen Frachtwagen geladen und daselbst für die kommenden Ereignisse in Bereitschaft gehalten.

Sobald Lord P. in der Via Bocca del Leone mit seinem Reisegefolge von Köchen, Kammerdienern und sonstigen Unentbehrlichkeiten anlangt, macht sich schon der Platzbediente des Hotel d'Angleterre auf den Weg nach dem Bilderhändler. Die Kammerzofe der jungen Misses überbietet sich noch in vergeblichen Anstrengungen, ohne Verletzung des guten Anstands von dem hohen Dienersitz hinter dem Reisewagen auf römisches Pflaster herabzusteigen, als der Antiquar schon alle Minen ladet, welche die Vor- und Umsicht des dilettantischen Kenners in die Luft sprengen sollen.

Am selben Nachmittage noch müssen sie die Probe bestehen. Der Engländer ist kein Neuling in diesen Geschäften. Er hat in Paris den Anti-

quitätenhändlern das Pfund Sterling, so meint er, mit 21 sh. angerechnet. Die Rococostühle in Köln mit künstlichen Wurmstichen kennt er besser als der Pfriemen selbst sie kennen mag, der sie anbohrte. So hütet er sich denn auch, als Lord P. bei dem Antiquar zu erscheinen; er spricht das platteste Englisch, dessen seine Torylippen fähig sind, und führt sich als Mr. Jones aus Boston und als very shortly arrived ein.

Der Händler behandelt ihn mit entsprechender Unverschämtheit. Da ein Wagen mit Kisten soeben abgeladen wird und seine Leute sich nicht selbst überlassen bleiben dürfen, so bedauert er, dem Mr. Jones jetzt nichts zeigen zu können. Er sucht den Fremden durch einige lächerliche Forderungen abzuschrecken, und da es ihm nicht gelingt, läßt er den Zudringlichen allein. Auf seinem Pulte indessen liegt ein weit aufgeschlagener Brief mit Poststempel aus Bologna — als Einlage nach Bologna gegangen und dort von einem Correspondenten des Antiquars auf die Post gegeben. Mr. Jones fühlt sich zu sehr in seiner amerikanischen Rolle, als daß er sich die Kenntnißnahme des Briefinhaltes versagen könnte. Der Schreiber des Briefs meldet darin, wie es ihm endlich doch noch gelang, den Rest der aldrovandischen Sammlung zu kaufen; da aber noch ein Proceß in der Schwebe sei, welcher möglicherweise anderweitige Ansprüche auf diese Sendung zur Geltung bringen könne, so möge der Antiquar vorläufig mit den Bildern nicht in die Oeffentlichkeit treten. Mr. Jones erinnert sich des in Florenz empfangenen Winks und beschließt, das Geschäft womöglich durch Ueberrumpelung in die Hand zu nehmen. Er geht hinaus und findet den Antiquar vollauf beschäftigt, Spinnweben und Schmuz von dem bereits hervorgeholten Theile der Gemälde zu entfernen, und mit seinem Factotum heimlich Blicke zu wechseln, so oft ein Kopf, ein Arm oder ein Bein unter der Staubdecke zum Vorschein kommt. Mr. Jones nimmt an der Musterung unbeachtet Theil und meint sich bald zu überzeugen, daß seine Schlauheit ihm hier auf eine Fährte verhalf, auf welche er nie als Lord gelangt wäre. Der vorhin mürrische Antiquar, durch den Anblick des vielen Werthvollen fröhlicher gelaunt wird gesprächiger und läßt sich nach und nach bis zu einem solchen Punkte ausfragen, daß dem Reflectanten nur noch die Aufgabe bleibt, die Rathsamkeit eines raschen Verkaufs eben unter den bewandten Umständen augenscheinlich zu machen. Der Antiquar kann zuletzt nicht leugnen, daß ihm selbst im Grunde weniger an der Verkaufsverzögerung liegen muß, als dem Einsender, gegen den er übrigens keinerlei Verpflichtungen der Art eingegangen sei. Er will indessen jedenfalls warten, bis der Lord P. — er nennt den eigentlichen Namen des Bostonmannes — angelangt sei. Derselbe sei Kenner, wie er höre, und werde binnen Monatsfrist erwartet. Hier kann ihn nun Mr. Jones mit gutem Recht Bescheid geben. Lord P., versichert er, werde nicht mehr

kommen, habe sich auch mit bologneser Waare „überkauft;" auf den möge er nicht warten. Da Mr. Jones nach abgeschlossenem Handel die Maske doch fallen lassen wird, fügt er hinzu, Lord P.'s Drainageanlage in Sussex hätte ihm ohnehin zu große Summen festgelegt, er habe Ursache zusammenzuhalten.

Nach vielem Hin- und Herreden, wobei der Lord Gelegenheit findet, ein Gebot von 1000 Pfd. Sterling auch dann noch als sehr rund zu bezeichnen, wenn nicht alles sich genau so wie besprochen, verhalte, nach Einwänden aller Art von Seiten des Antiquars, zahlt der Engländer 1000 Pfd. Sterling auf den Tisch, und die sämmtlichen Kisten, geöffnet oder nicht geöffnet, werden wieder aufgeladen und zu dem Bankier der englischen Aristokratie gebracht, der für die weitere Beförderung sorgen wird.

Der Antiquar erscheint Tags darauf mit dem Scheine großer Entrüstung bei dem Lord P., und als dieser sich willig zeigt, für die gelungene Ueberlistung eine billige Zulage zu bewilligen, läßt sich der Bilderhändler weitere 100 Pfd. Sterling gefallen und scheidet mit der ausgesprochenen Hoffnung, der Lord werde ihn bei weiteren Einkäufen glimpflicher behandeln.

Es ist uns leid, genöthigt zu sein, so viel weißes Papier für eine so schmuzige Gesellschaft in Anspruch zu nehmen, zumal wir uns nicht versprechen dürfen, daß die etwa durch solche Streiflichter Gewarnten durch gesteigerte Erfindungen der Fälscher nicht auch in Zukunft hintergangen werden.

Soll es Sache der Behörde sein, über dieses Treiben wie über das in schlechten Häusern zu wachen? In Rom? unter einem klerikalen Polizeiminister? Wir halten es für ziemlich unmöglich.

So lange es Künstler in Menge gibt, denen die „himmlische Ruhe des Ueberflusses" nur aus irdischen Dichtungen bekannt ist, und deren Umstände es rechtfertigten, wenn sie wöchentlich oder gar täglich thäten, was Augustus einmal im Jahre gethan haben soll: zur Versöhnung der Nemesis als Bettler am Wege sitzen; so lange sehr Viele unter ihnen die 120 Scudi Jahresrente, welche der Custode des Marc Aurelschen Reiterbildes nach altem Brauch empfängt, als das höchste Ziel ihrer Wünsche betrachten würden, so lange ihnen das Unbegreiflichste alles Unbegreiflichen bleibt, daß je ein Künstler (Fiesole!) nicht für Geld zu malen brauchte; — so lange, und das heißt so viel wie zu allen Zeiten, wird es leider nicht an Händen fehlen, welche um des täglichen Brotes willen ihre Kunst im Dienste von Betrügern verwerthen.

Die große Anzahl von schlauen Subjecten, welche etruriſche Vasen, Torsos aller Art, ja selbst Aschenkrüge mit falschen Knochen und Bruchstücke von Sarkophagen aus dem Staube ihrer Werkstätten ans Licht fördern, werden wir ein andermal besprechen. Im Allgemeinen gehen sie mit nicht weniger Verschlagenheit zu Werke. Freilich wo sie im statuairen Fache einmal etwas

Täuschendes liefern, hat ihre Arbeit schon an sich größeren Werth. Im übrigen Europa, wo der Boden nur Kohlenflötze, Eisen-, Kupfer-, höchstens Silberadern verbirgt, mag sichs lohnen, neue Statuen zu vergraben, um sie als antike Sculptur wieder hervorzuholen. Indeß der italienische Grund braucht nicht erst durch die Saat der Fälscher fruchtbar gemacht zu werden. Jede Quadratruthe von dem unausgegrabenen Pompeji birgt werthvolle Bronzen, Wandgemälde, Schmucksachen, und es fehlen doch die Hände, welche erforderlich sind, um 15 Fuß Lava, Asche und Humus davon zu entfernen.

Es ist daher die Industrie in dieser Richtung schon durch die Umstände selbst einer Beschränkung — dem zahlreichen Auffinden echter Alterthümer — ausgesetzt, welche sie weniger lucrativ werden läßt; auch gibt es weniger Liebhaber für Sammlungen dieser Art, als daß die vielen kleinen Fälschungen auch in die Hände Vieler kämen.

Ist aber dagegen der Umfang der Gemäldefälschungen groß genug, um uns aller Orten und zahlreichen Bildern gegenüber mißtrauisch zu machen, so dürfen wir uns des aus diesem Wirrsale als unzweifelhaft echt Hervorgehenden um so mehr freuen.

Am meisten gewinnen dabei die alten Skizzen und Handzeichnungen. Weht uns aus gefälschten Bildern nicht selten ein Gefühl von Oede und Langeweile an, wie sie dictirten Briefen, im Gegensatz zu der genialen Handschrift der Dictirenden selbst, so oft eigen sind, so athmen dagegen Entwürfe der bezeichneten Art eine so große und zwingende Unmittelbarkeit des schaffenden Geistes, daß keine Mühe und keine Uebung je ausreicht, die Nachahmung vollständig zu machen.

---

## Literatur.

Mikrokosmos. Ideen zur Naturgeschichte und Geschichte der Menschheit. Versuch einer Anthropologie von Hermann Lotze. Erster Band: Leib, Seele, Leben. Leipzig, S. Hirzel. 1856. — Dies neuerschienene Werk, welches hier vorläufig angekündigt wird, kann als epochemachend in dem großen Streit der Materialisten und aller ihrer Gegner betrachtet werden. Der Verfasser genießt nicht nur als Philosoph einen sichern Ruf, er ist auch von gründlichster naturwissenschaftlicher Bildung, ein feiner Geist von ungewöhnlich vielseitigem Wissen. So scheint er vorzugsweise berufen, als Versöhner in einem Kampfe aufzutreten, in welchem die extremen Kämpfer beider Parteien mit einem wahrhaft selbstmörderischen Eifer gegeneinander im Feld liegen. Der Verfasser selbst stellt sich in der Einleitung seine Aufgabe hoch und edel, er sieht die Vermittelung nicht darin, daß man bald der einen, bald der andern Ansicht zerstückelte Zugeständnisse zu machen habe, sondern darin, daß nachzuweisen sei, wie „universell die Ausdehnung, und zugleich wie völlig untergeordnet die Bedeutung der Sendung sei, welche der Mechanismus in dem Baue

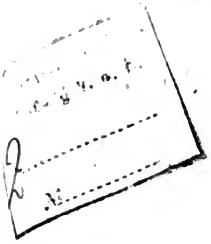
der Welt zu erfüllen habe". Der Titel soll an Humboldts berühmtes Werk und wol zugleich an Goethes Faust erinnernd, die Frage erörtern, welche Bedeutung der Mensch und das menschliche Leben in dem großen Ganzen der Natur hat, das Buch soll unter den veränderten Anschauungen, welche die Gegenwart gewonnen, das Unternehmen wiederholen, welches Herder in seinen Ideen zur Geschichte der Menschheit begonnen hat. Der Verfasser gehört nicht ganz derselben wissenschaftlichen Richtung an, deren Resultate dieses Blatt zu vertreten sucht, aber er steht ihr in Vielem so nahe, daß wir das Recht haben, ihm, dem geistvollen Herbartianer, mit Hochachtung zuzuhören, auch wo unsere Ueberzeugung von der seinen abgeht. — Da es vorzugsweis charakteristische Sätze gibt, an denen Parteigenossen wie Gegner einander erkennen, so möge hier als bezeichnend für die Richtung des Verfassers der folgende Satz stehen. „Wie in dem großen Weltbau der schöpferische Geist sich unverrückbare Gesetze gab, nach denen er das Reich der Erscheinungen bewegt, die Fülle des höchsten Gutes in die Unzählbarkeit der Gewalten und Ereignisse zerstreuend und aus ihnen sie wieder zu dem Glücke des Bewußtseins und des Genusses verdichtend: so wird der Mensch, dieselben Gesetze anerkennend, die gegebene Wirklichkeit in Erkenntniß ihres Werthes, den Werth seiner Ideale in eine von ihm ausgehende Reihe äußerlicher Gestaltungen entwickeln müssen. Zu dieser Arbeit sind wir bestimmt, und der ehrwürdigste Zug in der Geschichte unseres Geschlechtes ist die unversiegbare Ausdauer, mit welcher die hervorragendsten Geister aller Zeiten sich der Vervollkommnung der äußerlichen Lebensverhältnisse, der Ueberwindung der Natur, dem Fortschritte jeder nützlichen Kunst, der Veredlung der geselligen Formen widmeten, obwol sie es wußten, daß der wahre Genuß des Daseins doch nur in jenen stillen Augenblicken des Alleinseins mit Gott liegt, in denen jedes menschliche Tagwerk, alle Cultur und Civilisation, der Ernst und die Last des lauten Lebens zu dem Bilde einer nur vorläufigen Uebung von Kräften ohne bleibendes Ergebniß zusammenschwinden. In dieser Regsamkeit einer nicht ins Unbestimmte irrenden Freiheit, welche die Frucht wollte ohne das langsame Wachsthum der Pflanze, sondern mit Bewußtsein an die festen Schranken einer ihm heiligen Nothwendigkeit sich bindend und den Spuren folgend, die sie ihm vorzeichnen, wird der Mensch das sein, was eine alte Ahnung ihn vor allen Geschöpfen sein läßt: das vollkommene Abbild der großen Wirklichkeit, die kleine Welt, der Mikrokosmus."

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.
Als verantwortl. Redacteur legitimirt: F. W. Grunow. — Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig.
Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

## Abonnementsanzeige zum neuen Jahr.

Mit dem Anfange des neuen Jahres beginnen die **Grenzboten** den **XVI. Jahrgang.** Die unterzeichnete Verlagshandlung erlaubt sich zur Pränumeration auf denselben einzuladen, und bemerkt, daß alle Buchhandlungen und Postämter Bestellungen annehmen.

**Leipzig,** im December 1856. **Fr. Ludw. Herbig.**



# Der Sturz Esparteros und O'Donnels.

Die drohende Lage, in welcher die Cortes im Juli 1856 Land und Regierung zurückgelassen hatten, verschlimmerte sich mit jedem Tage. In Catalonien, Aragonien, in der Mancha, in Estremadura, in den Provinzen Neucastiliens und Andalusiens wiederholten sich die blutigen und vandalischen Auftritte, deren verderbliches Beispiel zuerst Altcastilien gegeben hatte. In Madrid herrschte eine dumpfe und bange Stimmung, gleich der Schwüle, welche dem Gewitter vorhergeht. Die furchtbarsten Pläne wurden durch das Gerücht den Feinden der öffentlichen Ordnung zugeschrieben; und niemand wußte, wer eigentlich diese Feinde seien. Die einen bezüchtigten die Geistlichkeit der Anstiftung jener schrecklichen Scenen, die andern sahen in ihnen den Ausbruch der Leidenschaften, welche die Demokratie so lange gepflegt hatte. Unter solchen Umständen erwartete man bei der Rückkehr Escosuras aus Valladolid und Valencia mit Spannung das Ergebniß der Untersuchung, welche derselbe dort über die Ursache der Unruhen angestellt hatte. Der Minister des Innern stattete dem Cabinet einen Bericht ab, der in der Hauptsache denen Recht gab, welche die verheerenden Vorgänge der geheimen Thätigkeit der Reactionspartei zuschrieben. Er beantragte gegen deren Umtriebe die schärfsten Maßregeln, unter andern die Unterdrückung der moderirten Zeitungen. Gegen diesen Vorschlag erhob sich O'Donnel mit leidenschaftlicher Energie; auf seiner Ansicht beharrend, die Wühlereien der revolutionären Factionen trügen die Schuld des Geschehenen, verlangte er gegen *sie* die nachdrücklichste Repression und zu diesem Zweck die sofortige Verkündung des Belagerungszustandes in ganz Spanien. Der Zwiespalt zwischen den beiden Ministern erwies sich bald als unheilbar.

Welche dieser beiden Ansichten die Wahrheit traf oder ihr mindestens näher kam, ist schwer zu entscheiden. Vielleicht, daß zukünftigen Geschichtschreibern Quellen darüber eröffnet werden, die sich der Gegenwart verschließen. Wir sind auf Muthmaßungen beschränkt, und die unsrigen lassen uns die Wahrheit zwischen Escosura und O'Donnel in der Mitte liegend erscheinen. Gewiß hatte die Demokratie durch die Verbreitung socialistischer Grundsätze,

durch die unaufhörliche Anstachelung der bedürftigen Classen gegen die Reichen und Vornehmen das Terrain zu den Aufständen vorbereitet, welche Spanien verheerten. Wahrscheinlich hatte die Theuerung und der Wahn der Massen, daß die Selbstsucht der Speculanten dieselbe künstlich bewirkt, den Ausbruch vieler Orten hervorgerufen, ohne daß ein förmliches Complot dabei zu Grunde lag. Andrerseits aber sind gewichtige Anzeichen vorhanden und besonders in der Folge noch mehr hervorgetreten, die den dringenden Argwohn einer planmäßigen Anschürung der wilden Leidenschaften des Pöbels erregen. Im Kampf getödtete oder gefangene Rebellen führten Geldsummen bei sich, die seltsam mit der Noth von Menschen contrastirten, welche der Hunger zu verzweifelten Angriffen auf das Eigenthum trieb. Unter der nicht geringen Zahl von Mordbrennern beider Geschlechter, die durch das unerbittliche Urtheil der Kriegsgerichte dem Tode verfielen, fand sich nicht einer, dem man vor der Hinrichtung ein Geständniß hätte entlocken können. Sie starben sämmtlich mit der finstern, verstockten Entschlossenheit, die nur der Fanatismus in rohen Gemüthern erzeugen kann. Dies lenkt den Verdacht auf die Geistlichkeit, der, als im Verlauf des Sommers sich die Wald- und Feldbrände wiederholten, sich dadurch bestärkte, daß eben veräußertes kirchliches Eigenthum vorzugsweise davon betroffen wurde, vor dessen Ankauf abzuschrecken augenscheinlich im Interesse des Klerus lag. Die Angabe, daß der Cardinalerzbischof von Toledo, der Primas von Spanien, die Summen, die ihm von der Regierung zur Auszahlung der fälligen Gehalte der Geistlichkeit übermacht waren, zu diesen furchtbaren Zwecken verwandt habe, klingt freilich zu abenteuerlich, um ihr Glauben beimessen zu können.

Beide, O'Donnel wie Escosura, sahen die Dinge von dem Standpunkt ihrer Parteimeinung und ihrer Interessen an. Beide waren vermuthlich so aufrichtig, als es Menschen in solcher Lage zu sein vermögen d. h. sie wurden durch tiefgewurzelte politische Abneigung in einer Ansicht bestärkt, die zugleich ihre Pläne begünstigte und jedem von ihnen den erwünschten Anlaß gab, einen entscheidenden Schlag gegen seine Gegner zu führen. Die gegen den Grafen von Lucena erhobene Beschuldigung, er habe in ein verruchtes Complot mit den gewissenlosesten Wühlern der klerikalen und absolutistischen Reaction sich eingelassen, um durch Anstiftung jener blutigen Greuel der Contrerevolution Bahn zu brechen, erscheint uns gegenüber seinem Charakter und seiner Stellung, gegenüber allen vorhergegangenen und folgenden Thatsachen als eine völlige Absurdität. Gewiß ist es aber, daß O'Donnel seit längerer Zeit den Bruch zwischen ihm und dem größern Theil der Progressisten als unvermeidlich ansah, daß er entschlossen war, seinen Platz nicht zu räumen und daher im Stillen alle Vorbereitungen getroffen hatte, um sich den Sieg in dem bevorstehenden Kampfe zu sichern. Sein kühner und entschlossener Charakter ließ

ihn ohne Zögern eine Gelegenheit ergreifen, die ihm den Vortheil gewährte, die Gegenpartei zu überraschen und in einem Augenblick anzugreifen, wo sie zur Abwehr nicht vorbereitet war. Denn es steht außer Zweifel, daß die Puros an die Möglichkeit des Versuchs, Espartero aus dem Ministerium zu drängen, nicht glaubten, daß der Siegesherzog selbst nicht im Geringsten darauf gefaßt war, und daß sie daher durch Escosuras Forderung, O'Donnel entweder zum Austritt zu zwingen, oder, gab er nach, in die Strömung ihrer Politik hineinzuziehn hofften, um ihn baldigst ohne Gefahr über Bord werfen zu können. Der Kriegsminister war jedoch besser gerüstet, als seine Gegner ahnten. Die wichtigsten Posten im Heere waren mit Offizieren von vicalvaristischer oder moderirter Farbe — auf letztere konnte er, so weit es den Kampf gegen die Revolution betraf, unbedingt zählen — besetzt, eine für eine voraussichtlich furchtbare Straßenschlacht zeugende Truppenmacht war unter dem Vorwand beabsichtigter Feldmanöver in und um Madrid versammelt, mit verschiedenen Politikern liberal moderirter oder gemäßigter progressistischer Gesinnung die sofortige Bildung eines neuen Cabinets vereinbart, die Königin und der Hof entschlossen, auf das gewagte Spiel, bei dem O'Donnel seinen Kopf und Isabella ihre Krone einsetzte, einzugehn. So war man im Stande, ohne die Zögerung einer Stunde, sobald die Krisis eintrat, zur That zu schreiten. Aber der Graf von Lucena hatte, indem er die in seiner Stellung ungeheuere Verantwortlichkeit eines Staatsstreichs einging, nur gegen die nähere, unmittelbare Gefahr Vorsorge getroffen. War es das stolze Selbstvertrauen einer muthigen, hochfahrenden Natur, war es die Bedrängniß einer Lage, die ihm keinen Ausweg gestattete, als sein Spiel verloren zu geben, oder mit raschem Entschluß seinen Gegnern zuvorzukommen, er hatte das Uebergewicht unterschätzt, das einen Sieg über seine Widersacher von Links seinen Widersachern von Rechts geben mußte. Und doch waren ihm weder die rastlose Thätigkeit, noch die verwegenen Hoffnungen dieser letztern unbekannt.

Er wußte, daß hinter ihm Factionen standen, die ihn nur als ihr Werkzeug betrachteten. Die Anhänger des Narvaez, die Polacos — diesen Beinamen trägt die Coterie, deren Haupt Sartorius ist —, die klerikale Partei besaßen die Sympathien des Hofes in ungleich höherem Grade, als er, der Rebell von Vicalvaro. Ihre Machinationen blieben fruchtlos, so lange er, wie bisher im Verein mit Espartero, das Gewicht populärer Gewalten ihnen entgegenstellen konnte, sie wurden allmächtig, wenn er diese Gewalten zerbrach. Indem er sich anschickte, nicht blos die demokratischen und progressistischen Extreme, sondern auch die zahlreiche und mächtige Verbindung der Puros, den Siegesherzog selbst mit dem ganzen Einfluß seiner Volksgunst durch einen gewaltsamen Schlag in die politische Ohnmacht zurückzuschleudern, aus der sie

seine Schilderhebung auf dem Feld der Garden gezogen hatte, mußte er darauf bedacht sein, den Boden, auf dem er selbst stand, mit diesem Schlage nicht völlig zu zertrümmern. Nur, wenn er die ganze gemäßigte Fraction der Progressisten für seine Politik gewann, durfte er hoffen, der reactionären Strömung, die aus seinem Siege voraussichtlich sich erheben mußte, Halt zu gebieten. Mit diesen Bundesgenossen wäre der Kampf minder schwer, und der Rückschlag minder heftig geworden. Mit ihnen verlor der Streich, den er wagte, die gehässige Färbung eines politischen Treubruchs und raubte ihm nicht die Sympathien des Theils der Nation, auf den ein liberales System in Spanien sich stützen muß, um dem Uebelwollen des Hofes nicht zu erliegen. Mit ihnen rettete er die constitutionelle Sache vor den Ausschreitungen ihrer übelberathenen Freunde, ohne sie gab er sie und sich der Gnade ihrer schlimmsten Gegner Preis. Aber diesen unabweislich nothwendigen Beistand hatte der Graf von Lucena sich nicht für seine Pläne erworben. Statt auf die geschlossenen Reihen der gemäßigten Progressisten konnte er nur auf einige ihrer Mitglieder, und keineswegs auf die hervorragendsten, zählen. Von den übrigen durfte er höchstens Passivität, von nicht wenigen mußte er heftige Opposition erwarten. Sein Hauptanhang waren, außer einigen liberalen Moderados, deren Namen die progressistische Partei noch mehr von ihm entfernten, die Vicalvaristen, ein Verein, dessen Einfluß im Heere groß, im Volke gering, dessen Hilfe den Sieg zu erringen, aber nicht zu sichern geeignet war. Ob durch O'Donnels, ob durch anderer Schuld die Einigung zwischen ihm und den gemäßigten Progressisten unterblieb, muß dahingestellt bleiben. Da sie aber unterblieb, so geboten ihm Pflicht und Klugheit, von einem Versuch abzustehn, dessen Folgen Verderben über sein Land, und einen nie zu tilgenden Makel auf seinen Namen bringen mußten. Was er unternahm, war nur durch den Erfolg zu rechtfertigen, und auf Erfolg mochte die leidenschaftliche Verblendung eines glühenden Ehrgeizes, niemals die kalte Besonnenheit eines Staatsmannes rechnen. Allerdings war er zwischen die Wahl gestellt, von der Gewalt zurückzutreten, oder durch einen kühnen Schlag seine Gegner hinauszuwerfen. Wie aber die Dinge lagen, wäre der Rücktritt weiser, ehrenvoller und patriotischer gewesen. Es war ehrenvoller, jetzt vor den Puros und Espartero, als wenige Monate später vor Narvaez und der Camarilla zu weichen. Es war patriotischer, das Schicksal Spaniens den stürmischen Wogen einer Volksbewegung und der Regierung von Männern anzuvertrauen, deren Liberalismus vielleicht unbesonnen, deren Charaktere aber zum größten Theil uneigennützig, und deren Wollen, trotz aller Trübungen der Ehrsucht, nicht unredlich war, als, nachdem Ströme Blutes unnütz vergossen, es den finstern Ränken und dem zügellosen Egoismus einer klerikalen und absolutistischen Hofpartei zu überliefern. Doch O'Donnels Stolz empörte sich bei dem Gedanken, die Leitung dieser Revolution,

deren Initiative er so kühn ergriffen hatte, Gegnern abzutreten, denen er gehässige Undankbarkeit vorwarf und die er als theoretisirende, unfähige Politiker geringschätzte. Er glaubte, die Nothwendigkeit werde am Tag nach seinem Siege die Progressisten zwingen, ihn gegen den Hof zu unterstützen, und bedachte nicht, daß, bis eine überfallene und niedergeworfene Partei den natürlichen Gefühlen der Rache und Schadenfreude entsagt haben würde, sein Sturz bereits entschieden sein könnte. So von Leidenschaft getrieben und vom Hofe mit jeder Art von Versprechung getäuscht, schritt er dazu, sein eignes Werk zu zerstören und dem Regiment der Willkür, das er mit dem Schwert gefällt, mit dem Schwerte wieder Bahn zu brechen.

Der spanische Staatsstreich mit allen ihn begleitenden Umständen ist noch in so frischem Gedächtniß, daß eine ins Einzelne gehende Darstellung desselben um so weniger hier am Orte wäre, als wir es uns zur Aufgabe gestellt haben, die Ereignisse zu beleuchten, nicht zu erzählen. Es genügt, daran zu erinnern, wie die Königin, nach anscheinend dringender, an Espartero gerichteter Bitte, sich mit O'Donnel zu einigen, zur großen Ueberraschung des Siegesherzogs für den Grafen von Lucena sich entschied und diesem nach dem Rücktritt sämmtlicher Minister die Bildung des neuen Cabinets übertrug, dessen Zusammensetzung bereits vorbereitet war, und dessen Ernennung wenige Stunden nach der Auflösung des alten, am Morgen des 14. Juli in der Gaceta erschien. Nächst O'Donnel, als Präsident und Kriegsminister, war die wichtigste Persönlichkeit darin Rios Rosas, der das Portefeuille des Innern bekleidete. Sein Name war eine gegen die Progressisten gerichtete Herausforderung, und seine Wahl zum Collegen der schwerste und folgenreichste der Mißgriffe, zu denen O'Donnel durch die Einflüsterungen des Hofes sich verleiten ließ. Denn wenn sich Rios Rosas auch seit länger als einem Jahre von den Ultras der Moderados getrennt hatte, so war er nichtsdestoweniger in beharrlicher Opposition gegen das Verfassungswerk und die ganze von den Cortes erlassene Gesetzgebung geblieben, und sein Eintritt in das Cabinet an der Spitze eines so einflußreichen Departements war allein schon ein antiprogressistisches Programm. Mit ihm figurirten noch zwei Moderados im Ministerium, Collado, der erste Finanzminister nach der Julirevolution für die öffentlichen Arbeiten, und Pastor Diaz, ein ehemaliger Puritano, für das Auswärtige. Cantero, ein geachteter Bankier und gemäßigter Progressist, war bei dem Amtsantritt der neuen Verwaltung thatsächlich das einzige ihr angehörende Mitglied jener Farbe. Er hatte die Finanzen übernommen. Außer ihm waren, aber nur nominell, noch zwei Progressisten, der hochgeachtete Luzuriaga, als Justizminister, und Bayarri, ein noch junger und wenig bekannter Abgeordneter der Cortes als Marineminister, dem Cabinet beigefügt. Beide waren abwesend von Madrid und ohne ihr Vorwissen ernannt; man hatte ihrer Namen sich bedient, in der mehr

oder minder begründeten Hoffnung auf ihre nachherige Zustimmung, um die progressistischen Schichten der Bevölkerung zu gewinnen.

So sehr die kurzsichtige, von persönlichen Anthipathien und heftigem Ehrgeiz geleitete Politik O'Donnels Tadel verdient, so kann man doch kaum ein Etwas, wie Bewunderung, dem kühnen Manne versagen, der mit so geringen Mitteln den Kampf gegen eine mächtige Partei unternahm, die sich auf einen zahlreichen bewaffneten Anhang in der Nation stützte. Eine Erhebung der Nationalmiliz von Madrid und ein furchtbarer Kampf mit ihr war mit Gewißheit vorauszusehn. Eine Niederlage in der Hauptstadt war O'Donnels Untergang, aber ein Sieg in der Hauptstadt war noch kein sicherer Triumph für ihn. Die Militärmacht, welche der Regierung im ganzen Lande zu Gebot stand, betrug nur 70,000 Mann, und es konnte nicht bezweifelt werden, daß Abfall sie schwächen werde. Verschiedene größere Städte standen unter der Obhut esparteristischer Generale, und andre waren so schwach besetzt, daß einer Volkserhebung nicht gewehrt werden konnte. O'Donnel mußte sich darauf gefaßt machen, an nicht wenigen Stellen den Aufstand emporlodern und sich verbreiten zu sehn. Doch in den drei Städten, die in den Revolutionen Spaniens den Ausschlag zu geben pflegen, hatte er begründete Hoffnung, sich zu behaupten. In Madrid, wo er in Person befehligte, in Barcelona, wo eine starke Garnison unter dem Befehl Zapateros stand, dem er unerbittliche Verhaltungsbefehle geschickt und auf dessen unbeugsame Entschlossenheit er zählen durfte, in Valencia endlich, dessen Miliz infolge des Aprilaufstandes noch immer entwaffnet war, und wo unter einem schwachen und einflußlosen progressistischen Generalcapitän der Brigadier Rios thatsächlich als zweiter Befehlshaber das Commando führte, ein Offizier, der sich in den Kämpfen gegen die Carlisten hervorgethan hatte, und O'Donnel seine schnelle Beförderung verdankte. Dies Mittel, vermöge der zweiten Befehlshaber progressistische Generalcapitäne unschädlich zu machen, war auch in andern Plätzen mit Erfolg angewendet worden. Saragossa hingegen, nächst den drei vorhergenannten Städten in politischer Beziehung die wichtigste Spaniens, befand sich ganz in den Händen der Progressisten. Dort befehligte inmitten einer dem Siegesherzog enthusiastisch ergebenen Bevölkerung ein gleichgesinnter General, Falcon, die Truppen. Doch Saragossa hatte nicht Bedeutung genug, um allein Spanien zum Aufstand fortzureißen. Immerhin blieb die nicht geringe Gefahr, daß die Insurrection so vieler Orte sich ausbreitete, daß sie die Kräfte der Regierung zersplitterte, die großen Centren der Bevölkerung von allen Seiten umflutete und endlich in ihren Strudel hineinriß.

Die Gaceta brachte am Morgen des 14. Juli nebst der Ernennung der neuen Minister, von denen nur fünf in Madrid anwesend waren, die Proclamation des Cabinets an die Hauptstadt und die Verhängung des Be-

lagerungszustandes über das ganze Königreich. Die Bürgerschaft, durch die Vorgänge der letzten Wochen, durch die Gerüchte über eine schwere Krise, die in den letzten Tagen die Stadt durchflogen hatten, bereits fieberisch aufgeregt, gerieth sofort in eine Gährung, die das Schlimmste befürchten ließ. Der für unmöglich gehaltene Rücktritt des Siegesherzogs erschien als der Sturz der progressistischen Regierung und als das Signal zum Einbruch einer moderirten Reaction. Die in Madrid anwesenden Abgeordneten der Puros, wie der Demokraten, versammelten sich im Cortespalast, und die Nationalmiliz griff zu den Waffen. Schon am Abend des 14ten verbreitete sich die Nachricht von dem Pronunciamento Saragossas, wohin Escosura, der als Minister des Innern über den Telegraphen verfügte, die Nachricht des Ministerwechsels gesendet hatte, ehe sein Nachfolger die Amtsgebäude in Besitz genommen. Mit 90 Stimmen gegen eine beschloß der unter Infantes Vorsitz tagende Rumpf der Cortes eine Adresse an die Königin, welche die Entlassung des Ministeriums O'Donnel forderte, aber nicht einmal in Isabellas Hände gelangte, da die sie überbringende Deputation das Feuer zwischen den Nationalmilizen und Truppen in den Umgebungen des königlichen Schlosses bereits ausgebrochen fand, und unverrichteter Sache zurückkehren mußte. Die progressistische Partei, oder vielmehr die schärfere Fraction derselben stürzte sich blindlings in den Kampf, gedrängt von den Demokraten, angestachelt von den Leidenschaften der Masse, und getäuscht über ihre wahre Stärke, vor allem aber getäuscht in den Hoffnungen, die sie auf den Mann setzte, den sie sich zum Haupte erkoren, mit jeder Art von Verehrung überhäuft und mit dem Nimbus einer fast beispiellosen Popularität umgeben hatte. Wo war in dieser Stunde äußerster Noth derjenige, welcher bei jedem Anlaß erklärt hatte, wenn die Freiheit bedroht würde, solle das Schwert von Luchana im Kampfe für sie voranblitzen? Stand er in der Mitte der Bevölkerung, die unter dem Feldgeschrei seines Namens sich zu den Waffen drängte, Barrikaden aufwarf, sich in ihren Häusern verschanzte? Der Siegesherzog weilte im Hause der Schwägerin des Generals Garrea, in das er sich nach seiner Entlassung zurückgezogen, unentschlossen und schwankend, wie nie, in diesem entscheidendsten Momente seines Lebens. Die Progressisten empfanden jetzt die Folgen davon, daß sie statt eines Führers nur eine Fahne an ihrer Spitze hatten. Gewiß fehlte Espartero nicht der persönliche Muth des Soldaten; er hat ihn in seiner langen Laufbahn im Felde vielfach und glänzend bewiesen. Aber es fehlte ihm der höhere, moralische Muth, der zur Verantwortlichkeit eines großen Entschlusses erforderlich ist. Er war es seiner Partei und seinem Lande schuldig, eine Wahl zu treffen. Billigte er den Aufstand, so mußte er durch eine unzweideutige Entscheidung das unermeßliche Gewicht seines Namens für ihn in die Wagschale werfen. Hielt er ihn für übereilt und unberechtigt, so mußte er sich offen dagegen erklären und dem Miß-

brauch seines Namens durch die Insurrection wehren. Er that jedoch weder das Eine noch das Andere. Er riß die Aufständischen nicht aus dem Wahn, er werde für sie eintreten, zog sich in sein Zelt zurück und ließ sie im Stich. Es ist kaum zweifelhaft, daß, nahm er die Führung, die Partie für O'Donnel bedenklich geworden wäre. Siegte der Marschall selbst dann in Madrid — und auch dies war nichts weniger als gewiß — so konnte das allgemeine Umsichgreifen der Empörung in den Provinzen dieselbe auf die Hauptstadt zurückwälzen und die Regierung überwältigen. Aber O'Donnel kannte den Charakter seines Nebenbuhlers. Er hatte richtig vorausberechnet, daß Espartero zurückschrecken werde vor der directen Betheiligung an einer Revolution, deren Mißlingen ihn zum Rebellen stempelte, deren Sieg Mächte heraufbeschwören mußte, denen er trotz seines Ehrgeizes sich nicht gewachsen fühlte. Seine delicate Stellung gegen die Königin mochte auch die Energie des Siegesherzogs lähmen. Eben noch der Erste in ihrem Rath, mochte es ihm widerstreben, der Führer eines Aufstandes zu werden, dessen Triumph ihre Krone in Gefahr brachte. Hielten ihn aber ehrenhafte und unbesiegliche Bedenken von einem solchen Schritt zurück, so war es seine unabweisliche Pflicht, seinen Namen, seinen Einfluß, seine Volksgunst aufzubieten, um die Partei, deren Führer, und die Bevölkerung, deren Idol er war, von einer gewaffneten Erhebung zurückzuhalten. Er und er allein befand sich in der Möglichkeit, dies zu thun. Er hätte vielleicht seinem siegreichen Rivalen, mehr aber noch seinem Lande und seiner Sache damit gedient. O'Donnel wünschte keine rücksichtslose Reaction und er hätte in solchem Falle noch weniger Gelegenheit dazu gefunden. Die progressistische Partei blieb ihm dann auf dem Boden des Gesetzes aufrecht, gewaffnet, in geschlossenen Reihen gegenüber, und die Regierung war gezwungen, auf ein Compromiß mit ihr einzugehn, das die öffentlichen Freiheiten gerettet und die Ordnung zurückgeführt hätte. Aber Espartero besaß wol die kleine Rechtlichkeit des Privatmannes, nicht die Größe der Seele, die allein einen Mann in seiner Lage befähigen konnte, das Rechte zu thun. Er wünschte den Sieg des Aufstandes, aber er wollte die Verantwortlichkeit dafür nicht auf seine Schultern nehmen. Er wählte seine alte Politik, die Ereignisse für sich arbeiten zu lassen, eine Politik, die dies Mal gründlich fehlschlug und, statt ihn von neuem auf den Sitz der Gewalt zu heben, ihn in den Abgrund moralischer Vernichtung warf.

Nachdem am 14ten schon blutige Vorkämpfe stattgefunden, begann in der Frühe des 15ten die entscheidende, furchtbare Straßenschlacht. Die Truppen von O'Donnel, Concha, Serrano, Ros de Olano und Dulce befehligt, schlugen sich, wie sich bisher nie spanische Truppen dem Aufruhr gegenüber geschlagen hatten. Fast zwölf Stunden hielten die Milizen tapfer dem Feuer einer schrecklichen Artillerie, welche Kartätschen und glühende Kugeln auf sie nieder-

hagelte, Stand. Verschiedene Abgeordnete der Progressisten, vor allem Madoz, bewiesen an der Spitze ihrer Bataillone die kälteste Todesverachtung. Als aber der Tag sich neigte und Espartero immer noch nicht in den Reihen seiner Anhänger erschien, bemächtigte sich der von ihrem Führer verlassenen Streiter Erbitterung, Muthlosigkeit und Verzweiflung. Unordnung und Desertion rissen unter ihnen ein, und endlich zerstreueten sie sich nach allen Richtungen, den Namen desjenigen verwünschend, für den sie in den Kampf sich gestürzt und dessen zaghafte Selbstsucht sie verlassen hatte. Der Sieg der Regierung war bereits am 15ten Abends entschieden. Der Widerstand in den populären Vierteln verlängerte sich bis zum Nachmittage des 16ten, unterhalten durch einige demokratisch gesinnte Bataillone der Miliz, und fanatisirte Banden des Pöbels, unter Führung Puchetas und eines demokratischen Journalisten Sisto Camara. Unter denen, die mit dem Muth der Verzweiselung und ohne Aussicht auf Pardon fochten, und ihr Leben theuer verkaufend fielen, befand sich auch der berüchtigte Stierkämpfer.

Auf die Straßenschlacht in Madrid folgte die noch längere, blutigere und hartnäckigere Straßenschlacht in Barcelona. Die zahlreichen Fabrikarbeiter, vereint mit dem größten Theil der Nationalmiliz, standen vom 18ten bis zum 23ten Juli gegen die Truppen in Kampf. Doch die Energie der letztern und ihres Generals warf auch hier die Anstrengungen der Insurgenten nieder. Das entwaffnete Valencia blieb ruhig. Im Norden von Catalonien und Aragonien erhoben sich verschiedene Städte und Districte und in Saragossa schien sich im Mittelpunkt des Widerstandes und unter Falcons Leitung eine Gegenregierung bilden zu wollen. Aber waren auch die Pronunciamentos in den übrigen Provinzen zahlreich, so waren sie doch sonst nirgend ernsthaft. In Andalusien pronunciirten sich mehre Städte, worunter sogar Granada, Malaga und Jaen, capitulirten aber ohne Kampf, sobald die Fehlschläge der Insurrection in Madrid und Barcelona bekannt wurden. Gegen Saragossa schickte das Ministerium bedeutende Streitkräfte unter Dulces Befehl. Derselbe gewährte mit weiser Mäßigung den Aufständischen einen Waffenstillstand von fünf Tagen, nach dessen Ablauf sie über ihre völlige Isolirung und das Verhalten Esparteros, in Betreff dessen die Bevölkerung der aragonischen Hauptstadt sich in hartnäckigen Illusionen gewiegt hatte, sich nicht mehr täuschen konnten. Sie unterwarfen sich nunmehr den milden Bedingungen, die Dulce ihnen stellte, und am 1ten August nahmen die Truppen Besitz von der Stadt. Falcon entwich nach Frankreich, wie schon vor ihm der General Ruiz, der im Norden Cataloniens vergeblich den Aufstand zu organisiren versucht hatte.

O'Donnels Sieg war vollendet und sein langgehegter Wunsch, an der Spitze der Gewalt zu stehen, erfüllt. Die Partei, welche ihn bedroht, war zu Boden geschlagen, und der Rival, dessen überschattender Name seiner über-

legenen Persönlichkeit die Wage gehalten, tief genug gefallen, um selbst das Mitleid eines großmüthigen Gegners zu erregen. Und jetzt, unmittelbar nachdem der glänzendste Erfolg das kühne Wagniß gekrönt, eröffnete sich ein Schauspiel seltsamer Art, peinlichen Eindrucks, aber reich an bedeutungsvollen Lehren. Der Mann, der innerhalb zwei Jahren zweimal die Geschicke Spaniens entschieden, der den Absolutismus gestürzt, der reißenden Strömung einer Volksbewegung widerstanden und mit besonnener Energie die Mittel vorbereitet hatte, die Revolution, die er hervorgerufen, mitten in ihrem Lauf zu hemmen und zu besiegen, der noch soeben in seinen Händen das Loos der Monarchie zu tragen schien, wird machtlos, in dem Augenblicke, da er auf den Gipfel der Macht steigt, und, nachdem er die furchtbarsten Feinde bezwungen, wehrlos gegen die verächtlichen Ränke höfischer Cabale. Die moderirte Emigration hatte sehnsüchtig in Paris des Ausbruchs der Krise geharrt, die sie durch ihre ununterbrochenen Verbindungen mit dem madrider Hofe herbeizuführen geholfen. Die Nachricht von dem Siege in Madrid erfüllte sie mit ungemessenen Hoffnungen, und ehe noch der Aufstand in den Nordprovinzen gestillt war, erschien bereits Narvaez in Bayonne und bot der Königin seinen Degen gegen die Empörer an. Noch war indeß seine Zeit nicht gekommen und von Isabella und dem Ministerpräsidenten höflich bedankt kehrte der Herzog von Valencia nach Paris zurück. Aber kaum war die Niederlage der Insurrection in den Provinzen entschieden, als auch O'Donnel sich schon von den Anforderungen der reactionären Camarilla bedrängt sah! Man verlangte von ihm nichts weniger, als alles, was aus der Julibewegung entstanden, rückgängig zu machen, auch mit den gemäßigten Progressisten entschieden zu brechen, und das System wieder herzustellen, das die Moderados nach ihrem Siege über Espartero 1844 begründet und die Hofpartei später zu Gunsten ihrer absolutistischen Projecte, compromittirt und in ihren Sturz verwickelt hatte. Hiermit verleugnete O'Donnel das Programm von Manzanares, das den Progressisten die Hand bot, verleugnete seine ganze ministerielle Thätigkeit in den letzten zwei Jahren, raubte sich jede Stütze nach links hin und ebnete denen den Weg, die ihm unversöhnlichen Groll nachtrugen. Der König war der Hauptbeförderer dieser Richtung und bot im Verein mit den geistlichen Beiständen Isabellas alles auf, um ihr bei seiner Gemahlin Geltung zu verschaffen. Vergebens suchte O'Donnel von dieser Seite bedroht, nach Beistand unter den Progressisten. Der größte Theil dieser Partei wies jedes Entgegenkommen seinerseits mit stolzer Erbitterung zurück, beschuldigte ihn des schnödesten, überlegtesten Verraths und weidete sich an seiner Bedrängniß. Viele verharrten, ohne Feindseligkeit, in kaltem Schweigen, andere warteten die ersten Schritte der Regierung, über deren weiterer Politik noch immer Dunkel herrschte, ab, nur wenige boten ihr die Hand. Unter diesen war Cirilo Alvarez, der in Stelle Luzuriagas, welcher

ablehnte, Justizminister wurde und Bayarri, der das Marineportefeuille annahm. Entscheidend hätte das Beispiel Olozagas gewirkt, dessen Verbleiben auf seinem Posten als Botschafter in Paris O'Donnel höchst erwünscht sein mußte. Eine Zeitlang zögerte der ehrgeizige Politiker; als aber verschiedene Maßregeln des Cabinets die Hauptprincipien der Progressisten verletzten, gab er seine Entlassung und mit ihm die Gesandten in London und Lissabon, Antonio Gonzales und Corradi. Umsonst zeigte das Ministerium gegen die Theilnehmer der verschiedenen Aufstände eine in Spanien bisher nie gesehene Milde, — nur Zapatero strafte in Catalonien blutig und nachdrücklich —, umsonst gab es gemäßigten Progressisten einen nicht unbedeutenden Antheil bei Vertheilung der Aemter, rücksichtlich deren eine durchgreifende Neuerung stattfand, die Masse der Partei verlangte Zugeständnisse für ihre Politik und da ihr diese nicht, oder wenigstens nicht in genügendem Maße wurden, so hielt sie sich fern und ließ O'Donnel seinen Kampf mit der Camarilla allein ausfechten. Der Ministerpräsident würde sicherlich den Progressisten weitgehende Bewilligungen gemacht haben, aber im eignen Cabinet fand er den schlimmsten Widersacher, der zwar in ehrlicher Meinung, aber deswegen nicht minder verderblich, alle seine Absichten vereitelte. Rios Rosas war es, der seinen Collegen aus der Bahn drängte, auf der allein noch Rettung, wenn nicht gewiß, so doch möglich war. Ein bedeutender Redner, ein unantastbarer Charakter, gingen ihm die praktischen Eigenschaften des Staatsmannes ab, welche die Situation hauptsächlich erforderte. Sein System war das der Moderados, in liberalem Sinne amendirt, und für dies System, das bisher nie in Ausführung gekommen, hatte er in fast ununterbrochener Opposition gegen alle aufeinander folgende Gewalten gestanden, für dasselbe war er mit der kurzsichtigen Hartnäckigkeit eines unheilbaren Doctrinärs eingenommen. Zum ersten Mal Minister dachte er nur daran, seine Lieblingsideen ins Werk und sich über alle Umstände, die ihrer Verwirklichung entgegenstanden, hinwegzusetzen. Er wurde das Schoßkind der Camarilla, die ihn benutzte, um O'Donnels Stellung zu untergraben, und erfreuete sich des steten Beistandes der Königin gegen den Ministerpräsidenten. Letzterer verhehlte sich nicht, daß Rios Rosas Politik seinen Bruch mit den Progressisten unheilbar machte und ihm trotzdem unter den Moderados keine Freunde erwarb; er stemmte sich vergeblich dagegen, der unbeugsame Minister des Innern rang ihm, unterstützt von dem mächtigen Rückhalt der Königin und des Hofes, einen Vortheil nach dem andern ab. O'Donnel hatte die Nationalmiliz auf einer beschränkteren Basis reorganisiren wollen, Rios Rosas setzte ihre völlige Auflösung durch, O'Donnel wollte entweder die von den Cortes entworfene Verfassung mit einigen Aenderungen oder die Constitution von 1837 proclamirt wissen und beides hätte eine Versöhnung mit den Progressisten angebahnt; Rios Rosas drängte ihn bis zur Constitution

von 1845 zurück, die, nachdem vorher die constituirenden Cortes aufgelöst waren, Mitte September wieder hergestellt wurde. Eine ihr beigefügte Additionalacte, in welcher der Minister des Innern seine ganze Staatsweisheit niedergelegt hatte, sollte provisorisch bis zum Beschluß der einzuberufenden Cortes Geltung haben. Sie enthielt manche freisinnige und werthvolle Bestimmungen. Preßvergehn sollten durch Geschworene gerichtet, die Cortes mindestens vier Monate im Jahre versammelt, im Fall des Belagerungszustandes nicht mehr die Deportation verhängt werden. In Betreff des Senats war bestimmt, daß nur während der Dauer der Session Ernennungen von Senatoren geschehen dürften. Dies sollte durch einen moralischen Zwang dem Unfug steuern, den die der Julirevolution vorhergehenden Ministerien mit den Ernennungen von Senatoren getrieben hatten, die zuletzt ein solches Uebermaß erreichten, daß die Zahl des Senats die des Congresses überstieg, und seine Zusammensetzung ihn in der öffentlichen Achtung discreditirte, während sie, wie der Beschluß gegen Sartorius in der Eisenbahnfrage gezeigt hatte, der Regierung trotzdem keine Garantien bot. Der frühere Senat wurde deshalb aufgelöst und sollte neugebildet, bis zum Zusammentritt der Cortes indeß seine Zahl über 140 Mitglieder nicht ausgedehnt werden.

Größere Schwierigkeit indeß als die Verfassungsfrage bereitete dem Cabinet das Desamortisationsgesetz. Unter den ersten Decreten des Ministeriums O'Donnel befand sich ein Circular des Finanzministers Cantero, das die betreffenden Behörden anwies, im Verkauf der Nationalgüter, einschließlich der geistlichen, mit Eifer fortzufahren. Dies geschah am 14. Juli, als die Schlacht gegen die Progressisten noch nicht durchgefochten war. Jetzt war die Gefahr vorüber und der klerikale Einfluß allmächtig am Hofe. Die Königin, der dies Gesetz abgedrungen worden, war unermüdlich in dem Verlangen an ihre Räthe, dasselbe, wenigstens insoweit es den Klerus betraf, als dem Concordat zuwider, zu suspendiren, und sie fand bei Rios Rosas, der seiner Zeit in den Cortes dagegen gestimmt hatte, bereitwillige Unterstützung. Gegen dieses Zugeständniß sträubte sich O'Donnel am längsten und hartnäckigsten. Doch endlich wurde er auch hierin zur Nachgiebigkeit gezwungen. Cantero trat zurück, wurde durch einen Beamten des Finanzministeriums, Namens Salavierra, ersetzt und die Suspension des Verkaufs der geistlichen Güter erschien in der Gaceta. Das letzte Band, welches das Ministerium noch an die Julirevolution knüpfte, war damit zerrissen.

Doch weit entfernt mit allem diesem seine Stellung zu befestigen, erschütterte sie O'Donnel nur mehr und mehr. Sein Ansehn war geschwunden und sein naher Sturz wurde als unvermeidlich betrachtet. Die Organe der entschiedneren Moderadopartei führten trotz des Belagerungszustandes die heftigste Sprache gegen das Cabinet und stellten den Herzog von Valencia als den

Candidaten ihrer Partei für die Gewalt auf. Die Person des Marschalls Narvaez, der mit O'Donnel einst enge verbunden, jetzt durch unversöhnliche Rivalität von ihm getrennt war, schreckte diesen gleich einem Gespenst zur Fügsamkeit gegen alle Forderungen des Hofes. Er suchte sich auf jede Weise von dem gefürchteten Nebenbuhler zu befreien. Er bot ihm die Gesandtschaft in Petersburg an — Rußland war im Begriff, die seit länger als 20 Jahren unterbrochenen Verbindungen mit Spanien wieder anzuknüpfen —, er bot ihm sogar die Gesandtschaft in Paris an, von der aus ein Mann wie Narvaez leicht eine gefährliche Patronage über das spanische Cabinet ausüben konnte. Der Herzog von Valencia lehnte jeden Posten unter O'Donnel ab, und forderte mit steigender Heftigkeit seine Pässe, um nach Spanien zurückzukehren. O'Donnel konnte endlich der Königin gegenüber diesem Verlangen sich nicht mehr widersetzen und gegen Ende September erhielt Serrano, der nach dem Staatsstreich Marschall und nach dem Rücktritt Olozagas Botschafter in Paris geworden war, die Pässe für Narvaez zugeschickt. Der Graf von Lucena sah mit minderer Besorgniß seiner Rückkehr entgegen, denn ein Ereigniß war eingetreten, das ihn mit neuen Hoffnungen, sich zu behaupten, erfüllte. Der Kaiser der Franzosen hatte in einem langen, eigenhändigen Schreiben an die Königin dringend die Beibehaltung des Ministeriums O'Donnel befürwortet und vor weitern Rückschritten gewarnt. Es war dies von Seiten Napoleons III., der früher den Staatsstreich mit seinem ganzen diplomatischen Gewicht unterstützt hatte, ein Zugeständniß an England, wo seine Politik in Betreff Spaniens höchlich mißfallen, und wol auch in der That der Ausfluß einer wirklichen Besorgniß über die gefährlichen Projecte der madrider Hofpartei. Außerdem stieg bereits in der Ferne das Gestirn des russischen Einflusses auf, den in Spanien sich festsetzen zu sehen dem französischen Herrscher keineswegs erwünscht sein konnte. Isabella hatte dem Schreiben ihres mächtigen Alliirten die anscheinend beste Aufnahme angedeihen lassen. Es liegen jedoch Anzeichen vor, daß diese Dazwischenkunft den Fall O'Donnels noch beschleunigte, indem sie seinen Gegnern Anlaß gab, die verletzte Nationalwürde gegen ihn geltend zu machen. Narvaez traf am 6. October in Madrid ein und wurde von der Königin, die noch zwei Tage vorher bei Gelegenheit großer Manöver der Besatzung von Madrid, den Ministerpräsidenten mit Gunstbezeugungen überhäuft hatte, mit kalter Freundlichkeit empfangen. Man glaubte ihn noch keineswegs der Gewalt nahe und die skandalöse Scene, zu der ihn seine Leidenschaft im Hause des Generals Armero, gegen Ouell y Reate, den Gemahl der Infantin Josefa und Schwager des Königs fortriß, der, in seinen politischen Ueberzeugungen ein entschiedener Progressist, den Herzog von Valencia in den constituirenden Cortes rücksichtslos angegriffen hatte, schien seine Aussichten nicht zu bessern. Sechs Tage darauf war Narvaez an der Spitze eines reactionä-

ren Cabinets im Beſitz der Gewalt, O'Donnel mit ſeinen Collegen entlaſſen. Es lag keine ſpecielle Frage vor, die ſeinen Rücktritt motiviren konnte. Die Königin hatte ihn auf dem an ihrem Geburtstag (10. October) veranſtalteten Hofball mit ſichtlicher Ungnade behandelt, Tags darauf ihm angedeutet, ſie wünſche ſeine Entlaſſung eingereicht zu ſehn. Seine Zeit war abgelaufen, die Dienſte, welche man von ihm erwartete, geleiſtet. Er hatte umſonſt Zugeſtändniſſe gemacht, die ſeinen Charakter compromittirten; er war der Sühne nicht entgangen, die ſeine ſchweren Mißgriffe verdienten. Der ſchadenfrohe Hohn ſeiner Feinde erſchallte bei ſeinem Rücktritt und übertönte die Stimme derer, die ſeinen Abſichten Gerechtigkeit widerfahren ließen, wenn ſie gleich mit Strenge die Verirrungen tadelten, zu denen ihn der leidenſchaftliche Ehrgeiz ſeines Charakters fortriß.

---

## Herat.

Man erinnert ſich aus der letzten Lebensperiode Karls XII. von Schweden und Peters I. einer von Görz entworfenen Combination, die darauf hinzielte, Norwegen als eine weit ausgedehnte Angriffsbaſis wider die britiſchen Inſeln zu benutzen und von ihr aus einen Schlag zunächſt gegen Schottland zu führen. Die Sache war unpraktiſch und wäre auch bei einem andern Verlauf der Ereigniſſe kaum zur Ausführung gekommen, ungeachtet Englands Seemacht damals geringfügiger wie jetzt war. Sie nahm ſeitdem Proportionen an, die auch einen Napoleon I., der von näher gelegener Baſis aus operiren konnte, auf alle ähnlichen Pläne verzichten ließ.

Seit den Tagen des großen gekrönten Feldherrn hat ein andrer Plan alle ſonſtigen wider England gerichteten ſtrategiſchen Anſchläge bei Seite geſchoben, und wie oft auch als unausführbar verworfen, wird er jedes Mal wieder aufgenommen, wenn zwiſchen Frankreich oder Rußland einerſeits, und Großbritannien andrerſeits, ein großer Conflict entſtanden iſt. Es iſt das der Plan eines Alexanderzuges von den ruſſiſch-aſiatiſchen Grenzen aus, ſei es im Thale des Orus (Amu Darja) entlang, oder quer durch Perſien und Afghaniſtan, zum Indus. Napoleon I. unterhandelte, wie wir aus Thiers und Bignon wiſſen, alles Ernſtes mit Paul I. über dieſes wagnißreiche Project, und im Jahr 1816 war es ſo wenig von den Ruſſen, die damals zur Seite der Engländer Paris beſetzt hielten, vergeſſen worden, daß Offiziere des ruſſiſchen Generalſtabes Auftrag hatten, alle Karten zu copiren, die der große Imperator in ſeinem Kriegsarchive über die Länder zwiſchen dem kaſpiſchen Meere und

dem Ganges gesammelt hatte. Seitdem ist ohne Unterbrechung die Aufmerksamkeit Rußlands auf jene Gegenden hingewendet gewesen. Wenn man russischerseits Indien den Briten zu entreißen vermag, dann — das ist heute um vieles klarer, als es vordem jemals gewesen, — wird man nicht nur die im engern Sinne unter dem Orient begriffenen Gebiete, nämlich Vorderasien, mit der ganzen Türkei, in den Rücken genommen haben, wonach sie nichts mehr vom Falle retten kann, sondern man wird sich auch, und das will ebensoviel bedeuten, zu ganz Ostasien in derselben vortheilhaften Stellung befinden, die jetzt die Briten inne haben. China und Japan sind dann mit weiten Armen, von einem indischen und sibirischen, umfaßt, und müssen in den großen Länderkreis des russischen Weltreiches als nicht mehr vorzuenthaltende Supplementstücke hineinfallen.

Die Frage über die Möglichkeit eines russischen Heermarsches nach Hindostan schließt einen Umschwung der Machtzustände der Welt in sich. Man darf dreist behaupten, daß sie mindestens ebenso wichtig ist, wie die über die Geschicke des osmanischen Reiches, ganz abgesehen davon, daß sie, wie oben angedeutet wurde, mit derselben in der engsten Verbindung steht. Daß Rußland, in Rücksicht auf seine Lage, im voraus darauf verzichten muß, für den großen Gang zum entscheidenden Zweck die Straße einzuschlagen, die der macedonische Heros genommen, also von Farsistan aus, an der Seeküste entlang, durch das wüste Gedrosien (Beludschistan) versteht sich von selbst. Außer diesem einen Wege gibt es aber noch zwei andere, die das westliche Asien mit den Ländern zwischen dem Indus und Ganges verbinden. Der nördlichere von beiden wird, seiner Hauptrichtung nach, durch den Lauf des Amu Darja (Orus) abgesteckt. Es ist das die große Karavanenbahn durch die chowaresmischen Steppen. Man geht, von Rußland kommend, von dem Ural- oder Jaikstrom aus, passirt den Truchmenen-Isthmus zwischen dem Aralsee und dem kaspischen Meer und wendet sich nach dem Mittelpunkt der freien Tartarei, dem berühmten Chiwa. Von hier geht man am Amu Darja (Orus) entlang, und gewinnt so das nicht weit seitabwärts liegende Buchara. Es ist die Bedeutung dieses Punktes, daß man, hier angekommen, die Hauptschwierigkeiten überwunden hat, und wenn auch noch an verschiedenen Stellen Wüsten zu passiren sind, dennoch in vergleichsweise an Hilfsmitteln reicherer Gegend sich befindet. Beunruhigend mag es dennoch sein, wenn man erfährt, daß die in den letzten Jahren von den Russen unternommenen Kriegszüge in Innerasien ihre Heerhaufen bis ziemlich in die Nähe dieses Zieles kommen ließen; daß, nach ungewissen Nachrichten, der ostwärts von Buchara gelegene Tartarenstaat Taschkend sich bereits in den Händen der russischen Truppen befindet, und man gerechten Grund zu haben meint, auch für Kokand fürchten zu müssen.

Wie weit indeß Rußland auch immerhin bereits auf dieser Straße vorgedrungen sein mag: seinen Hauptangriff wider Indien wird es dennoch schwerlich jemals auf derselben zur Ausführung bringen, und zwar darum nicht, weil es dazu einer regulären Armee bedarf, die es ohne außerordentliche Anstrengungen nicht am Uralfluß zusammenziehen und schlechterdings nicht durch Sand- und Schneewüsten, im Sommer bei + 30° R. und ohne Wasser und im Winter bei — 30° vorwärtsbewegen kann. Nur um seine auf der mittleren oder Heratstraße vorrückende Hauptmacht von linksher zu decken und zu secundiren, wird es Kosacken und Tartarenhorden die Bahn des Amu Darja einschlagen lassen. Am Ziele sind diese Hilfsvölker dann eine gute Beihilfe, aber um selbstständig mit ihnen eine Entscheidung zu geben, wäre vorauszusetzen, daß sie am Indus ebenfalls nur irreguläre Reitermassen sich gegenüber finden würden, was nicht der Fall ist.

Aus diesem Grunde hat der Fall Taschkends nimmermehr eine gleiche Bedeutung zu beanspruchen wie Herats Uebergabe an die Perser d. h. an die zur Zeit intimsten russischen Verbündeten. Die dritte oder Heratstraße ist der eigentliche verbindende Faden zwischen Vorderasien und den Gangesländern. Sie nimmt ihren Ausgang von Teheran, und läuft über Mesched und Jirbuk auf Herat, von wo zwei Straßen in weiterer östlicher Richtung auslaufen, nämlich die sogenannte Königsstraße, die auf Kandahar gewendet ist, und die Caravanenstraße nach Kabul. Letztlich vereinigen sich beide in diesem Punkte und gelangen über Pischawar (Peschawar) nach Attock am oberen Indus.

Indem die Perser bis Herat vordrangen, legten sie den halben Weg von Teheran zum Indus zurück. Jene Festung sperrt nicht etwa den Weg in Art einer Paßbefestigung; sie ist zu umgehen, und wird einer solchen Operation kein ernstes Hinderniß entgegenstellen; aber was sie nicht als taktischer Punkt (d. h. als unmittelbarer Stein des Anstoßes) zu Wege bringt, vermag sie als strategischer. Herat ist im Grunde genommen das Centrum eines Oasenstaates, der mitten in einem Labyrinth von Felsen- und Sandwüsten gelegen ist. Hier die Mittelstraße zu nehmen, hätte eine von Persien aus nach dem Indus ziehende Armee allen Anlaß: die Strapazen eines dreihundert Stunden langen Marsches sind enorm, und um die zweite ebensoweite Strecke zurückzulegen, bedarf es einer vorausgehenden Erholung. Aber wenn Herat sich in den Händen der Briten befindet, wird man anstatt Ruhe die neuen Ermüdungen einer Belagerung vor sich finden. Oder wäre es denkbar, daß die auf einer so ausgedehnten Linie operirende Armee vorwärts gehen könnte, ohne sich der Festung zu versichern, und mit ihrer feindlichen Besatzung im Rücken, die, wenn auch nicht selbstständig im Felde manövrirend, mindestens doch die Versorgung von rückwärtsher sehr unsicher machen würde?

Herat ist der räumliche Mittelpunkt des ganzen Zuges. Wie Napoleon

in Smolensk anhielt, um Athem zu schöpfen auf dem Riesenmarsche nach Moskau, so hier der dereinstige Feldherr, welcher Hindostan zu seinem Operationsobject genommen. Mehr noch: hier liegt der nothwendige Schlußpunkt für die Unternehmungen des ersten Jahre , und hier, um die alte Feste her die Gegend, in der nothwenig die Winterquartiere genommen werden müssen, um im anderen Frühjahr den neuen Vormarsch zu beginnen.

Eine russische Armee würde, um nach Herat zu gelangen, an den Ufern der mittleren Wolga concentrirt werden, auf den zahlreichen Flußbooten und Dampfern sich nach Astrachan einschiffen, darnach von der russischen Kriegsflotte des kaspischen Meeres aufgenommen und bei Asterabad am Südrande des hyrkanischen Meeres ausgeschifft werden. Von hier aus marschirt man über Dschadscherm und Kutschan nach Mesched. Der ganze Weg von Asterabad nach Herat macht aber etwa zweihundertfünfundsechzig Stunden aus, und führt durch das baum- und wasserlose Chorasan. Wenn man annimmt, daß in Europa eine große Armee mit Train und Bagage in einem Tage, und in Rücksicht auf die Theilung in verschiedene Colonnen und auf die Combinationen der Verpflegung nur etwa vier Stunden machen wird, so heißt es viel annehmen, wenn man voraussetzt, die russische Heeresmacht könne von Asterabad nach Herat in weniger als vier Monaten gelangen. Da die Expedition von der Wolga erst mit dem Aufgehen des Eises abgehen könnte, und die Ueberschiffung über die kaspische See in mehren Transporten geschehen muß, so ist offenbar die beschränkte Dauer der guten Jahreszeit dieser Gegenden eine eben nur knapp bemessene Frist, um alles zu Stande zu bringen und die Armee bei Herat noch rechtzeitig in die Winterquartiere zu legen. Aber wenn man auch daran zweifeln möchte, aus den eben erörterten Gründen eben da lagern zu müssen, würde dennoch das, was man von Herat aus noch vor sich hat, den Beweis liefern. Operirt man direct von dort aus auf Kabul, so muß man, um dieses Ziel zu erreichen, eine Operationslinie von hundertundzwanzig Stunden durchmessen, und eine Linie, bei der in Zweifel zu ziehen ist, ob man sein Geschütz wird mit sich nehmen können; denn die Wegeverhältnisse sind außerordentlich schlecht, und machen es auch den leichteren Waffengattungen, bei den Wüsten, Schluchten und Pässen, die man zu passiren hat, unmöglich, eher als nach zwei Monaten in Kabul anzulangen. Will man diese Schwierigkeiten vermeiden, dann hat man, von Herat aus, die Königsstraße, welche auf Kandahar läuft, und hundertunddreißig Stunden lang ist, einzuschlagen. Hierzu würden anderthalb Monate unerläßlich sein. Von Kabul nach dem Indus geht der Weg über Pischawar und passirt den Strom bei Attock wie bereits erwähnt. Man kann ihn auf fünfundneunzig Stunden veranschlagen, aber er ist kaum von einer besseren Beschaffenheit wie der erstere, und

außerdem wird man sich hier bereits in der Sphäre des directen Widerstandes der britischen Waffen bewegen, Defileen stürmen und Felsennester wegnehmen müssen. Wenn man diese Operation nach einem Vierteljahr beenden könnte, würde man sich Glück zu wünschen haben. Daß man diese Richtung nehmen werde, will mir übrigens nicht eben sehr wahrscheinlich erscheinen. Besonders leer an Hilfsmitteln ist die Strecke von Kabul nach Pischawar, indem sie in einer Ausdehnung von sechzig Stunden nur durch eine öde Gebirgslandschaft führt.

Die großen Schwierigkeiten, welche die Bewegung von Geschütz auf der Straße zwischen Herat und Kabul finden wird, scheinen zu bedingen, daß der Hauptangriff sich mit seinen Massen von jenem Punkte aus nach Kandahar wendet. Von hier aus hat man alsdann eine dreifache Wahl, nämlich entweder durch einen Flankenmarsch, auf einer zwischen hundertundfunfzig und hundertundsechzig Wegstunden langen Straße Kabul zu gewinnen, oder zweitens über Schikarpur direct gegen den Indus zu operiren, oder endlich zu diesem Zweck die Straße über Mittun einzuschlagen. Ersteres erscheint mir das Wahrscheinlichere. Aus dem eben Gesagten wird aber klar werden, daß die Operationen von Herat aus reichlich die Zeitdauer eines ganzen Feldzuges in Anspruch nehmen werden. Das Resultat, zu dem wir durch diese Untersuchungen gelangen, ist aber dies: daß ein Zug Rußlands wider Indien im besten Falle das Werk zweier Jahre ist; daß man im ersten Jahre von der Wolga aus nach Herat gelangen kann, und hier seine Winterquartiere nehmen muß, daß mithin dieser Punkt, wie schon bemerkt, die räumliche Mitte der ganzen Angriffslinie bezeichnet, die vom Ausgangspunkt am großen russischen Binnenstrome bis zum Indus weit über tausend Stunden mißt.

Das Reich des Schah befindet sich im Conflict mit fast allen seinen Nachbarn und in einer äußerst gefährlichen Krise, ohne daß man im Grunde genommen genau weiß, wer dieselbe herbeiführte, und ob sie mehr im Interesse der britischen oder der russischen Politik gelegen ist. Die letzten mir von Teheran zugekommenen Nachrichten schildern den Schah in einer schwankenden und auch von innern Parteiungen bedrohten Stellung. Den Krieg mit England habe er nur ungern und unter dem Drängen der Umstände angenommen. Rußland blieb nicht bei Worten, sondern schritt selbst zur That. Theils aus Astrachan, theils aus Petrowsk wurden in dem kleinen kaspischen Hafen Enzeli, dem wichtigsten neben Asterabad, den Persien an dem Binnensee besitzt, Waffen und Schießbedarf gelandet, und russische Geschützgießer gingen nach Tebris, um die Leitung der Arbeiten in den dortigen, seit neuerer Zeit wiederum restaurirten Werkstätten zu übernehmen. Bedeutungsvoll ist die Hindeutung auf die zwischen dem Kur und dem Arares sich concentrirenden

russischen Truppenmassen, zu der des Zaren Gesandter in Teheran angewiesen war. Es geschah in Verbindung mit (auf rückständige Kriegskostenzahlungen basirten) Anforderungen einer Landesabtretung zu Gunsten der Abrundung der russischen Grenze gegen Persien. Welches Gewässer unter dem Fluß Alfas verstanden ist, der künftig als Grenze dienen soll, weiß ich nicht, indeß scheint der Strich, um welchen es sich handelt, nicht unbedeutend zu sein. Niemand zweifelt, daß die russische Diplomatie Meister ihres Spieles ist, und persische Beanstandungen nur der Form wegen stattfinden. Bei den jetzt bestehenden Beziehungen tritt die Bedeutung des kaspischen Meeres noch um vieles mehr in den Vordergrund. Dieser gewaltige Binnensee ist nicht reich an Häfen. Aber der Zufall hat gefügt, daß, wie sie liegen, sie dem russischen Interesse die besten Dienste leisten. Unter den an der Südküste gelegenen sind keine bedeutender, als die in den beiden Ecken situirten, nämlich Enzeli im Südwest- und Asterabad im Südostwinkel. Rußland strebt nichts eifriger an, als auf diesen genannten Punkten festen Fuß zu fassen, weil es von hier aus ganz Nordpersien in seiner weitesten Ausdehnung beherrschen würde. Um direct auf Teheran zu rücken, um dem Hofe des Schah Beistand zu leisten, ist Enzeli der fragliche Punkt. Der See hat hier eine Küstenformation, die mit den preußischen Haffs einige Aehnlichkeit hat, und ebendieselbe bildet sich bei Asterabad wieder. Auf der Spitze der Nehrung oder am Eingang des haffartigen Busens liegt die Ortschaft Enzeli. Trefflich eignen sich diese Landzungen für einen wichtigen Ausschiffungsplatz. Weiter im Hintergrunde des Busens ist Rescht gelegen, in dessen Nähe wiederum der Rüdbar oder Kisil-Usen-Fluß ins Meer einmündet. Dieser Strom ist wichtig, indem er das Gebirge, welches den Binnensee im Süden umkränzt, durchbricht, und in seinem Thale einer bequemen Straße Raum gibt, die zunächst von Rescht über Kaswin auf Teheran leitet. Diese Straße wird in Zukunft die Hauptoperationslinie aller russischen, in dieser Gegend zur Action bestimmten Heereskräfte werden. Kaswin aber ist auf der ganzen Ausdehnung der Straße der vorwiegend wichtigste Punkt, der Punkt, zu welchem Rußland seine Heerkörper für diese einstige große Entscheidung aus dem Innern des Landes (den Wolgagegenden) ziehen wird, zur großen Entscheidung, denn vergessen wir nicht: Rußland wird seine Herrschaft in Persien nicht feststellen, ohne zugleich damit in ganz Vorderasien zur dominirenden Macht zu werden, und das Dasein des osmanischen Reiches von seinem Willen abhängig zu machen.

England, wie wir gesehen, sucht seine Angriffspunkte wider Persien in der entgegengesetzten Richtung, nämlich naturgemäß von der offnen Seeseite her. Indem es dies thut, nimmt es Indien zu seiner Basis und Bombay zum Depotpunkt im Rücken. Wäre die Euphratbahn bis Bagdad vollendet, so könnte es, wie seine Stellung zur Türkei und die der letzteren zu Persien

nun einmal ist, von einer doppelten Basis aus agiren, nämlich direct von den britischen Häfen aus seine Rüstungen einleiten. Dennoch genießt es schon jetzt großer Vortheile. Auf Grund der weitschauenden Politik, welche seine Agenten zu handhaben verstehen, hat es am ganzen Südrande Persiens, zumeist auf den dort gelegenen Inseln festen Fuß zu fassen gewußt, und sich zugleich der Freundschaft eines Araberscheiks, des Imam von Maskat, zu versichern verstanden, der, weil er Herr auf beiden Gestaden des persischen Busens ist, in dieser Frage die wichtigste Stellung einnimmt. Die Dynastie dieses Imam von Maskat wurde durch den Sultan Amurad III. gestiftet, und es ist neuerdings Gewicht auf diesen Umstand gelegt worden.

Das Lehensverhältniß nämlich, in welchem die Scheiks in dieser Hinsicht zum Padischah der Osmanen standen, war von jeher weniger als ein nominelles, und es ist Thatsache, daß sie seit lange keinen Tribut entrichteten. Dagegen war wegen ihres Besitzes der persischen Uferdistricte Germasir und Moghistan eine Vasallenschaft in Bezug auf den Schah anerkannt. Der Imam von Maskat entrichtete an den in Schiras residirenden persischen Statthalter jährlich die unbedeutende Summe von tausend Tomans. Jetzt hat der Imam an den persischen Satrapen in Schiras, Fürst Tamas Mersai, geschrieben und ihm den Tribut von tausend Tomans gekündigt, und hat auch an den Sultan einen Brief gerichtet, in welchem er ihn als seinen weltlichen und geistlichen Herrn anerkennt — selbstredend beides auf Rath der britischen Residenten in Bender Abassii und Maskat. So geräth die Pforte zur persisch-britischen Streitsache in eine neue Stellung, und wird möglicherweise activ werden. Dies war Gegenstand mehrer Ministerberathungen in Konstantinopel und die Aussicht auf eine bedeutende Gebietserweiterung wird von den osmanischen Staatsmännern nicht ohne eine lebhafte Freude begrüßt. Es handelt sich um Zerstücklung des persischen Reiches, um Losreißung des Südens vom Norden, und um Formirung eines neuen, zur Pforte in ein Lehensverhältniß zu stellenden Staates unter der directen Regierung des Imam von Maskat. Durch diesen Staat sollen die englischen Verbindungslinien mit Indien laufen.

---

## Nietschels Goethe und Schiller.

Auch in diesem Bl. ist mehr als einmal über die Vorwürfe gesprochen worden, welche gegen die Verfechter des modernen Costüms in der Sculptur, erhoben werden. Der Streit über dieses Thema ist noch lange nicht ausgekämpft. Man hat

bei der Bewerbung um die Rietschel zugefallene Aufgabe gesehen, wie scharf die Ansichten über Toga und Ministerfrack sich schieden. Der Kampf wird voraussichtlich jetzt, wo das kolossale Doppelmodell in Dresden ausgestellt ist, von neuem beginnen. Es mögen hier einige Bemerkungen über dasselbe niedergelegt werden.

Die Stellung beider Statuen ist folgende. Dem gegenüberstehenden Beschauer zur Linken: Goethe. Er trägt den Ministerfrack — nach König Ludwigs Ausdruck: den Degenrock — versteht sich ohne Degen und ohne Orden, kurze Beinkleider, Schnallenschuhe, und was sonst den courfähigen Anzug vollendet. Er blickt gerade aus, etwas nach rechts gewandt; die Rechte hält gebogenen Arms den Lorbeerkranz, wie im Begriff, ihn dem Freunde zu nähern; die Linke kommt auf Schillers rechter Schulter zum Vorschein, wie das Bedürfniß eines zutraulichen Zusammenhangs ausdrückend. In gleicher Größe neben ihm steht Schiller. Der weit offne Rock reicht bis an die Wade herab. Jabot und Weste sind ohne Spiegelcensur angethan, die Westenknöpfe haben wol gar falsche Knopflöcher gefunden. Auch er trägt Kniehosen und Schnallenschuhe. Die niederhangende Linke hält eine Rolle Papier. Die Rechte strebt dem ihm gebotenen Lorbeerkranze entgegen, weniger um ihn zu ergreifen, als um das geistige Band zwischen ihm und seinem Darreicher auch körperlich darzuthun, während der mehr von dem Freunde abgewendete Kopf in seinem Emporblicken erkennen läßt, wie der durch den Lorbeer angeregte Gedankenflug die geistige Bedeutung des Moments erfaßt, und den Stoff schon halb aus den Augen verlor.

Schillers Haltung ist bewegter als diejenige Goethes; er ruht nur vorübergehend auf dem rechten Fuß und ist wie im Ausschreiten begriffen. Bei Goethe bietet die rechte Seite auch den Ruhepunkt, doch hat er schon festen Stand gewonnen. Der eine ist noch im vollen, aufreibenden Streben, der andere fußt bereits auf sicher erobertem Gebiete. Den einen ziehts unwiderstehlich empor und seine Adlernase gemahnt an „das Wittern geistiger Morgenluft;" der andere ist sich des engern Zusammenhangs mit der Erscheinung, mit dem sinnlich Greifbaren bewußt und findet das Gold, dem er geistig nachstrebt, nicht an den Rändern goldgesäumter Wolken.

Der Altersunterschied von zehn Jahren ist festgehalten; Schiller mag im Alter von vierzig Jahren gedacht werden, Goethe als Fünfziger.

Was die Zeichnung, die Schönheit der Linien betrifft, so ist, von der Vorderseite aus, die angestrebte Einheit vollkommen erreicht; von der Seite betrachtet geht diese Einheit, nicht zum Nachtheil des Gesammteindrucks, in Mannigfaltigkeit über. Die Rückseite dagegen ist von dem Künstler, wie er es schon durch die Aufstellung des Modells hart an der Wand andeutet, von vornherein aufgegeben worden. Der lange Rock des jüngern Dichters konnte

unmöglich, von hinten geſehen, zu irgend maleriſcher Wirkung gebracht werden; der Frack natürlich noch minder. Wir hören, daß hinter dem Denkmal an dem Orte ſeiner Beſtimmung in Weimar ein Raum von etwa zehn Schritten frei bleibt. Es wird ſich vielleicht dieſer Raum im Intereſſe des Bildwerks verringern laſſen.

Die realiſtiſche Auffaſſung beider Männer beſchränkt ſich, wie man nach vorſtehender Skizze ſchon ſieht, im Weſentlichen auf die Kleidung. Der Körperfülle Goethes iſt etwas genommen, und wenn er im zweiten Theil des Fauſt die magern Leute mit den Worten verſpottet:

Was fängt der an, der magre Thor?
Hat ſo ein Hungersmann Humor?

ſo traut man dem Goethe Nietſchels in dieſer Angelegenheit noch keine Parteilichkeit zu. Ebenſo iſt die Magerkeit Schillers gemäßigt, und ſeine ſchlanke Geſtalt entſtellt keine Ungleichheit der Schultern.

Daß Goethe mehr etwas Zugeknöpftes, gegen kein Formengeſetz Verſtoßendes hat und ſelbſt den Zwang der Geheimrathshalsbinde gern hinnimmt, während Schiller mit entblößtem Hals und nachläſſiger Kleidung, den Rock weit offen, alles modiſchen Zwanges ſpottet, alles dies dient dazu, ohne Uebertreibung das fein durchdachte Porträt beider Männer auch in äußeren Zügen untergeordneter Art der Wahrheit möglichſt nahe zu bringen. Obſchon das Weſen Goethes ſowol wie Schillers heutzutage den Gebildeten der Nation in vielen Einzelnheiten vertraut iſt, und man deshalb auch dem Künſtler, der ſie darſtellt, nichts Großes nachrühmt, wenn man ihm dieſe Detailkenntniß in erſter Linie zuerkennt, ſo darf man doch nicht vergeſſen, daß ſich ein Märchen leichter ſchreibt, als ein Blatt moderner Geſchichte, und daß feines Gefühl und hohe Bildung allein im Stande ſind den Preis davon zu tragen, wo ſo viele Kritiker zu Gericht ſitzen.

Hierbei wird ſich übrigens diejenige Partei, welche auf Goethe ſchwört nie ohne gewiſſe Vorbehalte ihre Zuſtimmung entlocken laſſen. Man hat zwar nicht danach zu fragen, ob Goethe ſelbſt mit dieſem Modell zufriedner geweſen wäre, als er es in Wirklichkeit mit dem nicht zur Ausführung gelangten erſten frankfurter Entwurf zu einem Einzelnſtandbilde war, ja ob er nicht gern zugeſtimmt hätte, wenn man die vorhandenen Subſcriptionsgelder, wie bei jenem frankfurter Verſuch, ihm in Champagner überſandte, ſtatt ſie in münchner Bronze umzuſchmelzen. Selbſt diejenigen, welche für die Wahl der Coſtüme die Wahrſcheinlichkeit anführen, daß Goethe, wenn befragt, ſich als Miniſter, Schiller ſich als Weltbürger d. h. im täglichen Rocke, hätte darſtellen laſſen, ſelbſt dieſe Fürſprecher der durchgedrungenen Auffaſſung bringen Dinge in Frage, welche für den Werth des Kunſtwerks in den Augen der Gegenwart gleichgiltig ſind, ganz abgeſehen davon, daß weder der eine noch der andere,

im heftigen Grâciſiren begriffen, dem modernen Coſtüm überhaupt zugeſtimmt haben würde. Die naturaliſtiſche Richtung hat ihre große Berechtigung, und wir haben weder Hackert noch Angelica Kaufmann, trotz Goethes Belobung, vor Veraltung geſichert geſehen; ebenſowenig iſt Goethes Anſicht von der Sculptur ein für uns in allen Punkten maßgebender Kanon. Wie wir ihn ſelbſt darſtellen, geht uns allein an.

Etwas Anderes iſts, wenn wir fragen, ob beiden Dichtern in dieſem Bilde gleiche Gerechtigkeit widerfährt. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir mehr den Goethe-Schiller Briefwechſel, in Bronze dargeſtellt, darin ſuchen ſollen, als eine durch die Kunſt veredelte Auffaſſung beider Dichter in ihrer Bedeutung an ſich. Jener Briefwechſel und jenes Freundſchaftsverhältniß ſind ohne Zweifel einer ſolchen Verewigung werth; wir haben kein geiſtiges Bündniß, das nachahmungs- und deshalb verherrlichungswürdiger ware, als das Zuſammenſtehen dieſer Fürſten im Reiche der Gedanken. Glücklich die Zeit, welche dieſes Anblicks ſich freuen durfte, glücklich die Nation, welcher ſolches Beiſpiel als Vermächtniß für alle Zeiten bleibt.

Dies auch äußerlich durch die Kunſt zu verewigen, war deshalb ein edler Plan, und jede Anſtrengung, welche ihm bereits zum Opfer gebracht wurde, lobt der hohe Zweck, dem ſie ſich weihte. Aber ob ſich die geiſtige Bedeutung dieſes Bündniſſes in den Feſſeln der hiſtoriſchen Treue, d. h. des Realismus, nicht nothwendigen Beſchränkungen unterworfen ſah, Beſchränkungen, die dem Jüngern zu Gute kommen, den Aeltern aber benachtheiligen mußten, dieſe Frage bejaht, ſo wills uns ſcheinen, die rietſchelſche Arbeit, wie wir ſie vor uns ſehen. Ja Goethe war Miniſter und verleugnete nicht manche Schattenſeiten hofmäßiger Gewohnheiten, aber Schiller gegenüber war ers nicht; da war er der vorurtheilsfreie, allem Ceremoniell fernſtehende Dichter des Wilhelm Meiſter, der dem Freunde zurufen konnte: der Dichter erfreut ſich nun einmal hienieden „des beſten Zuſtandes, den Gott den Menſchen hat gönnen wollen.“ Ja Goethe war dem gothaiſchen Kalender nach zehn Jahre älter als Schiller, aber dieſem gegenüber war er es der Jugendfriſche nach nicht; er war der grüne, geſunde Baum, Schiller der unheilbar dahinſiechende; ſeine Rechtfertigung der Schwächen im Wallenſtein: ſie ſeien rein pathologiſche, durch Schillers Körperleiden bedingte, dieſe Rechtfertigung zeigt, wie jung der ältere Dichter dem jüngern gegenüberſtand. Ahnen wir unter dem Miniſterrocke das lebenskecke und daſeingenießende Herz, welches die römiſchen Elegien eingab, — die damaligen poetiſchen Gaben Goethes zu den Horen?

Je mehr wir fragen, deſto mehr bringt uns das realiſtiſche Wiedergeben der Perſönlichkeiten ins Gedänge; wir ſehen immer Schiller und Goethe vor uns, aber wir empfinden nicht vollkommen, was ſie geiſtig zuſammenhielt, was ſie uns waren, wie ſie ſich innerlich zueinander verhielten.

Alle dieſe Bedenken verdanken ihren Urſprung in nicht geringem Maße dem Zwange, welchen das Material des Modells auf den Beſchauer übt. Wir haben Gips, alſo ſcheinbar Marmor, vor uns, und ſollen danach ein Metallbild beurtheilen. Wäre es thunlich geweſen, den Gips zu bronziren, ſo war der Künſtler in vielen Dingen im Recht, wo ihm jetzt der Gips Unrecht gibt. Der Marmor hat durchweg andere Bedingungen als die Bronze, wie die Poeſie nach Schillers Ausſpruch bei der Rhythmiſirung des Wallenſtein andere Motivirungen verlangt, als die Proſa.

Es iſt nicht nur geſtattet, es iſt ſogar durch den Stoff geboten, im Metall dem Realismus näher zu bleiben, als in der alles vergeiſtigenden Maſſe aus Carrara. Ein endgiltiges Urtheil über dieſe mächtige Arbeit ſchon jetzt zu fällen, würde deshalb über die Grenzen der Ahnungsfähigkeit hinausführen. Iſt der Guß gelungen, ſo kommen noch die Bedingungen in Betracht, welche der künftige Standpunkt des Monuments dem Künſtler aufnöthigte. Aber zu keiner Zeit iſt die Aufgabe eine müßige, ſich Rechenſchaft zu geben über das, was ein bedeutender Meiſter zu unſerer Beurtheilung hinſtellt, zumal der Unterſchied in den Vorausſetzungen des Materials den wenigſten Beſchauern. vertraut iſt, und die Verwirrung der Kunſtbegriffe leichter zu- als abnimmt.

Sollen wir mit einer heitern Stimmung von dem erdrückenden Genuß dieſes Koloſſalbildes im Rahmen des viel zu engen Ateliers Abſchied nehmen ſo mögen Goethes köſtliche Worte hier noch Platz finden, die er zwar nicht plaſtiſch verſtanden hat, die indeſſen andeuten, wie er das Zuſammenſtreben mit dem gleichgeſinnten Freunde in ebenbürtigem, nicht durch Alter oder Rangunterſchied beeinträchtigtem Wetteifer auffaßte.

„Daß man uns in unſern Arbeiten verwechſelt," ſchreibt Goethe an Schiller, „iſt mir ſehr angenehm; es zeigt, daß wir immer mehr die Manier los werden und ins allgemeine Gute übergehen. Und dann iſt zu bedenken, daß wir eine ſchöne Breite einnehmen können, wenn wir mit einer Hand zuſammenhalten, und mit der andern ſo weit ausreichen, als die Natur uns erlaubt hat."

Und hier tritt die Frage wieder in den Vordergrund, ob die realiſtiſche Auffaſſung nicht nothwendig den Aeltern beeinträchtigen, verkleinern mußte? Das Ausruhen, die Sammlung iſt ein würdiger Vorwurf für die Sculptur, aber wo Ruhe und Bewegung zuſammenkommen, wird die letztere immer unſer Intereſſe gefangen nehmen. Das Sichere, Feſtfußende übt nicht geringe Beruhigung auf uns; aber dem Streben, dem Ringen gegenüber läßt es uns theilnahmlos. Der gerechtfertigte Beſitz, der geſicherte Erfolg ſind uns Erſcheinungen wohlthuender Art; aber erſt die Reflexion vermittelt ihre Rechtfertigung, während uns das Kämpfen um den Preis mit Gewalt zur lebendigen Parteinahme auffordert. Dieſe Einwirkungen, denen wir uns nie verſchließen

können, so oft ein Bildwerk auf uns wirkt, schließen nicht die Möglichkeit aus, einen Doppelplan dieser Art zu der harmonischsten Wirkung zu verschmelzen, wohl aber wird es schwer halten, den einen Theil nicht vor dem andern auszuzeichnen, Gerechtigkeit gegen beide zu üben, wie das hier ohne Zweifel dem Künstler angelegen gewesen sein muß.

Zu den Beeinträchtigungen, welche eben in dieser Richtung das Costüm mit sich bringt, gesellt sich noch der Umstand, daß die Jupitergestalt Goethes längst in den Augen aller auf so hohem Untergestelle steht, daß wir sie auf ebner Erde nicht wiedererkennen. Goethe hat nun einmal durch unzählige Eigenschaften, von denen gar manche ihm nicht besser stehen, als die Menschlichkeiten des Vaters der Götter, eine Verwandtschaft mit dem olympischen Donnerer erlangt, die wir nicht ohne Widerstreben opfern. Aber so wenig die Alten in großen Sculpturen den Apoll an die Seite des Zeus stellten, ebensowenig ist es uns geläufig, uns Goethe gleicher Höhe und auf gleicher Erde neben einem andern zu denken, und wenn er uns als Theil eines Ganzen im Bildwerk entgegentritt, so werden wir auch deshalb das Gefühl haben, daß er nicht zu seinem Rechte kommt.

---

## Das Christenthum und die freie Gemeinde.

Königsberger Sonntagspost für Religion, öffentliches Leben, Wissenschaft und Kunst. Herausgegeben von Julius Rupp.

Schon mehrmals haben wir uns in Bezug auf die freien Gemeinden dahin ausgesprochen, daß wir die Hoffnungen der Stifter derselben nicht theilen, daß wir nicht glauben, auf diesem Wege könne eine Reform des Christenthums und eine Ausgleichung der christlichen Lehren mit der aus anderer Quelle hergeleiteten Ueberzeugung hervorgehen. Das vorliegende Blatt gibt uns Veranlassung, auf eine freie Gemeinde einzugehen, die sich von den Gesellschaften ähnlicher Art sehr wesentlich unterscheidet, und der Unterzeichnete benutzt dieselbe um so lieber, weil er dabei zugleich seine Pietät gegen einen ehemaligen verehrten Lehrer aussprechen darf, an dessen geistvolle Anregungen sich wol seine sämmtlichen Schüler mit lebhafter Theilnahme erinnern werden. Bei dem Princip, das er auch in dieser Zeitschrift vertritt, dem Princip der freien, voraussetzungslosen Forschung, wird Julius Rupp ein polemisches Auftreten gegen die Resultate seines Nachdenkens nicht nur begreiflich, sondern auch erfreulich finden.

Die ernsten politischen Ereignisse, die wir seit den letzten Jahren erlebt,

haben das Andenken an die kleinen religiösen Vorpostengefechte aus den ersten vierziger Jahren fast ganz in Vergessenheit gebracht. Damals aber erregte der Austritt Rupps aus der evangelischen Landeskirche ein bei weitem größeres Aufsehn, als die lichtfreundliche Bewegung in Sachsen, und die geistliche Behörde selbst sprach öffentlich ihren Kummer aus, daß ein Geistlicher von so großen Gaben auf einen so schlimmen Irrweg gerathen sei. In der That ist auch die Richtung, die er seiner neugebildeten Gemeinde zu geben suchte, eine andere, als die Richtung der Gemeinden in Magdeburg, Halle u. s. w. Die letztern gehen im Ganzen genommen von dem Standpunkt des alten Rationalismus aus, der noch vor einigen zwanzig Jahren in den Schulen durchaus, in den Kirchen zum größern Theil der herrschende war. Ihre Bestrebungen waren ursprünglich auf eine Reform der Kirche im Allgemeinen, oder vielmehr auf ein Festhalten der alten Glaubensform gegen die Uebergriffe des Kirchenregiments gerichtet, und wenn sie das preußische Toleranzedict von 1845 benutzten, um außerhalb der bestehenden Kirche unabhängige religiöse Gesellschaften zu gründen, so geschah das nur in der Aussicht, daß der größere Theil des Volks ihren Ansichten beistimmen und ihrem Beispiel folgen würde. Was das Erstere betrifft, so würde eine genaue statistische Untersuchung sehr schwer sein; das Letztere ist bekanntlich nicht erfolgt. Als Grund geben Uhlich und seine Freunde die Verfolgungen des Kirchenregiments an. Da indessen diese Verfolgungen hauptsächlich auf polizeiliche Verbote und auf Contraventionsstrafen herauskommen, so dürfte man daraus wol den Schluß ziehen, daß das neue Princip in seinen Anhängern kein opferfreudiges Gefühl erweckt; denn ohne ähnliche Verfolgungen hat sich noch keine Reformation Bahn gebrochen.

Wenn bei Uhlich die Form der freien Gemeinde ein pis-aller war, so betrachtet sie dagegen Rupp als die angemessenste Entwicklung des religiösen Lebens überhaupt. Mit vollem Recht, wenn auch zum grenzenlosen Erstaunen seiner bisherigen Anhänger, verglich er bei seinem Austritt aus der Kirche das von ihm beabsichtigte Unternehmen mit der alten Brüdergemeinde. Denn wenn auch seine religiöse Ueberzeugung sehr wesentlich von der jener früheren Pietisten abwich, so war doch die Form, in der er mit seiner Gemeinde „den Herrn suchen" wollte, im Grunde die nämliche. Seine Richtung ist der kirchlichen Orthodoxie wie dem Rationalismus gleichmäßig entgegengesetzt, weil sie alle Dogmatik verwirft und durch innere individuelle Fortbildung auf der historischen Grundlage des Evangeliums, aber mit ganz freier Kritik, den neuen christlichen Tempel von unten aus aufbauen will. Rupp tritt seiner Gemeinde nicht als Wissender, sondern als Suchender gegenüber und fordert sie auf, mit ihm gemeinschaftlich zu suchen, wobei es ihm auf die Frömmigkeit d. h. auf die Läuterung des Gemüths und auf die Erweckung eines religiösen Lebens

mehr ankommt, als auf den systematisch entwickelten Glauben. Wenn wir ihn also mit den philosophischen Systemen in Zusammenhang bringen wollen, so würde er sich mehr zu Schleiermacher als zu Hegel hinneigen, ja vielleicht würde sein Princip des Individualismus am bestimmtesten in Lessing ausgesprochen sein, nur daß sich dieser einigermaßen darüber wundern würde, im Schoß einer Gemeinde die freie Forschung angestellt zu sehen: eine Verwunderung, die wir theilen. Wir lassen indeß diese religiöse oder kirchliche Frage hier bei Seite und fassen Rupp nur als Schriftsteller auf. Indem wir uns vorbehalten, auf manche der ernsten Fragen, die er in seiner Zeitschrift anregt, später einzugehen, heben wir hier zunächst nur zwei derselben hervor: die Definition des Christenthums als der Bildungsquelle der modernen Cultur und das Verhältniß der Gesellschaft zum Staat.

Bereits 1842 veröffentlichte Rupp eine Predigt über den christlichen Staat, indem er vom Christenthum behauptete, es sei nicht eigentlich oder nicht hauptsächlich eine Religion, sondern es sei der leitende Geist der neuen Geschichte, die Quelle, aus der die ganze Bewegung unserer Cultur herzuleiten sei. Die Behauptung erregte damals bei der Kirche Anstoß, wir müssen sie heute vom Standpunkt des Laienthums anfechten. Wir sind dazu um so mehr veranlaßt, da er sie in der neuesten Nummer vom 7. December in einem Artikel, der offenbar sein jetziges Glaubensbekenntniß enthält, von neuem aufstellt. Er greift diejenigen an, die das Christenthum für entwicklungsunfähig halten, und behauptet, „daß diese Antwort, genau genommen, uns nichts Geringeres zumuthet, als eine Entwicklung von wenigstens viertausend Jahren für unbrauchbar zu erklären und auf den Anfang der Geschichte zurückzugehen, um, wie man es eben nennen will, mit dem Paradiese oder Urwalde und deren Gesellschaft noch einmal zu beginnen. Denn das Christenthum beschränkt sich keineswegs, wie sie anzunehmen scheinen, auf einige Dogmen, welche auf einzelnen Concilien, nicht selten sehr zufällig, entstanden sind; sondern das Christenthum, erkannt als das, was es ist, als die Verbindung und Durchdringung der griechisch-römischen Welt und des Mosaismus, begreift alles und jedes in sich, was zu unserer historischen Cultur gehört. Die Kirche ist nur die eine Seite dieses Christenthums; der neue Staat, die neue Philosophie, die neue Kunst gehören zur Entfaltung der Principien des Christenthums nicht weniger als die Kirche. Der Widerspruch, welchen der Staat und die Philosophie gegen die Kirche erheben, ist in alten und neuen Zeiten nicht daraus zu erklären, daß jener ein anderes Princip als diese vertreten, sondern daraus, daß die Gedanken, welche zum Christenthum verbunden waren, in den streitenden Parteien in verschiedenem Mischungsverhältnisse vorhanden waren." Von dieser Behauptung läßt er nur zwei Ausnahmen gelten: das Princip der Gewissensfreiheit und den Aufschwung der Naturwissenschaft und National-

ökonomie; aber, setzt er hinzu, „diese Ausnahmen kommen nicht in Betracht, wo wir es mit der Entwicklung der Ideen, und in Betracht auf diese Ideen nur mit dem zu thun haben, was sich historische Geltung zu verschaffen im Stande gewesen ist, und wir müssen wiederholen, daß das Christenthum und unsere geschichtliche Vergangenheit eins und dasselbe bedeuten."

Wir erlauben uns diese Behauptung als völlig unhistorisch zu bezeichnen. Es ist nicht wahr, daß das Christenthum die einzige Quelle der modernen Cultur ist; es ist nicht wahr, daß die geistigen Kämpfe der neuern Zeit nur zwischen verschiedenen Richtungen des Christenthums ausgefochten sind. Die Quelle der modernen Cultur, ganz abgesehen von jenem der neuesten Zeit angehörenden Aufschwung der Naturwissenschaften, ist nicht eine einfache, sondern eine dreifache: erstens das Christenthum, zweitens das griechisch-römische Alterthum, drittens der Germanismus. Wenn die deutschen Heiden zu Hunderttausenden getauft wurden, so waren sie damit noch nicht vollständig von der christlichen Bildung durchdrungen, und der Kampf zwischen Heinrich IV. und Gregor VII., kurz der ganze Kampf zwischen der Kirche und den weltlichen Großen ist nicht der Kampf zweier christlichen Richtungen, sondern der Kampf des Christenthums gegen den Germanismus. Ja wir können noch auf die allerneueste Zeit eingehen und selbst in einem Blatt, welches sich mit dem Zeichen des Kreuzes schmückt, diesen alten Kampf zwischen dem Christenthum und dem germanischen Heidenthum verfolgen. Bei dem Tode des Polizeipräsidenten von Hinkeldey fand sich die Kreuzzeitung in großer Verlegenheit, und es zeigte sich, daß ihr christlich-germanisches Princip nicht einen chemischen Niederschlag, sondern eine mechanische Vermischung enthält. Das Christenthum verwirft das Duell, weil es überhaupt das Princip des germanischen Ehrbegriffs verwirft, und die Vertreterin des Christenthums, die Kirche, hat während des ganzen Mittelalters einen unausgesetzten hartnäckigen Kampf gegen dieses Princip geführt, ohne es völlig besiegen zu können.

Im Anfang des Mittelalters standen sich jene drei Bildungsformen ganz äußerlich gegenüber. Die Vertreter der einen fand man in den Municipien, die der andern in den Burgen, die der dritten in der Kirche und in den Klöstern. Freilich wurden diese Elemente fortwährend durcheinandergemischt, und das eine nahm fortwährend Zusätze vom andern auf; aber trotz dieser fortwährenden Vermischung behielt jedes der drei Principien seine ursprüngliche Lebenskraft und trat in Perioden größerer Erregung in seiner reinen Form wieder hervor. Für das Mittelalter ist das meisterhaft in Guizots Histoire de la civilisation française auseinandergesetzt; am lehrreichsten ist aber die Zeit der Reformation. Die leitenden Begriffe im Zeitalter Cesar Borgias und Machiavellis wird Rupp wol schwerlich aus dem Christenthum herleiten wollen; ebensowenig die gleichzeitige Renaissance und den Humanis-

mus; in beiden ist vielmehr der Geist des griechisch-römischen Alterthums wieder in seiner reinen Form zum Durchbruch gekommen. In Luther empörte sich der christliche Geist gegen dieses Reich der Gottlosen; und während in der frühern Zeit die productive Kirche nur in der Geistlichkeit bestanden hatte, verlangte man jetzt, der Laienstand sollte aufgehoben sein, und jeder Christ sollte sich an der Entwicklung des Christenthums betheiligen, was auch wenigstens in Deutschland anderthalb Jahrhunderte hindurch der Fall gewesen ist. Freilich mischten sich in die Reformation auch andere nicht christliche Elemente, und so hat z. B. die Stellung der beiden Humanisten Erasmus und Hutten zur Reformation etwas sehr Lehrreiches. Der erstere, dem die Bildung die Hauptsache war, konnte sich einer Lehre nicht anschließen, die nicht die seinige war, und man hat im höchsten Grade unrecht gehandelt, ihm das zum Vorwurf zu machen. Hutten, der germanische Ritter, betheiligte sich daran, weil er es als einen Kampf gegen die Pfaffen überhaupt auffaßte. Wir führen das nur als ein einzelnes Beispiel an, wir übernehmen es aber, bei jedem großen historischen Ereigniß diese drei Bildungselemente, die sich nie völlig durchdrungen haben, ganz genau voneinander zu scheiden.

Die Hauptsache für uns bei diesen Bemerkungen ist nicht die theoretische, sondern die praktische Nutzanwendung. Rupp behauptet, daß, wenn man das Christenthum als entwicklungsunfähig annimmt, man zu der Barbarei zurückkehren müsse, weil das Christenthum die einzige Bildungsquelle der modernen Zeit gewesen sei. Da ihn aber jedes Gymnasium eines Bessern überführen kann, da die Moral des Cäsar, des Cornelius Nepos, des Cicero den Knaben neben der sehr verschiedenen Moral des Evangeliums eingeflößt wird, so fällt damit auch seine Schlußfolgerung zusammen, und wir wiederholen noch einmal den Grundsatz, den wir schon früher aufgestellt haben: den heutigen Theologen gegenüber von Tholuck bis zu Vilmar herunter, der den Teufel und seine Großmutter wieder zu Ehren bringt, befinden wir uns auf dem Standpunkt der Laien des Mittelalters; wir überlassen die dogmatischen Streitigkeiten unsern Geistlichen, da wir bei den meisten Fragen, die dort verhandelt werden, ganz außerhalb aller Parteien stehn. Wir sind Christen, wie die Hohenstaufen Christen waren, fühlen uns aber nicht verpflichtet, tiefer in die kirchlichen Mysterien einzudringen, wir wissen historisch, daß viele von den christlichen Lehren in der Bildung einen großen und unverlierbaren Fortschritt vermittelt haben, wir stehen mit Luther gegen Macchiavell, aber in vielen Beziehungen mit Erasmus gegen Luther. Unsere Aufgabe, unsern Beruf hat Kant in seiner Schrift über die Religion innerhalb der bloßen Vernunft mit hinreichender Schärfe festgestellt. Wir müssen zwar den Conflict beklagen, der zwischen unsern verschiedenen Bildungsmomenten stattfindet, aber wir können ihn insofern nicht aufheben, als wir zur Entwicklung der Kirche

beitragen. Ueber die Entwicklungsfähigkeit des Christenthums an sich ist kein Zweifel; noch neuerdings hat sich ja die katholische Kirche, die doch viel stabiler ist als die protestantische, durch das neuentdeckte Dogma der unbefleckten Empfängniß Mariens weiter entwickelt; aber trotz aller Entwicklung behält das Christenthum immer noch die Lebenskraft, die von außen her aufgenommenen Elemente wieder auszuscheiden, wie das die neueste Theologie gezeigt hat. Was die Wissenschaft und das innere Rechtsgefühl betrifft, so stellen wir uns auf Lessings Seite, der sich mit der alten Kirche besser zu stellen wußte, als mit der neuen. Die Gründe möge man in seinem Briefwechsel mit seinem Bruder nachsehen.

Der zweite Punkt, den wir zu erörtern hatten, war die Stellung der Gesellschaft zum Staat. Rupp vertritt die humboldtschen Jugendideen, die dem Staat eine Function nach der andern entziehen wollten, die als die höchste Aufgabe des Staats auffaßten, sich selbst überflüssig zu machen. Es ist das die Theorie des alten Liberalismus und der neuen Demokratie, die in dem Staat nur die Regierungsmaschinerie sahen und gegen den schädlichen Einfluß derselben die Parlamente, die Communalfreiheit, die Geschwornen ꝛc. gewissermaßen als ein Bollwerk erlangten. Erst allmälig kam man dahinter, daß diese Bollwerke zugleich die Fundamente eines neuen Staats waren, und diesen nationalen Staat, in den jeder Einzelne mit seiner vollen Lebenskraft aufgeht, in dem die Privattugenden zu öffentlichen werden und die nationale Idee die Privatsittlichkeit durchdringt, diesen neuen Staat zu begründen, halten wir vor der Hand für eine viel wichtigere Aufgabe, als die Auseinandersetzung jener Bildungsmomente durch individuelle Genossenschaften. Entgegengesetzt gegen den Materialismus unserer Zeit suchen auch wir den Himmel, der den Blick über die gemeine Wirklichkeit der Dinge erhebt; aber wir finden den Weg dahin nur, wenn wir die Erde so einrichten, daß das Licht des Himmels seine Freude hat, sie zu bescheinen.

Gott in der Geschichte oder der Fortschritt des Glaubens an eine sittliche Weltordnung. Von Christian Karl Josias Bunsen. In sechs Büchern. Erster Theil. Erstes und zweites Buch. Leipzig, Brockhaus. —

Die Religion im gemeinen Leben. Eine Predigt gehalten in Crathie Church am 14. October 1855 vor Ihrer Majestät der Königin von England und Prinz Albert, von John Caird, Pfarrer in Errol. Mit einem Vorwort von Christian Karl Josias Bunsen. Leipzig, Brockhaus. —

In der Zeit, als Rupp seine Rede über den christlichen Staat hielt, galt Bunsen im Publicum als einer der Führer der religiösen Reaction, ja es gab sogar Stimmen, die ihn der Hinneigung zum Katholicismus bezüchtigten. Die Ueberraschung war daher nicht gering, als er im Hippolyt eine Ansicht von

der ursprünglichen christlichen Kirche entwickelte, die von der rationalistischen nur durch ein Mikroskop zu unterscheiden war. Das Buch hätte ein bei weitem noch größeres Aufsehn gemacht, wenn es sich nicht durch seine gelehrte Außenseite der Masse entzogen hätte. Stahl hat ganz richtig ausgeführt, daß für den ungeheuren Erfolg der „Zeichen der Zeit" wenigstens eins der Motive in der Persönlichkeit des Verfassers lag; denn Aehnliches war schon vielfach gesagt worden, man war nur erstaunt und erfreut, daß es grade von dieser Seite kam. Nur in einem Punkt irrt sich Stahl thatsächlich. Das Publicum der „Zeichen der Zeit" waren nicht diejenigen, die er als die Anhänger Feuerbachs und Bauers, als die Gottlosen bezeichnet, sondern grade diejenigen Kreise, die durch die harten Formen des religiösen Radicalismus im höchsten Grade verletzt waren. Dies zu constatiren ist insofern von Wichtigkeit, als man sonst ein falsches Inventarium der Gläubigen im Sinne Vilmars, Kliefoths und Hengstenbergs aufstellen würde. Rohe Lästerungen der Religion unserer Väter wird die sittlich ernste Gesinnung stets zurückweisen; aber damit ist noch keineswegs gesagt, daß diese Gegner des Radicalismus unsere symbolischen Bücher im Wesentlichen anders interpretiren, als es von Seiten der Philosophie geschieht.

Das neue Buch von Bunsen enthält Vieles, dem wir vollkommen beitreten können. Zunächst die Ansicht, daß die Trennung von philosophischer und von philologisch-geschichtlicher Behandlung sich überlebt hat, und daß die Zukunft der gründlichen Vereinigung beider Richtungen gehört. „Denn wie kann jemand forschen über einen Gegenstand, wie Sprache, Religion, Kunst und dergleichen, ohne den Begriff dieses Gegenstandes zu kennen und zu verstehen? Und woher kann er diesen anders erhalten, als von der Philosophie, der Wissenschaft des begreiflichen Denkens?" Sehr erquickt hat uns auch die Darstellung der scholastischen Theologie, „welche in unserer Zeit nichts Besseres zu thun weiß, als philologische Mißverständnisse und geschichtliche Irrthümer nicht allein fortdauernd mit der ganz unzureichenden Methode des scholastischen Mittelalters zu behandeln, sondern die allerärgsten derselben hervorzuheben und zu vergöttern, und dann den Gewissen der Völker als höchste Wahrheit aufzubürden." „Im Werke selbst", fährt Bunsen fort, „schien es zu genügen, nur gelegentlich die gänzliche Hohlheit dieses Systems zu berühren, insbesondere des lutheranischen, welches in jeder Hinsicht weniger Nachsicht verdient, als die Annahme der römischen und griechischen Dogmatik." Im Gegensatz zum modernen Indifferentismus vertritt Bunsen mit erfreulicher Wärme die Sache der Philosophie, wie sie namentlich durch Hegel und Schleiermacher in Beziehung auf den Geist des Christenthums ausgebildet ist. Er findet grade in unserer Zeit das ernsteste Zusammenraffen des philosophischen Geistes nothwendig. „Die Selbstsucht als Anarchie arbeitet für den Absolutismus;

die Selbstsucht als übergesetzliche (und also außergesetzliche) dynastische Herrschaft arbeitet für die Anarchie. Zwischen beiden Dämonen droht die Menschheit unterzugehn, und mit ihr die Bildung vieler Jahrtausende. Dort übt man roheste Gewaltthätigkeit im Lande der Freiheit, und predigt Sklaverei, die Bibel in der einen Hand, und das Mordmesser in der andern. Hier verkündet man Aberglauben und Priestergewalt im Namen des Evangeliums: ermahnt zum alten Glauben mit der Polizei zur Unterstützung und mit Kerker im Hintergrunde. Innere Schäden sollen geheilt werden durch verstärkte Aeußerlichkeit des Kirchlichen. Unduldsamkeit heißt Siegel des christlichen Staates, ja Verfolgung ein Zeugniß für den Ernst protestantischer Gesinnung. Das Ungerechte wird nicht allein in Formeln gebracht, sondern diese Formeln werden vergöttert. Die große Masse der denkenden Menschen sieht diesem allem zu, scheinbar gebannt durch den Zauber der Lust als des Lebens Ziel und Preis und durch die Sucht nach Genuß ohne Arbeit, oder für kurze Zeit niedergedrückt durch den Unmuth der Verzweiflung. Aber dumpfe Stimmen aus Tiefen und Abgründen, und die hellen Stimmen aus des Himmels Höhen, rufen Fürsten und Völkern zu: „Lasset euch warnen! Gerechtigkeit übt, nicht verachtet die Gottheit!“

Es ist gut, daß grade von dieser Seite eine ernste Warnung an alle Classen des Volks ergeht, weil wir im Allgemeinen zu sehr auf unsere gegenwärtige Civilisation vertrauen, zu wenig an die Zukunft denken. Denn persönlich fallen uns die Uebergriffe der neulutherischen Kirchlichkeit wenig zur Last, weil von der Ausübung eines äußern Zwanges nirgend die Rede ist; aber wenn man daran denkt, daß mit der Zeit alle Lehrstellen mit Zöglingen Vilmars und Kliefoths besetzt werden können, so darf man in Bezug auf die nächste Generation wol einige Besorgniß hegen. Der Inhalt des vorliegenden Buchs, die Entwicklung des Gottesbewußtseins in der jüdischen Geschichte, würde, wenn wir den streng historischen Maßstab anlegten, manchem Bedenken Raum geben; aber bei dem vorwiegend erbaulichen Zweck der Schrift ist der gute Einfluß auf die Bildung der öffentlichen Meinung in denjenigen Kreisen, die sich bisher um die religiösen Streitigkeiten wenig gekümmert haben, überwiegend.

Im Allgemeinen pflichten wir auch dem Tadel gegen den gemeinen Rationalismus des vorigen Jahrhunderts bei, „welcher in der Offenbarung wie in der ganzen Geschichte nichts als äußerliche Thatsachen sieht, gleichsam als gäbe es eine höhere Offenbarung der Vernunft als in der Geschichte.“ Der unhistorische Sinn und die unwissenschaftliche Auslegung jener wohlmeinenden Religionslehrer, welche die Sinnesart des 18. Jahrhunderts in den drei ersten Jahrhunderten wiederfinden wollten, ist allerdings durch die spätere Bildung überwunden; aber in einer Beziehung möchten wir den Namen des Rationalismus doch wieder zu Ehren bringen, um nicht durch die zufälligen Aeußer-

lichkeiten, die sich an eine richtige Idee knüpften, diese Idee selbst zu beeinträchtigen. Der Rationalismus ist dem Supranaturalismus entgegengesetzt. Jener sucht die wesentliche Offenbarung Gottes in der menschlichen Vernunft und im menschlichen Gewissen, und prüft an diesen Zeichen die Echtheit der historischen Offenbarung; dieser stellt die göttliche Vernunft und das göttliche Recht der menschlichen Vernunft und dem menschlichen Recht entgegen und hält zur Anerkennung der ersteren die vollständige Unterdrückung der letztern für nothwendig. Als Gegner dieses Supranaturalismus werden wir uns wol alle Rationalisten nennen, wobei wir freilich an die sehr richtige Bemerkung Bunsens erinnern müssen, daß der Glaube an die Immanenz Gottes in der Welt noch keineswegs mit dem Pantheismus zusammenfällt. — In diesem Sinn ist auch der wackere schottische Prediger ein Rationalist, denn die Frömmigkeit besteht auch ihm in einem rechtschaffenen, gottesfürchtigen Lebenswandel.

Zum Schluß noch eine Bemerkung. Wenn wir gegen Rupp mehr die polemische, gegen Bunsen mehr die apologetische Seite herausgekehrt haben, so liegt der Grund darin, daß uns der erstere in seinem Ausgangspunkt näher steht. Bei dem Proceß, der sich in den Regionen entwickelt, für welche Bunsen schreibt, fühlen wir uns als Zuschauer. So verschieden aber der Ausgangspunkt der beiden Schriftsteller ist, so nahe berühren sie sich im Resultat; ja es besteht zwischen ihren Naturen eine auffallende Verwandtschaft. Auch die Neigung, auf die neuesten Reformatoren der englischen, schottischen und amerikanischen Kirche einzugehen, ist beiden gemeinsam; und so können wir sie in jenem Sinn, daß überall das praktische und natürliche Gefühl sich mit dem göttlichen zu durchdringen und die Transscendenz zu überwinden sucht, als erfreuliche Zeichen der Zeit begrüßen.

La religion naturelle par Jules Simon. Troisième édition. Paris, L. Hachette et Cie.

Auch diese Schrift gehört zu den guten Symptomen für den Fortschritt in der allgemeinen religiösen Bildung. Die speciellen Beziehungen derselben auf die historische Entwicklung der französischen Philosophie liegen uns fern, und wir können sie um so eher übergehen, da wir in der Philosophie einen guten Schritt weiter gethan haben; aber die Tendenz ist ganz die unsrige. Auch Herr Simon bemüht sich, das Leben mit dem Glauben zu durchdringen und den Glauben durch das Gesetz des Lebens zu läutern. Der Verfasser (zuerst ausgezeichnet als Geschichtschreiber der alexandrinischen Schule 1846) hat in Frankreich einen sehr lebhaften Anklang gefunden, und so sehen wir, daß in allen Culturvölkern der echte Idealismus Schritt vor Schritt weiter vordringt. Ist erst die öffentliche Meinung reif geworden, so wird sich eine Reform des kirchlichen Lebens, die man durch eine radicale Umgestaltung vergebens anstrebt, aus eigner Kraft entwickeln. J. S.

# Correspondenzen.

**Die neuenburger Frage.** Berlin, 4. Januar. — Die Rechtsfrage allein, die seit acht Jahren zwischen Preußen und der Schweiz schwebte, hätte weitere Zögerung gestattet oder vielmehr erheischt, denn die Anerkennung, die im londoner Protokoll dem Recht der preußischen Dynastie auf Neuenburg gegeben wurde, hatte Preußen durch das Versprechen erwiedert, die Geltendmachung dieses Rechtes der Vermittlung der Großmächte zu überlassen und damit seiner selbstständigen Action gewisse Schranken auferlegt. Um dieselbe wieder frei zu machen, bedurfte es eines neuen Moments, und ein solches trat durch den verunglückten Septemberaufstand hinzu. Der Proceß gegen die Royalisten fügt zur Frage des Rechtes eine Frage der Ehre und während die Lösung jener einen langen Aufschub zuläßt, fordert die Lösung dieser schnelle Entscheidung. Die Vermittlung der Großmächte, für welche das londoner Protokoll keinen bestimmten Termin setzt, begrenzt sich von selbst in Betreff des Processes der Royalisten. Denn Preußen, welches ihre Freilassung vor der Anklage und Aburtheilung verlangt, kann, wenn die Schweiz dies Ansinnen zurückweist und mit dem Processe vorschreitet, nicht unthätig zuschauen. Es muß handeln, um dem zuvorzukommen, was es als eine Antastung der Ehre seiner Dynastie erklärt hat.

Man hofft hier um so mehr auf einen friedlichen Ausgang, als man sich sagt, daß die Verbindung Neuenburgs mit der preußischen Krone letzterer niemals den geringsten Vortheil gebracht, daß sie vielmehr stets eine Quelle von Verlegenheiten für sie gewesen sei. Das Fürstenthum wurde 1814 als Canton der Schweiz zugetheilt, weil die preußische Regierung damals erkannte, daß es vereinzelt, ein völlig verlorener Posten und bei jedem Conflict mit Frankreich diesem Preis gegeben sei; sollte Neuenburg jetzt wieder an die preußische Dynastie zurückfallen, so würde es, bei der gegenwärtigen Verfassung der Schweiz, aufhören müssen, derselben anzugehören. Was man 1814 für eine unhaltbare Situation angesehn, würde also jetzt unter erschwerenden Umständen nach beiden Seiten, nach der Schweiz, wie nach Frankreich hin — versucht werden müssen. Eine gänzlich werthlose Besitzung würde nur durch eine im Frieden kostspielige, im Fall eines Kriegs mit Frankreich ohne Rettung verlornen Truppenmacht zu halten sein. Diese Erwägungen glaubte man um so mehr von der preußischen Regierung getheilt, als man in für officiös gehaltenen berliner Zeitungen, so wie in anerkannten Organen des Cabinets der Tuilerien es ausgesprochen fand, nicht auf den Besitz Neuenburgs, sondern nur auf die Anerkennung des Rechts und die Wahrung der Ehre seines Königs lege Preußen einen Werth.

In ihrem Memorandum sucht die Bundesregierung außer der Hervorhebung der politischen Zweckdienlichkeit — und dies ist die unleugbar starke Seite des schweizerischen Standpunktes — auch die völlige Rechtmäßigkeit der jetzigen Zustände in Neuenburg nachzuweisen. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß ihre Beweisführung eine ernste Prüfung nicht aushält. Daß der König von Preußen, im Widerspruch mit seiner Verpflichtung gegen die Stände von Neuenburg, 1806 das Fürstenthum an Frankreich abgetreten habe, ist, läge nicht selbst die Rechtfertigung

des Zwanges vor, den die den Continent bereits dominirende Macht Napoleons übte, schon darum gänzlich unerheblich, weil die wiener Congreßacte 1814 sein Recht von neuem sanctionirt hat. Und die Geltung der wiener Congreßacte anzufechten, steht wol am wenigsten der Schweiz zu, die derselben die Garantie ihrer Neutralität, die Rückgabe von Wallis, den Beitritt Genfs zur Eidgenossenschaft verdankt. Es erscheint daher nur spitzfindig, wenn das Memorandum, weil in den Motiven der Zurückgabe Neuenburgs an die preußische Dynastie irrthümlich auf den tilsiter Frieden, statt auf die Abtretung von 1806 zurückgegangen wird, den Besitztitel derselben auf das Fürstenthum bekrittelt. Ferner führt das Memorandum aus, die Schweiz habe niemals officielle Notiz von der Herrschaft des Hauses Hohenzollern in Neuenburg genommen, dessen Beitritt zum Bunde sei an die Bedingung geknüpft, daß die Cantonalregierung allein, ohne eine höhere Instanz in Berlin, in allen Beziehungen zur Eidgenossenschaft und den Bundesbehörden zu entscheiden habe. Soll damit bewiesen werden, die Schweiz habe die Anerkennung des fürstlichen Rechtes über Neuenburg verweigert? Dann kann man darauf nur entgegnen, daß, wer zu viel beweisen will, nichts beweist. Wem will man denn einreden, der König von Preußen habe 1814 für die Zulassung seines Fürstenthumes zum Bunde sich der Bedingung unterworfen, sein Recht diesem gegenüber verleugnet zu sehn? Es leuchtet doch von selbst als Zweck jener Convention ein, die Cantonalregierung in Neuenburg solle mit den nöthigen Vollmachten ausgerüstet sein, um ohne Recurs an die königliche Entscheidung, die Geschäfte mit den eidgenössischen Behörden zu regeln. Man wollte damit, und mit Recht, die formelle Einmischung eines fremden Cabinets in die innern Angelegenheiten der Schweiz verhindern. In der Bewilligung dieses Verlangens liegt aber nichts, woraus sich der Schluß ziehn läßt, die Schweiz habe niemals von dem fürstlichen Recht Notiz genommen und der König von Preußen sich drein gefügt. Das Verfahren der schweizerischen Centralbehörden in Betreff Neuenburgs seit 1848 sucht das Memorandum dadurch zu rechtfertigen, daß nach der frühern Verfassung der Schweiz, unter deren Regime auch die Revolution von 1848, welche die fürstliche Regierung stürzte, gefallen sei, der Bund kein Recht gehabt habe, selbst einer gewaltsamen Verfassungsänderung in einem Canton entgegenzutreten, nach der jetzt bestehenden Bundesverfassung ihm aber die Verpflichtung auferlegt sei, darüber zu wachen, daß die Verfassungen der Cantone nur nach den durch sie gegebenen Vorschriften verändert würden. Diese Beweisführung ist deshalb nicht stichhaltig, weil sie über den Kreis hinausreicht, in dem die Schweiz allein die leitenden Principien ihres öffentlichen Rechts modificiren darf. Die Beziehung Neuenburgs zur preußischen Dynastie ist durch europäische Verträge garantirt, und als das Fürstenthum zur Eidgenossenschaft trat, hat sein damaliger Souverän dieser Garantie in keiner Weise entsagt. Es ist vergeblich, sie durch künstliche Deductionen entkräften zu wollen. Der Spruch der Großmächte, des höchsten internationalen Areopags in Europa, hat außerdem das Recht des Königs von Preußen anerkannt, und dagegen sind alle Beweisführungen des Memorandums machtlos.

Die schweizerische Politik hat aus zu großem Selbstvertrauen, aus Verkennung vielleicht des Werths, den man an leitender Stelle auf Neuenburg legte, aus Ueberschätzung der Schwierigkeiten endlich, die für Preußen aus einer bewaffneten

Geltendmachung des Rechts seines Fürsten erwachsen würden, große Fehler begangen. Es ist natürlich, daß man bei Umänderung der Bundesverfassung 1848 eine Umwälzung willkommen hieß, ohne welche Neuenburg unmöglich der regenerirten Schweiz angehören konnte, und daß man nach Gründen suchte, um einen thatsächlichen Zustand, den man unter die Garantie der neuen Bundesverfassung gestellt, auch auf dem Boden des Rechts zu vertheidigen. Denn, daß ein Staat sagen soll, ich will diesen Thatbestand behaupten, erkenne jedoch an, daß ich kein Recht dazu habe, heißt eine moralische Unmöglichkeit von ihm verlangen. Aber ohne ihren Rechtsanspruch aufzugeben, konnte und mußte die Schweiz die ersten Schritte thun, um die Anerkennung der factischen Zustände in Neuenburg seitens des Königs von Preußen zu erlangen. Die vornehme Geringachtung der von einem mächtigen Fürsten erhobenen Ansprüche war zugleich unberechtigt und unweise. Wären selbst diese Schritte fruchtlos geblieben, so dienten sie ihrer Sache bei den europäischen Großmächten. Denn so allgemein die Ansicht ist, daß das Recht des Königs von Preußen in Neuenburg gekränkt ist, so allgemein ist auch die Ansicht, daß eine Ablösung dieses Rechts in passender Weise und eine Legalisirung des seit 1848 bestehenden Zustandes der wahre Vortheil aller in dieser Frage Betheiligten ist. Hätte die Schweiz ihrerseits die Vermittlung der Großmächte nachgesucht, hätte sie derselben durch jedes thunliche Zugeständniß die Wege geebnet, so glauben wir, daß der Septemberaufstand entweder nicht stattgefunden, oder hätte er stattgefunden, unter ein höchst ungünstiges Licht gefallen wäre. Jetzt hat Preußen alle Vortheile auf dem diplomatischen Schachbret für sich. Es hat Langmuth bewiesen, es hat für Geltendmachung des Rechts an die Großmächte appellirt, und von ihnen eine unzweideutige Anerkennung desselben erhalten. Der Zwischenfall des verunglückten Versuchs der Royalisten erlaubt ihm jetzt, die Consequenzen daraus zu ziehen. Denn wer will es ihm wehren, für Männer einzuschreiten, die sich für das von den Großmächten anerkannte Recht seines Königs erhoben haben? Die Schweiz steht vor der Alternative, entweder eine Forderung zu verweigern, deren Ablehnung sie allein und ohne Bundesgenossen dem Kampf mit einer an Zahl und militärischer Organisation weit überlegenen Macht aussetzt, oder durch Bewilligung dieser Forderung das Eingeständniß zu geben, daß der Thatbestand in Neuenburg nicht zu Recht bestehe, ein Eingeständniß, in jedem Falle peinlich, gefährlich, ja unmöglich, wenn es nicht den Verzicht auf Neuenburg seitens des Königs von Preußen zur Folge hat.

So weit sind die Dinge gediehen. Wir „treiben einem Kriege entgegen," der uns ungeheure Geldopfer, wahrscheinlich nicht geringe Blutopfer kosten muß, reelle Vortheile aber niemals bringen, der vielleicht einen europäischen Conflict hervorrufen kann, in dessen gefährlichste Mitte Preußen gestellt würde. Jedenfalls würde der Krieg mit der Schweiz unsere Weltstellung sehr sichtbar und auf lange Zeit beeinflussen. Alle Anzeichen verkünden, daß der Stern der englisch-französischen Allianz im Sinken ist, daß das Gestirn eines andern Bündnisses sich drohend am politischen Horizont erhebt. Niemand, dessen Urtheil nicht gänzlich durch Parteigeist getrübt ist, kann zweifeln, auf welche Seite Preußen durch sein Interesse, durch seine Pflichten gegen sich selbst und die deutsche Nation hingewiesen wird. Es ist nicht die Seite, die gegenwärtig unser Vorgehen gegen die Eidgenossenschaft be-

günstigt. Die neuenburger Frage kreuzt sich in unheilvoller Weise mit der großen europäischen Frage und zieht uns in eine Bahn, die weit abwärts von dem Wege führt, den uns die Vorschriften einer weisen und voraussichtigen Politik zu gehn gebieten. Und was droht der Schweiz aus diesem Kriege? Ist ihre Niederlage entscheidend, so würden auch in ihrem Schoße die Mächte der Reaction sich erheben und die Bundesverfassung von 1848, mit der eine neue und zukunftreiche Aera für sie angebrochen, dem alten Unwesen, der Ohnmacht, Zersplitterung, Anarchie, den Institutionen mit einem Wort weichen müssen, welche die Erfahrung eines Menschenalters verurtheilt hat. Wir wünschen, sollte es zum Aeußersten kommen, wie jeder Preuße, den Sieg unserer Waffen, aber wir würden mit Schmerz die Siege einer protestantischen Macht im Lager der Ultramontanen mit Jubel begrüßen und für eine Politik ausbeuten sehn, die von jeher unsere geschworne Feindin war, und es für alle Zeiten sein wird. Aus so zahlreichen und gewichtigen Gründen wollen wir bis zum letzten Augenblick an der Hoffnung festhalten, daß Preußen, der Schweiz, daß Europa dieser beklagenswerthe Krieg erspart werde. Die Interessen beider Theile stehn sich nicht im Wege und für die Verwicklung, die aus dem Proceß der Royalisten hervorgeht, muß eine Lösung gefunden werden können, wenn beide Theile ihre Interessen richtig verstehn. Die Thronrede hat dem preußischen Volke das Versprechen gegeben, daß unsererseits die Frage mit jeder Rücksicht auf das Wohl des eignen Landes und den Frieden Europas behandelt werden solle. Wir sollten glauben, daß, wenn man in diesem Geiste an sie herangeht, und ein ähnlicher Geist von Seiten der Schweiz uns entgegenkommt, der Friede erhalten werden muß.

Fast widerstrebt es uns, von dieser bedeutungsschweren Frage einen Blick auf unsere Kammern zu werfen, die, nachdem sie drei Wochen getagt, sich jetzt aus Anlaß des Festes bis Anfang des nächsten Jahres Urlaub gegeben haben. Sie haben sich in der That in diesem Jahr mit solchem Erfolg unbemerklich gemacht, daß nur mit Mühe einige Spuren ihrer Existenz aufzufinden sind. Eine Adresse auf die Thronrede ist bekanntlich bei uns ganz aus der Gewohnheit gekommen, sie gilt bei der herrschenden Partei für französischen Constitutionalismus und man hat sie deshalb auch dies Mal unterlassen, obwol die Berührung der neuenburgischen Frage in der Thronrede eine Antwort der Kammer natürlich gemacht hätte. Von den in der Thronrede angekündigten Vorlagen, unter denen besonders die in Betreff der Steuern mit Spannung erwartet werden, ist bis jetzt nur eine von Bedeutung, das Ehescheidungsgesetz, eingebracht; es ist, wie zu erwarten war, in dem Geiste des bereits vor zwei Jahren von dem Herrenhause berathenen, vielbesprochenen Entwurfs abgefaßt. Die Präsidentenwahl zeigt uns die ministerielle Mehrheit womöglich noch compacter und zahlreicher, als im vergangenen Jahr. Die Commissionen sind sämmtlich im Sinn der Rechten zusammengesetzt, und auch die Herren von Patow und Kühne haben es dies Mal abgelehnt, in der Finanzcommission die Last der Arbeit von den Schultern ihrer Gegner zu nehmen. Die Opposition hat bis jetzt kaum ein Lebenszeichen von sich gegeben; eine Interpellation über die neuenburger Angelegenheit wurde, so hören wir, seitens eines ihrer Mitglieder beabsichtigt, ist aber aus uns unbekannten Gründen unterlassen worden. Das einzige Erwähnenswerthe ist der bereits gegen Ende der vorigen Session eingebrachte Antrag des Abgeordneten Mathis über die Presse, ein Antrag, der in seiner Aus-

führlichkeit für sich allein den Werth eines Requisitoriums hat, von der Kreuzzeitung damals mit Emphase begrüßt, und von ihren Freunden in den Bureaus begraben wurde. Hoffentlich kommt er dies Mal ins Plenum und gibt den Herren von Gerlach und Wagener eine neue Gelegenheit zu zeigen, daß Theorie und Praxis verschiedene Dinge sind, daß man in der Theorie Großthaten gegen die Uebergriffe der Bureaukratie verrichten, in der Praxis ihr getreuer Schildhalter sein kann.

**Die neuenburger Frage.** 2. — Der vorhergehenden Correspondenz fügt die Redaction eine zweite aus anderer Feder hinzu. So unzweifelhaft der Rechtsanspruch des Königs von Preußen auf das Fürstenthum feststeht, und so sicher es ist, daß die Schweiz durch eine Revolution im Jahre 1848 die Ausübung dieser Rechte einseitig und wider die europäischen Verträge bis jetzt unmöglich gemacht hat, so handelt es sich doch in dieser Angelegenheit durchaus nicht allein, ja nicht einmal vorzugsweise um Recht und Unrecht, und ehe Preußen für ein gutes Recht, aber ein werthloses Object etwa funfzehn Millionen Thaler und immerhin einige tausend Menschenleben aufwendet, wird zu erwägen sein, ob nicht höhere Rücksichten jeden blutigen Kampf um Neuenburg als höchst bedenklich auch für Preußen erscheinen lassen. Denn

1) Wenn Neuenburg für Preußen immer ohne Werth gewesen ist, so würde es von jetzt ab im Fall einer Restauration ein opfervoller Besitz werden. Nur durch Anwendung einer gewissen Gewalt wäre fortan das Fürstenthum für Preußen zu behaupten. Diese Gewalt aber d. h. eine starke militärische Besetzung des Ländchens kann nur bei fortdauernder Connivenz fremder Regierungen erhalten werden und eine solche Connivenz würde sehr bald auch Preußen in wichtigern Fragen Opfer auflegen und seine freie Action nach mehr als einer Richtung beschränken, ganz abgesehen davon, daß die fortdauernde militärische Occupation eines entfernten Punktes für Preußen selbst auf die Länge eine gehässige Last werden müßte.

2) Eine Reactivirung der alten Verfassungsverhältnisse der Schweiz, wie sie zur Zeit der Verträge von 1815 gebildet wurden, ist unmöglich, ohne daß die Schweiz durch und durch zerrüttet und um ihre politische Existenz gebracht wird. Nun aber haben zwei Mächte Europas das höchste Interesse, die Schweiz in ihrer Integrität als einen wohlorganisirten Staat von kräftigem Leben zu erhalten; diese Mächte sind Preußen und Sardinien. Vor allem aber hat Preußen Ursache zu verhindern, daß nicht Schwäche und Zerrüttung der Schweiz den französischen Theil derselben zu einer Beute Frankreichs, den romanischen und italienischen zu einem Erwerbe Oestreichs mache. So wie die Restitution der Schweiz im Jahre 1815 eine weise und nothwendige politische Maßregel war, welcher Preußen damals seine eignen höchsten Interessen in Beziehung zum Canton Neuenburg unterordnete, ebenso ist noch jetzt der unverminderte Bestand der Schweiz dieser natürlichen Bergcitadelle von Europa unter einem eignen Banner nothwendig für Preußens Sicherheit; und diese Nothwendigkeit ist so zwingend, daß Preußen schon deshalb

3) nicht zulassen kann, daß Neuenburg in den Besitz Frankreichs kommt und so die schützende Juralinie durch Frankreich durchbrochen wird. Aber auch aus andern Gründen ist eine Abtretung Neuenburgs an Frankreich unthunlich, zunächst aus einem Grunde der Ehre, derselben Ehre, welche jetzt Preußen veranlaßt, für

die treuen Neuenburger, welche die preußische Fahne erhoben haben, sein Schwert zu ziehen. Preußen kann diese Familien nicht an einen fremden Souverän verkaufen. Seit hundert Jahren ist der König den Neuenburgern ein milder Regent gewesen, welcher für das Wohl des Ländchens mit Ernst und Opfern gesorgt hat. Jetzt kann er die Getreuen, welche sich unter seiner Fahne gesammelt und für sie geblutet haben, nicht dem natürlichen Gegner Preußens wider den Willen der Neuenburger verhandeln. Sehr wider ihren Willen, denn wenn die preußische Partei in Neuenburg doch aufhören soll, preußisch zu sein, so hat sie keinen andern Wunsch, als ganz dem Staatsleben zugetheilt zu werden, mit dem ihr Land ohnedies fest verwachsen ist. Und wofür sollte Preußen Neuenburg an Frankreich abtreten? Doch nur gegen eine anderweitige Gebietsentschädigung. Diese aber würde selbst der Wille Napoleons III. nicht bewilligen können. Er kann kein französisches Dorf, welches bereits zu Frankreich gehört, an Preußen abtreten, ohne einen Sturm gegen sich zu erheben, den auch er scheuen muß. Die öffentliche Meinung in Frankreich steht in einer seltenen Einmüthigkeit auf Seiten der Schweiz, es ist offenbar, daß alte Antipathie gegen Preußen ebensoviel Antheil hat, als die innige Verbindung der industriellen Interessen, welche bereits jetzt zwischen der Schweiz und Frankreich stattfindet. Der Kaiser von Frankreich hat Frankreich nicht gemacht, wie die Könige von Preußen ihr Königreich, er hat den fertigen Staat sich genommen, und er hat deshalb mehr noch als ein König von Preußen die Verpflichtung, das Frankreich zu erhalten, welches er vorgefunden. Laute Proteste aus dem umzutauschenden Grenzbezirke und ein wüthender Schrei der Entrüstung durch ganz Frankreich würden die ersten Folgen eines solchen Tauschvertrages sein. Aber selbst gesetzt den Fall, daß er Lust und Kraft zu einem für ihn verhängnißvollen Tausch hätte, so ist sicher anzunehmen, daß weder Oestreich noch England einem solchen Arrangement bei der gegenwärtigen Sachlage ihre Zustimmung geben würden.

4) endlich sei zu diesen Gründen noch ein anderer gefügt, welcher grade jetzt von beiden Theilen niedriger gestellt wird, als er verdient. Die Schweiz ist ein Land, dessen Bildung und Intelligenz vorzugsweise deutsch und protestantisch sind. Der Streit, welcher einst Luther und Zwingli zu erbitterten Gegnern machte, ist ausgekämpft und auf einem ruhmlosen Schlachtfelde ist nach dreihundert Jahren ein gemeinsames geistiges Leben aufgeblüht. Sehr vieles verdanken die Schweizer den Arbeiten des deutschen Geistes und verhältnißmäßig nicht weniges die Deutschen auch ihnen. Die Bildung Norddeutschlands, oder in staatlicher Beziehung Preußens, ist der natürliche Verbündete aller gesunden und kräftigen Elemente im bürgerlichen und geistigen Leben der Schweiz gegenüber den wälschen und gallischen Bestandtheilen ihres Gebietes. Wenn daher die Schweiz eine ernste Verpflichtung hat, Freundschaft und Bundesgenossenschaft des protestantischen Deutschlands zu suchen, so hat auch die preußische Intelligenz die Aufgabe, ihr Verhältniß zu den Schweizern würdig und liberal zu begreifen. Von dem Augenblick, wo dieser zufällige neuenburger Conflict gelöst und die divergirenden Interessen zwischen Preußen und der Schweiz ausgeglichen sind, wird Preußen der natürliche Verbündete der neuen Republik. Es wäre nicht unnütz, wenn der Bundesrath auch diese Rücksicht auf sein Handeln Einfluß gewinnen ließe, und es steht zu

hoffen, daß bei der definitiven Lösung auch Preußen an diese Sachlage denken werde.

Was hier über die Stellung Neuenburgs zu Preußen gesagt wurde, ist nicht neu, es ist mehr oder weniger deutlich auch aus den preußischen Blättern herauszulesen. Alle Gründe sprechen auch bei Preußen dafür, einen blutigen Zusammenstoß, welcher kaum eine vortheilhafte Lösung des Conflictes bringen kann, zu vermeiden. Daß auch die Regierung des Königs so empfindet, das scheint uns die Aufschiebung der Mobilmachung bis zum 15. anzudeuten. Wenn Preußen auf der Freilassung der Gefangenen vor dem Spruch besteht, so fordert es nur sein Recht, denn es hat die gegenwärtige politische Verfassung des Cantons Neuenburg nicht nur nicht anerkannt, sondern dieselbe stets als eine unrechtmäßige betrachtet und von seinem Standpunkt betrachten müssen. Und es ist die Schuld des Bundesrathes, daß er nicht schon vor Jahren bei günstigerer Zeitlage seine Rechte auf Neuenburg mit den entgegenstehenden Preußens in versöhnender Weise auszugleichen versucht hat.

Wenn Preußen ferner die Freilassung der Gefangenen nicht als Tausch annehmen will gegen eine Verzichtleistung auf seine Rechte an Neuenburg, so ist auch diese Auffassung vom preußischen Standpunkt aus vollständig berechtigt. Denn es fordert die Freilassung auf Grund derselben Souveränetätsrechte, welche ihm sowol durch die Verträge von 1814, als durch die neuen Erklärungen der Großmächte bestätigt sind. Daß aber die Verhandlungen, welche der Freilassung der Gefangenen folgen, keinen andern Zweck haben können, als Preußen auf seine Rechte an Neuenburg verzichten zu machen, das wird sicher in Berlin ebensogut erkannt, als es den übrigen entscheidenden Mächten in Europa unzweifelhaft ist. Wenn man das Recht hat, die Intentionen der preußischen Regierung nach den maßgebenden Persönlichkeiten zu beurtheilen, so erscheint die Sachlage so, daß der König von Preußen nur gewillt ist, den durch die Umstände gebotenen und für Preußen selbst wünschenswerthen Verzicht als eine Action allerhöchsten freien Willens und eines hochherzigen Entschlusses auszusprechen.

Die Schweiz würde schlimmer als unklug handeln, wenn sie sich dieser Forderung noch länger entziehen wollte, da sie durch ihre Gewährung in der Sache erreichen kann, was ihr zum Heile gereicht und den Frieden Europas erhält.

---

**Erklärung.** In fünf Nummern der Novellenzeitung vom vorigen Jahre, No. 28, 29, 31, 40 und 41, ist ein Aufsatz erschienen, welcher ein Carneval in Dresden überschrieben ist, und meinen Namen als Einsender trägt. Diese Arbeit ist mir erst jetzt zu Gesicht gekommen. Da ich zu derselben in durchaus keinem Zusammenhange stehe, weder als Verfasser, noch als Einsender, so sehe ich mich genöthigt, die mir zugeschriebene Autorschaft hiermit abzulehnen.

**Robert Waldmüller,**
Verfasser der Nachtquartiere, Irrfahrten, Merlins Feiertag ꝛc.

---

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt.**
Als verantwortl. Redacteur legitimirt: F. W. Grunow. — Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig.
Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Stadt-Bibliothek
Homburg v. d. H.
Z
M

# Französische Geschichtschreiber.

## 1. Augustin Thierry.

Die letzten Jahre der Restaurationszeit waren für die Entwicklung der französischen Literatur eine der erfreulichsten Perioden. Das eiserne Joch Napoleons hatte alle Kräfte der Nation entweder niedergedrückt, oder sie wenigstens nach einer bestimmten einseitigen Richtung getrieben. Unter der Herrschaft der Bourbons, so wenig dieselbe mit den Ideen der Freiheit sympathisirte, athmete alles wieder auf, und für die Vielseitigkeit der Tendenzen, die sich nun geltend machten, fanden sich auch die entsprechenden Kräfte und Talente. Wenn das Königthum den geistigen Erwerb der Revolution in Frage stellte, so hatte es doch weder die Macht, noch selbst den entschlossenen Willen, gegen denselben einen Vernichtungskrieg zu führen, und die Vertreter der Priester- und Adelsherrschaft hatten keinen andern Erfolg, als daß sie die Freunde der Freiheit und der volksthümlichen Entwicklung zu einer neuen leidenschaftlichen Erhebung veranlaßten. Selbst die poetische Schule, die für den Absolutismus, für das Mittelalter und für die Kirche zu schwärmen schien, wurde allmälig in die Opposition gedrängt, und wenn bei dem bewunderten Führer derselben, bei Chateaubriand, in dieser Umstimmung persönliche Motive mit unterliefen, so war es bei seinen Schülern und Schützlingen, Victor Hugo und den übrigen Romantikern, die innere Dialektik eines sich selbst unklaren literarischen Strebens, die aus den Lobpreisern des Bestehenden seine Feinde erweckte. Die Versuche dieser neuen poetischen Schule hat man in Deutschland mit großem Interesse verfolgt, weil man sich zuerst über den Sinn der Bewegung täuschte und der Ueberzeugung war, sie sei weiter nichts als eine Fortsetzung des von Lessing, Goethe und Schiller angeregten Kampfes gegen den akademischen Classicismus. Man wurde in dieser Beziehung bald enttäuscht, wie man über die Tragweite der ersten Revolution enttäuscht worden war, und auf die erste Anerkennung folgte jenes Mißbehagen, welches nicht ausbleiben kann, wenn man die Zerrbilder seines eignen Strebens vor sich sieht.

Weniger Aufmerksamkeit hat man diesseit des Rheins einer zweiten Be-

wegung geſchenkt, die wenigſtens ebenſo bedeutend und in ihren Reſultaten viel erfreulicher war: der Wiedergeburt der wiſſenſchaftlichen Literatur, namentlich der Geſchichtſchreibung. Sie beginnt in der Mitte der zwanziger Jahre und ſtockt plötzlich nach der Julirevolution, freilich nur aus ganz äußern Gründen, denn die Gelehrten, die theils durch ihre Vorleſungen an der Univerſität, theils durch ihre Schriften die öffentliche Bildung vertraten und förderten: Guizot, Villemain, Couſin, Thiers, Remuſat u. ſ. w., wurden plötzlich in den Staatsdienſt gezogen und es entſtand eine Lücke in der Literatur, zu deren Ausfüllung ſich neue Kräfte erſt allmälig wieder anſammeln mußten. Mit dieſen Männern in Bezug auf die politiſche Ueberzeugung wie auf das künſtleriſche und wiſſenſchaftliche Streben in innigſter Uebereinſtimmung blieb der Geſchichtſchreiber, deſſen Analyſe uns heute beſchäftigt, im Privatleben; aber auch er wurde im Lauf ſeiner ruhmvollen Arbeiten durch den traurigen Zuſtand ſeiner Geſundheit unterbrochen, und nur ſeiner hohen geiſtigen Kraft gelang es, allmälig über dieſe Hinderniſſe Herr zu werden.

Auguſtin Thierry wurde 1795 in Blois geboren. Wie ihm zuerſt durch Chateaubriands Les Martyrs ſein wiſſenſchaftlicher Beruf aufging, hat er uns ſelber in der Vorrede zu den Geſchichten der Merovinger erzählt.

„Ich hatte in unſerm Schulbuch geleſen: „„Die Franken oder Franzoſen, in deren Gewalt ſchon Tournai und die Ufer der Schelde waren, hatten ſich bis zu der Somme ausgebreitet. Chlodwig, Sohn König Childerichs, beſtieg den Thron im Jahr 481 und befeſtigte durch ſeine Siege die Grundlage der franzöſiſchen Monarchie.““ Meine ganze Wiſſenſchaft des Mittelalters beſtand in dieſen Sätzen und einigen andern von derſelben Tragweite, welche ich auswendig gelernt hatte. Franzoſen, Thron, Monarchie, das war mir Anfang und Ende unſerer Nationalgeſchichte. Nichts hatte mir eine Vorſtellung von jenen entſetzlichen Franken Chateaubriands gegeben, geſchmückt mit der Hülle der Bären, der Meerkälber, der Auerochſen und der Eber, von dieſem Lager, verſchanzt hinter ledernen Schiffen und mächtigen Stiergeſpannen, von dieſem in einem Dreieck aufgeſtellten Heere, in dem nichts zu unterſcheiden war, als ein Lanzenwald, Thierfelle und nackte Leiber. Wie ſich nun allmälig dieſer ſo dramatiſche Gegenſatz des wilden Kriegers und des civiliſirten Soldaten entwickelte, wurde ich mehr und mehr hingeriſſen. Das Kriegslied der Franken gab mir einen elektriſchen Schlag. Ich ſprang von meinem Sitz auf, und von einem Ende des Saals zum andern ſchreitend, wiederholte ich mit lauter Stimme, indem ich meine Tritte auf dem ſteinernen Boden klingen ließ:

Pharamund, Pharamund, wir kämpften mit dem Schwert.

Wir ſchleuderten die zweiſchneidige Streitart, Schweiß troff von der Stirne der Krieger und rieſelte ihre Arme entlang. Die Adler und die Raubvögel mit gelben Füßen ſtießen ein Freudengeſchrei aus, der Rabe ſchwamm

im Blut der Todten, der ganze Ocean war nur eine Wunde; die Jungfrauen weinten lange.

Pharamund! Pharamund! wir kämpften mit dem Schwert.

Unsre Väter fielen in den Schlachten, alle Geier haben sie beseufzt, denn unsre Väter sättigten sie mit Fleisch. Laßt uns Weiber wählen, deren Milch Blut ist und die mit Muth das Herz unsrer Söhne erfüllen. Pharamund, das Lied ist aus, die Stunden des Lebens verrinnen, wir werden lächeln, wanns ans Sterben geht.

So sangen vierzigtausend Barbaren, ihre Reiter hoben und senkten die blanken Schilde im Takt und schlugen bei jedem Rundreim mit dem Eisen der Wurfspieße an die eisenbedeckte Brust.

Dieser begeisterte Augenblick war entscheidend für meine künftige Laufbahn". — 1813 ging er als Lehrer an eine Provinzialschule, kehrte indeß schon im folgenden Jahr nach Paris zurück und schloß sich den St. Simonisten an, in deren Interesse er mehre Schriften veröffentlichte, bis ihm 1817 die Augen aufgingen. Das erste Werk von größerer Bedeutung waren zehn Briefe über die französische Geschichte, welche der Courrier Français 1820 mittheilte, und die 1827 erweitert und gefeilt als besonderes Werk erschienen. Sie enthielten eine Charakteristik der vornehmsten französischen Geschichtschreiber. Für das Studium der französischen Geschichte überhaupt ist das Werk eine höchst fruchtbare und unterrichtende Vorarbeit; für uns aber hat es noch eine andere Bedeutung. Es zeigt, mit welchem Eifer und welcher Einsicht Thierry die künstlerische Seite der Geschichtschreibung ins Auge gefaßt hat, wie klar er sich über alle Punkte Rechenschaft gibt, Auswahl der Thatsachen, Gruppirung, Vertheilung von Licht und Schatten u. s. w., die sich auf die Darstellung beziehen, und wie entschieden er sich von der alten pragmatischen Methode lossagt, der es nur auf die Exemplification allgemeiner Regeln ankam, und die in der Stimmung des eignen Zeitalters den Universalschlüssel für alle frühern Perioden suchte.

Ungleich wichtiger war die Histoire de la conquête de l'Angleterre par les Normands (4 Bde, 1825); ein Werk, durch welches der Geschichtschreibung eine neue Bahn gebrochen wurde. Man hat vielfach über den schädlichen Einfluß des historischen Romans auf die Geschichtschreibung declamirt. Hier haben wir nun ein schlagendes Beispiel von der segensreichen Wirkung desselben. Die Geschichte der Eroberung Englands hat nicht nur bei den Franzosen, sondern in ganz Europa eine neue Schule der Geschichtschreibung hervorgerufen, die man im Gegensatz zu der pragmatischen und der philosophischen gewöhnlich als die descriptive bezeichnet, deren Charakter aber vielleicht viel richtiger durch das Beiwort „künstlerisch" ausgedrückt wird; und die Quelle dieses Werks ist keine andere, als W. Scotts Ivanhoe (1820). Der

große ſchottiſche Dichter hat unſerm Geſchichtſchreiber nicht blos das Auge für die wunderlichen Zuſtände Englands nach der Eroberung eröffnet, Zuſtände, welche die bisherige Geſchichtſchreibung völlig ignorirte, ſondern er hat ihn gelehrt, wie man eine bisher unbeachtete Gattung von Quellen benutzen muß, die Volkstraditionen, die Lieder und Sagen, nicht um daraus rationaliſtiſch einzelne hiſtoriſche Thatſachen herzuleiten, ſondern um ſich von der eigenthümlichen Vorſtellungsweiſe einer Zeit, von der Färbung ihrer Sitten und Ideale eine beſtimmte Anſchauung zu verſchaffen. Der Einfluß geht ſo weit, daß Thierry die anmuthige Epiſode von Robin Hood genau dem ſchottiſchen Roman nacherzählt, obgleich in dieſem Punkte die Ueberlieferungen eine reiche Auswahl verſtatteten. Der Gegenſatz der neuen Form gegen die frühere iſt folgender. Die ältern Geſchichtſchreiber übertrugen in die Begebenheiten der großen Vorzeit die Ideen, Sitten und Begriffe ihrer eignen Periode. Wenn ſie ſich des Unterſchiedes bewußt waren, ſo gaben ſie ſich nicht die Mühe, ihn auszudrücken. Aus den Quellen ſuchten ſie nur die Thatſachen feſtzuſtellen, die ſie dann in der Sprache ihrer eignen Zeit wieder erzählten und mit Reflexionen begleiteten, wie ſie ihnen ihr eigner Geſichtskreis eingab. Thierry ſucht in den Quellen nicht die einzelnen Thatſachen, ſondern hauptſächlich die Farbe der Erzählung. So viel als möglich behält er die Sprache der Zeitgenoſſen bei, und wenn er den Inhalt derſelben durch allgemeine Betrachtungen ergänzen muß, ſo geſchieht das nicht in der Form der Reflexion, ſondern durch die Zuſammenſtellung origineller Charakterzüge, aus denen der Leſer ſich die Regel ſelbſt herleiten mag. Er geſteht ein, daß ſein Hauptzweck dabei ein künſtleriſcher war, aber mit Recht bemerkt er, daß auch das Wiſſen dadurch gewinnt, denn eine Uebertragung der alten Formen in moderne Begriffe ſchwächt die richtige Vorſtellung ab, und nur durch jene Localfarbe gewinnen die einzelnen Perſonen und die Maſſen ein hiſtoriſches Leben. Nur darf man das nicht ſo verſtehn, als ob er in der Art naiver Erzähler bloße Einzelheiten zuſammenſtellen wollte; ſein Zweck iſt, die allgemeinen Zuſtände, alſo die Regel, feſtzuſtellen. Aber er thut es auf dem Wege der Induction. Er malt ſich die Zuſtände bis ins Einzelne aus, und anſtatt das, was häufig geſchieht, in einen allgemeinen Satz zuſammenzufaſſen, macht er es durch verſchiedenartige Erzählungen anſchaulich, die er ſo auswählt und gruppirt, daß ſie einander ergänzen und ein zuſammenhängendes Bild hervorbringen. Außer den Chroniſten zieht er vorzugsweiſe die Volkslieder zu Rathe, zum Theil veranlaßt durch W. Scott, zum Theil durch die Sammlung der griechiſchen Legenden, die in dem Unabhängigkeitskampf Griechenlands aufgetaucht waren, und die ihm als Analogie ſeinen eignen Stoff verſinnlichen. Einen wie großen Werth die Märchen, Sagen und Ueberlieferungen des Volks für das Studium der Geſchichte haben, iſt uns Deutſchen durch die Arbeiten der Gebrüder Grimm hinlänglich

bekannt. Bei uns aber gehen dieſe Studien in gelehrte Sammlungen auf; in einem darſtellenden Werk hat man ſie noch nicht zu verwerthen gewußt, wenn wir die vortreffliche Geſchichte Dänemarks von Dahlmann ausnehmen.

Die Compoſition des Ganzen erinnert auffallend an Rankes Päpſte. Die eigentliche Geſchichte beſchränkt ſich auf den Zeitraum von den erſten Berührungen mit den franzöſiſchen Normannen bis zur Unterdrückung der letzten ſächſiſchen Inſurrection, alſo von etwa 1040 bis 1496. Aber die Perſpectiven dehnen ſich vorwärts und rückwärts aus; rückwärts bis zur ſächſiſchen Einwanderung und bis zu den erſten Raubzügen der Dänen, vorwärts bis in unſere Zeit, ſo weit ſich noch Spuren der alten Stammverſchiedenheiten nachweiſen laſſen. In Bezug auf die Sachſen in England iſt neuerdings durch Lappenberg und Kemble ein überreiches Material aufgeſpeichert worden, welches zum Theil dem franzöſiſchen Geſchichtſchreiber noch nicht zu Gebote ſtand. Aber die plaſtiſche Kraft, mit der er die wilden Geſtalten der Vorzeit ans Licht treten läßt, hat keiner erreicht. Die grauſamen Gewaltthaten der Eroberer waren zum Theil ſchon früher bekannt, aber man hatte ſie noch nicht in ihrer eignen Sprache vernommen, und ſie waren nicht ſo künſtleriſch gruppirt, um die Phantaſie zur Selbſtthätigkeit anzuregen. Erſt durch Thierry haben wir die Empfindung, wie fremd und entſetzlich die ganze Zeit war. Zugleich werden wir aber durch die Poeſie, in welcher die Unterdrückten ihren Leiden Luft machten, von einen tiefen menſchlichen Mitleid ergriffen, und durch die Kunſt getragen, erfüllt die Wiſſenſchaft unſere Seele mit Eindrücken, wie ſie kaum ein individuelles Drama hervorbringt. Ja ſelbſt für die Unterdrücker gewinnen wir Intereſſe, wenn wir ihre wilden Schlachtlieder leſen, wenn wir uns gewiſſermaßen in ihren eignen Empfindungen berauſchen. Thierry iſt eine dichteriſche Natur, wie ſie für den wahren Geſchichtſchreiber nothwendig iſt, denn auch dieſer muß im Stande ſein, individuelles Leben hervorzubringen.

Aber freilich wird er dieſen Zweck nur erreichen, wenn er damit die gründlichſte Kenntniß jener Hilfswiſſenſchaften verbindet, die es uns allein möglich macht, den wahren Sinn der Quellen zu verſtehen und ſie zu ergänzen, die Statiſtik, die Nationalökonomie, die Sprachwiſſenſchaft, und was ſonſt die neuere Zeit uns an die Hand gibt, die ſittlichen Zuſtände zu analyſiren. Dieſe Auffaſſung der Dinge war den alten Chroniſten unbekannt, ſie laſſen uns daher bei den wichtigſten Fragen im Stich, und um den Einzelheiten, die ſie erzählen, die richtige Regel unterzuſchieben, müſſen wir unſere eignen Inductionen zu Hilfe nehmen. Thierry hat es an den ſorgfältigſten Studien nach dieſer Seite hin nicht fehlen laſſen; aber da bei ihm der künſtleriſche Zweck überwiegt, verſteckt er ſie eher, als daß er ſich damit hervordrängte, und macht ſo den Eindruck eines naiven epiſchen Erzählers, während er ſich doch auf die umfaſſendſten Reflexionen ſtützt.

Was den sittlichen Inhalt betrifft, so sucht er sich alles Urtheils zu enthalten; doch sein edler Instinct treibt ihn auf die Seite des besiegten Volks, und wenn er eine gelinde Ironie, wo es sich um den Aberglauben der Sachsen handelt und um ihre Neigung, aus ihren volksthümlichen Helden religiöse Märtyrer zu machen, nicht ganz unterdrücken kann, so hebt er doch mit besonderer Vorliebe ihre guten Seiten hervor; und so ist namentlich das Bild seines Harald verfehlt, weil es fast ganz ohne Schatten gemalt ist. Desto glänzender springen die wilden Züge der Normannen aus der Leinwand hervor, namentlich das Porträt jenes Eroberers, in dessen harten, aber bedeutenden Zügen sich die Grausamkeit eines Chlodwig mit der staatsmännischen Schlauheit eines Oranien paart. Das Bild ist des größten Dichters würdig und muß jeden Leser fesseln, auch wenn er für die Zeit nicht das geringste Interesse mitbringt.

Die Einwanderung der Normannen war nicht mit der Eroberung abgeschlossen, sie war, wie bei der Colonisation Preußens, eine successive, eine ununterbrochene Flut, die sich jährlich erneuert. Wenn die von den Normannen abstammenden, aber eingebornen englischen Barone, ihrem König die Magna charta abtrotzten, war diese hauptsächlich gegen die neuen Eindringlinge gerichtet, die aus Frankreich herüberkamen und den alten Besitzern ihren legitimen Erwerb verkümmerten. Ihrerseits wanderten die unterdrückten Sachsen und Dänen theils als Wäringer in die Fremde, theils in abgelegene Provinzen des Vaterlandes aus, wo sie zuerst als Freibeuter den Eroberern im Kleinen zu schaden suchten, dann durch die Nothwendigkeit der Dinge in sittliche Verhältnisse zu ihnen traten, die zuletzt einen gemüthlichen Anstrich annahmen. Eine Nation entstand aus dieser Mischung von Stämmen durch den Kampf gegen die französischen Könige und die in Frankreich zurückgebliebenen Stammgenossen. In diesem Gegensatz gaben die Eroberer zuletzt ihre Sprache auf, und fügten sich der Sprache der Unterworfenen, die nun ihre Mitbürger waren. Der römische Hof ist nicht, wie neue Sophisten angeben, zu Gunsten der Freiheit gegen die Tyrannen aufgetreten, sondern er hat sich überall den letztern angeschlossen, um seinen Einfluß zu vergrößern, schon im 12. Jahrhundert mit einem Macchiavellismus, der selbst die religiösen Interessen dem politischen Einfluß aufopferte. Wenn sich Thierry bemüht, den Streit zwischen König Heinrich und Thomas Becket als einen Kampf zwischen den beiden Racen aufzufassen, so kann der Leser diese Auffassung, die aus der Vorliebe für die Sachsen hervorgeht, durch den eignen Bericht des Schriftstellers widerlegen.

Wie sehr Thierry daran gelegen war, die Früchte seiner Studien künstlerisch abzurunden, zeigt die dritte Ausgabe des Werks, die zu Anfang des Jahres 1830 erschien und ihm die Akademie öffnete. Die Vorrede macht einen

rührenden Eindruck: „Funfzehn Monate hindurch habe ich dieser Arbeit alle Stunden gewidmet, die mir der traurige Zustand meiner Gesundheit verstattete. Ich wage kaum zu hoffen, daß mir noch verstattet sein wird, eine neue Aufgabe zu unternehmen, aber so lange mir noch ein Hauch des Lebens bleibt, werde ich mich von diesen Studien nicht trennen. Sie waren in den Jahren der Kraft und der Jugend meine Leidenschaft, sie trösten mich jetzt in den Leiden eines zu früh eingetretenen Alters."

Infolge seiner anhaltenden Studien hatte Thierry fast gänzlich die Sehkraft verloren und verfiel außerdem in eine Nervenkrankheit. In den Jahren 1834—1835 hielt er sich bald in den Bädern von Luxeuil, bald in Vesoul bei seinem zwei Jahre jüngern Bruder Amédée auf, den die Juliregierung zum Präfecten ernannt hatte. Mit Hilfe dieses Bruders, der sich gleichfalls um die Geschichte sehr bedeutende Verdienste erworben hat (seine Geschichte Galliens unter der römischen Herrschaft, 1826, und seine Geschichte Attilas und seiner Nachfolger, 1852, verdienen einen ehrenvollen Platz in der wissenschaftlichen Literatur), und seiner Gemahlin, die er 1834 heirathete, als er schon erblindet war, (als Schriftstellerin durch die Sittenschilderungen aus dem 18. und 19. Jahrhundert, 1836, vortheilhaft bekannt), veröffentlichte er 1835 die Sammlung seiner frühern Studien, die sich zum großen Theil auf die Entwicklung der französischen Verfassung beziehen. Aber noch drei seiner reifsten Werke entsprangen aus diesen Jahren des Leidens. Daß er die Kraft gewann, in seiner völligen Hilflosigkeit nicht blos so umfassende Forschungen anzustellen, sondern sie auch mit der alten Jugendfrische, mit ungeschwächter plastischer Kraft auszuführen, ist eins der schönsten Zeugnisse in der Geschichte des menschlichen Geistes.

Zunächst veröffentlichte er in der Revue des deux mondes von 1833—1837: Neue Briefe über die Geschichte Frankreichs, die er 1840 unter dem Titel: Erzählungen aus den merovingischen Zeiten, herausgab. Die Form der Episode war nach reifer Ueberlegung gewählt, theils weil in jenen Ereignissen von einem verständigen zusammenhängenden Plan nicht die Rede war, theils wegen des Charakters seiner Hauptquelle, des Gregor von Tours. „Alle die Gegensätze, welche die Eroberung Galliens hervorgerufen und auf denselben Boden gestellt hatte, die Racen, die Classen, die verschiedenen Verhältnisse nehmen wild durcheinander in seinen mitunter lustigen, meistens traurigen, immer wahren und lebensvollen Erzählungen Gestalt an. Er mahnt dich an eine unordentliche Sammlung von Gemälden und Figuren in erhabner Arbeit. Da triffst du alte Volksgesänge, verstümmelt, ohne Folge, zerstreut, aber fähig, gesammelt, geordnet zu werden, ein Gedicht zu bilden, wenn dies Wort, mit dem wir heutzutage zu freigebig sind, sich auf die Geschichte anwenden läßt." Um das wahre Interesse dieser Quelle beizubehalten, mußte der Geschichtschrei-

der die gewöhnliche Heerstraße verlassen und sich in die Nebenpfade vertiefen, auf denen sich die wunderlichsten Charakterbilder vorfinden, die in wilden Contrasten den innern Kampf in der Bildung des Zeitalters versinnlichen. „Die Lebensweise der fränkischen Könige, das Innere des königlichen Haushaltes, das stürmische Leben der Herrn und der Bischöfe, die unruhige Verschlagenheit der Galloromanen und die zügellose Roheit der Barbaren, der Mangel an jeder Ordnung oder Verwaltung oder an jedem moralischen Band zwischen den Bewohnern der gallischen Provinzen in den Grenzen desselben Königreichs, das Erwachen der uralten Eifersucht und des ererbten Hasses von Bezirk gegen Bezirk, von Stadt gegen Stadt, überall eine Rückkehr sozusagen zum Naturzustand und ein Auflehnen des Einzelwillens gegen Gesetz und Regel, gegen jedwede Ordnung, politische, bürgerliche, wie religiöse, der Geist des Aufruhrs und der Gewaltthat, wirksam selbst in Frauenklöstern: dies sind die verschiedenen Bilder, die ich nach den gleichzeitigen Urkunden zu entwerfen versuchte und deren Vereinigung eine Einschau in das sechste Jahrhundert Galliens bietet..." In dem Grundsatz, die Sprache der Quellen in ihrem schärfsten Ausdruck beizubehalten, bleibt er auf dem Wege seiner frühern Arbeit. Aber die Methode hat sich doch einigermaßen geändert. Indem er sich den Erzählungen seiner Quelle anschließt, charakterisirt er hauptsächlich den Erzähler. Er versetzt sich in seine Seele und analysirt die Empfindungen, welche so wilde, entsetzliche Naturen, wie Fredegunde und die übrigen Fürstinnen der Barbaren, bei einem wohlmeinenden Priester erregen mußten, in dem doch immer ein Bodensatz der altrömischen Cultur übriggeblieben war. Wie man mit eindringendem Verstand die Quellen lesen und sie mit nachschaffender Phantasie den Zeitgenossen versinnlichen kann, das wird uns in keinem neuern Geschichtswerk so klar, wie in diesen Berichten aus den Zeiten der Merovinger. Sie lehren uns auch, wie man den richtigen sittlichen Eindruck hervorbringt, ohne zu moralisiren, denn auf dieses Zeitalter, in dem die Greuel der Barbarei nur schwach mit einem scheinheiligen Christenthum überfirnißt wurden, den Maßstab der gewöhnlichen Moral anzuwenden, würde ein thörichtes Beginnen sein; und doch versteht Thierry ganz in der Art eines dramatischen Dichters die Seele seines Lesers durch ästhetische Vermittlung zu ergreifen und zu kräftigen.

Als Einleitung zu seinen Erzählungen aus den Zeiten der Merovinger veröffentlichte Thierry in demselben Jahre 1840 die Betrachtungen über die Geschichte Frankreichs; ein Werk, welches zur Ergänzung der Briefe über die französische Geschichte bestimmt war. Dies Mal galt es, die Forschungen über den Ursprung der französischen Geschichte ins Auge zu fassen und die Theorien, welche darüber in der Menge wie unter den Gelehrten herrschend

gewesen waren, aus den politischen und socialen Voraussetzungen der verschiedenen Zeitalter herzuleiten.

Wenn man sich in das zwölfte Jahrhundert versetzt und die Literatur dieses Zeitraums befragt, sieht man, daß jede Ueberlieferung von der Verschiedenheit der nationalen Elemente, von dem anfänglichen Unterschied zwischen Eroberern und Unterworfenen, Franken und Galloromanen damals verschwunden war. Die nähern Umstände und der Charakter der Eroberung, die Verheerungen, die Unterjochung, die lange Feindseligkeit der Racen waren erloschene Erinnerungen. Es blieb keine Spur davon weder in den prosaischen oder gereimten Geschichtsbüchern, noch in den romantischen Erzählungen, noch in den Sagen des Herdes. Jede Classe der Bevölkerung, ganz von den andern verschieden, hatte ihre politischen Ueberlieferungen und sozusagen ihre eigne Lehre, die freilich verworren, unvollständig, ja großentheils irrthümlich war, aber lebendig und lebensfähig kraft der Leidenschaften, deren Züge sie trug, und kraft der Eifersucht und des Wechselhasses, die mit ihr zusammenhingen. Der Adel behielt die verschwommene und gestaltlose Vorstellung von einer Eroberung des Landes, die einmal von den Königen und seinen Vorfahren zu aller Gewinn unternommen worden, und von einer großen Theilung der durch das Recht des Schwertes erworbenen Ländereien. Diese Erinnerung an ein wirkliches Ereigniß war durch die falsche Farbe und das falsche Datum, die man ihm gab, zum Märchen geworden. Das war nicht mehr der Einfall eines barbarischen Volkes in ein civilisirtes Land, sondern eine mit allen Kennzeichen der Größe und des guten Rechtes, wie sie das Mittelalter begriff, ausgestattete Eroberung, nicht eine Unterjochung von Christen durch eine heidnische Nation, sondern von Ungläubigen durch eine gläubige Heerschar, das Ergebniß und die Krönung der Siege Karl Martels, Pipins und Karls des Großen über die Sarazenen und andere dem Glauben feindliche Völker. Außer dieser Lehre vererbte sich unter dem Adel noch ein anderer Satz: das Königreich sei ursprünglich ein Wahlreich gewesen und den Pairs und Großen des Landes habe bei jeder neuen Nachfolge das Recht der Einwilligung zugestanden. — Die deutlichste und am wenigsten getrübte der geschichtlichen Ueberlieferungen gehörte dem Bürgerstand an und erhielt sich vereinzelt in den großen Städten, welche einst Hauptorte von Provinzen oder Städte des kaiserlichen Galliens gewesen. Die Einwohner derselben erinnerten sich im zwölften Jahrhundert des römischen Ursprungs ihrer Municipalverfassung. Dieser feste Glaube an das undenkliche Alter eines Stadtrechts, das bürgerliche und politische Freiheit gewährte, war der größte moralische Halt, welchen das Bürgerthum in seinem Kampf gegen die feudale Ueberfluthung und den Stolz des Adels hatte. Ueberall, wo dieser Glaube eine Stätte fand, brachte er ein lebhaftes Gefühl von örtlichem Patriotismus hervor, eine Gesinnung voll

Thatkraft, die sich aber zu enge Grenzen zog, sich zu gern in den Ring einer Stadt einmauerte und dann ohne Sorge um das Land die andern Städte als eigne, wie es eben frommte oder fiel, befreundete oder verfeindete Staaten ansah. — Im zwölften Jahrhundert gab dann das wissenschaftliche Studium des römischen Rechts diesen Ueberlieferungen neue Kraft und einer eignen Menschenclasse das Dasein, welche letztere aus den großen Städten hervorging, wo in Gallien noch am meisten das Römerthum sich erhalten hatte, und sich angelegen sein ließ, jene Ideen zu verbreiten. Aus diesem Wirrwarr von Ueberlieferungen und Lehren, von schwankenden Vorstellungen und leidenschaftlichen Ueberzeugungen leuchtete im sechzehnten Jahrhundert das Wiedererwachen der historischen Studien auf. Nachdem sämmtliche Werke des griechischen und römischen Alterthums durch den Druck ans Licht gekommen waren, warfen sich die Geister auf die Handschriften des Mittelalters und auf Erforschung der nationalen Alterthümer. Man zog aus dem Dunkel der Bibliotheken und der Archive die fast vergessenen Alterthümer der wahren Geschichte Frankreichs. Aus der Anwendung der modernen Wissenschaft auf die überlieferten Meinungen entstanden dann die geschichtlichen Systeme, deren Kampf bis auf unsere Tage gedauert hat. Diese Art Werke, halb Geschichte, halb Parteischrift, wo das Wissen sozusagen in den Dienst der politischen Leidenschaft gegeben ist und der Geist der Forschung vom Parteigeist beseelt wird, hatte in Frankreich einen ältern Ursprung, fing früher an, kam zusammenhängender und glänzender zur Erscheinung, als in irgend einem andern Land Europas. Der Reihe nach von den verschiedenen Strömungen der öffentlichen Meinung bewegt, dienten die alten Ueberlieferungen der unter sich verfeindeten Volksclassen neuen, mehr oder weniger wissenschaftlichen, mehr oder weniger scharfsinnigen Lehren zur Grundlage, die aber alle das unter sich gemein hatten, daß sie die Tiefen der Vergangenheit nur durchwühlten, um, wie es eben gehen wollte, ein Ergebniß an den Tag zu fördern, das den volksthümlichen oder aristokratischen Ideen, Wünschen, Anmaßungen des Augenblicks zusagte.

Dies Gewirr politischer Interessen und wissenschaftlicher Doctrinen in einen innern Zusammenhang gebracht zu haben, in welchem jedes einzelne Moment mit vollkommener Klarheit hervortritt, so daß neuere Forschungen zu dieser Kette kein wesentliches Glied mehr hinzufügen können, ist das unsterbliche Verdienst Thierrys. Die Kritik der historischen Systeme ist ein Meisterstück; anders freilich steht es mit der Frage, ob das, was er an die Stelle derselben setzt, in allen Punkten haltbar sein wird. Um diese positive Seite seiner Studien zu prüfen, müssen wir die neueste seiner Schriften ins Auge fassen.

1835 wurde Thierry von Guizot, der damals Minister des öffentlichen

Unterrichts war, nach Paris berufen und mit der Herausgabe des Recueil des monuments inédits de l'histoire du tiers-état Bd. 1—4, 1843—1854, beauftragt, welches Werk eine Abtheilung der Collection des monuments inédits de l'histoire de France bildet. Diese Studien veranlaßten ihn zu einer neuen historischen Arbeit, die ihm mehr als irgend eine seiner frühern am Herzen lag, die Geschichte der Entstehung und Entwicklung des dritten Standes. Das Werk erschien zu Anfang des Jahres 1853, freilich nur bis zum Tode Ludwigs XIV. fortgeführt, und wurde von der Akademie gekrönt. Es zeigt sich in ihm die Neigung der französischen Schriftsteller, die gegebenen Thatsachen mit einem schnellen Ueberblick in eine logische Ordnung zu fügen; eine Neigung, die mit unsern geschichtsphilosophischen Speculationen in Zusammenhang steht, obgleich sie ein ganz anderes Aussehn hat. Metaphysische Kategorien in die Geschichtschreibung einzuführen, fällt den Franzosen nicht ein; desto schneller sind sie bei der Hand, namentlich wo es sich um ihre eigne Nation handelt, einen stetigen Fortschritt zum Bessern anzunehmen und zu diesem Zweck nicht selten den Thatsachen Gewalt anzuthun. Dieser Optimismus, der in der Geschichte der Revolution von Mignet das natürliche moralische Gefühl des wohlgesinnten Schriftstellers zuweilen verdunkelt, wurde in der Geschichte des Bürgerstandes bis zum Jahr 1848 scheinbar durch den Erfolg gerechtfertigt. Trotz der Anfeindungen von Seiten der Reaction und des Socialismus hatte der Bürgerstand Schritt für Schritt an Terrain gewonnen, und wenn auch die Julidynastie keineswegs alle Anforderungen der Fortschrittspartei befriedigte, so konnte man doch annehmen, daß von nun an in ruhiger Entwicklung ohne irgend eine Gewaltthat die Sache ihren natürlichen Gang fortgehen werde. Nun brach aber die Februarrevolution aus, und es zeigte sich, daß der Bürgerstand für sich allein unfähig war, die drohende Anarchie zu bändigen. Der Staat fiel dem Militär in die Hände, fast ohne Widerstand, und das scheinbar allmächtige Bürgerthum mußte, um seinen alten Standpunkt wiederzugewinnen, da anfangen, wo es im Beginn dieses Jahrhunderts stehen geblieben war. Das Ereigniß machte die bisherige Rechnung des Optimismus sehr zweifelhaft. Auch Thierry wurde stark betroffen und gab es auf, seine Geschichte weiterzuführen, die er mit der freudigen Hoffnung, mit der er das Werk unternahm, nicht schließen konnte. Grade bei der feinen und geistreichen Arbeit ist es nothwendig, um seine Rechnungsfehler zu controliren, die Arbeiten der gleichzeitigen Schriftsteller, deren Tendenz der seinigen widerspricht, ins Auge zu fassen, namentlich die Studien von Tocqueville und Raudot. Während Thierry mit der leitenden Tendenz der französischen Geschichte, den Staat zu centralisiren und die locale Autonomie aufzuheben, sich im Wesentlichen einverstanden erklärt, suchen diese Männer im Gegentheil nachzuweisen, daß grade diese Tendenz den Ruin der Freiheit ent-

weder schon herbeigeführt hat, oder ihn wenigstens sicher nach sich ziehen muß, wenn man nicht schnell den entgegengesetzten Weg einschlägt und den Staat wieder decentralisirt. Ein anderer, sehr interessanter Schriftsteller, der von beiden abweicht und durch aristokratische Sympathien bestimmt wird, ist Louis de Carné. Er begann in der Revue des deux mondes 1835 mit einer Reihe politischer Artikel über die Parteien seit der Julirevolution. Es folgten 1839 die Briefe über die Natur und die Bedingungen der Repräsentativregierung in Frankreich, und 1850—1853 das Werk über die Bourgeoisie und die französische Revolution, welches die Geschichte von 1789—1830 verfolgte. Wenn man Anstand nehmen muß, seinen politischen Principien beizutreten, so verdient seine Kritik der Fehler, welche sich das Bürgerthum bei seinem Streben nach Alleinherrschaft hat zu Schulden kommen lassen, alle Anerkennung, und auch seine Gegner können von ihm lernen.

Thierry stellt sich auf den Standpunkt von Sièyes. Für ihn ist das Bürgerthum oder die Bourgeoisie nicht, wie bei den reactionären und socialistischen Schriftstellern der vierziger Jahre, eine Mittelclasse zwischen dem Adel und dem eigentlichen Volk, sondern die Nation selbst mit Ausnahme des Adels und der Geistlichkeit. Die Ausdrücke Bourgeoisie und Roture fallen bei ihm zusammen. Seine Aufgabe beschränkt sich nicht auf die Geschichte der Städte, sondern sie umfaßt ebenso die Bauern, die Leibeigenen und die andern unterdrückten Classen, die erst allmälig nach der fränkischen Eroberung sich wieder zu einem selbstständigen Dasein kräftigten. In Bezug auf die älteste Geschichte unterscheidet er sich von seinen Vorgängern dadurch, daß er die beiden Quellen für das Gedeihen des Bürgerthums, die Fortdauer des Municipalwesens und die königliche Verleihung als minder bedeutend darstellt und den Fortschritt vorzugsweise dem Freiheitskampf der Städte zuschreibt. — Zuerst hat die Kirche segensreich auf die allmälige Emancipation der Unterdrückten eingewirkt. Sie hat aus der Sklaverei allmälig die Hörigkeit gemacht und durch Milderung der Sitten, so wie durch Aufrichtung von Asylen die herrschende Barbarei mehr und mehr zurückgedrängt. Während die freien Besitzer in die Gewalt des Lehnswesens verfielen, erhoben sich die auf irgend einem Stück Grundbesitzes ansässigen und dem unbeweglichen Eigenthum einverleibten Sklaven unter dem Schutz dieser festen Position zu einer Stellung, in der sie sich mit den ursprünglich Freien begegneten. Auf diese Weise wurde auf dem Lande eine neue Aufgabe socialer Schöpfung vollführt, während die Städte stationär blieben oder dem Verfall entgegengingen. Auf jedem großen Gute von günstiger Ertragsfähigkeit vermehrten sich die nach dem Bedürfniß und der Bequemlichkeit gruppirten Hütten der Arbeiter, bis sie einen Weiler bildeten. Wenn diese Weiler in günstiger Position, in der Nähe eines fließenden Wassers, an irgend einer Straßenverzweigung gelegen waren, fuhren sie fort, sich zu

vergrößern und wurden Dörfer, wo alle für das Zusammenleben nöthigen Gewerke unter einer und derselben Verwaltung geübt wurden. Bald erhob die Errichtung einer Kirche das Dorf zu einer Pfarrgemeinde, und die neue Gemeinde nahm in der Folge unter den Landesbezirken Platz. Ihre Bewohner, an das Grundstück gefesselt, Leibeigne oder Halbleibeigne, sahen sich durch die Nachbarschaft und die gemeinsamen Interessen miteinander eng verbunden; von da entstanden unter der Autorität des Verwalters, welche mit der des Priesters vereinigt war, jene durchaus ohne äußere Einwirkung gemachten Entwürfe von Gemeindeverfassungen, wo die Kirche die nach dem römischen Recht in die Gemeinderegister eingeschriebenen Urkunden zur Aufbewahrung empfing. So bildeten sich außerhalb der damals mit römischem Bürgerrecht versehenen Städte (municipes), der übrigen Städte (villes) und Marktflecken, wo noch die mehr und mehr entwürdigten Ueberreste des alten gesellschaftlichen Zustandes existirten, Erneuerungs- und Verbesserungselemente für die Zukunft, durch Verwerthung großer unbebauter Länderstrecken, durch Vervielfältigung der Ackerbauer- und Handwerkercolonien und durch die fortschreitende Umwandlung der alten Sklaverei in Leibeigenschaft. Diese im 9. Jahrhundert schon sehr weitgediehene Umwandlung wurde im Lauf des 10. Jahrhunderts vollendet. Durch ein eigenthümliches Zusammentreffen ist die vollständige Einrichtung dieses Regimes die Epoche, wo in dem fränkischen Gallien der Unterschied der Racen endigt, wo zwischen den Barbaren und Römern, zwischen Herren und Unterthanen alle gesetzlichen Consequenzen der Abkunftsverschiedenheit verschwinden. Das Recht hört auf, persönlich zu sein, und wird örtlich; die germanischen Gesetzbücher und die römische Gesetzsammlung selbst wurden durch Gewohnheitsrechte ersetzt; es ist das Territorium, nicht die Abkunft, welches die Bewohner des gallischen Bodens unterscheidet; endlich findet man statt der verschiedenen Nationalitäten nur noch eine vermischte Bevölkerung, welcher der Geschichtschreiber fortan den Namen der französischen geben kann.

Zwischen den verschiedenen Elementen der Gesellschaft fand nun ein wechselseitiger Einfluß statt. Die Regierung der aus der Römerzeit stammenden Municipien bildete sich allmälig nach dem Vorbilde der Höfe und Schlösser. Die alte Selbstständigkeit wurde mehr und mehr unterdrückt. Dagegen wirkte die republikanische Bewegung in den italienischen Städten allmälig auch auf Gallien ein, und die neue Consularverfassung dehnte sich stufenweise von den Hauptstädten, wo sie entweder mit offener Gewalt oder durch gütliche Vereinbarung eingeführt wurde, auf die Städte von geringerer Bedeutung aus. Diese Propaganda umfaßte das südliche Frankreich, während im Norden ohne äußere Veranlassung durch allmälige Association die Schwurgemeinde entstand. Beide Bewegungen, wenn auch verschieden in ihrem Ursprung, führten im Lauf des 12. Jahrhunderts demselben Grundgedanken zu: alles, was durch

Mißbrauch oder Gewohnheit unter die Privatgewalt der Domäne gefallen war, dem öffentlichen Gemeinwesen wieder zuzuführen. In diesem Gedanken lag der Keim einer Reihe von Revolutionen, welche die feudale Gesellschaft von Grund aus umstürzten. Durch die vom König sanctionirten Verfassungsurkunden der Gemeinden, durch die Sammlung der geschriebenen Gewohnheitsrechte und die Municipalstatuten übt das geschriebene Gesetz wieder seine Herrschaft aus. Das Bürgerthum, eine neue Nation, deren Sitten in der bürgerlichen Gleichheit und in der Unabhängigkeit der Arbeit bestehen, erhebt sich zwischen dem Adel und der Leibeigenschaft. Von den Städten geht die Municipalfreiheit in all ihren Stufen im Lauf des 12. und 13. Jahrhunderts auf das Land über, entweder durch das bloße Beispiel und die Mittheilung der Ideen, oder durch die Folge eines politischen Schutzrechts oder eines territorialen Zusammenhangs.

Die Wiederherstellung der städtischen Gesellschaft wurde von den Königen begünstigt. Der König fand in den Städten das, was das Lehnssystem nicht leisten wollte und konnte, wirkliche Unterthänigkeit, regelmäßige Beisteuern, disciplinfähige Milizen. Die sociale Umwälzung wurde unterstützt durch die gelehrte Wiederaufnahme des römischen Rechts, dessen Grundsätze bald aus den Schulen in die Praxis übergingen. Unter ihrem Einflusse entstand eine Classe von Rechtsgelehrten, welche für das gemeine Recht gegen die Gewohnheit und den Thatbestand ankämpften. Der königliche Gerichtshof oder das Parlament wurde durch die Zulassung dieser Männer neuen Schlages der thätigste Herd des Neuerungsgeistes. Sie schöpften aus ihren juristischen Studien die Ueberzeugung, daß in der damaligen Gesellschaft nur zwei Dinge gesetzlich waren: das Königthum und der Bürgerstand. Gespornt durch den Instinct ihres Standes, durch den Geist unerbittlicher Logik, welcher von Consequenz zu Consequenz die Anwendung eines Princips verfolgt, begannen sie ohne Berechnung der Schwierigkeiten die ungeheure Aufgabe, an welche sich nach ihnen die Arbeit von Jahrhunderten heftete, nämlich in eine und dieselbe Hand die zerstückelte Souveränetät zu vereinigen, bis zu den bürgerlichen Classen herabsteigen zu lassen, was über ihnen war, und bis zu ihnen zu erheben, was unter ihnen stand. Diese politisch gerichtliche Reform fällt in die beiden Regierungen Ludwig des Heiligen und Philipp des Schönen.

Ein neuer Schritt für die Emancipation des Bürgerthums war der Kampf des Königthums gegen die Kirche, der 1302 zu einer Einberufung der états généraux führte. Die Städte des Nordens sandten ihre Schöffen, die des Südens ihre Consuln, und die Stimme des gemeinen Volks wurde in dieser Verhandlung mit derselben Aufmerksamkeit wie die der Barone und Würdenträger der Kirche gehört. Gebildet durch die Gewohnheit ihrer Municipalverfassung mußten die aufgeklärtesten derselben wol den Gedanken fassen,

in die Centralstaatsverwaltung einzuführen, was in der örtlichen Verwaltung so segensreiche Früchte getragen. Dieser Gedanke brach sich Bahn, als 1355 der Adel und das Königthum das Land dem äußern Feinde schmählich Preis gegeben hatten, als der Bürgerstand berufen wurde, die Nation zu retten. Die Bewegung jenes Jahres hatte dasselbe Programm, welches 1789 durchgeführt wurde: die sociale Einheit und administrative Gleichförmigkeit, die politischen Rechte gleich den bürgerlichen ausgedehnt; das Princip der öffentlichen Gewalt von der Krone auf die Nation übertragen; die Generalstaaten unter dem Einflusse des dritten Standes in eine einzige nationale Vertretung umgewandelt; der Wille des Volks in Gegenwart des Besitzers der königlichen Gewalt als souverän erklärt. Der Einfluß von Paris auf die Provinzen als Seele der öffentlichen Meinung und als Centralpunkt der allgemeinen Bewegung; die demokratische Dictatur und die im Namen des allgemeinen Wohles geübte Schreckensherrschaft, neue Farben genommen und getragen als Zeichen patriotischer Verbrüderung und als Symbol der Erneuerung, die Uebertragung der Königswürde von einer Linie auf die andere, im Hinblick auf die Sache der Reform und im bürgerlichen Interesse, das sind die Ereigniſſe und Vorgänge, welche unserm und dem vorhergehenden Jahrhundert ihren politischen Charakter gegeben haben. — Gleichzeitig und mit dieser bürgerlichen Bewegung verbunden brach der allgemeine Bauernaufstand aus. Beide wurden besiegt, aber der neue König, Karl V., führte seine Regierung im bürgerlichen Sinn; er ließ das ritterliche Wesen fallen, widmete sich mit Ernst den Geschäften, führte das System der Sparsamkeit und der regelmäßigen Verwaltung ein und zog die hervorragenden Männer des Bürgerstandes in seinen Dienst. Mehr und mehr fielen die Schranken zwischen den verschiedenen Classen, mehr und mehr wurde das gemeine Recht unter der Initiative des dritten Standes auf alle Theile der Gesellschaft ausgedehnt.

Der dritte Stand schöpfte seine Kraft aus zwei verschiedenen Quellen: die eine bestand aus den Handelsclassen in den Municipien, die andere aus den königlichen Justiz- und Finanzbeamten, deren Zahl und Gewalt sich rasch vermehrten, und die, mit wenigen Ausnahmen, alle aus dem Bürgerstande hervorgingen. Diesem doppelten Ursprunge entsprachen zwei Kategorien von Ideen und politischen Gesinnungen. Der Geist der eigentlichen Bourgeoisie der städtischen Corporationen war freisinnig, aber beschränkt und unbeweglich, den localen Freiheiten, dem Erbrecht, der unabhängigen und privilegirten Existenz der Municipien, Schwur- und andern Stadtgemeinden zugethan; der Geist der Gerichts- und Administrationsbehörden erkannte nur ein Recht, das des Staates, nur eine Freiheit, die des Fürsten, nur ein Interesse, das der Ordnung unter absoluter Vormundschaft, und nach ihrer Logik fanden die Privilegien des Bürgerstandes ebensowenig Gnade, als die des Adels. Von da

kamen in dem französischen dritten Stande zwei auseinandergehende, immer im Kampfe begriffene, aber stets einem und demselben Endzweck entsprechende Richtungen, welche bei gegenseitiger Mäßigung und Verbindung unter dem Einflusse neuer höherer und edlerer Ideen unsern Revolutionen seit dem 13. Jahrhundert ihren, der bürgerlichen Gleichheit, nationalen und administrativen Einheit langsam, aber stets sicher entgegenschreitenden Charakter gegeben haben.

Eine neue gewaltsame Erhebung der Bürgerschaft 1383 veranlaßte eine um so schlimmere Reaction, da dies Mal die reichsten Familien des Bürgerstandes davon getroffen wurden. Infolge dessen fiel die Führerschaft der Bewegung von nun an in die Hand der niedern Classen, die in der Erhebung von 1412 mit dem leidenschaftlichsten Ungestüm gegen die königliche Gewalt auftraten; doch nehmen dies Mal die Gelehrten, und zwar in Form einer Corporation, die Partei des Volks, und die vom König bestätigten Artikel von 1413 enthalten ein vollständiges Administrationsgesetzbuch, das eine Hierarchie von Wahlbeamten errichtet, Regeln der Verwaltung und Rechnungsführung aufstellt, die Dienststellen sowol in Bezug ihrer Zahl als auch ihrer Befugnisse genau bezeichnet und überhaupt den Unterthanen aller Classen Garantien gegen die Ungerechtigkeit, Unterdrückung, den Mißbrauch der Gewalt oder des Gesetzes zusichert. Die Ausführung dieser Gesetzgebung scheiterte daran, daß man nicht die nöthige Zahl der Beamten fand, und daß aus dem Uebergewicht der leidenschaftlichen Menge eine neue Reaction hervorging. Dagegen war die Regierung Ludwigs XI. indirect für das Gedeihen des Bürgerstandes von der größten Wichtigkeit, indem durch ihn die kleinen adligen Souveränetäten für immer gebrochen wurden. Als nach seinem Tode die états généraux von 1484 zusammenkamen, fanden sie im Princip nichts Wesentliches zu ändern, sie forderten nur eine zweckmäßigere administrative und Finanzverwaltung. Schon damals wurden, und zwar grade von Seiten adliger Deputirten, sehr weitgreifende Doctrinen aufgestellt, z. B. das Königthum ist ein Amt, eine Dienstbehörde, keine Erbschaft — das souveräne Volk ists, welches ursprünglich die Könige gewählt — der Staat ist mit dem Volke identisch, ist das Volk; die Souveränetät gehört nicht den Fürsten, sie existirt nur durch das Volk. — Das Volk ist der Inbegriff, die Gesammtmasse der Bewohner des Reichs; die Generalstaaten sind die Bewahrer und Vertreter des allgemeinen Volkswillens." — Praktische Erfolge hatten diese Anträge nicht, und die états généraux blieben nach wie vor in Beziehung auf ihre Einberufung der Willkür oder den augenblicklichen Bedürfnissen der Regierung anheimgestellt. Dagegen beginnt von jetzt an die politische Rolle des pariser Parlaments. Aus der Mitte der bürgerlichen Rechtskundigen, welche mit der richterlichen Gewalt bekleidet, für den König die absolute Gewalt und für die Nation das gemeine Recht gegründet hatte, ging im 16. Jahrhundert eine genaue, aufgeklärte,

muthige Controle der Regierungshandlungen hervor. Dazu kommt der immer wachsende Wohlstand des Landes, die Sammlung der Rechtsgewohnheiten unter Ludwig XII., deren Abfassung durchweg die Absicht verräth, dem dritten Stand und seinen Sitten in der neuen Gesetzgebung das Uebergewicht zu verleihen; ferner das Aufblühen der Literatur unter Franz I. Der Adel verschwendete sein Erbgut am Hof und in dem Kriege, die einträglichen Stellen in der Verwaltung und in der Justiz fielen durchweg dem Bürgerstand anheim.

Das große Wachsthum der Bildung innerhalb dieses Standes zeigen die états généraux von 1560, in denen die religiösen Händel durchweg im Sinn einer aufgeklärten Politik entschieden wurden. Es zeigte sich, daß trotz der Leidenschaften und des Fanatismus in den niedern Schichten des Volks bei den eigentlich Gebildeten mehr die politischen, als die religiösen Rücksichten maßgebend waren. Doch hatte der Fanatismus etwas Ansteckendes, und der katholischen Liga gelang es, durch sehr complicirte Versprechungen den Pöbel und die Demokratie für sich zu gewinnen. In den états généraux von 1588 herrschte ein wilder Fanatismus gegen die Protestanten, der aber zugleich gegen das Königthum gerichtet war und von republikanischen Ideen getragen wurde. Die Regierung Heinrichs IV. ist eine der entscheidenden Epochen, wo viele Dinge endigten und viele Dinge beginnen. Auf die gemeinsame Grenze zweier Jahrhunderte gestellt, pflückte er alle Früchte der socialen Arbeit und der Erfahrungen des einen, goß er in ihre Form alle Institutionen, welche das andere vervollkommnen sollte. Das Königthum, befreit von dem, was das Mittelalter noch Dunkles und Verworrenes an seinem Wesen gelassen hatte, erschien damals klar und deutlich in seiner neuen Form einer administrativen, dem Rechte und der That nach bis zum Jahre 1789 absoluten Souveränetät, welche heute der Nationalsouveränetät untergeordnet oder beigesellt ist. Die municipale Freiheit des Bürgerstandes geht in dieser Zeit rasch ihrem Verfall entgegen. Die Gesetzgebung des 15. Jahrhunderts hatte den Städtebehörden die Militärgewalt entrissen, die des 16. Jahrhunderts entzog ihnen die Civilgerichtsbarkeit, beschränkte ihre Criminalgerichtspflege und unterwarf ihre Finanzverwaltung einer immer strengern Controle. Das Privilegium der freien und beinahe souveränen Gemeinschaft, welche die Wiederherstellung und die erste Entwicklung der bürgerlichen Ordnung gefördert und geschirmt hatte, wurde wie die Feudalprivilegien behandelt und verschwand wie diese unter die königliche Gewalt, deren Uebergreifen damals ein Schritt vorwärts zur Civilisation und nationalen Einheit war. Allein der Adel verlor, und sein Verlust war unersetzlich; das Bürgerthum verlor, und sein Verlust war nur scheinbar. Einer der wichtigsten Schritte, dem Bürgerstand eine neue Handhabe zu geben, war der Verkauf und die damit verknüpfte Erblichkeit der Gerichtsstellen, da

die noblesse de robe sich in ihrer Unabhängigkeit durchweg als eine Führerin des dritten Standes betrachtete. Die letzten états généraux, die Frankreich gesehen hat, die von 1615, hatten zwar keine unmittelbare Wirkung, aber sie sind von Wichtigkeit, insofern sie das Programm der neuen Bewegung feststellten, die mit 1789 ihren Abschluß fand. — Richelieu überflügelte in seinen Neuerungsbestrebungen an Kühnheit bei weitem den ihm vorangegangenen König. Er unternahm es, die Bewegung nach bürgerlicher Einheit und Gleichheit so weit zu treiben, daß fernerhin ein Rückschritt unmöglich war. Sein Augenmerk war auf drei Dinge gerichtet: daß der hohe Adel ein für alle Mal zum Gehorsam gegen den König und das Gesetz gezwungen wurde, daß der Protestantismus aufhörte, eine bewaffnete Partei im Staate zu sein, daß Frankreich ungehindert in seinem und dem europäischen Unabhängigkeitsinteresse seine Verbündeten wählen konnte. Um alles auf dieselbe Linie der Ordnung zurückzuführen, erhob er das Königthum über die Familienbande und die von den Vorfahren übertragenen Verpflichtungen; er vereinzelte es in seiner Sphäre wie eine reine Idee, die lebendige Idee der öffentlichen Wohlfahrt und des nationalen Interesses. „Wir, die wir die fernen Früchte seiner mühevollen Geistesarbeitrn und seiner patriotischen Hingebung gepflückt haben, wir können uns nur beugen vor diesem Manne der Revolution, welcher den Weg zur neuen Gesellschaft gebahnt hat."

Man wird einigermaßen überrascht, wenn auch die Regierung Ludwigs XIV. sich als ein ununterbrochener Fortschritt des Bürgerstandes darstellt. Es zeigt sich in der That, daß unser Geschichtschreiber in seinem Optimismus zu weit geht. Als die Hauptsache stellt er die Unterstützung dar, die den Wissenschaften und Künsten zu Theil wurde, im Grunde kommt aber auch hier wieder alles darauf heraus, daß die neue Regierung alle Standesunterschiede nivellirte. „Von dem socialen Gesichtspunkte aus betrachtet, bestand der Geist seiner Regierung darin, durch jede Art von Mitteln nach der Annäherung der Classen zu streben. Sie vollendete friedlich den Ruin der Unabhängigkeit des Adels, sie hielt ohne augenscheinlichen Zwang die großen Herren zum Hofleben und dem regelmäßigen Dienste in der Armee an; und überall, selbst am Hofe, gab sie der Function, der Beamtenstelle, für die Ehrenbezeigungen den Vorrang vor der Geburt. In der Armee war für die verschiedenen Grade kein Vorzug des hohen Adels vor dem niedern, noch des letztern vor dem Bürgerstand; das Dienstalter gab das Recht zum Vorrücken, und man folgte streng der Ordnung der Liste, ausgenommen in Fällen von besonders hervorragendem Verdienste und außerordentlicher königlicher Gunstbezeigung. . . Ein ebenso geistreicher als von Raçenstolz durchdrungener Mann nennt die Regierung Ludwigs XIV. eine Regierung des gemeinen Bürgerthums, Worte, deren Schärfe beweist, daß sich, nach Richelieu und dem Sturz der Fronde, etwas zum Vortheil der

bürgerlichen Gleichheit in Frankreich zugetragen hatte, welchem die Zeitgenossen den Charakter einer Revolution beilegten."

So stellt sich die gesammte Geschichte als eine große Einheit dar, in welcher Schritt für Schritt den Bewegungen von 1789 in die Hände gearbeitet wurde. Wir haben bereits bemerkt, daß die Februarrevolution durch die anscheinend vollständige Unterdrückung der bürgerlichen Freiheit manche von diesen Ansichten als eine Illusion darstellte. Trotzdem behalten sie, abgesehen von ihrer geistvollen Darstellung, schon insofern ihre Bedeutung, als sie das Glaubensbekenntniß der großen Mehrzahl des französischen Volkes aussprechen, wie es von einem hochgebildeten Geiste concipirt und mit der Welt der Thatsachen in eine leidliche Uebereinstimmung gebracht worden ist.

Thierry scheint die Enttäuschungen der letzten Jahre doch stark empfunden zu haben. Er hatte zugleich den Verlust der meisten seiner nächsten Freunde zu bedauern, die ihm bei seinen Arbeiten hilfreich Hand geleistet hatten; aber er konnte in seinen letzten Lebenstagen sich durch das Bewußtsein trösten, daß die öffentliche Meinung ihn als den ersten Geschichtschreiber seiner Nation ehrte; ein Urtheil, dem wir völlig beipflichten. J. S.

---

## Die große türkische Centraleisenbahn.

Die jetzige Bedeutung des osmanischen Reiches liegt nicht in dem Staat, sondern in seiner geographischen Lage. Die türkischen Länder in Asien, Europa und Afrika bilden zusammenbetrachtet den Mittelpunkt des großen Continents, welcher sich aus den drei Erdtheilen zusammensetzt, die Herzgegend der ganzen östlichen Hemisphäre. Diese Situation im Centrum des Weltganzen hat diese Ländermassen in allen Zeiten zum Durchgangspunkt aller universalen Bewegungen gemacht. Die Cultur der Pharaonen, die Zelte Moses standen auf dem Grunde, welcher jetzt türkisch ist. Von hier aus kam durch die Phönicier Seehandel und Buchstabenschrift in die Welt, hier erblühte die Schönheit griechischen Lebens. Um seinen Welteroberungsplänen nachzugehen, mußte Alexander diese Länder in seinen Händen halten, weil von ihnen aus sich Debouchees nach drei Erdtheilen eröffnen; Roms Herrschaft über das Mittelmeerreich, über Asien und Afrika wurde gewonnen, als es seine Adler hierhergetragen, hier entschieden die Schlachten von Pharsalus und Actium, wer über den Orbis herrschen sollte; das Christenthum nahm von hier aus seinen Ausgang, desgleichen der Islam, und der in den Kreuzzügen gescheiterte Versuch, das

kirchliche Rom zur Herrscherin der Erde zu machen, irrte mindestens nicht in der Richtung. Von jeher lag hier das Entscheidungsfeld für den Kampf um die Welt. Noch jüngst stießen das westliche Europa und Rußland hier zusammen, hierhin strebt nicht allein der Zar, sondern mit ihm zugleich Oestreich, Frankreich und England, freilich kein Staat mit so großer Energie wie Großbritannien und Rußland. Es war die Bedeutung des letzten Krieges, daß er den ersten Zusammenstoß zwischen den beiden Riesen bezeichnet, den Anfang einer Reihe von Kämpfen, zu denen beide Mächte bereits ihre Vorbereitungen treffen, ohne daß zu sagen wäre, wann der nächste ausbrechen werde, und noch weniger: wem der letzte Triumph beschieden sein wird.

In diese große politische Perspective fallen alle Gesichtspunkte der englischen und russischen orientalischen Politik. Wenn England Hoffnung hätte, daß dem Osmanenreich jemals wieder ein selbstständiges Leben eingehaucht werden könnte, so würde es nichts Besseres thun als an diese Aufgabe alle seine Kräfte zu setzen. Leider hat England dieselbe Ueberzeugung wie Rußland von einer unrettbaren Hinfälligkeit des türkischen Staats. Wenn es die Reformen befürwortet, so geschieht es nicht, weil es von denselben eine Heilung für das Reich, sondern nur eine Verlängerung seines Lebens erwartet, und mehr noch als alle Reformen liegt ihm am Herzen, was seine eigne Macht in das Gebiet einführt. Daher von englischer Seite die jetzt vorwiegende Auffassung, die Türkei sei ein Verbindungsgebiet, durch welches Verkehrsstraßen im englischen Interesse herzustellen sind. Um dieselben gegen einen russischen Handstreich der Zukunft zu sichern, gibt es für England kein anderes Mittel als ein zweckmäßiges System europäischer Allianzen und Verträge, als letztes Auskunftsmittel ein directes Ankämpfen wider den Zaren. Diese Politik mag selbstsüchtig sein — und welche andere wäre es nicht, oder verdiente den Namen, wenn sie es nicht wäre? aber die heutige britische Politik ist auch eine europäische, und dient den besten Interessen des Erdtheils.

Wenn es jetzt als erste handelnde Macht vortritt, um sein Anrecht auf die Nutzbarmachung der türkischen Landesräume für den Weltverkehr geltend zu machen, so ist das keine unberechtigte Anmaßung, sondern auch Erfüllung der ihm zu Theil gewordenen Mission und ein Schritt im Gemeininteresse des Erdtheils. Denn hier ist das große Schlacht- und Entscheidungsfeld auch der europäischen Zukunft für den Kampf zwischen Gesittung und Barbarei, zwischen Knechtschaft und Freiheit.

Handel und Krieg haben hier wenigstens ein gleiches Interesse. Dieselben Bahnen, welche man heute projectirt und morgen in Angriff nehmen wird, um zunächst zwischen Europa und Innerasien oder dem indischen Ocean die britischen Waarenballen im Fluge dahingleiten zu lassen, werden dereinst die Operationslinien für englische Armeecorps und, wie wir hoffen, für mittel-

europäische Heere werden, um über die Geschicke der Welt zu entscheiden. Das Meer, Englands Domäne, ist ihm sicher, hier sucht es zunächst seine Verbindungs- und Operationslinien, um unabhängig von den Wechselfällen der europäischen Politik zu bleiben und nöthigenfalls auf sich selbst zu stehen. Das Project, in welchem dieser Anschauung Rechnung getragen wird, ist der bekannte Entwurf der Euphratbahn, die Verbindung des persischen Meerbusens (indischen Oceans) mit dem Mittelmeer, in politischem Sinne eine doppelte Basirung der Türkei, auf Englands mediterrane Machtstellung und auf seine indische. Diese Bahn von Seleucia oder dem Orontes bis zur Mündung des Schat-el-Arab soll also zunächst England selbst in den Stand setzen, den fraglichen Raum commerciell zu beherrschen und bei neu entstehendem Conflict die asiatische Türkei und Persien wider Rußland zu vertheidigen. Für die nächsten Zeiten wird sie, das kann man im voraus erkennen, diesen Zwecken genügen. Aber sie wird es nicht für alle Zukunft vermögen. Sie läßt den Hauptmittelpunkt des türkischen Reiches, der freilich von der See zu erreichen ist, Konstantinopel, unberührt, und durchschneidet nicht den Hauptsitz der osmanischen Bevölkerung, Kleinasien, sondern nur Syrien und Irak. Um das Ganze des Padischahreiches erfassen zu können, ist eine andere Verbindungslinie herzustellen und durch bedeutendere militärische Kräfte zu decken, als England besitzt. Das ist die große Mission, die dem deutschen Volke von fern winkt, dereinst als nächster Vorkämpfer für die Sache Europas auf das Entscheidungsfeld zu treten, England aber liegt die Pflicht ob, ihm dazu die Wege zu ebenen.

Wenn die europäische Türkei von einer Bahn durchzogen sein wird, die, bei Belgrad beginnend, in Konstantinopel ihren Ausgang hat, und wenn eine andere Bahn von Skutari quer durch Kleinasien nach Seleucia oder dem Orontes führt, dann wird es auch den deutschen Heeren möglich sein, am Bosporus und am Euphrat zu erscheinen, und Rußland wird sich nicht mehr in der vortheilhaften Lage befinden, mittelst seiner ungeheuren Fronten jeden Angriff zu überflügeln und seine Gegner zu umklammern, wie dies namentlich noch vor kurzem gegenüber Oestreich möglich gewesen, sondern es wird sich selbst in der Lage befinden, der umfaßte Theil und concentrisch wirkenden Angriffsstößen ausgesetzt zu sein. Endlich wäre mit dieser Bahn unter Anschließung derselben an die von Seleucia nach Bassora die Hälfte der Arbeit gethan, um eine Landverbindung mit Indien herzustellen.

Die Energie des britischen Volkes hat bewirkt, daß auch dieses großartige Project nicht mehr Project ist, sondern mit gebotener Vorsicht seiner Ausführung entgegengeschoben wird. In diesem Augenblick läßt England das türkische Reich nicht nur von Ingenieuren und Feldmessern, sondern auch von Militärs aller Grade und im Besondern von jungen und talentvollen Genieoffizieren durch-

reiſen. Dieſe ſind theils der engliſchen Linienarmee, theils der oſtindiſchen Compagnie entnommen, und ſie führen ihre Excurſionen unter den verſchiedenſten Vorwänden aus, um ihre Unterſuchung über das Innere des Landes und ſeine Verbindungsfähigkeit geheim zu halten.

Den Lauf der Bahn zu verſtehen, muß man einen Blick auf die Natur des Landes werfen. Man weiß, daß Kleinaſien von jeher kein centrales Leben hatte. Die Halbinſel iſt als ſelbſtſtändiges Ganze, etwa wie Spanien oder Italien, niemals aufgetreten. Ihr fehlte dazu der Mittelpunkt. Alle ihre Entwicklung war eine peripheriſche. Auf der Peripherie lagen im Alterthum Troja, Heraklea, Pergamum, Smyrna, Sardes, Epheſus, Magneſia, Halicarnaſſus, Partara, Seleucia, Trachea und Tarſus; desgleichen Pruſa, das pontiſche Heraklea, Miletus, Sinope, Amiſus, Polemonium und Trapezus; das Innere dagegen war im Vergleich damit öde und zwar aus doppeltem Grunde, wegen der großen Schwierigkeit der Verbindung, welche das gebirgdurchzogene Land darbot, und ſodann, weil grade an der Stelle, wo der innerſte Lebenspunkt ſeinen Platz gefunden hätte, da, wo ſich die Diagonalen des großen Vierecks kreuzen, eine weitausgedehnte Salzſteppe gelegen iſt. Es iſt die Ebene des Salzſees, oder des Tusgöl, die unwirthbare Region zwiſchen Sivri Hiſſar und Ak Serai. Der Flächenraum, den dieſe Gegend einnimmt, kommt etwa dem des Königreichs Sachſen gleich; wenn man aber die angrenzenden mehr oder weniger wüſten Landſchaften einrechnet, iſt er um vieles größer. Heute durchzieht den Strich die große Straße, ein Karavanenpfad, und das Kameel leiſtet hier ebenſo unerläßliche Dienſte, wie im Sande der arabiſchen Wüſte oder der Sahara. Im vergangenen Sommer wurde dieſe Straße als die kürzeſte Linie der Eiſenbahn von der Times protegirt. Seitdem hat man die Ueberlegung genommen, daß von einer commerciellen Ausbeutung Kleinaſiens durch dieſe Bahn nur wenig zu erwarten ſei. Deshalb hat man jetzt die Linie modificirt, und, wenn auch noch nicht zu einer definitiven Entſcheidung, iſt man dennoch über die nachſtehenden Hauptpunkte zu einem vorläufigen Beſchluß gekommen.

Die Bahn wird, wegen engſtmöglicher Verbindung mit der Bahnlinie Belgrad-Konſtantinopel, von Skutari ihren Ausgang nehmen, und ſich von dort zunächſt auf Ismid dirigiren, welches einer der wichtigſten Knoten für den kleinaſiatiſchen Verkehr werden dürfte. Südlich von Ismid ſtreicht ein hohes Gebirge, welches noch wenig erforſcht iſt, und über deſſen Wegſamkeit erſt die britiſchen Ingenieure genaue Auskunft gegeben haben. Sie bezeichnen das Thal des Sakariaſtromes, der bekanntlich ins ſchwarze Meer mündet, als das am bequemſten gelegene Defilee, um in dieſes Labyrinth von Bergen und Schluchten einzubrechen und zu den dahintergelegenen Gegenden, einem Plateauland, Zugang zu gewinnen. Den eigentlichen Kamm wird die Bahn

bei Tereklü und Turbalü überschreiten, und sich auf Angora wenden, das wiederum ein bedeutender Knotenpunkt werden mag. Es ist nämlich hier der bequemste Abzweigeort für eine Bahn, welche Armenien und Transkaukasien mit dem Bosporus verbindet. Das Thal des Kisil Irmak ist von Angora nicht weit entfernt, und ist es einmal gewonnen, so hat man mit ihm einen sicheren Faden in den Händen, an dem man die Eisenstraße weiter bis Kaisarieh (Cäsarea) führen kann. Die betreffende Stromstrecke scheint ebenfalls ganz neuerdings erforscht, und ein sehr zufriedenstellender Bericht darüber nach London gesendet worden zu sein. In Cäsarea hat man die eigentliche Mitte der östlichen Halbinsel erreicht, und wieder einen Punkt in Händen, von dem später Schienenwege nach verschiedenen Richtungen auslaufen können. Nordpersien ist von hier aus am ehesten zu erreichen; hier liegt die Wasserscheide zwischen dem Curin und dem Mittelmeer und hier ist der Zugang zu den Defileen des In-Dereſſi zu gewinnen, der den Taurus durchbricht und in seinem Thal den bequemsten Weg zum Gestade der mittelländischen See weiset. In der Küstenebene ist sodann Adana ein wichtiger Stationspunkt. Endlich hat die Schienenlinie, um bei Alexandrette anzulangen, noch das Amanusgebirge oder die dazwischen gelegene Bergkette, bei Kurd Kuluk zu durchschneiden. Ihre beiden Endpunkte liegen nach einer Ueberschlagschätzung 930 Kilometer auseinander, nicht ganz hundert und vierzig deutsche Meilen. — Um den Anschluß an die Euphratbahn zu erreichen, ist von Alexandrette aus noch das berühmte Defilee der Pylae syriae zu passiren, welches in der Richtung auf Antiochia ausmündet.

Es ist berechnet worden, daß die ganze Ausdehnung der Bahn, von Skutari über Alexandrette und Antiochia nach Bassora sich auf nicht mehr wie 2500 Kilometer belaufen werde oder auf etwa 350 deutsche Meilen, und daß man auf Grund dieser Schätzung hoffen dürfe, binnen höchstens drei Tagen den ungeheuren Weg von Konstantinopel bis Bassora oder zum persischen Meerbusen zurückzulegen. Es ist das dieselbe Distance, welche die Mündung des Schat-el-Arab (Bassora) von dem westlichsten Punkte des britischen Indiens trennt; und es ergibt sich hiernach als das Resultat eines kühnen Calcüls, daß Hindostan später nicht weiter als sechs Tagefahrten von Stambul gelegen sein wird. — Da nun die Bahn vom Bosporus bis Belgrad, der Anschluß an das mitteleuropäische Schienennetz, in etwa zwölf Stunden zu durchmessen sein wird, und von Belgrad bis Leipzig etwa zwei und ein halber Tag zu rechnen sind, so beabsichtigt das englische Unternehmen, Ihren Leipzigern eine Vergnügungsreise nach Bassora in etwa zehn Tagen möglich zu machen, und ein sächsischer Gerichtsdirector wird seinen Sommerurlaub nicht besser benutzen können, als zu einem kleinen Ausflug zu den Bramanen und dem Himalaja. Die Zeitdistancen der Route via Mittelmeer, Seleucia-Bassora, persischer Bu-

ſen und indiſches Meer ſtellen ſich von London aus etwa ſo: von London nach Seleucia elf Tage, von dort nach Baſſora zwei, von Baſſora bis Bombay ſieben, im Ganzen mithin etwa zwanzig Tage.

---

## Die Gefangenſchaft einer Königin.

Königin Friederike von Schweden, geb. Prinzeſſin von Baden, Memoiren aus Ihrem Leben, von einer Hofdame. 1856. Frankfurt, Sauerländer. —

Es iſt das Leben der Gemahlin des unglücklichen Guſtav Adolph IV. von Schweden, welches hier anſpruchslos und loyal von einer Dame erzählt wird, welche längere Zeit in dem kleinen Hofſtaat der Fürſtin lebte und mit wohlthuender Pietät ihre Herrin im Herzen trägt. Die Erzählerin erſcheint, abgeſehen von kleinen adligen Velleitäten, als durchaus wahrhaft und zuverläſſig, und auch ihr Weſen, ſo weit daſſelbe in dem Buche hervortritt, macht einen wohlthuenden Eindruck. Die Fürſtin aber, Großmutter der jetzt regierenden Großherzöge von Baden und Oldenburg, iſt eine von den klaren und reinen Geſtalten, denen Bewunderung und Mitgefühl Vieler folgen würde, auch wenn ihre Wiege nicht unter einem Thronhimmel geſtanden hätte. Denn mit ſanfter Würde und Ruhe hat ſie ein ſchweres Schickſal getragen, und was nicht weniger quälend war, als ein großes Leiden, ſie hat auch zahlloſe kleine Kränkungen und alle die bittern Gefühle überwinden müſſen, welche einer entthronten Königin noch über das Maß allgemeiner Leiden beſchert ſind. Als Princeß von Baden in der erſten unſchuldigen Jugend dem unbekannten Gemahl nach Schweden vermählt, faſt noch Kind, als ſie Mutter wurde, plötzlich mit roher Hand vom Throne geriſſen, eingekerkert und mit ihrem Gemahl aus Schweden entfernt, hatte ſie das Unglück, nach der Rückkehr in ihr Vaterland auch die Seele ihres Gemahls zu verlieren, deſſen ſpäteres Leben einem dunklen Geſchicke verfiel. Seitdem lebte ſie pflichtgetreu in ſtiller Zurückgezogenheit für ihre geliebten Kinder, als Mutter mit unendlicher Sorge an ihre Zukunft, zumal an die ihres Sohnes denkend. Pflichtgetreu, freundlich und liebevoll gegen die Menſchen, welche in ihren Kreis traten, war ſie vornehme Dame zumeiſt darin, daß ſie ihren Schmerz aller Welt zu verbergen wußte. Nach ihrem Tode fand man ihr härenes Kopfkiſſen ganz von Thränen durchdrungen und, wie die Hofdame erzählt, bei der Section ihr Herz zuſammengezogen zu der Kleinheit einer Nuß.

Die Biographie enthält manches Intereſſante und Charakteriſirende für fürſtliche Perſönlichkeiten und Höfe bis zum Jahr 1826, dem Todesjahr der Königin. Hier ſei die Zeit der Abſetzung des Königs und der Gefangenſchaft des königlichen Paares, wie die Königin dieſe erzählt hat, nach dem Buche mitgetheilt. —

„Am 13. März 1809 begab sich der König von Haga nach Stockholm um neun Uhr Morgens zum Ministerrathe und ward gefangen genommen. Diese unglückliche Katastrophe findet sich in der Geschichte jener Zeit ausführlich berichtet; ich weise darauf hin und kehre zu der unglücklichen Königin zurück. Als diese Ihren Gemahl zu der gewöhnlichen Stunde Seiner Rückkehr vergebens erwartete, bemächtigte sich Ihrer eine namenlose Angst. Die Warnungen der alten Bäuerin und so viele bedenkliche Eindrücke und Vorfälle aus der letzten Zeit traten Ihr vor die Seele, Sie ahnte ein großes Unglück und sann auf Mittel nach Wahrheit, als Ihr ein Adjutant des Herzogs von Südermanland gemeldet ward. Die Königin zweifelte nun nicht, daß Ihrem Gemahl ein Unglück zugestoßen sei; Sie war eben von Ihren vier Kindern umgeben, und den Kronprinzen an der Hand haltend, ließ Sie den Adjutanten vor. Dieser war sichtlich verwirrt, stotterte mit Mühe den Zweck seiner Sendung, die Königin mit der am Morgen stattgefundenen Entthronung Ihres Gemahls bekannt zu machen, und schloß mit der Nachricht, daß die Herzogin von Südermanland am andern Tage der Königin ihren Besuch machen werde. Die Königin hörte scheinbar ruhig den Unglücksboten an, erwiederte nicht ein Wort auf den Zweck seiner Sendung, sondern erkundigte Sich mit Todesangst, ob der König lebe? Als der Adjutant dies bejahte, entließ sie ihn mit einer stummen Bewegung Ihrer Hand und fiel dann auf die Knie, Gott zu bitten, Ihr Kraft und Ergebung in seinen Willen zu verleihen, dem König beizustehen und größeres Unglück zu verhüten. Dann that Sie das Gelübde, den Fuß nicht ins Freie zu setzen, als um Sich mit dem König zu vereinigen. Der damals zehnjährige Kronprinz hatte die Erzählung des Adjutanten nur in so weit verstanden, als es sein zartes Alter zuließ. Die Königliche Mutter suchte Ihm davon begreiflich zu machen, was Er fassen konnte. Er dagegen suchte Seine Mutter zu trösten und war liebevoll um Sie beschäftigt. — Die beiden ältesten Prinzessinnen weinten, als Sie die Mutter weinen sahen, die jüngste Prinzeß (Cäcilie), noch nicht zwei Jahre alt, saß auf dem Schoße der unglücklichen Mutter und streichelte in Ihrer Unschuld die von Thränen nassen Wangen. Am Nachmittag des andern Tages kam die Herzogin zum Besuch. Die beiden Fürstinnen fielen laut schluchzend Sich einander in die Arme. Bekanntlich hatte die Herzogin das Betragen Ihres Gemahls in jenen Tagen sehr mißbilligt. Sie hatte für die Königin eine große Affection und versprach Höchstderselben, alles anzuwenden, um Ihren Gemahl zu Gunsten des Königs zu stimmen. Zugleich bat Sie Ihre Königliche Nichte, den Besuch des Herzogs am andern Tage zu empfangen, und fügte hinzu: „N'ayez pas peur du Duc; il désire Vous voir!“ Worauf die Königin erwiederte: „Moi, je puis fort bien m'exposer à Ses regards, mais je doute que le Duc puisse supporter les miens!“ Andern Tages traf der Herzog ein. — Die Königin empfing Ihn in Ihrem

Receptionssalon, setzte Sich dann auf das Canapé und wies schweigend auf die Stelle neben Sich, um sie dem fürstlichen Oheim anzubieten. Dieser setzte Sich und sah mit scheuen Blicken die unglückliche Fürstin an, indem Er einige kaum vernehmbare Worte sprach, die sich auf die Tagesereignisse bezogen. So viel ich mich erinnere, erwiederte die Königin hierauf nichts, um dem Herzog keine Veranlassung zu geben, Ihre Rede nachtheilig zu deuten. Auf diese Weise endete die Audienz nach kurzer Dauer. Der Herzog hatte nachdem Seiner Gemahlin gesagt: „Es sei Ihm kränkend gewesen, daß die Königin einen Schleier getragen habe, und so Ihm den Anblick Ihres Gesichts entzogen." Diesen Vorwurf machte Höchstderselben die Herzogin bei dem nächsten Besuche. Die Königin erwiederte, daß der Herzog wahrscheinlich durch Ihren Anblick so verwirrt gewesen sei, daß sich ein Schleier über Seine Augen gelegt habe, da Sie, die Königin, gar nichts auf dem Kopf gehabt habe, nicht einmal eine Haube.

Die unglückliche Königsfamilie ward streng in Haga bewacht. Schildwachen mit scharfgeladenem Gewehr umringten den Pavillon, in welchem die Königin wohnte. Die Königlichen Kinder bewohnten einen Pavillon in der Nähe und konnten frei umhergehen. Niemand ward zugelassen, mit Ausnahme des Herzoglichen Paares, und derjenigen Personen, die der Regent Geschäfte halber zur Königin sandte. Jedoch durfte Sie dieselben nur in Gegenwart des Hofdienstes sehen, und dies Personal war sämmtlich im Solde des Herzogs. Dennoch hatte die Königspartei Mittel gefunden, die Königin wissen zu lassen, Sie möge mit dem Kronprinzen plötzlich in Stockholm erscheinen, wo eine bedeutende Partei zu Ihren Gunsten eine Gegenrevolution bewirken werde. Die Königin erwiederte, daß Sie gerne dazu erbötig wäre, man möge Ihr nur die Mittel angeben, um aus Ihrer Haft bis in die Residenz zu gelangen, Sie scheue keine Mühe, auch nicht Gefahr, doch könne Sie ohne Schutz ein solches Unternehmen nicht beginnen. Dabei blieb es, die Partei war entweder nicht mächtig genug, oder zu zaghaft; genug, niemand hatte Muth, die Königin nach der Hauptstadt zu führen. Sie hat mir oft von dem Schmerz gesprochen, der Sie erfüllte, wenn Sie Sich verlassen und verrathen, allein mit Ihren Kindern, in der Hand Ihrer Feinde sah, von der Angst, die sich Ihrer bemächtigte, wenn Sie an den König dachte, an die Gefahren, die Ihn umschwebten und denen Er weder Muth, noch Willen entgegenstellen konnte, und an die Möglichkeit, daß man Seinem Leben ein Ende mache, daß Er vielleicht schon nicht mehr lebe, ohne daß Sie es erfahren, und noch weniger hindern könne. Der Gedanke an die Zukunft Ihrer Kinder, besonders Ihres Sohnes, gab ihr eine namenlose Traurigkeit, nirgend zeigte sich Ihr ein Ausweg, keine vertraute Seele, der Sie die Ihrige hätte erschließen können, nirgend ein Trost, als bei Gott, aber diesem über-

ließ Sie Sich mit all der frommen Ergebung, an der Ihr Gemüth so reich war. Diesen Gottessinn flößte Sie Ihren Kindern ein, und füllte Ihre Tage mit Ausbildung dieser zarten Gemüther aus. Dabei stand der Entschluß, alles aufzubieten, um die Haft des Königlichen Gemahls zu theilen, fest in Ihr. Daß dieser Wunsch erfüllt ward, verdankte Sie hauptsächlich der Vermittlung der Herzogin von Südermanland, die, nachdem Sie gesucht hatte, die Königin von diesem Vorhaben abzubringen, Sich Ihrem Willen fügte, als Sie sah, daß derselbe unerschütterlich war. Der Herzog wollte im Anfang nicht einwilligen, besonders als Er sah, daß die unglückliche Königin einen großen Trost in der Wiedervereinigung mit Ihrem Gemahl zu finden hoffe. Sein schwarzes Herz, unfähig der Menschenliebe und Theilnahme und leer an allen edlen Gefühlen, fand nur Befriedigung in den Mitteln, die unglückliche Königsfamilie so tief als möglich zu kränken. Als Er eine Menge Einwendungen erschöpft hatte, um die Königin von der Unausführbarkeit Ihres Vorhabens zu überzeugen, erklärte Er, Sie könne die Reise nach Gripsholm nur bei Nacht machen, da am Tage Ihr und Ihrer Kinder Leben gefährdet sei, auch solle es zu Wasser geschehen, um Sie gegen den Angriff des empörten Volkes zu schützen. Die Königin entgegnete, daß Sie von den treuen Gesinnungen des Volkes gegen Sie und die Ihrigen so überzeugt sei, daß Sie Sich anheischig mache, zu Fuß mit Ihren Kindern nach Stockholm zu gehen, ohne einer Gefahr von Seiten des Volks zu begegnen. Der Herzog, welcher der wiederholten Anliegen und Bitten müde sein mochte, bestimmte endlich die Abreise der Königin und Ihrer Kinder für Anfang Juni.

Die Königin sah den Herzog nicht wieder, nahm dagegen einen wehmüthigen Abschied von der Herzogin, der Sie Ihr und der Ihrigen Schicksal für die Zukunft empfahl.

Am 5. Juni 1809, in der Frühe des Morgens, reiste die Königliche Familie nach Drotningholm ab, unter Begleitung derjenigen Personen, die das damalige Gouvernement dafür bestimmt hatte. In Drotningholm erwartete eine Jacht die hohen Reisenden, auf der sie sogleich eingeschifft wurden. In der Frühe des andern Morgens erreichte die Königliche Familie Ihren Bestimmungsort. Die Jacht warf ihre Anker an Gripsholms öden Mauern. Die Sonne schien hell und klar, die Garnison stand unter Waffen, und schweigend führte der Commandant die Königliche Mutter mit Ihren Kindern in die Ihnen bestimmten Gemächer. Dort unterrichtete er Ihre Majestät, der König schlafe noch, und dürfe wol nicht geweckt werden, worauf Höchstdieselbe erwiederte: Sie dürfe mit Recht erwarten, daß Ihrem Gemahl das Wiedersehen Seiner Familie wohlthuender sein werde als einige Stunden Schlaf.

Es würde mir unmöglich sein, die Gefühle zu beschreiben, welche die unglückliche Königsfamilie erfüllten, als Sie Sich wieder vereinigt sah. — Das

erste Wiedersehen seit dem 13. März! — Und dennoch glaubte die Königin Sich geborgen, als Sie dem Vater Ihrer Kinder wiedergegeben war, obgleich die Bedingungen so kränkend waren!

Neben dem Zimmer des Königs befand sich das Schlafzimmer und neben diesem ein Vorzimmer, wo sich Tag und Nacht drei Offiziere, einander ablösend, aufhielten. Diese sollten zu jeder Zeit und Stunde in die Zimmer der Majestäten kommen und sich nach Belieben in denselben aufhalten. Für sie gab es keine verschlossenen Thüren. — Mittags waren zwei derselben zugegen und stellten sich dem Königspaar gegenüber, so daß keine Ihrer Blicke und Mienen ihnen entgehen konnten. Nachts traten sie ans Bett der Majestäten, wodurch die Königin anfangs auf das heftigste erschreckt wurde, weil Sie glaubte, man käme, den König zu morden. Infolge dessen machte der Gouverneur auf Verlangen des Königs einen Bericht nach Stockholm, worauf die nächtlichen Recognoscirungen im Schlafzimmer eingestellt wurden. Jedoch blieb die Thüre zum Vorzimmer angelehnt, so daß die Königin oft das Schnarchen der wachthabenden Offiziere hörte. Sie hat mir wohl erzählt, daß dieses Schlafzimmer zu den unheimlichsten des Schlosses gehörte, auch hatte Sie bei frühern Aufenthalten in Gripsholm eine besondere Scheu vor diesem Zimmer, eine Art Vorscheu von dem, was Ihr bevorstand. Im „Mohren" von Crusenstolpe wird dieses Zimmers und der darin stattgefundenen Erscheinungen erwähnt.

In einer Nacht ward Sie heftig vom König geweckt, Er sagte: „Das Nachtlicht ist erloschen, ich habe aber deutlich bei dem Schimmer des Lichts, das durch die angelehnte Thür des Nebenzimmers fällt, eine Gestalt bemerkt, die längs den Wänden schlich. Da den Offizieren verboten ist, dies Zimmer Nachts zu betreten, müssen wir auf unserer Hut sein; ich werde aufstehen, das Licht wieder anzünden und die Wache von dem Vorfall in Kenntniß setzen."

Der König nahm eine Kerze und trat in das Vorzimmer, um sie anzuzünden. Die drei Offiziere waren beim Kartenspiel fest eingeschlafen und lagen mit dem Kopf auf dem Tisch. Der König kam zu Seiner Gemahlin zurück, Ihr den Zustand der Wache zu beschreiben, und begeisterte Sich in dem Gedanken, Er könne Sich wohl befreien, wenn Er nur erst bei Seiner Wache vorüber sei. Einen Moment überließen Sich die hohen Gefangenen dieser Möglichkeit, dann aber sahen Sie ein, wie unausführbar ein solches Unternehmen sei. Es ward beschlossen, Sich wieder niederzulegen, um keinen Verdacht zu erregen, und einer Bedienung zu schellen, das Licht anzustecken. Bei der Bewegung, die dadurch entstand, erwachten die Offiziere und erschienen sofort auf der Thürschwelle. Als sie die Majestäten im Bett und eine Kammerfrau mit dem Licht beschäftigt sahen, zogen sie sich zurück, aber die armen Maje-

ſtäten konnten den geſtörten Schlaf nicht wiederfinden, und unterhielten Sich lange von dem Unglück, welches Sie und Ihre Familie in dieſe ſchonungsloſe und empörende Haft brachte. — Dieſer Vorfall war, als die hellen Nächte aufgehört hatten.

Es war der Königlichen Familie erlaubt, Sich in einem von hohen Mauern umgebenen Blumengarten zu ergehen, doch nicht ohne Militärbegleitung, auch ward der Garten von einer Seite von der Schildwache überſehen, die auf dieſem Theile des Walles ihren Poſten hatte. Man kann alſo entnehmen, wie ungenügend ein ſolcher Spaziergang war, der kaum friſche Luft zuließ.

Am liebſten hielten Sich die Majeſtäten in einem Zimmer auf, deſſen Fenſter nach dem ſchönen Mälarſee hinausgingen. Der Anblick des klaren Sees und ſeiner grünen Ufer, die weißen Segel, die aus der Flut auftauchten, und die Fiſchernachen, die auf den Wellen ſchaukelten, gaben ein freundliches Bild; Sie ſahen die Schiffchen gerne und hatten bemerkt, daß dieſe täglich näher kamen. Eines Abends ſahen Sie deren eine größere Anzahl, ſchön mit Blumengewinden geſchmückt, fröhlicher Geſang tönte weit über den See; endlich langten die Nachen unter den Fenſtern an, und ein freudiges Hurrah tönte aus denſelben dem gefangenen Königspaare entgegen, das ans Fenſter getreten war. Aber in dem nämlichen Moment feuerte die Schildwache ihr Gewehr ab, nicht auf die Fiſcher gerichtet, ſondern auf die Majeſtäten. Die Kugel pfiff über ihre Köpfe hinweg. Die Königin, einer Ohnmacht nahe, mußte weggeführt werden; die ganze Garniſon kam in Alarm; der Gouverneur erſchien bei den Majeſtäten, und ſuchte mit der Entſchuldigung, daß die Schildwache ihre Pflicht ſehr unvorſichtig erfüllt, die hohen Gefangenen zugleich zu unterrichten, daß jede Annäherung unberufener Perſonen einen ſolchen Empfang zu gewärtigen habe. Er fügte hinzu, es ſei ſeine Pflicht, das Ereigniß ſogleich nach Stockholm zu berichten. Der König erwiederte nur, Er beauftrage ihn, in den Bericht zu ſetzen, daß Er, der König, wünſche, der Vorfall möge keinen Nachtheil den Fiſchern bringen. Die Antwort von Stockholm lautete: „Den Majeſtäten ſei es Ihrer eignen Sicherheit wegen hinfüro unterſagt, Sich an den nach dem See gelegenen Fenſtern zu zeigen.“ Es erſchienen von jenem Tage an keine Schiffe mehr, als nur in der Ferne.

Der Kronprinz ward ebenſo ſcharf als Sein Herr Vater bewacht. Wenn Höchſtderſelbe Seine Eltern am Tage beſuchte, was mehre Male geſchah, war es nur in Begleitung zweier wachthabenden Offiziere. Die Prinzeſſinnen dagegen ſtanden gar nicht unter Controle, nur durften Sie nicht über den gewiſſen Blumengarten hinaus. Die Königlichen Kinder wohnten eine Treppe höher als die Eltern. Eine Wendeltreppe führte aus einer Etage in die andere und hinunter in den Schloßhof. Die älteſte Princeß, damals neun Jahre alt, des Zwanges überdrüſſig, worunter Sie Ihren Bruder leiden ſah,

hatte es schon einige Male versucht, mit dem Bruder an der Hand die Treppe schnell hinunterzulaufen und dem Offizier zu entkommen. Endlich gelang es Ihr; der Offizier schien nicht Acht gegeben zu haben, und die auf jedem Absatz der Treppe stehende Schildwache ließ die beiden Flüchtlinge ebenfalls vorbei. So kamen Sie in einen kleinen Hof, aus dem ein Thor in ein Wäldchen führte, wo Sich Beide hinter einem Baum versteckten, und hörten, wie ängstlich der Offizier nach dem Prinzen und die Gouvernante nach der Prinzeß rief. Sie wurden bald entdeckt und zurückgeführt. Die Folgen dieses Versuches waren eine geschärftere Aufsicht über den armen Kronprinzen und ein Verweis von den Eltern. Es war eine traurige, schwere Zeit für die unglücklichen Majestäten. Jeder Verbindung mit der Außenwelt beraubt, blieben Sie in völliger Unkenntniß mit den Folgen der Revolution des 13. März.

Der Sommer war dahin. Das Wetter erlaubte die Spaziergänge in dem Blumengarten nicht mehr. Die Familie war auf Gripsholms düstere Gemächer beschränkt; die Königin suchte die Tagesstunden, wo Ihr Gemahl allein in Seinem Zimmer blieb, Ihren Kindern zu widmen, indem Sie Theil an der Ausbildung derselben nahm. Sie las viel und musicirte. Ihr Talent für Clavier war ausgezeichnet. Sie componirte mehre Märsche in Gripsholm, die Sie aber leider nicht aufgeschrieben. So gingen die denkwürdigen Melodien verloren, mit Ausnahme eines Marsches, den die Prinzessinnen Töchter von der geliebten Mutter lernten und den Ihre Königliche Hoheit die Prinzessin Amalie von Schweden nachzuspielen wußte.

Wenn die Familie vereinigt war, machte die Königin auch Handarbeiten. So hatte Sie Ihrem Gemahl eine Weste gestickt, sie sogar Selbst genäht, wobei die Knopflöcher und das Annähen der Knöpfe Ihr viel Mühe machten.

Von Stockholm traf der Beschluß ein, daß die Königliche Familie Ihrer Haft entlassen werden solle, unter der Bedingung, Schweden zu verlassen und Sich nach Deutschland zu wenden. — Vor der Abreise sollte eine Commission nach Gripsholm kommen, mit allen vorhandenen Diamanten und Perlen, damit die Majestäten Selbst die Ihnen eigen gehörenden von dem Kronschmuck ausscheiden könnten. — Die beiden Majestäten mußten Sich in einen großen Saal begeben, wo auf einer langen grünen Tafel der Schmuck ausgelegt war. Die Commissäre standen in scheinbar demüthiger Haltung um dieselbe. Zwei Fauteuils erwarteten das Königspaar. Nachdem Höchstdieselben Sich gesetzt, bezeichnete der König diejenigen Gegenstände, die Sein Eigenthum waren und die größtentheils aus der Erbschaft Seines Herrn Vaters stammten. Es waren sehr pracht- und werthvolle Diamanten dabei, die verschiedenen schwedischen Ordensinsignien darstellend, auch ungefaßte Steine. Einer derselben, von so bedeutender Größe, daß Karl XIII. ihn Seinem Königlichen Neffen gewiß contestirt haben würde, wenn es möglich gewesen wäre, ihn als zum Erbe

Gustavs III. gehörend zu verleugnen. Gegen das Eigenthum des Kronprinzen war man ebenso circonspect, weniger gegen die arme Königin, die man plünderte, wo es nur möglich war. Sie hatte einen sehr schönen Brautschmuck vom König bekommen, außerdem Diamanten und Perlen bei jedesmaliger Geburt eines der Königlichen Kinder. Bei diesen Gelegenheiten schenkte die verwitwete Königin Ihrer Frau Schwiegertochter ebenfalls Schmuck und mehre Male einen Ring mit einem Solitair. Von diesen Sachen erhielt die Königin nur einen Theil zurück. Die Commission behauptete, das Uebrige gehöre der Krone; jedoch konnten sie Ihrer Majestät eine sehr schöne und vollständige Parure, in sibirischem Amethyst mit Diamanten gefaßt, nicht streitig machen, da es zu bekannt war, daß der König diese der Königin geschenkt, die Amethysten hatte aus Rußland kommen und in Stockholm fassen lassen.

Die Commissäre zankten sich in Gegenwart der Majestäten um das Eigenthum derselben, als seien Sie gar nicht zugegen. Der eine war für, der andere gegen die rechtmäßigen Ansprüche der hohen Gefangenen. Es war ein höchst unangenehmer Auftritt, einer der kränkendsten für die Majestäten.

Es war eine kalte, grausige Winternacht, die Königliche Familie, ganz reisefertig, war versammelt, die begleitenden Offiziere befanden sich im nämlichen Zimmer, das Gefolge in dem daran stoßenden. Ein mit Pistolen wohl bewaffneter Gardeoberst trat vor und zeigte einen Gouvernementsbefehl, der ihn zum alleinigen Reisebegleiter des Kronprinzen ernannte. Er sollte diesen auf einer andern Route als der der Majestäten nach Carlskrona führen.

Die Königin bot alles auf, was Mutterliebe vermag, um Ihren Sohn bei Sich zu behalten, aber vergebens; die geschärften Befehle des Herzogs von Südermanland durften nicht überschritten werden. Da umarmte die Königin Ihren Sohn, segnete Ihn und führte Ihn zu Seinem Reisebegleiter mit den Worten:

„Herr Oberst, ich vertraue Ihnen das Leben meines Sohnes, schützen Sie Ihn und vergessen Sie nicht, daß einst eine Mutter und Gott Ihnen Rechenschaft von dem Leben dieses Kindes abfordern werden. Leben Sie wohl!“

Der Offizier führte den Kronprinzen fort, der noch einen tröstenden Blick auf Seine Eltern warf und zwischen der Wache verschwand, die Ihn begleitete. Bald hörte man den Wagen über die Zugbrücke dahin rollen. Die Majestäten wollten, daß vor Ihnen die drei Prinzessinnen in die Ihnen bestimmten Wagen eingerichtet werden und diese dem Ihrigen vorausfahren sollten, da notificirte der Gouverneur, daß der König allein reisen würde und die Königin mit mehrer Bequemlichkeit mit den Prinzessinnen. Diesem widersetzte sich Ihre Majestät entschieden und erklärte, Sie würde nicht dem König von der Seite gehen. Vergebens stellte man Ihr vor, daß Höchstderselbe die Reise bis Stralsund ohne auszuruhen machen würde, daß

dieſes Ihre Majeſtät zu ſehr ermüden würde, daß Sie ohne alle weibliche Bedienung ſein werde, daß man keine Erlaubniß habe, das Verlangen der Königin zuzulaſſen, — die Königin blieb bei Ihrem Vorſatze und erklärte, daß Sie an den Herzog von Südermanland ſchreiben wolle, Ihm Ihre Bitte vorzutragen, und daß bis dahin die Reiſe aufgeſchoben werden ſolle. Der König ſuchte Sie ſogar von Ihrem Vorhaben abzubringen, wie Seine Majeſtät denn überhaupt gerne vermied, irgend eine Bitte an den Uſurpator zu wenden; allein die Liebe der Königin wußte alle Hinderniſſe zu überwinden und widerſetzte Sich allen Vorſtellungen. War es nun, daß der Gouverneur eine uneingeſchränkte Vollmacht hatte, oder überwog ſeine Ehrfurcht für das rechtmäßige Königspaar ſeine Zweifel, genug, er willigte ein, daß Ihre Majeſtäten nicht getrennt wurden, und bewilligte außerdem eine weibliche Bedienung für die Königin.

Die Offiziere, die den Wagen des Königs führten, waren mit ſcharf geladenen Piſtolen bewaffnet. Die Vorhänge der Wagenfenſter blieben ſtets herabgelaſſen; es war den Majeſtäten notificirt worden, daß bei den geringſten Verſuchen derſelben, Sich zu erkennen zu geben, die Offiziere Befehl hätten, Gebrauch von ihren Waffen zu machen. Dieſes Umſtandes, ſo wie mancher anderen empörenden Maßregeln, welche gegen die unglücklichen Majeſtäten ergriffen wurden, erwähnen die Briefe der Königin an Ihre kaiſerliche Schweſter nicht, überhaupt ſind die Mittheilungen mit einer gewiſſen Zaghaftigkeit geſchrieben, und geht aus dem einen Briefe von Gripsholm, 17. September, hervor, daß die Kaiſerin an Ihre Schweſter mißbilligend geſchrieben haben muß, weil die Königin Sich gegen Dieſelbe ſo zu ſagen rechtfertigt. Was ich aber über die Verhältniſſe mittheile, habe ich alles von der Königin ſelbſt. Bei den Aufenthalten der Kaiſerin in Ihrer Familie in Deutſchland habe ich mich überzeugt, daß die Kaiſerin wenig Liebe und wenig Theilnahme für Ihre unglückliche Schweſter hatte.

Der Kronprinz, der von Seinen hohen Eltern während der Reiſe nach Carlskrona getrennt war, fuhr unter der Aufſicht eines Oberſten, Graf Poſſe, und mehrer Offiziere bis Carlskrona.

Der Kronprinz galt auf dieſer Reiſe für den Neffen des Grafen Poſſe. Dieſer hatte ſeinem hohen Schützling auf das beſtimmteſte anempfohlen, alles zu vermeiden, was den Verdacht Seiner hohen Abkunft erregen könne. Das Ueberſchreiten dieſes Verbots werde die ernſteſten Folgen haben. Eines der Nachtquartiere war auf dem Landgut eines ſchwediſchen Edelmannes und die Reiſenden mit der Familie vereinigt. Das Geſpräch wandte ſich bald den Intereſſen der Jetztzeit zu, und es fehlte nicht an gehäſſigen Aeußerungen gegen den König. Der damalige zehnjährige Prinz, tief gekränkt durch das, was man über Seinen Vater ſagte, und außer der Möglichkeit, für Ihn zu ſprechen,

schützte Müdigkeit vor, und verlangte, in Sein Zimmer geführt zu werden, um nicht Zeuge des Gespräches zu bleiben.

In Carlskrona fand die Königsfamilie Sich wieder vereinigt; das Wiedersehen der Kinder und besonders des Kronprinzen, dessen Leben wie das des Königs gefährdet war, erfüllte die Königin mit Dank gegen Gott, als Sie den theuren Sohn unversehrt in Ihren Armen hielt.

Oberst Posse blieb ehrfurchtsvoll in der Ferne stehen und betrachtete die Familienscene, da trat die Königin auf ihn zu, reichte ihm die Hand und sagte zu ihm: „Sie haben Wort gehalten, Ich danke Ihnen, Gott möge es Ihnen lohnen!"

Sobald die hohen Reisenden den deutschen Boden erreicht hatten, hörte jede Beschränkung Ihrer Freiheit auf. Sie durften den Weg der Weiterreise bestimmen und Sich an den Orten aufhalten, die Ihnen genehm waren.

---

## Correspondenzen.

**Aus London.** 5. Januar. — Die Wiedereröffnung des Parlaments ist definitiv für den 3. Februar angesetzt, und außer den mannigfachen Bills von größerer Tragweite, die in den Departements des Innern, der Finanzen, des Heeres und der Justiz vorbereitet werden, waren am letzten des verflossenen Monats schon gegen 150 Privatbills registrirt, 42 mehr als in der vorigen Session. Sie beziehen sich zumeist auf Eisenbahn- und Kanalbauten, Gründung von Actienvereinen zur Urbarmachung wüster Landstriche, zur Errichtung von Kerzen-, Gas- und Lackfabriken; es treten da nebeneinander auf Vereine zur Bekehrung von Heiden und zum Bau von Kloaken, zur Anlegung unterseeischer Telegraphen und überseeischer Dampferlinien, zur Stahlfabrikation durch kalte Gebläse und zur Eiserzeugung vermittelst Südhitze, zu Versicherungen gegen Eisenbahnunfälle, zerbrochene Fensterscheiben, unerwartete Zwillingsgeburten u. s. w., zusammengenommen ein merkwürdiges Bild großartigen industriellen Unternehmungsgeistes, der unermüdet nach neuen Gedanken, Gewinnsten und Capitalien stöbert. Wenn der zehnte Theil aller dieser Projecte sich mit Gewinn verwirklicht, so nennt man dies hier zu Lande ein gutes Resultat, neun Zehntel zerfließen gewöhnlich zu nichts, oder tauchen später in anderer Form wieder auf. —

Auch die Regierung wird dies Mal, und zwar schon in der ersten Hälfte der Session, mit einigen Industrieunternehmungen, wenn man sie so nennen darf, vors Parlament treten. Sie hat zwei große Bauplane vorzulegen, die Epoche machen werden. Es handelt sich um den Neubau der Ministerien, und um die Errichtung einer der Nation würdigen Gemälde- und Kunstgalerie. — Den Namen Downingstreet kennt jeder Zeitungsleser, und mancher fremde Reisende, den sein Weg nach

London führt, sucht sie gleich am ersten Tage seines Hierseins auf, in der Erwartung, daß sie die schönste und bedeutendste aller londoner Straßen sei.

Was findet er? Ein Winkelgäßchen, das sich an seinem blinden Ende retortenmäßig erweitert, rechts die schmale Seitenfronte des gegen Whitehall zu immerhin imposanten Schatzkammergebäudes, dann ein altes Eisengitter, das die Einsicht in einen melancholischen Hof gestattet, aus dem ein dunkler, kasemattenartiger, Tag und Nacht mit Gas beleuchteter Gang nach dem freundlichen St. Jamespark führt, und hart an jenem Gitter einige alte aus rohen Ziegeln aufgeworfene kleine Häuschen mit engen hohen Fenstern, deren Angeln verrostet sein müssen, — denn auch an den schönsten Sommertagen bleiben sie fest verschlossen, — mit kleinen Eingangsthüren, wie sie meilenweit in den ärmlicheren Vorstadtquartieren zu finden sind, daran kleine Täfelchen aus Messing, worauf geschrieben, daß hier das Bureau des Schatzes oder die Kanzlei des Ministeriums des Innern sei. — Die linke Fronte von Downing-street wird zusammengesetzt aus einem großen Kehrichthaufen, der von alten Latten eingehegt ist; zwei schwarze Tafeln auf schwarzen morschen Stangen verkünden seit Jahren, daß dieser Platz zu verkaufen ist, und sagen dem Eingeweihten, daß der Besitzer dieses Flecks wol eine fabelhafte Summe gefordert haben müsse, denn wie wäre es sonst zu erklären, daß sich noch kein Käufer gefunden hat? An den Kehrichthaufen lehnt sich eine alterschwache Mauer, aus der sich gelegentlich ein Ziegel loslöst, um auf den weichen Kehricht zu fallen, und an diese Mauer lehnt sich ein kleines rußgeschwärztes Haus, dem sich ein anderes von gleicher Physiognomie in der erwähnten retortenförmigen Erweiterung des Sackgäßchens anschließt. Beide sind durch Balken gestützt, damit sie nicht zusammenbrechen. Vor beiden stehen rothe Grenadiere, die wahrscheinlich keine Ahnung davon haben, weshalb sie aus der warmen Wachtstube heraus müssen, um diese Ruinen zu bewachen. Vor beiden stehen den ganzen Tag über ein paar Wagen, deren Kutscher schlafen, und aus beiden sieht man mindestens einmal in jeder Minute einen wichtigen Menschen mit einem Actenbündel unter dem Arm herauskommen, und um die Ecke verschwinden. Das sind die Ministerien des Auswärtigen und der Colonien. Das ist Downing-street, die unansehnlichste, schwärzeste, verfallendste aller Straßen, aus der je ein großes Reich mit seinen die Erde umspannenden Colonien regiert wurde.

Sie soll niedergerissen werden, wenn nicht ein guter Nordostwind früher die Arbeit übernimmt. Nicht Downing-street allein, ihre ganze Umgebung, bis ans Parlament, bis an die Themse, etwa 800 Klafter im Gevierte, ist bestimmt, den Bauplatz für eine Reihe von Gebäuden, Höfen und Gartenanlagen abzugeben, die zusammen das gouvernementale Quartier Londons bilden sollen. Es werden Jahre darüber vergehen, und wünschenswerth ist es in der That, daß hier nichts übereilt wird. Es reißt sich gar rasch ein, wenn nur Geld genug vorhanden ist, Bauplätze zu bezahlen. Es baut sich auch gar schnell in unserer Zeit, namentlich hier in England, wo Maschinen die schwierigsten Steinmetzarbeiten verrichten. Aber ein guter Bauplan ist eine seltene Sache geworden, wie man am besten in Paris sehen kann, über dessen Neubauten gar wunderbare Geschichten erzählt worden sind, und an denen eben nichts Merkwürdiges ist, als die Hast, mit der man niederriß, die Masse Häuser, die eingerissen wurde und die strategischen Linien, die der jungen

Generation den Barrikadenbau erschweren sollen. In architektonischer Beziehung verdienen weder die neuen Boulevards noch die neuangelegten Straßen rings um das Louvre das allergeringste Lob.

Es wäre ewig Schade, wenn Whitehall und Westminster, in historischer Beziehung die merkwürdigsten Punkte Londons ihren alten Duft verlieren sollten, um mit monotonen kasernenartigen Häuserfronten ausstaffirt zu werden, wie in Paris geschehen ist. Das ist allerdings nicht zu fürchten. Eher besorgen wir, daß der englische Geschmack sich ins entgegengesetzte Extrem versteigt und ein abnormes Conglomerat von Gebäuden zu Tage fördert, das im wilden Gemisch von römisch-byzantinisch-anglogothisch-normännisch-elisabethinischen Stilarten einen höchst romantischen, aber sehr unkünstlerischen Eindruck hervorbringen dürfte. Raum ist hier für die wildeste Architektenphantasie, und englische Baumeister sind neuerer Zeit mehr als je zur Romantik geneigt, tragen auch ein gewisses Stilbewußtsein in der Brust, seit sie bei mehren continentalen Concurrenzbauten den Preis davon getragen haben, und sind darob gar eigensinnige, furchtbare Menschen geworden. Sie bauen nicht gern mehr einen Pferdestall in einem bescheidenen Landhäuschen ohne maurische Schnörkel oder normännische Zinnen. Wie weit werden sie wol gehen, wo es sich um die Ornamentik eines Kriegsministeriums handelt!

Allerdings sind auch fremde Baumeister eingeladen, ihre Pläne einzusenden. Aber von dieser Seite hoffen wir nicht allzuviel. Fremde Architekten, die mit den Localitäten nicht sehr genau vertraut sind, werden kaum im Stande sein, Entsprechendes zu leisten. Es ist kein flacher Plan, auf dem gebaut werden soll. Im Osten die Themse; im Westen der Park; im Süden die Abtei und die neuen Parlamentshäuser; im Norden Trafalgarsquare — — der Fall des Terrains, die Physiognomie des Quartiers, der nächsten Umgebung und der Luft, das alles müßte einem fremden Architekten sehr geläufig sein, wenn es ihm gelingen sollte, einen nur einigermaßen zweck- und ortentsprechenden Bauplan zu entwerfen. Wir haben dies Mal wenig Hoffnung, daß die Kunstintervention des Auslandes von Nutzen sein wird. Möge ein guter Stern über den Geschmack der englischen Preisrichter walten. An Geldmitteln wird es nicht fehlen.

Von der Romantik englischer Baukunst zur Romantik englischer Liebe darf man den Sprung füglich wagen. Letztere hat einen gewichtigen Anhaltspunkt verloren. Seit wenigen Tagen ist das berühmte Gretna Green der legitimen, ehesüchtigen Liebe entgangen. Eine prosaische Parlamentsacte, die mit dem 1. Januar dieses Jahres in Kraft getreten ist, verfügt nämlich, daß schottische Ehen hinfort nur dann giltig sein sollen, wenn das Paar, daß sich in Schottland trauen ließ, (und in Schottland kann bekanntlich jeder trauen), in dem Orte, an dem es sich trauen ließ, mindestens 14 Tage gewohnt hat. Damit ist den Entführungen und Einsegnungen an der schottischen Grenze ein Ende gemacht. Romanschriftsteller werden an der Stelle des Schmiedes von Gretna Green einen andern deus ex machina aufsuchen müssen, wenn ihnen eine heimliche Ehe zur Entwicklung ihrer Geschichte unumgänglich nothwendig geworden ist.

Dieses Gretna Green, diese schottischen Ehen aus dem Stegreife, wie überhaupt das englische Ehegesetz verdienen ihrer Absonderlichkeiten wegen nähere Beleuchtung.

Durch sie bekommt man zum Theil einen sehr merkwürdigen Einblick in die religiösen Katzbalgereien Englands, die sich heutzutage nur deshalb mit Gemüthlichkeit ansehen lassen, weil sie nicht mehr zu Bürgerkriegen und Religionsverfolgungen führen. Im Uebrigen sind sie ebenso albern, wie zur Zeit der hitzigsten Bibeldispute.

„Wenn man mit dem dümmsten Engländer über Politik spricht, so wird er doch immer etwas Vernünftiges zu sagen wissen. Sobald man aber das Gespräch auf Religion lenkt, wird der gescheidteste Engländer nichts als Dummheiten zu Tage fördern" — — so steht es in Heines englischen Fragmenten zu lesen. Wie gewöhnlich, wo es jemandem darum zu thun ist, eine frappante Antithese aufzustellen, ist auch obige Behauptung nur zur Hälfte wahr. Richtiger, aber allerdings anspruchsloser stilisirt würde der Satz folgendermaßen lauten: Mit Engländern läßt sich über Politik gewöhnlich viel vernünftiger als über Religion reden — was übrigens schon Voltaire gesagt hat. Je länger man in diesem Lande lebt, desto merkwürdigere Erfahrungen macht man nach beiden Richtungen hin. Es gibt hier Leute, welche die preußische Wehrverfassung ohne stehendes Heer einführen wollen; andere, wie Carlisle, möchten das Parlament abschaffen, damit eine auserwählte kleine Zahl von den Besten des Landes regiere (wie diese als die Besten zu erkennen seien, wird nicht angegeben); wieder andere erwarten das Heil des Landes von der Vermehrung der Krongewalt (deren weiser Beschränkung doch England seine heutige Größe und Freiheit verdankt) und dergleichen mehr. In der Sphäre der Religion gibt es Leute, die den Freihandel kraft zorniger Stellen im Jesaias verdammen, andere die ihn auf die Autorität des Habakuk hin empfehlen; die Propheten und Apostel werden Jahr aus Jahr ein als Gewährsmänner für Dinge angeführt, an die vor Faraday oder Stephenson kein Mensch je gedacht hatte; es gibt hier zu Lande fromme Christen, die Christi Existenz in Abrede stellen, und Atheisten, die am Freitag kein Fleisch essen. Lächerliche Käuze, wird man sagen, deren es allenthalben in der Welt gibt. Ja wol; aber hier zählen diese Religionskäuze nach Tausenden, die Bibelfesten zu Hunderttausenden, so daß sich die Gesellschaft und die Gesetzgebung ihrer nicht erwehren kann, und die Bibelconfusion bis ins Parlament hineinragt.

Es sind noch nicht drei Jahre her, da ging eine Acte durch das Parlament, daß der Mann die Schwester seiner verstorbenen Frau nicht heirathen dürfe. Die Bibel verbiete es — das war der Grund. Nun befiehlt aber vielmehr das alte Testament jedem honetten Schwager seine Schwägerin — selbst wenn sie nicht honett ist — zum Weibe zu nehmen, und die alten Juden, welche den hebräischen Urtext des alten Testamentes gewiß besser verstanden als die anglicanischen Bischöfe, haben ihn immer in diesem Sinne aufgefaßt. Die englischen Talmudisten aber halten sich nicht an den hebräischen Urtext, sondern an die oxforder Version, als die einzig beglaubigte, vom Staat anerkannte. Diese wurde bekanntlich unter Jakob II. auf dessen Befehl von Gelehrten angefertigt, die kein oder doch nur wenig Hebräisch verstanden, und daher frischweg aus dem Griechischen übersetzten. Dadurch gingen viele Entstellungen des Urtextes in die autorisirte oxforder Bibel über; dadurch ist schon manche tragikomische Verwirrung im englischen Glauben und Recht entstanden; daher kommt es — um auf Liebe, Ehe und Gretna Green

zurückzukommen — daß Mr. Thomſon, ein roſiger Witwer, ſeine Schwägerin, Miß Henrietta, eine blühende Jungfrau, nicht heirathen durfte, obwol ſie beſſer für ihn paßt als die verſtorbene Schweſter, der das Roaſtbeef am Sonntag nicht recht ſchmeckte, wenn nicht der Paſtor und ſeine beiden Wachtelhündchen mit bei Tiſche ſaßen.

Weil die Bibelüberſetzer unter Jakob II. ſchlecht Hebräiſch verſtanden, durfte Freund Thomſon die ſchöne Henrietta nicht als Ehegemahl in ſein Haus einführen. Das war ſehr traurig, und wieder einmal ein Beweis, daß man in der Jugend alles Mögliche lernen ſoll, nicht nur Töpfe machen und Feuer ohne Zündhölzchen anreiben, um ſich auf einer einſamen Inſel behaglicher als Robinſon Cruſoe einrichten zu können, ſondern neben den modernen Sprachen auch Hebräiſch und Chaldäiſch. Es könnte uns ſonſt leicht geſchehen, daß wir eine Bibelſtelle falſch überſetzen, und damit ein paar unſerer Ur- Ur- Urenkelein zu ewigem Cölibat verurtheilen.

Das wäre gewiß ein Mißgriff, den wir uns im Grabe nicht verzeihen könnten. Freund Thomſon war darob lange der unglücklichſte Witwer in England geweſen. Und jetzt? — Jetzt iſt er mit der züchtigen Henrietta glücklich vermählt, und wird nächſtens Vater werden trotz Jakob II., Oxford und Parlament. An einem ſchönen Sommernachmittag fuhren die beiden hinüber nach Boulogne, dem gaſtlichen Frankreich, nach dem ſich Schillers Maria Stuart in ſo herrlichen Reimen ſehnte, um in England nicht geköpft zu werden, und von wo ſeitdem mehre gekrönte Häupter herübergekommen ſind aus ähnlicher Veranlaſſung. Ja nach Boulogne fuhren ſie beide für 2 Thaler 10 Silbrgr. Dort wo die franzöſiſche Allianz durch einen Kuß Napoleons auf die Stirne der Königin Victoria beſiegelt wurde, dort verbanden ſich auch die beiden Liebenden mit Kuß und Prieſterſegen. Niemand erhob Einſprache. Der franzöſiſche Paſtor dachte an die Trauungsgebühren und an alles Andere eher als ans 1. Buch Moſis, und ſo wurden ſie Mann und Weib. Und dergleichen Bündniſſe ſind ſeitdem gar viele in Boulogne, Calais, Havre und Dieppe geſchloſſen worden. Und mögen ſie länger dauern als das franzöſiſch-engliſche, das iſt unſer Segen.

Die ganze franzöſiſche Küſte wäre mit der Zeit ein großes Abſteigequartier für engliſche Witwer geworden, die ihre Schwägerinnen heirathen wollen; es hätten neue Paſtoren angeſtellt, neue Hotels gebaut, beſondere Dampferlinien eingerichtet werden müſſen, wenn nicht — —

Wenn nicht — ſo denkt man wol — dieſe Ehen in England ungiltig, wenn die Kinder aus dieſen Ehen nicht illegal wären. Allerdings iſt dieſes der Fall. Allerdings hat das Parlament, dem die nahe franzöſiſche Küſte mit ihren gottgefälligen Kirchen und Reſtaurants (ſie ſind beide wohlfeiler als die engliſchen) vor Augen ſchwebte, die boulogner Ehen ſammt deren eventuellen Sprößlingen für illegitim erklärt. Dies hätte jedoch die verliebte Völkerwanderung wenig geſtört, wenn nicht — —

Wenn es ſich am Ende nicht gezeigt hätte, daß die ganze bezügliche Parlamentsacte, die Jahrelang debattirt worden war, gar keine Geltung haben könne. Denn nachträglich wurde bewieſen, daß das alte ſchottiſche Geſetz die Ehe zwiſchen

Schwager und Schwägerin anerkennt, daß in Schottland solche Ehen eingesegnet werden dürfen, daß das englische Gesetz sie anerkennen müsse, daß sämmtliche Schwäger nicht erst über den Kanal nach Frankreich fahren müssen, um glücklich zu werden. Die ganze, lange Bibelschlacht im Parlament war umsonst geschlagen worden. Und aus Rache am schottischen Gesetz wurde von den Frommen des Unterhauses die oben erwähnte seit Anfang dieses Jahres in Kraft getretene Acte durchgesetzt. Und den romantischen Entführungen nach der schottischen Grenze wurde durch diese grausame Acte ein Ende gemacht. Dies ist die wahrheitsgetreue Erzählung, warum der Schmied in Gretna Green nicht mehr jedes Pärchen ohne Weiteres trauen kann. Und zu all dieser Verwicklung hat die Stelle des alten Testamentes, die von den Schwägerinnen handelt, geführt. Und über diese Stelle streiten die Engländer noch bis auf den heutigen Tag. Und den wenigsten Engländern erscheint es bis auf den heutigen Tag lächerlich, daß sie sich über solche Dinge noch immer streiten können. —

**Das Sklavenwesen in den Ver. Staaten.** Ueber diesen Gegenstand enthält Nr. 50. der Grenzboten eine übersichtliche Darstellung und es dürfte wol der Mehrzahl unserer Leser interessant sein, den weiteren Gang dieser Angelegenheit zu verfolgen. Denn das Gedeihen oder der Untergang der Sklaverei in den Ver. Staaten kann für die Frage, ob diese barbarische Institution überhaupt von dem civilisirten Theil der Erde verschwinden wird oder nicht, von entscheidendem Einfluß sein, berührt also in diesem Sinne das Interesse der ganzen Menschheit. Wir wollen daher in einfacher Reihenfolge die weiteren Thatsachen, die auf die Entwicklung der Angelegenheit einwirken können, nach und nach mittheilen und die zum vollen Verständniß nöthigen Betrachtungen und Erläuterungen anknüpfen.

Zu Anfang Decembers 1856 versammelte sich der Congreß der Ver. Staaten von neuem, und Präsident Pierce (dessen Amtsführung erst am 4. März 1857 zu Ende geht) legte ihm in einer Botschaft, nach verfassungsmäßiger Vorschrift, eine Uebersicht des Zustandes der Union vor. Er behandelte darin die Sklavenfrage und die darauf bezüglichen Verhältnisse von Kansas sehr ausführlich, aber keineswegs mit der würdevollen Unparteilichkeit, die man von dem Haupte der Union erwarten sollte, und die alle frühern Präsidenten selbst unter den wildesten Parteistürmen zu behaupten wußten. Wer bisher noch in Betreff seiner Stellung und Handlungsweise zweifelhaft war, ist jetzt vollkommen aufgeklärt. Er macht den eifrigen Advocaten für das südliche Interesse, legt fast alle in Kansas vorgekommenen Gesetzwidrigkeiten und Gewaltthaten den Freibodenmännern zur Last und setzt sich auf solche Weise in directen Widerspruch mit dem amtlichen Berichte der Commission, welche der Congreß selbst nach Kansas entsendet hatte. Eine in Illinois erscheinende deutsche Zeitung fertigt diese Botschaft mit folgenden Worten ab, die zugleich als Beweis dienen mögen, wie weit die Preßfreiheit in den Ver. Staaten geht.

„Die letzte Botschaft des Präsidenten Pierce bildet einen würdigen Schlußstein der Verwaltung dieses unfähigsten und erbärmlichsten aller Präsidenten, welche die Ver. Staaten je gehabt haben. In Bezug auf die Sklavenfrage

tummelt er das südliche hohe Roß und wiederholt mit fast unbegreiflicher Unverschämtheit die alten Beschuldigungen, daß der Norden der angreifende Theil sei, u. s. w. Hoffentlich findet dieser talentlose und verächtliche Drahtzieher kein Seitenstück mehr in der Geschichte der Ver. Staaten. — Einen kleinen Trost gewährt die aus der Botschaft hervorgehende Thatsache, daß die Jahreseinnahme der Union ihre Ausgabe um mehr als zwanzig Millionen Dollars übersteigt. —"

Die auffallende Parteilichkeit der Botschaft veranlaßte, wie natürlich, sogleich energische Protestationen von Seiten der zur Freibodenpartei gehörenden Mitglieder des Congresses, so wie heftige Angriffe gegen das Princip der Nebraskabill (die Squattersouveränetät), über deren Bedeutung und Werth die demokratische Partei selbst keineswegs einig zu sein scheint. Sonst ist bis jetzt im Congresse nichts Bedeutendes in Betreff der Sklavenfrage vorgekommen.

Am 10. December machte in einer großen Convention zu Savannah (Georgia) der exaltirteste Theil der Sklavenpartei den Versuch, einen Vorschlag zur Wiedereröffnung der Sklaveneinfuhr (die seit 1808 verboten ist) durchzusetzen. Allein die Sklavenhalter selbst verwarfen ihn mit großer Stimmenmehrheit. Es ist augenscheinlich, daß ihre Leidenschaftlichkeit sich allmälig vermindert, seit sie in der Präsidentenwahl den Sieg davon getragen, und daß der „sober second thought" bei ihnen zu wirken beginnt. Der Gedanke an Erneuerung der Sklaveneinfuhr ist um so unsinniger, da auf jeden Fall die großen europäischen Seemächte sie nicht dulden würden, nach allbekannten Verhältnissen und Verträgen.

Während so die Parteien über die große Elterbeule discutiren, droht sie aufzubrechen. In mehren Sklavenstaaten hat man deutliche Spuren einer weitverzweigten Negerverschwörung entdeckt, denn trotz der Unwissenheit der Sklaven ist manches von dem, was über sie verhandelt wurde, zu ihnen durchgedrungen und hat sie furchtbar aufgeregt. Die größte Angst herrscht unter den Weißen (die unvermeidliche Strafe dieses sündlichen Verhältnisses) und ungewöhnliche Vorsichtsmaßregeln sind im Gange: schärfere Aufsicht über die Sklaven, größere Strenge gegen sie, nächtliche Patrouillen, um ihre Verbindung mit benachbarten Plantagen zu hindern und ihre Boten aufzufangen u. s. w. Die Negerverschwörung scheint ihren Hauptherd im mittleren Theile des Staates Tennessee zu haben, wo an den Flüssen Cumberland und Tennessee 8000—10,000 Sklaven als Arbeiter bei Eisenwerken verwendet werden. Ihre Verbindung ist dort leicht, da sie in größerer Zahl zusammen arbeiten, um Kohlen zu brennen, Erze zu graben und die Schmelzöfen zu besorgen, alles unter der Aufsicht weniger Weißen. Auch ist jene Gegend überhaupt nur spärlich von Weißen bevölkert. Bei Dover, am Cumberlandfluß, wurden elf Neger als Rädelsführer ergriffen und ohne Weiteres aufgeknüpft. Unter den Verhafteten war ein Mann, der seit Monaten mit den Negern arbeitete und stets selbst für einen Neger gegolten hatte. Man entdeckte aber, daß er ein Weißer war, der sich verkleidet und sein Gesicht geschwärzt hatte. Da man ihn für einen Hauptanstifter der Verschwörung hielt, so wurde er von der aufgeregten Menge zu neunhundert Peitschenhieben verurtheilt, gab aber unter dieser schrecklichen Mißhandlung den Geist auf, lange bevor die Zahl der

Hiebe voll war. Die Weihnachtsfeiertage waren zum Ausbruch der Verschwörung bestimmt und unter den Plänen der Neger war auch der, eine Kirche mit der darin versammelten Gemeinde in die Luft zu sprengen. Ein Pulverfaß war bereits unter das Gebäude gebracht, wurde aber noch zu rechter Zeit entdeckt. Auch ist die Zahl der Sklaven, die über den Ohiofluß aus den angrenzenden Sklavenstaaten flüchten, jetzt größer als jemals. In Nashville (Hauptstadt von Tennessee) sind durch die Behörden die strengsten Maßregeln vorgeschrieben und jede Versammlung von Negern — selbst die gottesdienstlichen — untersagt.

Für das Territorium Kansas scheinen die Aussichten sich zu bessern. Zwar ist im Congreß, nach langem Kampfe, der von der Sklavenpartei erwählte Territorialdelegat (Whitfield) zugelassen worden. Allein andere Symptome erwecken die Hoffnung, daß Kansas zuletzt doch noch als freier Staat in die Union treten wird. Einmal ist der bisherige Oberrichter von Kansas (Lecompte), einer der leidenschaftlichsten Anhänger der Sklavenpartei, abgesetzt und ein gemäßigter Mann (J. O. Harrison), an dessen Stelle ernannt worden. Sodann wurden kürzlich sechzehn Freibodenmänner, die der mörderischen Gewaltthat angeklagt waren, in Kansas durch das Schwurgericht freigesprochen. Was aber die erwähnte Hoffnung am stärksten begründet, ist der Umstand, daß die Aufnahme von Kansas als Staat noch in weiter Ferne zu liegen scheint, da dessen Bevölkerung noch bei weitem nicht die Zahl erreicht hat, die das Herkommen und die Natur der Sache zu der Aufnahme als Staat erfordern. Je länger aber diese Aufnahme sich verzögert, desto wahrscheinlicher wird die Ausschließung der Sklaverei. Da nämlich Klima und Boden von Kansas sich für die Thätigkeit freier Hände weit mehr eignen als für Sklavenarbeit, indem namentlich von Zucker-, Reis- und Baumwollepflantagen dort keine Rede sein kann, so läßt sich zuversichtlich erwarten, daß im Laufe der Zeit aus den freien Staaten weit mehr Ansiedler dahin ziehen werden, als aus den südlichen, sobald einmal die Hitze des ersten Kampfes vorüber ist, die Einwanderung ungestört ihren natürlichen Gang geht und die Territorialbehörden sich unparteiisch zeigen und jede Art von Gewaltthätigkeit hindern. Unter diesen Voraussetzungen würde selbst das Princip der Nebraskabill zur Verwerfung der Sklaverei in Kansas führen. Ein solcher Stand der Dinge aber ist unter der nächsten Präsidentschaft zu hoffen. Denn Buchanan ist persönlich kein Freund der Sklaverei, vielweniger dabei interessirt. Er gehört einem freien Staate an (Pennsylvanien) und sein Ruf als Staatsmann und als Mensch war bisher unbefleckt. Auch deuten seine vorläufigen Aeußerungen darauf hin, daß er sich in der Sklavenfrage die strengste Unparteilichkeit zum Gesetz gemacht hat.

---

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt.**

Als verantwortl. Redacteur legitimirt: F. W. Grunow. — Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

# Goethe als Theaterdirector.

1.

Die tüchtige Biographie Goethes von dem Engländer Lewes, deren deutsche Ueberſetzung von Freeſe in den nächſten Nummern dieſes Blattes nähere Beſprechung finden wird, hat der Goethegemeinde in Deutſchland wieder fühlbar gemacht, daß einige Seiten dieſes großen Menſchenlebens verhältnißmäßig noch wenig gewürdigt werden. Und da uns Deutſchen durch einen Fremden das Verdienſt genommen iſt, die bereits vorhandene Fülle des biographiſchen Materials überſichtlich, unbefangen und verſtändig zuſammenzufaſſen, ſo mögen wir wenigſtens der Verpflichtung nachkommen, die noch weniger bekannten Seiten von Goethes Weſen ans Licht zu ſtellen. Freilich kann das in genügender Weiſe nur durch die Angehörigen des Dichters geſchehen, welche im Beſitz ſeiner Tagebücher und eines ganzen Archivs von Briefen und Aufzeichnungen deſſelben ſind; und nächſt ihnen nur durch ſolche, welche über die Erinnerungen, Traditionen und handſchriftlichen Quellen des weimariſchen Kreiſes zu verfügen vermögen. Sehr wünſchenswerth aber iſt, daß bald etwas Größeres im großen Sinne unternommen werde, denn immer mehr verklingen die Erinnerungen, die letzten Zeugen aus der großen Zeit Weimars ſcheiden von uns und noch immer wird durch übergroßes Zartgefühl in den einzelnen Familien werthvolle Correſpondenz aus jener Zeit vernichtet. Die drei Richtungen aber, in welchen die literariſchen Verehrer Goethes ſich jetzt noch das größte Verdienſt erwerben können, dieſe laſſen ſich in folgenden Aufgaben zuſammenfaſſen: 1) Schilderung Karl Auguſts und des weimariſchen Hofes vorzüglich in der luſtigen Zeit vor der erſten italieniſchen Reiſe; 2) Darſtellung von Goethes praktiſcher Thätigkeit als Mitglied der weimariſchen Regierung; 3) eine zuſammenhängende Erzählung der Thätigkeit Goethes am Theater von Weimar. Während für den erſten der angegebenen Stoffe von maßgebender Stelle Protection und huldvolle Förderung zu hoffen iſt, hat dem Vernehmen nach die Geſchichte des weimariſchen Theaters in Weimar ſelbſt den fleißigſten Sammler gefunden, und es iſt nur zu wünſchen, daß dies Unternehmen auch für den Buchhandel gedeihen möge. Die Materialien dagegen, nach denen Goethe als Staatsbeamter geſchildert werden könnte, liegen, ſo viel wir wiſſen, noch zum großen Theil unbenutzt in den Miniſterialacten verſteckt.

Hier und in den nächsten Heften sollen anspruchslos einige kleine Mittheilungen über Goethes Administration des Theaters folgen, Auszüge aus den Theateracten von Weimar, welche die Herausgeber der Güte eines literarischen Freundes verdanken.

Zunächst werden einige Briefe Goethes an dramatische Dichter, welche ihm Stücke gesandt hatten, nicht ohne Interesse sein.

Professor Rambach schreibt aus Berlin, 30. September 97.

Eine hochlöbliche Direction ersuche ich mir über das Schicksal des Schauspiels „der Emigrant", welches ich vor mehren Monaten derselben unter Adresse des Herrn Geh. R. von Goethe überschickt habe, einige Auskunft zu geben und, im Fall kein Gebrauch davon gemacht werden kann, mir zurückzusenden.

Darauf schreibt Kirms:

Der Herr Geh. R. von Goethe, an den ich geschrieben, antwortet mir auf Ihre Anfrage von Zürich unterm 25. October folgender Gestalt: „Bei dem Herrn Prof. Rambach entschuldigen Sie mich. Wenn er das Stück gleich wieder verlangt, so liegt es bei Herrn Hofrath Schiller. Es hat sehr viel Gutes und hat uns beide sehr interessirt; es würde auch, wenn es auf das Theater gebracht würde, wahrscheinlich Effect thun, doch könnte es ohne Veränderungen nicht aufgeführt werden. Nur haben wir nicht uns selbst getraut sie zu machen, und es ist auch schwer und weitläufig dem Autor das, was wir desideriren, recht klar vorzulegen, so daß über dieser Ungewißheit das Ganze hangen geblieben ist." Wollen Sie nun, daß ich das Stück remittire, so soll es auf eingegangene Nachricht sogleich geschehen.

„Allerdings," antwortet Rambach, „wäre mir erwünscht gewesen, das was ich jetzt erfahre, früher gewußt zu haben, aber noch wünschenswerther muß es mir sein, die Bemerkungen eines Goethe und Schiller über das Stück kennen zu lernen, um bei einem bevorstehenden Drucke davon Gebrauch machen zu können. Ich sehe ein, daß ich mir zu sehr schmeicheln würde, wenn ich sie jetzt noch hoffte. Das Stück ist beiden Herrn aus dem Auge und Gedächtniß gekommen; eine nochmalige Lecture desselben wäre zu viel verlangt, besonders da Herr von Goethe in der Schweiz und Herr Schiller auf so mancherlei Art beschäftigt ist. Ich ersuche Sie daher, das Stück von Herrn Hofrath Schiller zurückzufordern, wenn er nicht etwa von einzelnen Theilen desselben Gebrauch für sein Journal die Horen machen zu können glaubt. Sind Sie bei dieser Gelegenheit im Stande dahin zu wirken, daß ich selbst etwas von jenen Bemerkungen und Desideraten, welche beide Herrn an das Stück machen, erfahre, so werden Sie mich zu lebhaftem Dank verpflichten. Ich stehe mit Herrn Schiller in keiner Verbindung, mag ihm nicht durch einen Brief beschwerlich fallen und bin überzeugt, daß Ihr Wort mehr wirken wird als das meine."

Goethe selbst schrieb am 11. December 97 an Rambach:

Das von Ew. Wohlgeb. vormals anhergesendete Stück ist seit einigen Tagen in meinen Händen. Ich verfehle nicht solches zu melden und erwarte weitere Anweisung, wohin ich dasselbe zu senden habe. Der Ankauf neuer Manuscripte wird von unserer Oberdirection meistens abgelehnt, da unser Publicum, wie wir leider aus der Erfahrung wissen, uns in solchen Fällen für die Auslage selten entschädiget.

Ich habe die Ehre mich Ihrem geneigten Andenken zu empfehlen und wünsche recht wohl zu leben. G.

Dr. Aloys Weißenbach, k. k. Rath und Professor in Salzburg, hatte ein Stück eingesendet, das in Wien auf dem Hoftheater sehr gefallen, und um Goethes Urtheil gebeten. Dieser antwortet:

So angenehm es mir ist, mich in der Gegenwart mit Künstlern über ihre Arbeiten zu unterhalten, so unmöglich wird mir dies in die Ferne. Man muß erst über gar manche Maximen einverstanden sein, ehe man über ein Kunsturtheil wechselseitig klar werden kann. Verzeihen Sie daher, wenn ich auf Ihr Trauerspiel „der Brautkranz" nur so viel erwiedere, daß für uns der Dialog zu ausführlich ist, und fast durchaus die Handlung allzusehr retardirt. Wäre das Stück um ein Drittel kürzer, so dürfte es wol auch auf unserer Bühne versucht werden. Doch eine solche Operation, die nur dem Autor geziemt, würde diesem selbst schwer werden, weil eben der ausführliche gemüthliche Ton durch das ganze Stück geht und ein vorzügliches Verdienst desselben ausmacht. Mehr sage ich nicht, als daß ich bedauere, daß die Entfernung mich hindert, Ew. Wohlgeb. und Ihre theure Gattin persönlich kennen zu lernen. Das Manuscript folgt hierbei mit Dank zurück.

Weimar, 3. März 1809. Goethe.

Wie Goethe die Theaterdisciplin unter den Mitgliedern handhabte, sollen folgende Beispiele lehren.

Entrüstet meldet Kirms an Goethe folgenden Scandal: Madame Burgsdorf soll als Zauberin auf der Redoute gewesen sein und dem Herzog einige aus ihrer Feder geflossene französische Verse überreicht haben, dann aber als Diana sehr wollüstig gekleidet erschienen sein, sich betrunken und von einigen Herrn — (attakiren) — lassen, so daß jedermann mit Abscheu davon spricht. Diese Vorfälle bringen die Redoute in üblen Ruf und man muß wirklich darauf denken, daß eine Polizei dieses Unfugs wegen etablirt werde. Ich wollte gern auch über diesen Theil der Lustbarkeiten wachen, allein ich kann keine ganze Nacht mehr ausdauern und am andern Tage dabei meine Geschäfte betreiben; außerdem habe ich auch ein zu kurzes Auge, um dergleichen Dinge zu bemerken.

Der Herr Lieutenant M. soll öffentlich gezeigt haben, wie bekannt er mit

ihr ist, sich betrunken und mit Studenten Händel angefangen haben, worauf der eine, welcher geschimpft hat, auf die Hauptwache gebracht, des andern Morgens aber wieder losgelassen worden ist. Unsere Schauspieler sind von der Burgsdorfschen Begebenheit zum Theil Augenzeugen gewesen und schämen sich, daß sie Schauspielerin heißt. Herr Cordemann, rechtlicher Mann, will ihre üble Aufführung bezeugen. Sollte man ihn nicht vernehmen lassen? Dann wird es am besten sein, man zahlt ihr eine gewisse Anzahl von Gagen mit einem Mal aus, und setzt ihr eine kurze Zeit Weimar zu verlassen. Sie mag sie dann in Eisenach bei ihren Gönnern oder wo sie will verzehren.

Darauf antwortet Goethe:

Ich bin noch derselben Meinung, die ich neulich äußerte, daß wegen des starken Trinkens auf der Redoute irgend woher eine Warnung ergehen sollte; ich will Gelegenheit nehmen Durchlaucht dem Herzog heute etwas davon zu sagen.

Wegen der Burgsdorf suspendire ich mein Judicium; vorerst halte ich dafür, daß es besser sei, man läßt sie das Maß voll machen.

Da die verschiedenen Schauspieler zum neuen Jahr immer bei mir angefragt haben und ich nicht darauf eingerichtet war sie anzunehmen, so will ich morgen um 10 Uhr bereit sein, sie zu empfangen und ihnen ein kleines Frühstück geben; ich habe es Beckern als Wöchner bekannt gemacht.

Wie streng er darauf hielt, daß die Schauspieler ihre Pflicht thaten, und wie unnachsichtlich er sie wegen Pflichtversäumung strafen ließ, geht aus vielen Beispielen hervor; es mögen aber die nachstehenden aus einem Jahre genügen:

Actum, Weimar, 10 Juni 1805.

In Gemäßheit ertheilten Auftrages wurde der Hofschauspielerin Silie aufgegeben, sich darüber, warum sie am vergangenen Sonnabend bei Aufführung des Othello, wo sich alle Mitglieder des Theaters aus Ehrgefühl und aus Achtung gegen den Verfasser gemeinschaftlich ein schönes Ganze vorzustellen rühmlichst beeifert haben, mit einem dem ganzen Auditorio auffallenden Bestreben die ihr zugetheilte Rolle verdorben, undeutlich hergesagt, ihr Gesicht desfalls absichtlich mit dem Schleier zu verhüllen, und am Ende ein Lachen über ihr Benehmen zu erregen sich angelegen sein zu lassen, statthaft zu vertheidigen. Dieselbe, daß sie die ihr in Othello zugetheilte Rolle verderben würde und müßte, habe sie gleich anfangs erklärt, denn da dieselbe ganz wider ihren Charakter sei, so habe sie vorausgesehn, daß sie sie schlecht spielen würde und diese Ueberzeugung habe sie furchtsam und unfähig gemacht, diese Rolle besser zu spielen als sie gethan. Wenn sie undeutlich gesprochen hätte, so wäre jene Furchtsamkeit daran Schuld gewesen, sie sei es sich nicht mehr bewußt und habe es noch viel weniger absichtlich gethan. Ebensowenig sei es mit Vorsatz

geschehn, wenn sie sich bisweilen das Gesicht mit dem Schleier verhüllt habe und endlich stehe es beim Publicum, über sie zu lachen, keineswegs aber habe sie ein Lachen erregen wollen.

Darauf erläßt Goethe am 12. Juni den Bescheid:

„Da der Frevel, dessen sich die Hofschauspielerin Silie bei der letzten Aufführung des Othello schuldig gemacht, in deren Vertheidigung durch keine hinlänglichen Gründe von derselben entschuldigt werden konnte, so sieht die Commission des Hoftheaters sich genöthigt, dieselbe mit einer halbwöchentlichen Gagestrafe vorerst zu belegen mit dem Vorbehalt, daß im Fall sie gedachte Rolle bei der nächsten Aufführung des Stückes in Lauchstädt zum Nachtheil ihrer und des Theaters Ehre geflissentlich verderben werde, ihr eine von den Wochengagen nochmals abzuziehende Strafe von 20 Thalern unabänderlich zuerkannt werden soll."

Er schreibt sogar ein besonderes Billet an Kirms:

„Die Verordnung wegen der Strafe von Mlle. Silie bitte nicht zu vergessen. Es ist so ein grobes Vergehn auf unserm Theater noch nicht vorgekommen."

Außerordentlich häufig kommen Strafverordnungen gegen Schauspieler vor, welche sich weigerten oder versäumten, Statistenrollen (wie es contractlich ihre Verpflichtung war) zu übernehmen. So lautet eine Meldung vom 5. December 1805 „daß Mad. Becker und Mlle. Blumau sich ohne Entschuldigung in der Vorstellung der Oper „die drei Sultaninnen" von den Statisten ausgeschlossen", und es erfolgt sofort: „Verordnung an den Theatercassirer den genannten Frauenzimmern jeder einen Thaler von ihren Gagen abzuziehen."

Weimar, 5. Decbr. 1805. G.

Der Schauspieler Heide war am 27. Februar 1805 in dem Schauspiel „die Höhen" im 5. Act nach seinem Stichwort ziemlich spät erschienen, und dafür zu 1 Thaler Strafe verurtheilt worden. Er vertheidigte sich unter anderm damit, daß es nicht mehr wie sonst ein Scenarium gebe, daß das Stichwort sehr klein sei, ein Wort, das sich öfter wiederhole; auch sei es seit zwölf Jahren das erste Mal, und man möge ihm deshalb die Strafe erlassen.

Darauf schreibt Goethe an Kirms: Möchten Ew. Wohlgeb. doch den Herrn Heide sprechen, und ihn von der Unmöglichkeit überzeugen, in der wir uns befinden, seinen Wunsch zu gewähren. Sie können ihm alsdann manches sagen, was man in einer commissarischen Resolution nicht aufnehmen kann.

Der Zuschauer, vom ersten bis zum letzten, kann fordern, daß eine Vorstellung ununterbrochen fortgehe. Es ist das das erste Erforderniß, und wenn irgend eine Art von Illusion beim Zuschauer stattfindet, so wird sie durch das Außenbleiben eines Acteurs auf das Grausamste unterbrochen. Die Direction hat also zu sorgen, daß es nicht vorfalle.

Herr Heide hat selbst sich in der Verlegenheit gesehen, nach einem gewissen Monologe den folgenden Schauspieler eine Zeitlang zu erwarten. Der Fall ist bestraft worden, so wie alle, die bisher bemerklich geworden sind.

Kennt man auch überdies noch die eifersüchtige Aufmerksamkeit der Schauspieler, daß keine Ausnahme gemacht, daß einem wie dem andern begegnet werde, so folgt unausweichlich, daß fürstlicher Commission in dieser Sache, die ihr ohnehin kein Vergnügen macht, die Hände gebunden seien.

Wie viel läßt sich nicht noch hinzufügen, was unmittelbar aus dem Verhältniß folgt!

Weimar 7. März 1805.

Auf der Rückseite hat Kirms bemerkt:

„Herr Heide äußerte auf Vorlesung Vorstehenden, die darin aufgestellten Gründe wären so hervorleuchtend, und die Art, mit welcher sie ihm mitgetheilt worden, so edel, daß er eine Unhöflichkeit begehen würde, wenn er weitere Umstände mache, obgleich es ihm wehe thue, nach so langem Bestreben seinerseits auch endlich Strafe gezahlt haben zu müssen."

Vom Gastrollenspiel hielt Goethe sehr wenig. Am 13. Januar 1817 meldet Herr Kirms, es sei ein Buffo und eine erste Sängerin aus Karlsruhe zu Gastrollen angekommen, ob er sie abweisen solle.

„Meo voto" antwortet er, „wären alle Gastrollen abzuweisen."

Ein ander Mal schreibt ihm Kirms: Sereniſſimus haben das Geldgeben satt und wollen Herrn G. . . nicht hören; die Commission soll ihn unter irgend einem Vorwande abweisen. Dies möchte wol heute noch geschehen, damit er morgen in aller Frühe absegeln möge. Ich habe in der Geschwindigkeit etwas aufgesetzt, das ich Ew. Excellenz zur Genehmigung übersende.

Darunter schrieb Goethe, der, wie es scheint, grade in gar guter Laune war: „accedo, accedissime!" G.

Auch Karl August selbst ließ sich bisweilen schriftlich über Gastspiele aus; so schrieb er Ende September 1810 an Goethe:

„Willkommen! Wenn Du zu Tisch oder nach Tisch kommen willst, so erwarte ich Dich mit Vergnügen. Zu einer bloßen musikalischen Unterhaltung möchte Brizzi gegenwärtig doch zu theuer sein, für wirkliche theatralische Vorstellungen aber nicht. Schreibe ihm lieber mit umgehender Post, daß wir ihn nicht eher als im December sehen könnten; wenn ihm dieses nicht anstände, so erböten wir uns seine Gegenwart auf ein andres Jahr. Du oder Bertuch habt ja sicher Adressen in München, an die der Brief zu schicken wäre und die ihn gleich abgeben, es ist noch hinlänglich Zeit." C. A.

„Schreibe ihm durch Estaffette. Wenn Brizzi dann nicht kommt, so sind wir in der Avantage. C. A.

# Barfüßele, von B. Auerbach und andere neue Romane.

Barfüßele. Von Berthold Auerbach. Stuttgart und Augsburg, Cottasche Buchhandlung. —

Berthold Auerbach hat durch diese neue Dorfgeschichte sich wieder eine große Zahl von Freunden erworben. Zum Theil rührt das von ihrer heitern Stimmung her. Seine letzten Erzählungen hatten fast durchweg einen düstern Charakter; er hatte sich in die innern sittlichen Wirren des Dorflebens vertieft und die Tragödien entwickelt, die uns in dem gewöhnlichen Leben umgeben. So vortrefflich einige Seiten des Landlebens z. B. im Lehnhold dargestellt waren, so anschaulich die innere Dialektik der Zustände uns entgegentrat, es war doch keine ganz gesunde Atmosphäre, in der man athmete, und es bleibt sehr die Frage, ob die Poesie das Recht hat, Ausnahmefälle in einer Form darzustellen, als ob sie die Regel enthielten. Das Tragische soll uns erschüttern, als harter Widerspruch gegen die Gewohnheit unsers Daseins; wird es uns zu nahe gerückt, so hört die Freiheit unsers Gemüths auf, das Erhabene unbefangen nachzuempfinden. Die aufgeregte See ist ein erhabener Anblick, wenn wir sie vom sichern Ufer betrachten; wenn wir aber im Begriff sind, zu ertrinken, so hört das Gefühl des Erhabenen auf. Gewiß hat der Dichter das Recht, sich die Sphäre seiner Handlung frei zu wählen, aber namentlich wenn er durch eine Reihe von Bildern gewissermaßen die Totalität einer Volksschicht darzustellen unternimmt, muß er sich hüten, ausschließlich die Schattenseiten hervorzuheben, weil er uns sonst ein Zerrbild vorführt. Auerbach befolgt in der Zusammenstellung seiner Dorfgeschichten eine Sitte, die wir ohnedies in künstlerischer Beziehung mißbilligen: er verlegt sie fast alle an einen Ort und läßt, um die Täuschung zu vermehren, in jeder neuen Novelle einen Theil seiner alten Personen wieder auftreten, in der Weise, wie es die Gräfin Hahn und Balzac gethan haben. Nun stelle man sich einmal die sämmtlichen Dorfgeschichten zusammen, die Auerbach in seinen vier Bänden erzählt hat, und man wird sich nicht erwehren können, den Ort, in dem dieselben alle vorgefallen sind, als ein zweites Sodom und Gomorrha anzusehen. Verlegt man seine Geschichten in eine große Stadt, so läßt sich der Leser so etwas noch eher gefallen, denn hier bleibt noch Raum genug für tugendhafte und brave Leute, aber in einer engumgrenzten Landgegend darf uns der Dichter nicht zu viel Greuelthaten berichten, weil unserer Phantasie sonst die Ausnahme zur Regel wird.

Einen ganz andern Eindruck macht die neue Dorfgeschichte. Wenn auch viele ernsthafte Ereignisse darin vorkommen, so zeigt sie doch eine überwiegend heitere Stimmung, und es wird uns nicht die Krankheit, sondern die Ge-

ſundheit entwickelt. Ein geſundes kräftiges Landmädchen, die vor ihren Umgebungen den großen Vorzug hat, beſtimmt zu wiſſen, was ſie will, die einen friſchen Lebensmuth und einen unternehmenden Geiſt mit ſtrenger Gewiſſenhaftigkeit verbindet, erfüllt trotz aller Widerwärtigkeiten, in die ſie ohne ihr Verſchulden geräth, ihre Pflicht und wird glücklich. Die Aufgabe iſt ſchön, und der Dichter, in ſeiner ganzen Wärme von ihr durchdrungen, findet eine Reihe treffender charakteriſtiſcher Züge, um ſie zu verſinnlichen. Wenn im Anfang die Handlung etwas träge vorwärts ſchleicht, ſo wird man im weitern Verlauf durch überraſchend ſchöne Scenen entſchädigt, unter denen wir namentlich den erſten Gang Amreis zum Tanz und ihre Brautfahrt hervorheben. Solche Scenen ſind es, die Auerbach mit Recht die allgemeine Anerkennung nicht blos des deutſchen Publicums verſchafft haben. Da wir aber wünſchen, daß er uns noch durch viele ähnliche Geſchichten erfreuen und erbauen möge, müſſen wir ebenſo ſcharf auf die Fehler hinweiſen, die ſich ſchon in ſeinen frühern Schriften finden, die aber dies Mal noch mehr hervortreten, und gegen die der Dichter ſehr ernſthaft ankämpfen muß, wenn ſie nicht zur Manier verknöchern ſollen.

Der erſte Fehler liegt darin, daß er es liebt, die Größe und Schönheit einer Seele weniger in Handlungen, als in Reflexionen, in geiſtreichen Apercus darzuſtellen. Es iſt damit die Gefahr verbunden, daß er ſeinen Helden Reflexionen unterſchiebt, die nicht ihnen, ſondern dem Dichter angehören, die mit der Unbefangenheit, welche er an ihnen rühmt, nicht vereinbar ſind. Dazu kommt noch, daß er ſich nicht erwehren kann, ſeinen eignen Schöpfungen gegenüber die Rolle zu ſpielen, die er früher in der Figur des Kohlebraters ſo köſtlich verſpottet hat. Er beachtet die geringſte ihrer Handlungen mit einer faſt ängſtlichen Aufmerkſamkeit und knüpft Betrachtungen daran, deren Pathos in keinem richtigen Verhältniß zu ſeinem Gegenſtand ſteht. Man höre folgende Geſchichte Seite 27: „Wenn daheim in ſtillen Winternächten die ſchwarze Maraun funkelnde und ſchauererregende Zaubergeſchichten erzählte, da ſagte Amrei mehrmals tief aufathmend, wenn ſie zu Ende waren: O Maraun, ich muß jetzt Athem ſchöpfen, ich hab, ſo lange ihr geſprochen habt, den Athem anhalten müſſen.“ Der Dichter kann ſich nicht erwehren, dies Ereigniß mit folgender Bemerkung zu begleiten: „War das nicht ein Zeichen tiefer Hingebung an alle Vorkommniſſe, und doch wieder ein Merkmal freier Beobachtung derſelben und beſonders des eignen Verhaltens dabei? Das Beſte aber iſt, daß auf die Kinder elementariſche Kräfte einwirken, die nicht fragen: was wird daraus werden?“

O wackerer Wabeleswirth, warum biſt du nicht mehr zugegen, um dem wohlmeinenden Kohlebrater für dieſe tiefſinnige Idee die angemeſſene Verbeugung zu machen! — Es iſt ganz recht, daß der Dichter ſich die innere Be-

deutung seiner einzelnen Thatsachen klar macht, aber er muß seinem Leser auch die Fähigkeit zutrauen, ihn zu verstehen. In manchen Fällen wird das Verständniß freilich schwer sein, und bei der folgenden Bemerkung der Gänsehirtin Amrei hätten wir in der That einen Commentar gewünscht: „Die Gänse sind deswegen dumm, weil sie zu vielerlei können; sie können schwimmen und laufen und fliegen, sind aber nicht im Wasser, nicht auf dem Boden und nicht in der Luft recht daheim und das macht sie dumm.“ — Richtig ist die Bemerkung gewiß nicht; charakteristisch für ein Landmädchen auch nicht; auf die Handlung hat sie auch keinen Bezug, und so hätten wir wol gewünscht, daß uns der Kohlebrater auseinandersetzte, warum sie Berthold Auerbach eigentlich mittheilt. Noch eine andere Bemerkung Barfüßeles S. 63, als man im Dorf nichts als Dreschen hörte, wollen wir unsern Lesern nicht vorenthalten: „Den ganzen Sommer lang hört das Korn in der Aehre nichts als Lerchensang, und jetzt schlagen ihm die Menschen mit dem Dreschflegel auf den Kopf; das klingt ganz anders.“ Die frühere parfümirte Salonsprache war gewiß sehr schlimm, aber wir wünschten doch nicht, daß diese Art idyllischer Originalität sich allzu weit verbreitete.

Auch um die Sprache hat sich Auerbach ein großes Verdienst erworben. Man wird dies um so weniger in Zweifel ziehen, wenn man sich an die dürren Abstractionen erinnert, die uns von unsern philosophischen Bildungsschulen her selbst in der Gesellschaft geläufig waren. Durch nichts aber wird die Kraft und Freiheit des Stils so verkümmert, als durch die Gewohnheit der Abstraction. Auerbach hat ein lebhaftes Gefühl für die Bildlichkeit der Sprache durch das Studium des Volks und seiner Literatur genährt, und er hat häufig die glücklichste Anwendung davon gemacht. In seinem Geist gestaltet sich schnell die allgemeine Betrachtung zur Anschauung eines bestimmten Falls, dem er den prägnanten plastischen Ausdruck zu geben versteht. Wenn aber diese bildliche Form durchweg einen befriedigenden Eindruck machen soll, so muß sie von jenem gesunden Menschenverstand getragen werden, der nach der sprichwörtlichen Redensart stets den Nagel auf den Kopf trifft. Das Bild darf nicht der Zweck sein, sondern es muß sinnlicher und verständlicher als die Abstraction das Wesen der Sache erschöpfen. Das Gleichniß, und was damit zusammenhängt, das Sprichwort hat nicht die Bedeutung, die man ihm zuweilen zuschreibt, den Gegenstand von allen Seiten zu erschöpfen, es hebt nur eine bestimmte Seite mit sinnlicher Kraft hervor. Es gibt kein Sprichwort, dem man nicht mit vollem Recht das Umgekehrte entgegensetzen könnte, und es kommt darauf an, diejenige Seite zu finden, die für den vorliegenden Fall paßt. Hierin versieht es Auerbach nicht selten. Vermittelst der Ideenassociation geht ihm bei einer Betrachtung über ein Ereigniß oder einen Charakter ein Gleichniß, ein sprichwörtlicher, bildlicher Ausdruck auf, oder er erfindet

ihn auch; aber das Mittel verwandelt ſich ihm in den Zweck, und man wird nicht ſelten verwirrt, wenn zwiſchen dem Bild und dem Gegenbild alle Vermittlung fehlt. Ja zuweilen, freilich nur in ſeltenen Fällen, geht der bloße Klang mit ihm durch, und die folgende Phraſe S. 90 würden wir uns nicht wundern in den Unterhaltungen am häuslichen Herd anzutreffen: „Was iſt Wohlthätigkeit, die in Geldſpenden beſteht? Eine in die Hand gelegte Kraft, die wiederum von ihr entäußert wird.“ Es iſt das einzige Beiſpiel dieſer Art, aber Auerbach darf ſich auch nicht ein einziges zu Schulden kommen laſſen. Seine eigne Methode der Induction legt er dann auch ſeinen Figuren in den Mund, und hier können wir uns bei aller Achtung vor ſeinem vieljährigen Studium des Bauernlebens der Bemerkung nicht erwehren, daß er nicht ſelten ſeine Bauern reden läßt, wie noch nie ein Bauer geredet hat, noch je ein Bauer reden kann. So ſpricht z. B. S. 68. eine arme alte Tagelöhnerin: „Wer weiß, wenn man in ſpäteren Jahren das wieder bekäme, was einen in der Kindheit ganz glücklich gemacht hat, ich glaube, es hätte auch nur noch den halben Schlag wie deine Kuckuksuhr. Wenn ichs dir nur lehren könnte, Kind! es hat mir viel gekoſtet, bis ichs gelernt habe: Wünſch dir nie was von geſtern! Aber freilich, ſo etwas kann man nicht ſchenken; das kriegt man nur für einen halben Schoppen Schweiß und einen halben Schoppen Thränen gut durcheinandergeſchüttelt. Das kauft man in keiner Apothek.“ Welch Uebermaß von Abſtractionen verſteckt ſich hinter dieſem beiläufig entſetzlich unſchönen Bilde. Wenn die Meerkatzen in der fauſtiſchen Hexe mit Schweiß und mit Blut eine Krone leimen wollen, ſo hat das einen handgreiflichen Sinn; aber den Schweiß ſchoppenweis meſſen, ihn mit Thränen durchſchütteln und dann für dieſe Miſchung in der Apotheke die Erinnerung an die Kindheit wiederkaufen, die beiläufig nur noch den halben Schlag haben ſoll, — ſo etwas würde keiner Bäuerin einfallen; und es iſt auch dem Dichter nicht eingefallen; ſondern er hat es ſich ausgeklügelt. So glauben wir auch nicht, daß ein Tagelöhner von ſich ſelbſt ſagen würde, er ſei nicht ganz Kohle geworden, und auch nicht friſch Holz mehr. Dergleichen Dinge läßt man ſich in einer idealiſtiſchen Form, in Verſen gefallen; wo aber der ganze Ton realiſtiſch iſt, muß man den Maßſtab der Naturwahrheit anlegen. Wir wollen von den zahlreichen Beiſpielen derſelben Art nur noch eins anführen, S. 38: „Warum bleiben nur die Bäume ſtehen, daß man ſie allzeit ſieht? Warum wird nicht auch ein Wort ſo etwas wie ein Baum, das ſteht feſt und man kann ſich dran halten? Ja, es kommt nur darauf an, ob man will, da hat mans ſo gut wie einen Baum.“ Das Bedenkliche bei dieſer künſtlich geſteigerten Bildlichkeit liegt darin, daß ſie nicht in der Form ſtehen bleibt, ſondern auch die Wahrheit der Charakteriſtik beeinträchtigt. Auerbach ſieht ſeine Charaktere nicht als etwas Ganzes vor ſich, ſondern er ſetzt ſie aus einzelnen

Momenten zuſammen, die ihm in ſcharfer Beleuchtung aufgehen: eine Methode der Charakteriſtik, die man mit Unrecht verwirft, denn auch in der wirklichen Beobachtung treffen wir bei vielen ſcharfen Menſchenkennern etwas Aehnliches an; aber ſie verlangt eine ſehr ſcharfe Kritik des Einzelnen, und darin iſt Auerbach nicht correct genug. So ſorgt ſeine Heldin ſchon als Kind mütterlich für einen jüngern Bruder, der nie im Stande iſt, einen Entſchluß zu faſſen. Einmal beträgt er ſich grob gegen ſie, als ſie ihm grade etwas recht Gutes erwieſen hat; ſtatt ihm darüber zu zürnen, freut ſie ſich, in dem Schwächling noch ſo viel Kraft zu finden. So kann vielleicht eine ältere Frau, eine Mutter fühlen, aber nicht ein Kind; und ſie würde auch äſthetiſch einen beſſern Eindruck auf uns machen, wenn ſie etwas mehr Fleiſch und Blut zeigte.

Die Neigung zur Bildlichkeit, zur Symbolik, zur Exemplification beeinträchtigt zuweilen auch den Fluß der Erzählung. So führt uns der Dichter bei dieſer Novelle ſofort in medias res, indem er uns eine höchſt ſeltſame Scene zwiſchen zwei Kindern vorführt, die er dann durch ihre Vorgeſchichte erläutert. Statt nun aber bei jener erſten Scene ſtehn zu bleiben, und irgend etwas daraus zu entwickeln, läßt er ſie fallen und erzählt wieder etwas Neues. Wenn nun jene Scene an ſich irgend einen Anfang und ein Ende hätte, ſo ließe man das ſich noch eher gefallen, wenn auch ſchwerlich am Anfang einer Erzählung; aber ſie iſt an ſich ebenſo unbedeutend als ſeltſam, und ſo muß man ſchon ein großes Vertrauen zu dem Genius des Dichters mitbringen, um nicht durch dieſen Anfang abgeſchreckt zu werden; ein Vertrauen, welches freilich, wie wir ſchon oben bemerkt haben, im weitern Verlauf vollkommen gerechtfertigt wird.

Das große Intereſſe, welches wir, wie alle unſere Landsleute, an dem ſchönen Talent des Dichters nehmen, der in der erſten Blüthe ſeiner männlichen Jahre ſteht, und von dem wir daher noch viel zu hoffen und zu erwarten haben, gibt uns die Berechtigung zu einem Rath und zu einer Warnung. Auerbach hat in der Poeſie ein neues Genre zwar nicht entdeckt, aber durch ſein Talent und durch ſeine Stellung in der Mitte zweier Culturſchichten den Gebildeten zugänglich gemacht. Er hat Vortreffliches darin geleiſtet und wird gewiß noch über einen großen Vorrath von Stoffen disponiren, die eine ähnliche Behandlung zulaſſen. Aber für die Entwicklung ſeines Talents wäre es nicht blos heilſam, ſondern, wie wir feſt überzeugt ſind, nothwendig, daß er dieſe Stoffe eine Zeitlang fallen ließe; nicht blos des Publicums wegen, welches doch auf die Dauer dieſer etwas einförmigen Begebenheiten in dem engen Kreiſe des Landlebens müde werden dürfte, ſondern weil er ſelber in Gefahr iſt, falſch zu beobachten. Mit Jeremias Gotthelf war es ein ganz anderer Fall. Gotthelf lebte nicht nur fortdauernd unter den Menſchen, die er ſchildert, ſondern er gehörte zu ihnen, er ſprach ihre Sprache,

er dachte, lebte und empfand wie sie. Er konnte sich ganz unbefangen seiner Inspiration überlassen, ohne je eine unrichtige Schilderung zu befürchten. Bei Auerbach ist das anders. Er steht auf dem Standpunkt unserer modernen Bildung, und der Naturwuchs der Bauern ist ihm nur ein Gegenstand, der ihm früher in frischer, lebendiger Kraft entgegentrat, den er aber jetzt bereits durch das Medium seiner eignen Dichtung ansieht. Wenn er auch von Zeit zu Zeit seine Anschauung durch schwarzwälder Reisen auffrischt, er hat ihnen gegenüber nicht mehr das freie Auge, und wir fürchten sehr, seine Bauern haben ihm gegenüber auch nicht mehr die alte Unbefangenheit. Es müßte doch wunderbar zugehen, wenn sie noch nichts von den Dorfgeschichten und ihrem Dichter gehört haben sollten, und der einfachste Mensch, wenn er weiß, daß er einem Maler sitzt, spielt vor sich selbst ein wenig Komödie. Auerbach wird nur dann sein Talent auffrischen können, wenn er sich einem Stoff hingibt, der ihn zwingt, ganz aus sich herauszugehen und neue, ernste und zusammenhängende Studien zu machen. Dieser Stoff kann die moderne Zerfahrenheit nicht sein, die er im neuen Leben zu schildern versucht hat, denn abgesehen davon, daß diese Misère keiner Darstellung werth ist, hat Auerbach auch keine Gelegenheit, die Zerfahrenen in ihrem innern Wesen kennen zu lernen, denn diese sind noch gewitzigter, als der Wadeleswirth und seine Landsleute, und haben einen so großen Vorrath von Bonmots bei der Hand, daß sie dem Dichter nichts Anderes zeigen werden, und die Bonmots können wir aus einer andern Quelle erfahren. Wir haben das Feld schon früher bezeichnet, auf dem wir den Dichter zu sehen wünschten, es ist eine Periode der Geschichte, in der die Quellen reichhaltig, anschaulich und unbefangen genug sind, um einen unmittelbaren und zwingenden Eindruck auf ihn zu machen. —

Günther von Schwarzburg. Historischer Roman in zwei Bänden. Von Levin Schücking. Prag und Leipzig, Expedit. des Albums. —

Auch dieser neue Roman zeichnet sich durch die Lebhaftigkeit der Erzählung aus, die wir bei Schücking fast überall antreffen; aber durch ein sorgfältigeres Studium der Quellen und durch ein größeres Maß in der Erfindung melodramatischer Motive würde der Roman bedeutend gewonnen haben. —

Ein Strauß aus Norwegens Wäldern. Von Bernhard Herre. Aus dem Norwegischen übersetzt von B. Th. Leipzig, H. Schultze. —

Hübsche kleine Bilder, anschaulich mit guter Laune erzählt. —

Cordelia. Historischer Roman von Aline von Schlichtkrull. 3. Bände. Görlitz, Heynsche Buchhandlung. —

Wir hatten bei den frühern Romanen der jungen Verfasserin das ungewöhnliche Talent und die ungewöhnliche Bildung rühmend hervorgehoben; wir

müſſen aber dies Mal leider hinzuſetzen, daß ſie keine Fortſchritte gemacht hat. Der gegenwärtige Roman, der die Zeit Mazarins behandelt, iſt eine unmittelbare Fortſetzung des zunächſt vorhergehenden, und man ſollte annehmen, daß ſich die Verfaſſerin durch unausgeſetztes Studium der Quellen jener Zeit den Ton und die Farbe derſelben würde angeeignet haben. Das iſt aber nicht geſchehen. Die Perſonen reden noch grade wie früher in der Sprache einer Philoſophie des 19. Jahrhunderts; ihr Denken, ihr Empfinden und ihre Handelsweiſe widerſpricht auf das ſchreiendſte allen Vorſtellungen, die wir aus der Quelle jener Zeit geſchöpft haben. Auch die zuweilen höchſt romantiſchen Ereigniſſe ſind nicht im Charakter jener Periode, wenigſtens nicht von der Art, daß ſie jene Periode charakteriſiren. Die Verfaſſerin ſollte mit ihrer Production eine Zeitlang inne halten und gründliche Studien über die Zeit machen, die ſie beſchreiben will; denn ſociale Romane kann man aus der Phantaſie ſchreiben, hiſtoriſche nicht. Aber wenn ihre Studien ein fruchtbares Reſultat haben ſollen, ſo muß ſie dieſelben nicht auf die Geſchichtſchreiber beſchränken, am wenigſten auf die philoſophiſchen Geſchichtſchreiber, ſondern ſie muß die Quellen ſelbſt zur Hand nehmen, denn nur aus ihnen lernt ſie ſinnlich darzuſtellen, wie man in jener Zeit empfunden, geſprochen und gehandelt hat. —

Hiſtoriſche Novellen von Carl Weichſelbaumer. 3. Bde. Nürnberg, von Ebnerſche Buchhandlung. —

Die drei Bände enthalten die Novellen: Oswald der Törringer, der Prinzenzwiſt, und der Schloßhauptmann von Kuffſtein. Der Verfaſſer gehörte, ſo viel wir uns erinnern, früher zu den beliebten Romanſchriftſtellern. Er ſchildert die hiſtoriſchen Begebenheiten nach der Anleitung eines Handbuchs, im Ganzen mit gutem Willen, aber ohne erhebliche Kenntniß und ohne alle plaſtiſche Kraft. —

Sophie Charlotte, die philoſophiſche Königin. Hiſtoriſcher Roman in drei Bänden, von Julius Bacher. Berlin, A. Duncker. —

Im Anfang macht dieſer Roman, der in Berlin ſpielt, und zwar in der Zeit, da Preußen zum Königthum erhoben wurde, einen recht guten Eindruck; es treten einige kräftig gezeichnete Geſtalten auf, und man erwartet ein Sittengemälde in der Art von Wilibald Alexis. Indeß der weitere Verlauf rechtfertigt dieſe Erwartungen nicht ganz. Die Geſchichte zieht ſich zuletzt in einer Reihe franzöſiſcher Liebesabenteuer zuſammen, die freilich am Hof Friedrichs I. auch vorkamen, die aber für die Zeit und das Land nicht grade charakteriſtiſch ſind. Der Verfaſſer, deſſen Talent für den hiſtoriſchen Roman nicht zu verkennen iſt, muß bei einem künftigen Verſuch mehr auf die Quellen zurück-

gehen, d. h. er muß nicht blos die Memoiren der Kammerherren und Kammerdiener durchblättern, sondern sich aus den Archiven eine detaillirte Kenntniß der sittlichen Zustände aneignen. —

Un mariage en province par Mme Léonie d'Aunet. Paris, L. Hachette & Cie. —

Die Geschichte ist allerliebst erzählt, mit aller Anmuth und allem Esprit einer gebildeten Französin, und dabei mit jenem realistischen Talent, welches aus der Gewohnheit einer lebhaften Conversation hervorgeht; aber die Grundlage der Erzählung ist verfehlt, denn die träumerisch-poetische Natur, wie sie hier geschildert wird, kann sich im wirklichen Leben niemals zu jener männlichen Selbstständigkeit erheben, die nothwendig ist, um sich die Liebe, Achtung und das Zutrauen der andern Menschen zu erwerben. Es ist merkwürdig, wie sehr die Epidemie der hommes incompris, an der wir früher in Deutschland litten, in der jungen französischen Literatur um sich gegriffen hat. —

Le roi des montagnes par Edmond About. Paris, L. Hachette & Cie. —

Eine Episode aus dem griechischen Räuberleben, mit seiner Lebendigkeit und einem Humor erzählt, die in uns das Gefühl der Naturwahrheit erregen und die einen vollkommen heitern Eindruck hinterlassen würden, wenn uns der Verfasser die Greuel erspart hätte, die er zur Charakteristik seines Räuberhauptmanns anführt. Sie mögen der Wirklichkeit entsprechen, aber der glückliche Ton der Dichtung wird dadurch auf eine unangenehme Weise unterbrochen. —

---

## Ultramontane Spielereien.

Thomas Morus. Historische Tragödie von Oscar von Redwitz. Mainz, Franz Kirchheim. —

Daß in poetischer Beziehung die Werke des Herrn von Redwitz, die berühmte Amaranth mit eingeschlossen, auf einer ziemlich niedrigen Stufe stehen, und daß der Dichter mit jedem neuen Werk einen Schritt tiefer steigt, ist heute von der Kritik so allgemein anerkannt, daß man nicht weiter darauf einzugehen braucht. Der Dichter selbst ist natürlich anderer Meinung, allein die poetische Form, in der er seine Kritiker zurechtweist, ist nicht geeignet, das Publicum von seinem poetischen Talent zu überzeugen.

Wollt einen Adler an die Kette legen,
Wie wird sein Fittig sich zur Sonne mühn! —
Und wer ein Sänger ist von Gottes Gnaden,
Was wollen Menschen dem am Singen schaden!

Uebrigens gründet er die Idee seines Dichterruhms mehr auf die Zukunft, als auf die Vergangenheit. Er spricht von seinen frühern minniglichen Leistungen, die ihm die Gunst der Frauen gewonnen, ziemlich geringschätzig, und verspricht jetzt ein Lied für Männer zu singen.

> Doch wer von Frauen klug und ernst mag lauschen —
> Auch diese will mein Heldensang umrauschen.

Das Stück enthält 386 enggedruckte Seiten. Darunter gehört ein guter Theil den Volksscenen an, die in der herkömmlichen Form des Coriolan und Egmont abgefaßt sind, nur daß sie fast auf jeder Seite durch ein „Donnerwetter" (wahrscheinlich eine freie Uebersetzung von Goddam) bekräftigt werden. Die Intriguanten des Stücks, Cromwell, Cranmer und Anna Boleyn, sind schwarze Bösewichter. In Heinrich dem Achten selbst streiten gute Eigenschaften mit den bösen; die letztern erhalten erst durch den entscheidenden Sündenfall, nämlich durch die Lossagung von dem Papst, das Uebergewicht. Wenn nun die Farben dieses Gemäldes auch gar zu schwarz sind, so wird doch wol kein Protestant für die Tugend jener Männer in die Schranken treten wollen, und wenn der Dichter aus der Gegenüberstellung dieser Personen und des katholischen Kanzlers Thomas Morus, den er als das höchste Ideal der Tugend, als einen vollendeten Heiligen darstellt, die Folgerung zieht, der Katholicismus mache die Menschen tugendhaft und der Protestantismus lasterhaft, so mag man einem Tendenzdichter auch diese Verallgemeinerung nachsehn, wenn er sie freimüthig eingesteht, da das historische Drama unmöglich die Aufgabe haben kann, die historische Anschauung zu rectificiren. Herr von Redwitz ist Katholik, und er sucht seine Kirche zu verherrlichen, was natürlich auf die wohlfeilste Weise dadurch geschieht, daß er die Gegner derselben herabsetzt. Interessanter muß es uns sein, wie er sich sein Ideal vorstellt. Zunächst fällt uns bei seinem Heiligen ein starker Ansatz zum Servilismus auf. Die Sprache, die er ihn gegen Heinrich den Achten führen läßt, war zwar durch die Furcht vor einem jähzornigen Herrn, der einem widersprechenden Unterthan ohne weiteres den Kopf abschlagen lassen konnte, motivirt; aber warum wählt Herr von Redwitz grade einen Heiligen, der in der Lage ist, einem halb wahnsinnigen Tyrannen fade Schmeicheleien zu sagen, sich vor einem Charakter, den er als ehrlicher Mann verachten muß, in den Staub zu werfen? — Er wählt ihn darum, weil er in seinem Herzen nicht blos Ultramontan, sondern auch Absolutist ist. Er theilt die Ansicht Heinrichs des Achten, daß man auch einem Nero nur passiven Widerstand entgegensetzen dürfe. Thomas Morus wird auf die Probe gestellt. Heinrich deutet ihm seine Absicht an, England vom Papst loszureißen, was nach den Ansichten des Kanzlers ein furchtbares Verbrechen ist. Er fragt ihn, was er in diesem Fall thun würde, und erhält folgende Antwort:

Wie ich auch ängstlich mich bemühen wollt,
Vor Sünde mein Gewissen rein zu halten,
Und nicht aus Menschenfurcht Gott zu verrathen, —
So ängstlich wär ich auch darum besorgt,
Die Krone meines Herrn nicht zu gefährden,
Die Gottes Hand ihm auf das Haupt gesetzt.
Auch die mißbrauchte Macht, ich hielt sie heilig! —
Und wenn der Fürst mich wollte tödtlich hassen,
Würd ich ihn lieben mit dem ganzen Leben;
Und wollt er mir auch dieses nehmen lassen,
Würd ich ihm sterbend noch den Mord vergeben.

Wenn die Helden und Märtyrer der katholischen Kirche stets den Fuß geküßt hätten, der sie zertrat, so wäre von der katholischen Kirche überhaupt schon längst keine Rede mehr. Die Kirche wurde groß durch den rücksichtslosen gewaltigen Kampf gegen die Mächtigen der Erde, die ihren Lehren zu trotzen wagten, keineswegs durch demüthige Resignation. Von dieser Seite wird also der prophetische Dichter seinen Glaubensgenossen einigen Anstoß geben. Wir wollen eine andere hervorheben, an der wir Protestanten uns erbauen können. — Einige Ketzer sind zum Scheiterhaufen verurtheilt, Morus bittet für sie um Gnade, und als der König darüber in Wuth geräth, gibt er folgende Erklärung:

O Majestät, das bleibe fern von mir,
Daß ich für Jene wagte, hier zu flehen,
Die, ihrer Lüge sich bewußt, satanisch
Ans Heiligthum die frechen Hände legen,
Der Kirche Bau planmäßig untergraben;
Verschmitzt in Englands glaubenseinig Herz
Verführerisches Gift der Zwietracht streuen,
Des Volkes Glauben wissend zu verwirren.
Für diese fleh ich nicht um eure Gnade,
Und des Gesetzes Arm erreiche sie!
Sonst müßt ich meine Bücher Lügen strafen,
Und an dem Vaterland Verräther werden;
Denn's ist sein Fundament der alte Glaube,
Darauf es einig, stark und sicher ruht.
So hab ich hundertfach es frei bekannt,
Und Kirchenräuber, Hostienschänder hieß ich
Die Diener der Marshalsea züchtigen. —
Doch diese Fünfe, Herr, für die ich bitte,
Die sind Verführte und der Gnade werth.
Sie wußten nicht den Frevel zu ermessen,
Und sie bereuen, daß sie ihn vollführt.
Für sie ist des Gesetzes Spruch zu hart.

Servilismus gegen die Fürsten! Scheiterhaufen für die Ketzer! Wir wären neugierig, was die Herren Montalembert und Reichensperger zu diesem neukatholischen Ideal sagen werden. —

Bekenntnisse zweier Convertiten über die neuesten religiösen und politischen Fragen. Tübingen, H. Laupp'sche Buchhandlung. —

Karl ist vom Protestantismus zur katholischen Kirche übergetreten; sein Freund Johannes thut bald darauf den umgekehrten Schritt. Karl, welcher der starke Geist unter den beiden ist, macht auf die Wirren in protestantischen Ländern aufmerksam, aus denen er die Unfruchtbarkeit des protestantischen Princips herleitet, ungefähr in der Art des amerikanischen Schuhmachers, der mit großer Geringschätzung die Stiefeln des Herrn Dickens betrachtete und ausrief: Was muß das für eine Staatsverfassung sein, unter der solche Stiefeln möglich sind! Johannes, der schwache Geist, gibt das Meiste zu und bittet nur, nicht gar zu streng zu sein. Karl spricht beständig in einem herzhaften Pathos, natürlich mit großer Verachtung gegen Preußen, von dem gesagt wird, es wollte frei werden von der Kirche, und verfiel der Knute. Auch England muß in sich selbst versinken, wenn es nicht wieder katholisch wird. Nur auf einen Staat wird mit großer Zuversicht geblickt, auf Oestreich. „Nun (Juni 1856) wird es sich zeigen, wie lügenhaft der alte Vorwurf ist, die deutschen Katholiken, die an Rom hängen, seien schlechte Patrioten. Wer hat eben jetzt wahrhaft deutschen Sinn? Nur der entschiedene Katholik. Wer sind die Verräther Deutschlands? Die Russenfreunde, Absolutisten, Stockkatholiken oder Freigemeindler. Stahl oder Bunsen: beide wollen einen absolutistischen Staat oder arbeiten wenigstens darauf hin, d. h. jeder in seiner Art ihm in die Hände. — Nur was redlich zu Oestreich steht, in der Kirche keine fremde und unheimliche Macht sieht, wird sich retten. Wer verblendet bleiben will, den wird die Revolution abschlachten oder Rußland unter seine Rauchwaare nehmen." — Daß Stahl und seine Anhänger für Rußland arbeiten, war uns allerdings bekannt, aber daß auch der liberale Protestantismus dieser Partei angehört, diese Erfindung gehört zu jenen anmuthigen Hanswurstiaden, an denen es zur Ergötzung unsers verstimmten Zeitalters glücklicherweise noch immer nicht fehlt. J. S.

---

## Bilder aus der Moldau.*)

### Das Bad Slanik.

„Ihre Frau muß künftigen Sommer ins Bad," sagte mir der Arzt im vorigen Herbst. — „Sollen wir nicht das Frühjahr abwarten, um das zu

*) Dieser Artikel ist aus einem ungedruckten Manuscript: „Skizzen aus der Moldau" von W. v. Kotzebue.

bestimmen," erwiederte ich. — „Ihre Anstalten zur Badereise müssen Sie doch schon im Winter beginnen," antwortete er.

„Seien Sie froh, daß Ihre Frau schon im Herbst angefangen hat zu kränkeln."

Ich konnte nicht gleich klug werden aus den Worten des Arztes; er hatte aber ganz recht: will man in dem Badeort Slanik ein Unterkommen finden, so muß man, der Beschränktheit des Raumes wegen, schon im Winter dafür Sorge tragen. Ich machte sogleich die nöthigen Schritte, und war so glücklich, eine Wohnung zu finden.

Es war ein böser Winter, der von 55 auf 56, Tag für Tag wehte ein schneidender Nordwind, und die Sonne kam immer nur auf wenige Stunden zum Vorschein, als wollte sie uns aufziehn, daß wir unser Klima für ein südliches halten. Der Gesunde hatte Mühe gesund zu bleiben, der Leidende aber litt gewaltig dabei, und als endlich die Störche und Schwalben erschienen, ergab es sich, daß die Badereise nöthiger war als je.

Nun begann eine heillose Plackerei! Es mußten zwei Ochsenfuhren gemiethet werden; die Bauern fürchteten den Weg ins Gebirge, und konnten sich lange nicht entschließen, einen Transport nach Slanik zu übernehmen; endlich, nach langem Hin- und Herreden, waren die Fuhren zur Stelle. Jetzt ging es ans Aufladen; Matratzen, Kissen, Decken, Kasserole, Tafelgeschirr, Teppiche, mit einem Wort, alles was zu nothdürftigem Campiren nothwendig ist, lag auf dem Rasen umher — dann kamen Kisten und Säcke mit Mehl, Zucker, Kaffee und was man an Specereien in der Küche braucht — und allmälig stiegen zwei Pyramiden aus den Körben der Karren hervor und erhoben sich zu einer märchenhaften Höhe; der einen diente ein Waschkübel als Schlußstein, der seine drei Beine wie ein telegraphisches Zeichen in die Luft streckte, — Schilfmatten und Wollendecken wurden über das Ganze gespannt; die Wäscherin und ein Zigeunermädchen klammerten sich an den Waschkübel; der Koch und der Küchenjunge erklimmten den Gipfel der zweiten Pyramide — und gleichgiltig schauten die vier dienenden Geister von ihren luftigen Sitzen herab, während die Karrenführer ihre Ochsen ins Joch zwängten, und das Knarren und Quieken der ungeschmierten Räder verkündete, der Zug habe sich in Bewegung gesetzt.

Nun, das war abgemacht — aber der Koch war fort, und die Matratzen ebenso, und wir mußten den Fuhren mit ihrem bedächtigen Ochsenschritt einen Vorsprung von wenigstens vierundzwanzig Stunden geben. Die nothwendige Folge davon war: ein unbequemes Nachtlager und magere Kost. Aber je heiterer wir selbst über unser Zigeunerleben lachten, desto trüber färbte sich der Himmel, desto schwärzer und schwerer wurden die Wolken. Die ersten Tropfen fielen und eine halbe Stunde drauf hatte sich ein Landregen etablirt.

In stummer Verzweiflung schauten wir den Himmel an — Hutschachtel, wie geht es dir? schien ein jeder Blick meiner Frau zu fragen, und der Wurm nagender Sorge um Mehl, Zucker, und alles was die Ochsenfuhren bargen, zog ein in meine Brust.

In meiner guten Vaterstadt Reval gebraucht man einen Provinzialismus: wenn es regnet, daß die Blasen auf den Pfützen aufspringen, und die Dachrinnen überfließen, sagt man: es pladdert. Es pladderte also, als wir am andern Morgen erwachten — es pladderte mit fürchterlicher Beharrlichkeit. Warten oder nicht warten: Wozu warten? sagte ich mit der Kälte des Ingrimms; — wenn es so fortregnet, so schwillt der Sereth über, und alle Brücken sind zum Teufel — also angespannt und fort!

Die Kinder hatten den Muth zu singen und in die Hände zu klatschen, als ich den Befehl dazu gab. Der Wagen fuhr vor, mit sieben gemietheten Pferden bespannt; zwei abenteuerlich gekleidete Männer, denen der Regen von den schlaff herabhängenden Hutkrämpen floß, kutschirten ihre Mähren vom Sattel. Ich selbst setzte mich unter dem Schutz eines mächtigen Regenschirmes auf den Bock; seit ich einmal mit Weib und Kindern, Erzieherin, Wagen, Pferden und Bedienung von einer etwa zehn Fuß hohen Brücke ins Wasser gestürzt bin und die Glieder meiner Familie einzeln, jedoch durch ein Wunder Gottes unversehrt aus dem Schlamme aufsesen mußte, — nur eins meiner Pferde bezahlte den Unfall mit dem Leben — leidet es mich nicht mehr im Wagen, wenn die Meinigen mit drin sitzen. Ich nahm also den Observationsposten ein, und kam mir vor wie ein alter Truthahn, der recht grämlich drein schaut, wenn ihm die Federn naß werden.

Die Expedition über den Sereth übergehe ich. Die Schwierigkeit des Uebersetzens wird noch größer, wenn man eine ganze Reihe paarweise voreinander gespannter Pferde am Wagen hat, während auf dem Prahm kaum für zwei Deichselpferde Platz ist. Die übrigen müssen dann allein voraus, und werden am jenseitigen Ufer so in Reih und Glied aufgestellt, daß man sie gleich wieder einhaken kann, ehe der Wagen sein schwimmendes Bretergerüst verläßt, wobei der höchst einfache Mechanismus des Geschirrs sehr zu Statten kommt. Wenn man noch Aussichten auf eine glückliche Zukunft hat, so steigt man bei solcher Gelegenheit aus, und wenn es dabei regnet, so wird man grade so naß und schmuzig, als die Glieder meiner Familie waren, da sie wieder einstiegen.

Bei schönem Wetter bewundert man gern den fruchtbaren, aus schwarzer mit Lehm untermischter Gartenerde bestehenden Boden der Moldau — in aufgeweichtem Zustande aber kann er zur Verzweiflung bringen! Der Koth geht bis an die Achse und füllt die Zwischenräume der Radspeichen so, daß sie am Ende aussehen wie undurchbrochene Scheiben und man von Zeit zu Zeit stehen

bleiben muß, um die unnütze Last zu entfernen. Die Pferde haben Mühe, die Hufe aus dem zähen Brei herauszuziehen, und es geht bei allem betäubenden Klatschen der Peitschen und der fortwährenden sehr energischen Conversation der Reiter mit ihren Thieren, nur langsam vorwärts. Nach drei bis vier Stunden eines solchen mühseligen Fortschleppens ergriff mich auf meinem luftigen Sitz eine gelinde Verzweiflung; zum Ueberfluß hatte der Regen einen Weg bis zu meinem Rockkragen und von dort bis auf die Haut gefunden; — auf diese Art konnten wir nicht weiter; wir mußten ein Obdach suchen.

Nun ist aber in dem verhältnißmäßig dicht bevölkerten Romanerkreise der Moldau, in welchem wir uns befanden, ein solches Obdach glücklicherweise nicht schwer zu finden; man stößt häufig auf freundliche Bojarensitze, und kaum war der Entschluß gefaßt, stehn zu bleiben, so wußten wir auch schon, wohin wir uns zu wenden hatten. Es dauerte keine Stunde und wir erfreuten uns eines herzlichen Empfanges im Kreise einer liebenswürdigen Familie.

Von allen Dingen, die den vor Näße Fröstelnden erwärmen, ist ein warmer Händedruck das wärmste. Wie der Moldauer die Gastfreundschaft übt, so kann es nicht leicht ein anderer. Wir wurden gepflegt und mit Aufmerksamkeiten überhäuft, und fühlten uns wie zu Hause in dem kleinen Kreise. Dort begrüßten wir mit Freuden den ersten Sonnenstrahl, der gegen Abend des zweiten Tages zum Vorschein kam, und machten uns am dritten Tage wieder an unsere Badereise, für welche unsere Wirthe uns mit Glückwünschen und gebratenen Hühnern überhäuften.

Früh brachen wir auf: das Wetter war herrlich — aber die Karpathen dampften verdächtig! Wir passirten die uninteressante Stadt Barèn, und begannen, eine halbe Stunde dahinter, die Erklimmung des Ketritschika, eines unangenehmen Berges, wo die seit acht Jahren begonnene und noch nicht vollendete Chaussee sehr unvollständig zu Hilfe kommt; man erblickt ihre Windungen nur von Zeit zu Zeit in der Ferne, während der Reisende auf einzelnen Stellen eine fast senkrechte Wand vor sich hat, wo die unglücklichen Pferde mit dem Wagen hinan müssen. Bei alledem ging es nicht schlecht; — die Klepper thaten ihre Schuldigkeit unter den väterlichen Ermahnungen der Peitsche; auf dem steinigen Boden war das Wasser abgeflossen, ohne Schmuz zurückzulassen. Aber der Himmel wurde drohender, und als wir eben unter wildem Geschrei einen der steilsten Abhänge erklommen, wo die Wohnungen der Menschen weit unter dem Reisenden liegen und nur ein Gotteshaus in schauerlicher Einsamkeit seinen Thurm erhebt, da überfiel uns ein Gewitter nebst Platzregen, wie seit Noahs Zeiten nur wenige über die Erde gegangen sind! An ein Obdach war nicht zu denken, in wenigen Augenblicken überströmten wildschäumende Bäche den Weg, in dem über die Steine geschwemmten Lehm war kein sicherer Schritt weiter zu unternehmen. Wir mußten still

ſtehen bleiben; Pferde und Menſchen ließen die Köpfe hängen; niemand ſprach ein Wort; um ſo lauter aber hallte der Donner von dem Berge nieder, Blitz auf Blitz zuckte durch die plötzlich eingebrochene Finſterniß. Das Naturſchauſpiel war einzig ſchön, aber wenn man bis an die Knöchel im Waſſer ſteht, und von oben ein Meer herunterſtrömt, da macht man ſich wenig aus dem Erhabenen eines majeſtätiſchen Donnerwetters. Das Schlimmſte aber waren die Folgen; die Pferde werden uns den ſchlüpfrig gewordenen Berg nicht weiter hinaufziehen können! Und ſo kam es. Als nach einer halben Stunde das Ungewitter nachließ, machten wir einen ſchüchternen Verſuch, unſere Reiſe fortzuſetzen — aber trotz der unſäglichſten Anſtrengungen konnten wir nicht von der Stelle; die Sattelpferde ſtürzten in die Knie, der Wagen ging rückſtatt vorwärts, und bei den Abgründen zu unſerer Rechten, in deren Tiefe ſich der Blick ſchwindelnd verlor, war an vieles Experimentiren nicht zu denken.

In einer ſolchen Lage durfte man ſich nicht damit begnügen, übler Laune zu ſein und einen Bannfluch auf alle Badereiſen zu ſchleudern. Ich bemerkte in einiger Entfernung über uns mehre Ochſenfuhren, wie man ſie, mit Salz beladen, auf dieſem Wege von den Salzgruben von Okna kommend, zu Hunderten antrifft. Ich erreichte ſie (zu Fuß!) und ſuchte die Leute zu bewegen, mir mit ihren Thieren zu Hilfe zu kommen. Endlich war ich froh, für ein bedeutendes Stück Geld acht Ochſen vor meinem Wagen zu ſehn — wir kamen vorwärts! des Himmels Barmherzigkeit enthob uns der drohenden Ausſicht, die Nacht auf den Höhen des Ketritſchika zubringen zu müſſen! Bergab entſchloſſen ſich die Pferde ihren Dienſt wieder anzutreten, und es ging von nun an leidlich.

Aber Stunden, nicht Minuten hatten wir verloren, und ich berechnete, daß wir das gaſtfreie Aſyl, das wir für die Nacht in Anſpruch nehmen wollten, nicht würden erreichen können. Zum Ueberfluß überfiel uns ein neues Gewitter, als wir das Städtchen, oder vielmehr die mit den Bedürfniſſen der Gebirgsbauern angefüllte Budenreihe Oroſcha erreichten; die Nacht brach ein, wir mußten unſere Zuflucht zu einer Judenſchenke nehmen. Aber auch bis ins Haus, ja bis in unſere elenden Betten verfolgte uns der Regen; Schüſſeln, die nach Sauerkraut dufteten, Kannen und Teller mußten auf unſer Lager und überall, wo ſich ſonſt Tropfbäder bildeten, geſtellt werden, und es regnete im Zimmer noch, als es draußen ſchon lange ſternklar war.

Doch das Aergſte ſollte noch kommen. Die Stadt Okna, deren Salzgruben die ganze Moldau verſorgen und ihren Reichthum auch in die Fremde verſenden, erreichten wir freilich am nächſten Tage — nun aber galt es, nach Slanik, dem Ziel unſerer Reiſe, zu kommen, das noch etwa zwei Meilen weiter lag. Schon Okna iſt ganz von Bergen eingeſchloſſen, und nur der reißende Trotuſch öffnet der Stadt einen Ausgang in die Ebene. In den Trotuſch

fällt der aus felsiger Waldeinsamkeit kommende Slanik, der den Heilquellen seinen Namen gibt — längs dem Slanik also, tief ins Gebirge hinein führt der Weg zu dem Badeorte. Mit meinem Wagen und meinen abgematteten Pferden konnte ich nicht weiter, das wußte ich wohl; ich brachte also Frau und Kinder zu Okna unter so gut es ging, und schaute mich nach einem anderen Fuhrwerk um.

Auf der Post wurde ich schnöde abgewiesen; ein Pferdevermiether lachte mir ins Gesicht; da nahm sich ein barmherziger Städter meiner an. „Herr," sagte er mir, „der Trotusch und Slanik sind angeschwollen, und Sie müssen 42 Mal durchs Wasser fahren, ehe Sie ins Bad kommen. Mit Pferden können Sie nicht von der Stelle." — „Lieber Mann," erwiederte ich ihm mit dem Menschenhaß eines Verzweifelnden, dem die Galle übergeht, „wie soll ich denn weiter? In Okna bleibe ich auf keinen Fall!" — Er zog die Uhr: „Spät ist es freilich schon."

Es war etwa zwei Uhr Nachmittags, und die ganze Entfernung bis Slanik betrug, wie gesagt, kaum zwei Meilen. Mir war, als hielt mich der Mensch zum Narren.

„Spät ist es freilich," fuhr er kaltblütig fort, „aber Sie könnens versuchen. Nehmen Sie eine Ochsenfuhre." —

Die Manifestationen der Verwunderung, das Hin- und Herrennen, — nahm noch eine Stunde weg. Aber die Ochsenfuhre trug am Ende den Sieg davon, und ich mußte noch dazu mit ansehen, wie sich meine Kinder darauf freuten, einmal mit Ochsen zu fahren!

Der Karren lenkte in den Hof, eine Maschine mit ungeheuren Rädern, ohne den geringsten Eisenbeschlag. Faßreifen wurden über den Korb geschlagen und über diese ein hin und wieder mit Bindfaden befestigtes Tuch geworfen — der Baldachin war fertig; unsere Wagenkoffer mußten uns als Sitze dienen, und wir krochen mühsam unter das improvisirte Dach, wo wir etwas gebückt sitzen mußten, um unsere Hüte vor dem unwiderbringlichen Verlust aller Form zu bewahren. Der Führer, ein Bauerbursche in weißem Hemde mit dem breiten Ledergürtel schwang die Peitsche, und unsere vier silberweißen gehörnten Zugthiere setzten sich bedächtigen Schritts in Bewegung.

Es gibt einen Augenblick, wo die üble Laune an ihre äußerste Grenze stößt und plötzlich in ein unaufhaltsames Lachen übergeht. So ging es auch uns. Wir lachten laut auf, als unser Karren über das Straßenpflaster der Stadt Okna holperte; die Kinder lachten mit — sogar der Ochsenführer, der uns aber dabei ansah, als habe er die Pointe nicht recht verstanden.

Abschüssig ging es sogleich in das Bett des Tortusch hinein. Unser Bursche hatte seine Pfeife angezündet und überließ uns dem guten Willen seines Gespannes, indem er selbst weiter unten auf einem Steg über den Fluß

ging. Wo das Waſſer am tiefſten war und ſogar in den hochbeinigen Karren hineinſpülte, blieben die Thiere ſtehen, um ſich mit einem friſchen Trunk zu ſtärken; wir ſteckten die Füße in die Luft, da man doch in einem Wagen nicht auf die Nothwendigkeit von Gummiüberſchuhen rechnet, und ſchrien aus Leibeskräften dem Führer zu, uns nicht im Stich zu laſſen. Das Waſſer floß unter uns ſogleich wieder ab, als wir das jenſeitige Ufer erreicht hatten.

Warum paſſirt man aber den tiefen Trotuſch ohne Brücke? Weil vor drei Jahren ein Wolkenbruch die Brücken weggeſchwemmt, und das Kreisamt Bakau, zu deſſen Gerichtsbarkeit die Stadt Okna gehört, in dieſen Jahren noch nicht die Zeit gefunden, ein paar Balken ins Waſſer zu ſtecken und ein paar Breter darüber zu nageln, wie bei einer regulären moldauiſchen Brücke Brauch iſt, auf der Menſch und Vieh im beſten Fall immer noch den Hals brechen kann. Es liegen freilich ſchon Balken am Ufer; aber es iſt zu befürchten, es könnten unterdeß andere Bauten nothwendiger erſcheinen.

Jenſeit des Trotuſch erſcheint der Weg anfänglich erträglich, nicht unfreundliche Bauernhäuschen ſtehn zu beiden Seiten mit ihren Kukuruz- und Obſtgärten; es lehnen ſich ſogar Rebſtöcke an den Abhang der Berge, und man wundert ſich über den Widerwillen der Pferdevermiether von Okna, ihre Fuhrwerke in dieſer Richtung zu verdingen. Bald aber wird die Sache erklärlich. Kaum hat man die letzten Häuſer des Dörfchens hinter ſich, ſo wird das Thal bei jedem Schritt enger; ſteil ragen die Bergwände zu beiden Seiten, zum Theil mit Buchen und Tannen bewachſen, meiſt ſchroff abfallend und in ihrer Nacktheit die verſchiedenen Erd- und Felsſchichten bloßlegend. So bilden ſich auf einzelnen Stellen wunderliche Arabesken und grell voneinander abſtechende Streifen. Jetzt iſt nicht immer Raum für einen Weg neben dem Gebirgswaſſer, und es beginnt ein beinah funfzigmal ſich wiederholendes Durchwaten des Slanik. — Große Steine und Granitblöcke liegen umher, buchſtäblich wie von Rieſenhand ausgeſäet; jeden Augenblick hängt der Karren bald auf die eine, bald auf die andere Seite, und wenn die Räder, nachdem ſie das Hinderniß überwunden, von einer tüchtigen Steinmaſſe plötzlich abgleiten und auf den Boden ſtoßen, ſo zittert das Fuhrwerk in allen ſeinen Fugen, und die Reiſenden werden in oft recht komiſchen Stellungen durcheinandergeworfen. Im Waſſer liegen natürlich die Steine ebenſo groß und ebenſo nahe aneinander, und das iſt noch auffallender, wenn plötzlich ein Rad hoch auffährt, während die anderen tiefer in den wildſchäumenden Waldbach ſinken. — Aber die Ochſen ſchreiten vorſichtig weiter, werfen ſich ohne nachzugeben mit ganzer Kraft ins Joch, und immer wieder ſpritzt das Waſſer hoch auf, wenn der Wagen, der ſich aus den Fluten auf ein Felsſtück erhoben hat, hineinfällt, um einen Augenblick ſpäter das nämliche Experiment zu wiederholen. Hin und wieder wird der Weg ſo ſchmal, daß

bei dem abſchüſſigen Hinunterfahren in den Slanik die Räder hart an einem nicht wenige Fuß hohen Abhang hingehn; iſt nun der Weg nach einem Regen ſchlüpfrig, wie es bei unſerer Reiſe der Fall war, ſo iſt einem zuweilen, als ſei das Hinabſtürzen unvermeidlich; — und ich geſtehe aufrichtig, daß mir nicht ſelten die Haare zu Berge ſtanden.

Nach den erſten zwei Stunden — die ganze Fahrt von zwei Meilen nimmt ſechs Stunden in Anſpruch! ſtößt man auf ein ärmliches, von Ungarn bewohntes Dorf, deſſen elende Häuſer in weiter Entfernung voneinander, theils wenig über dem Waſſer, theils wie Schwalbenneſter an den Abhängen kleben. Hier reift ſchon der Kukuruz ſelten — und wenn er auch reifte, wo ſollten die armen Leute ſo viel anbauen, um ihr Leben zu friſten? Ein jeder Bauer hat dem Gebirgsboden einige Quadratklaftern bei ſeinem Hauſe abgewonnen, auf denen er Gemüſe baut, die er den Badegäſten verkauft. Das trägt ihm mehr ein. Aber ſiehe! auch hier in dem wilden Karpathenthale kündigte ſich die Nähe des Bades an: kleine Kinder, halb- und ganz nackt, umkreiſten unſer Fuhrwerk und boten uns mit weitemporgeſtreckten Aermchen ihre Blumenſträuße, die großentheils aus Gewächſen beſtanden, welche der Gärtner mit dem wegwerfenden Namen Unkraut bezeichnet. Die bittenden Mienen waren beredter als die Laute der ungariſchen Sprache, die wir nicht verſtanden. Aber zur Badecur brauchten die Blumenverkäufer nicht zu gehn; die blühendſte Geſundheit lachte ihnen aus den ſchmuzigen Geſichtern. Der Herr der Welt hält immer etwas bereit, um das Leben zu verſüßen, wo es bitter wird.

Unterdeß ſank die Nacht herab auf das Jammerthal, durch das unſer Weg führte und, um Abwechſelung in die einförmige Fahrt zu bringen, zog wieder einmal ein Gewitter auf. Es regnete in dicken Tropfen, und das Waſſer drang wie durch ein Sieb durch das elende Zeltdach des Wagens, unter welchem wir nicht einmal einen Regenſchirm aufſpannen konnten. Aber die Hälfte des Weges und zugleich ein Obdach waren erreicht. Wir mußten uns entſchließen, wieder zu übernachten. Dieſes Obdach für die Kranken, die ins Bad gehn, heißt Tſcherdaz, und beſteht aus einem Häuschen am rechten, einem andern am linken Ufer des Slanik, und einer Art großer Brücke mit einem Dach und fenſterloſen Seitenwänden zwiſchen beiden Gebäuden über dem rauſchenden Waſſer. Wir traten ſchnell unter Dach. Aus Milch, Eiern, jungen Hühnern und der moldauiſchen Polenta, Mamaliga genannt, bildete ſich ein für die Umſtände höchſt anmuthiges Abendeſſen, und wir begaben uns zur Ruhe.

Mit Tagesanbruch ſaßen wir wieder unter unſerer Leinwand. Der Himmel war dunkelgrau wie unſere Laune, aber der Weg etwas beſſer. Das Thal wird an einzelnen Stellen breiter, üppiger Graswuchs erfreut das Auge, und

endlich, endlich wies unser Ochsenführer mit der Peitsche gerade vor sich hin und sagte: da liegt Slanik!

Klein und Groß streckte den Hals unter dem Zeltdach hervor und schaute neugierig nach dem Paradies, das uns so lange unerreichbar gewesen war. Zum 42sten und letzten Mal fuhren wir durchs Wasser, sahen erst ein Dutzend Bauernhäuser, endlich auch, was das Asyl der Kranken sein sollte. — Ein ungewöhnlicher Anblick! Um einen Platz, der ein unregelmäßiges Dreieck bildet, abschüssig und mit verschiedenen Senkungen und Erhöhungen ausgestattet ist, liegen mehre lange, niedrige Gebäude, oder besser Bretterverschläge mit Schindeldächern und ganz kleinen Fenstern; in der ganzen Länge derselben laufen schmale Galerien hin, durch die weit vorstehenden Dächer vor dem Regen geschützt; eine Thüre steht gerade oder schief dicht neben der andern, jede mit einer Nummer bezeichnet; alles hat eine dunkle, braungelbe Farbe, wie sie die Zeit über Tannenholz zu streichen pflegt, und nichts unterbricht die Einförmigkeit, als der überraschende Lichteffect einiger neuen Schindeln in den Reihen der alten. Ein Fremder muß in den Buden Vorbereitungen zu einem Jahrmarkt sehen, bei denen man mit Sicherheit darauf rechnet, daß der Barometer nicht unter beau-fixe fällt. Beau-fixe! Höhnendes Schicksal! Es strömte schon wieder, als wir unsern Einzug hielten, die Berge, die das Thal von allen Seiten eng einschließen, dampften Regen verkündend, das Wasser des Slanik wuchs von Stunde zu Stunde, und rauschte eine melancholische Begleitung zu unsern Stoßseufzern; alles war trübe und kalt, wie ein Herbsttag.

Ich hatte, um meine Familie leidlich unterzubringen, zwei „Nummern" genommen; eine jede besteht aus zwei, etwa drei Quadratklaftern Flächenraum enthaltenden Käfigen. Wir traten ein — feuchte Luft wehte uns aus dem Halbdunkel der ungastlichen Räume entgegen, deren kahle Breterwände den Ankommenden zu verhöhnen scheinen. Aber für Möbel wurde gesorgt. Der Aufseher oder Epistat der Anstalt erschien mit vier Zimmerleuten, welche Säge, Art und Breter trugen. Für jeden meiner Hausgenossen wurde ein Gerüst von der Länge einer Matratze aufgeschlagen, — ohne Anwendung des Hobels —; dann wurden einige grob gezimmerte Tische und Bänke herbeigeschafft, der Epistat hatte seine Pflicht der Gastfreundschaft erfüllt. Auch unsere Ochsenfuhren mit dem Gepäck waren nach unerhörten Drangsalen am Abend vor uns angelangt! Die gütige Vorsehung hatte mit Benutzung der Schilfmatten doch in etwas das Eindringen des Regens verhütet, wir konnten unsere Einrichtung beginnen. Nach einigen Stunden angestrengter Arbeit gelang es, den Menageriebehältern mit Hilfe der Vorhänge und Teppiche ein einigermaßen wohnliches Ansehn zu geben; einige Spalten in den Wänden, durch die man einem guten Freund draußen die Hand reichen konnte — einige Defecte im

Dach, wo der Regen durchträufelte, wurden noch mit Hilfe der guten vier Zimmerleute vernagelt, und wir konnten uns endlich hinsetzen und ausruhen! Da saßen wir im Bade.

Man muß nach Slanik kommen, um zu wissen, welch ein Wonnegefühl das Sitzen und Ausruhn erwecken kann. Auch für die leibliche Nahrung wurde gesorgt; — hinter jeder „Nummer" steht eine Breterbude, in deren Mitte sich ein mit Sand und Steinen gefüllter Kasten erhebt: das ist die Küche; wir konnten uns wenigstens satt essen, und es dämmerte kaum draußen, als in Nr. 11 und 12 alles im tiefsten Schlafe lag.

Am folgenden Morgen stieß ich mit dem Kopf an den niedrigen Thürpfosten und trat ins Freie. Die ungünstige Witterung hatte bis jetzt die Badebedürftigen zu Hause zurückgehalten — kaum vier bis fünf Nummern waren besetzt; Durchreisende gibt es hier nie, da weiter hinauf ins Gebirge kein Weg führt — es war also ein stilles Bild, das sich meinen Blicken darbot. Steinhaufen, faulende Holzklötze, und was sich sonst im Laufe der Jahre sammelt, lag auf dem dreieckigen Platz; selten einmal ging ein menschliches Wesen von einem Gebäude zum andern; Stimmen hörte man gar nicht; nur der Slanik rauschte fort und fort, eine Herde Gänse schnatterte lustwandelnd, und einige Pferde, die Vorderbeine mit eisernen Ringen zusammengekettet, weideten auf dem grasbewachsenen Fleck, und bei jedem ihrer Sprünge rasselte es wie die Fesseln eines Gefangenen. Ich schlug meinen Regenschirm auf, und ging, um die Quellen zu besichtigen. Das Thal wird gleich hinter den Häuserreihen so eng, daß man nur auf Treppen und Brücken längs dem Slanik weiter kann. Aber die Natur ist wild erhaben; Felsen thürmen sich auf Felsen — oft sieht es aus, als müßte ein Granitblock auf das Haupt des Wandrers herabstürzen, und das reißende Wasser unten sprudelt, zischt und kocht über sein unebenes Bett hinweg. — Ich stand vor den Quellen. Nr. 1., dessen Wasser nur getrunken wird, fließt so aus dem Felsen, daß man sich nicht zu bücken braucht, um sein Glas unter die kleine hölzerne Rinne zu stellen, bei Nr. 3 muß man wie ein Canarienvogel auf zwei schwankenden Bretern herumspringen; und Nr. 4 fließt grade in den breternen Badekäfig — Will man nun von dem Wasser trinken, während grade jemand sich badet, so muß man hinter den Käfig kriechen, mit Gras und Moos die Rinne zum Ueberlaufen bringen, und dann sein Glas drunter halten, während Gras und Moos unterdessen fortgerissen und dem Badenden unversehens auf den Kopf geschwemmt wird. Ich werfe noch einen Blick auf die übrigen vier Quellen, in denen man sich kalt badet: überall herrscht eine exemplarische Unreinlichkeit, Endchen ausgerauchter Cigarren schwimmen im Wasser, und was sonst der Zufall hineingeworfen. Ueberall bläst der Wind durch, überall sind Löcher in den Verschlägen, die Thüren schließen nur nothdürftig. Dabei ist die für die

Trinkenden hergerichtete Galerie eine wahre Schande für die Administration. Sie muß natürlich den Quellen so nahe als möglich liegen; — aber diese Quellen dienen zugleich zum Baden; nicht jedem verordnet der Arzt die Bäder kalt. Um nun das Wasser nicht zu weit tragen zu müssen, wird neben der Galerie, hart am Ufer des Slanik, der heilloseste Unfug getrieben. Wer Lust hat, läßt sich von den Bergabhängen, die zum Theil schon ihres grünen Schmuckes beraubt sind, junge Bäume und Baumzweige herunterholen, so viel er braucht, um eine Hütte zu bauen, in die er seine Wanne stellt. Gekocht darf das Wasser nicht werden, sondern nur mit glühenden Steinen gewärmt — es entstehen also so viele Scheiterhaufen, als warme Bäder gebraucht werden, lustig prasseln die Flammen und schicken ihren Rauch den Trinkenden zu, und nasse Wäsche flattert im Morgenwinde, während die Badediener, barfüßige Bauern im Hemde und mit dem Ledergürtel, rauchgeschwärzt wie Kobolde, von einem Haufen zum andern rennen und das Feuer schüren. Dies ist die Aussicht von der Galerie, die auf der Slanikseite offen ist. Das Innere derselben ist ebenso ungemüthlich. Bretter bilden hier das einzige Baumaterial; Bretter schließen also die Südseite ein, und benehmen dem Kranken, welcher mit seinem kalten Mineralwasser die dreißig Schritt lange Galerie auf- und abgeht, jeden Sonnenstrahl, der ihm in der sehr empfindlichen Morgenfrische des engen *Thals* so wohlthun würde. Aber dem Sturm ist der Durchgang gestattet, und er benutzt die Erlaubniß, indem er brummend und heulend durch die fingerbreiten Spalten dringt; an ein Auskehren wird nie gedacht — Wäsche liegt und hängt auch hier herum — kurz, diese Stelle, wo der Kranke täglich ein paar Stunden zubringen soll, ist ein widerlicher Aufenthalt.

Ein leidenschaftlicher Liebhaber der Jagd, der bei den Salzgruben von Okna angestellte Sardar Michalaki Spridon, verfolgte im Jahr 1801 einen Hirsch durch das damals noch von keiner menschlichen Seele bewohnte und mit kaum zu durchdringendem Urwald bewachsene Slanikthal. Er sank erschöpft an einem Felsen nieder, wo dicht unter ihm der schäumende Waldbach rauschte. Da sieht er aus der fast senkrechten Wand eine Quelle hervorrieseln, deren Wasser einen gelblichweißen Bodensatz auf dem kurzen Lauf bis zum Bach zurückläßt. Der Jäger trinkt und füllt die Flüssigkeit in eine Flasche, um den Fund der Prüfung seiner Freunde in Okna zu unterwerfen, die das Wasser für ein Mineralwasser erklären, wie es in fremden Ländern zur Heilung von Krankheiten gebraucht werde. Der Sardar Michalaki Spridon, in der ungewissen Ahnung auf einen Vortheil, läßt sich die Mühe nicht verdrießen, noch einmal den höchst beschwerlichen Weg zu machen. In Begleitung einiger Leute, die das Dickicht um die Quelle herum lichten, während in dieser Einöde vielleicht zum ersten Mal die Art das Echo der Berge wachruft, entdeckt er noch eine, darauf noch mehre Mineralquellen, und räumt

immer sogleich den Wald weg, um die schauerliche Wildniß zugänglich zu machen.

Unterdeß war denn doch die Kunde durchs Land gedrungen, es seien Heilquellen entdeckt worden, und es gelang den rastlosen Bemühungen des Sardar Michalaki durch Beseitigung von Felsstücken und Aushauen des Waldes etwas einem Wege Aehnliches zu Stande zu bringen, wodurch es möglich wurde, wenigstens zu Pferde den Ort zu erreichen. Aber erst im Jahr 1812 fanden sich die ersten Badegäste ein, zwei oder drei an der Zahl, Leute, welche, weil sie von Deutschlands Heilquellen gehört hatten, die Wirkung von Mineralwasser hoch schätzten. Wenn man bedenkt, daß noch heute Wölfe, Bären und Wildschweine in die Gehege der wenigen hier lebenden Bauern dringen, und ihnen nicht selten Schaden thun, so kann man sich vorstellen, was diese Ansiedlerpatienten für ein geselliges Leben mit den Bewohnern des Waldes geführt haben müssen, zumal sie, was ein Obdach betrifft, nur auf ihr eigenes Talent für Baukunst angewiesen waren. Aber die wohlthätige Wirkung des Wassers soll sie für alle überstandenen Beschwerden entschädigt haben, langjährige, hartnäckige Uebel sollen verschwunden sein ohne alle ärztliche Anweisung, und nur weil der Kranke Mineralwasser trank, so viel in ihn hinein wollte, und zwar von der Quelle, die am wenigsten schlecht schmeckte. — Kurz der Ruf Slaniks stieg, so daß im Jahr 1816 auch der Metropolyt Benjamin Gerassim sich einfand, für welchen der Sardar Michalaki Spridon die ersten zwei Breterbuden oder Häuser zusammennagelte.

Noch schreckte die fürchterliche Einöde von dem Besuch ab, und um diesem Uebelstande abzuhelfen, erbat Spridon von dem damals regierenden Fürsten Kalimach die Erlaubniß, zwölf Bauern in dem Slanikthale abgabenfrei anzusiedeln. Die Zahl der Ansiedler wurde im Jahre 1826 von dem Fürsten Ivan Sturdza auf 27, und im Jahr 1836 durch Michael Sturdza auf 50 erhöht, wobei jedoch letzterer dem Unternehmer die Verpflichtung auferlegte, sechs Zimmer für mittellose Kranke herzurichten. So entstanden die Häusergruppen, an denen man, durch das Thal ziehend, vorüberfährt. Unterdeß waren auch in dem eigentlichen Slanik die Bauten vorgerückt, und es existirten also vor 20 Jahren schon 34 Nummern.

Ob der Grund und Boden, auf dem die Quellen entspringen, Eigenthum des kühnen Jägers gewesen, oder ob der Instinct ihm den justinianischen Grundsatz zugeflüstert: res nullius cedit primo occupanti, genug, der Sardar Michalaki hatte die Badeanstalt seit 39 Jahren als sein Eigenthum betrachtet, als 1840 die Regierung sie ihm wegnahm unter dem Vorwande, ein Gemeingut dieser Art könne nur dem Fiscus gehören. Keine Vergütung ward ihm für die gehabten Unkosten und Bemühungen; die Kränkung griff ihm ans Leben, und der Entdecker der Heilquellen starb den 22. November 1844. Kein

Denkmal ist ihm errichtet; und ich habe leider vielen Grund zu glauben, daß sein Name hier zum ersten Mal – in deutscher Sprache — gedruckt zu lesen ist.

Slanik gehörte also jetzt der Regierung; die Moldau freute sich. Aber von 1840 bis 1854, elf lange Jahre, geschah gar nichts; es war vorauszusehn, daß sehr bald alle ohnehin elenden Baulichkeiten einstürzen würden; Fürst Gregor Gika beschloß also, die Badeanstalt der Kirche des heiligen Spiridon in Jassy zu schenken, die ein sehr bedeutendes Vermögen besitzt, und deren geistliche und weltliche Vorsteher sich gewiß einer so äußerst wichtigen Sache annehmen würden, die außer erfüllter Christenpflicht noch, bei gehöriger Verwaltung, eine gute Summe jährlich abwerfen müßte. Seit fünf Jahren ist nun Slanik in den frommen Händen, und wieder geschieht so gut wie nichts. Die waldbewachsenen Höhen ringsumher werden verwüstet, die Häuser bleiben verfallen, einige neu aufgenagelte Schindeln abgerechnet, und die Bäder sind in dem pitoyabelsten Zustande!

Es ist schwer, einen solchen Unfug gleichgiltig mit anzusehn. Tiefgebeugt und traurig über ein Stück Bockfleisch, das ich hatte verzehren müssen, weil noch zu wenig Badegäste da waren, um Hornvieh schlachten zu können, suchte ich ein düsteres, von hohen Tannen rings umschlossenes Plätzchen auf, und streckte die Arme klagend nach der Höhe: „Heiliger Spiridon!" rief ich, „sieh herab auf den Scandal! Du hast schöne irdische Landgüter in der gesegneten Moldau, und Deine Pächter tragen Tausende und aber Tausende von Ducaten in Deine Schatzkammer in Jassy; Deiner Capitalien sind zahllose in verschiedenen Händen, und Du läßt Dir zahlen zehn Procent, wie es Landessitte für gut findet – wirf einen väterlichen Blick herab auf dieses Nest, das die Leute mit Deinem Namen schmücken! Erleuchte den Geist der Verwalter Deines irdischen Vermögens! Sage ihnen, daß der Heiland vor allen andern dem Kranken seinen göttlichen Beistand verlieh — wärmer steigt das Gebet aus dem Herzen, wenn ein Weh durch den armen siechen Körper zuckt. Du hast schöne Mittel in Händen, heiliger Spiridon, solltest du die Kranken verlassen in Jammer und dem Zähneklappen, das da täglich ertönt in Deinen Bretterbuden! Du weißt vielleicht nicht, daß ein Fremdling sich erboten hat, für 8000 Ducaten eine Chaussee zu bauen von der Stadt Okna bis hierher; daß ein anderer Fremdling es übernehmen will, die Anstalt auf einen europäischen Fuß zu setzen, wenn man sich verpflichten wollte, ihm auf einige wenige Jahre die Einkünfte zu überlassen. Warum geschieht das nicht? Für wen sammeln Deine Verwalter? Für wen häufen sie Capitalien an? Die Kirche hat keine andern Kinder, als uns. Frage nur die Seelen derer, die Deiner Kirche in Jassy die reichen Schenkungen hinterlassen, sie werden Dir antworten, daß natürlich die Geistlichkeit reichlich bedacht werden muß, um durch ihr Gebet unsern

Sünden zu Hilfe zu kommen, daß aber, was sie nicht zu verzehren vermag, recht passend zum Wohl der leidenden Menschheit 'verwendet' werden könnte. Und sagen Dir, der Wahrheit gemäß, Deine Verwalter, es sei schon viel, viel Gutes geschehen, — so erwiedere darauf: Nur immer noch mehr, die Moldau hat noch viel Raum für gute Werke. Dies ist meine Bitte, heiliger Spiridon, erhöre mich!" — Und es rauschte in der Luft wie Zeitungsblätter, die meine Fürbitte wiederholten.

Freilich hätten bessere Einrichtungen in Slanik eine — immerhin vorübergehende — Unannehmlichkeit; sie würden sich schwerlich ganz ohne Blutvergießen durchsetzen lassen. Ein Weg führt, wie gesagt, vom Bade nicht weiter, aber ein halsbrechender Fußsteg läuft über Felsmassen und schwindelerregende Abgründe bis an die nahe Grenze von Siebenbürgen. Dieser Fußweg wird von den Schleichhändlern benutzt, die mit ihren Gebirgspferden, welche an den steilsten Abhängen wie Ziegen auf- und abklettern, in die Moldau steigen, um statt des theuern östreichischen wohlfeiles moldauisches Salz zu kaufen. Aber diese Gesellen, die man auch während der Badesaison am hellen Tage in den abenteuerlichsten Trachten vorüberziehen sieht, begnügen sich nicht mit der Salzspeculation allein. Kaum sind die Badegäste fort — und die Kranken machen sich deshalb aus Furcht alle zusammen mit Sack und Pack auf — so kommen diese rüstigen Ausländer und brechen alles Eisenwerk von Thüren und Fenstern, ja sie nehmen sogar ganze Thüren mit, und besonders die Fenster, die ihrer Scheiben wegen als Seltenheit im Gebirge sehr geschätzt sind. Mancher blutige Kampf hat deshalb schon hier stattgefunden, wo wir jetzt friedlich unser Mineralwasser trinken; ein früherer Aufseher der Anstalt, ein Grieche, der immer in der Fustanella und vollständig bewaffnet umherging und auf den die Schleichhändler es besonders abgesehn hatten, wurde vor wenigen Jahren buchstäblich in Stücke gehauen, so daß sein Nachfolger, der von den unwillkommenen Gästen überrascht ward, ehe er Zeit gehabt hatte, alles in Sicherheit zu bringen, selbst die Zange herbeischaffte, damit bei dem Herausreißen der Klammern und Haken nicht auch das Holzwerk vollständig zu Grunde gerichtet werden möchte.

Aber es steht eine Garnison in Okna; — was thun die tapfern Krieger in dem langweiligen Ort? Warum liegt nicht den Winter über eine Abtheilung von etwa 25 Mann in Slanik, wodurch den Schleichhändlern gewiß die Freude benommen würde, sich auf unsere Kosten zu möbliren? Wo auf eine Frage keine Antwort erfolgt, wird sie zum Selbstgespräch, und ein solches kann in einsamen Stunden dem Menschen recht tröstlich sein, hilft aber sonst zu gar nichts.

Zwölf ewig lange Tage dauerte der Regen; das Gebirgswasser stieg zu solcher Höhe, daß alle Verbindung mit der Stadt Okna vollständig unmöglich

wurde: es konnte niemand mehr ankommen, und wir wenigen Badegäste saßen wie auf einer wüsten Insel, zitternd vor Frost; die Berge dampften fort, und um sieben Uhr Abends war es finstre Nacht.

Aber alle Leiden haben ein Ende. Als endlich der herrliche Sonnenschein kam, da sah alles anders aus; die Wolfsschlucht wurde zum romantischen Felsenthal, und das Auge ruhte mit innigem Vergnügen auf dem herrlichen, frischen Grün der Höhen. Es wurde uns sogar begreiflich, daß man nicht immer mit so vielfachen Schwierigkeiten zu kämpfen hat, um nach Slanik zu kommen, obgleich der Weg auch bei schönem Wetter recht schlecht bleibt, da die Felsblöcke sich nicht wegräumen lassen. Eine Karavane nach der andern langte an, die Mannigfaltigkeit der mitgebrachten Gegenstände, die vor unsern Augen ausgepackt wurden, war nicht wenig belustigend. Eine Familie hatte die Vorsorge so weit getrieben, sogar eine Büffelkuh mit ins Bad zu nehmen, und das Kalb mit seinen lustigen Sprüngen und seinem albernen Ausdruck blieb fortan unser treuer Gefährte auf dem dreieckigen Grasplatz, und verbreitete über Stroh und Unrath sogleich eine bescheidene Gemüthlichkeit. Auch unsere Breterbuden wurden wohnlicher bei der behaglichen Sonnenwärme, und als nun vollends an einem Nachmittage weit, weit aus dem Thale von Ofna her lustiger Hörnerklang ertönte, und endlich ein Häuflein ungarischer Musikanten, die Krämpen ihrer grauen Hüte unternehmend aufgebogen, mit klingendem Spiel vor uns aufmarschirte, da ging uns armen Badegästen recht das Herz auf; Groß und Klein versammelte sich um die willkommenen Fremden, und gleich hatten wir hundert Ducaten zusammengeschossen, um uns den Rest der Saison acht Stunden täglich vormusiciren zu lassen. Das enge Beisammenleben hatte sämmtliche Einwohner von Slanik sehr bald in eine einzige Gesellschaft vereinigt, und nun entstand, was in ähnlichen Verhältnissen bei dem liebevollen, sich leicht anschließenden Charakter der Moldauer nicht fehlen kann: ein behaglicher Kreis mit freundschaftlichen Formen, dessen Glieder großentheils zum ersten Mal miteinander in Berührung kamen, sich deshalb aber nicht weniger warm die Hand drückten. Der Moldauer kann nichts allein genießen. Es waren Gutsbesitzer aus der Umgegend unter den Gästen, die manches an Gemüsen und sonstigen Leckerbissen von Hause nachkommen ließen: das wurde dann brüderlich getheilt mit den andern. Zweimal wöchentlich ist Ball, ein jeder bringt sein Licht mit, um den sogenannten Salon zu erleuchten, einen Breterverschlag, dessen eine Seite ganz offen ist, während die drei andern kaum die Lichter vor dem Auslöschen schützen, dann wird getanzt, bis der Arzt seinen Patienten das Zeichen zum Aufbruch gibt. Auch die Spaziergänge werden gewöhnlich gemeinschaftlich gemacht; die Gesellschaft arbeitet sich mühsam durch, klettert über Steine, balancirt auf den nachlässig über den Slanik geworfenen Balken, zerreißt bei jeder Promenade ein paar

Schuhe, und lagert dann an einem herrlich gelegenen Lieblingsplätzchen, wo Herren und Damen ihre Papiercigarren anzünden, und eine fröhliche Stunde verplaudern. Dann stimmt wol eine der Damen ein moldauisches Volkslied an, dessen melancholische Klänge von den Bergen wiederhallen wie ein Seufzer der armen Moldau selbst über alles, was sie Beseufzenswerthes in sich schließt, und der Waldstrom rauscht leise seine Begleitung dazu.

Den Männern liefert die Jagd im Gebirge eine willkommene Zerstreuung; — mancher bringt seine Hunde mit, fast alle Bauern des Thales sind Jäger, und es gibt ein lebendiges kriegerisches Bild, wenn der Zug unter Schießen und Hörnerklang bergauf zieht. An Wild fehlt es nicht, ich habe schon oben erwähnt, daß die Bären zuweilen bis ins Thal herabsteigen und die Gärten der Bauern verwüsten. Im vorigen Herbst hat sich hier ein sonderbarer Fall ereignet. In geringer Entfernung von dem Badeorte liegt eine, auch von den Badegästen besuchte Hochebene, die mit üppigem Gras bewachsen, und auf drei Seiten durch senkrechte Felswände von der übrigen Welt abgeschnitten ist, deshalb wird sie von den Hirten des Gebirges als Schafstall benutzt. Von vier Schäfern gehen einst drei ins Thal hinunter nach Kukuruzmehl und Salz; nur einer bleibt zurück. Da heulen plötzlich die Hunde und stürzen wüthend dem Eingange zu; — der Schäfer folgt ihnen, und sieht im hellen Mondschein einen Bären aufrecht vor sich stehn. Entschlossen reißt er das Beil aus dem Gürtel und holt aus zum Hiebe, aber in demselben Augenblick hat ihn das Thier schon umgarnt und gräbt ihm die Tatzen in die Schultern. Nun entstand ein Ringen auf Leben und Tod; wohl packen die treuen Hunde den Bären von hinten, er fällt, aber er reißt den Schäfer mit, und in einem wirren Haufen wälzen sich Mensch und Thiere unter- und übereinander. Furchtbar hallt das Heulen und Brüllen des wüthenden Kampfes von den Bergen wieder. Noch einmal stehn die Ringenden auf den Füßen — da fühlt der Schäfer plötzlich den Boden unter sich wanken — sein Gegner hat ihn im Eifer des Ringens bis hart an die steile Felswand geschleppt — von den Hunden gedrängt, macht der Bär noch einen Schritt rückwärts, und beide stürzen in den Abgrund hinab! — Sollte man es glauben, daß die zurückgekehrten Schäfer ihren Gefährten lebend fanden! Der Bär lag mit zerschmettertem Schädel unter ihm und hielt den Ohnmächtigen noch umfaßt, der freilich arg zugerichtet, aber nicht tödlich verletzt ins Hospital nach Okna transportirt wurde, wo er unter der Pflege des Doctor Baumann nach einigen Monaten genaß. Ich habe den Menschen selbst gesehn — er spricht gern von seinem schrecklichen Abenteuer.

Noch ein originelles Vergnügen, welches an Urzustände der Menschheit erinnert, machten wir uns bisweilen in Slanik, Feuerwerke ohne Pulver. Vier Ochsen schleppen eine große Tanne von der nächsten Bergwand, man gräbt

ihr ein Loch und stellt sie fest aufrecht; dann werden noch andere Tannen ihrer sämmtlichen Zweige beraubt; mehre Fuhren dieser Zweige werden zwischen den Aesten des auserkorenen Opfers befestigt, so daß eine grüne Pyramide entsteht, und ist dann die Nacht eingebrochen, so wird die Tanne angezündet. Eine dicke weiße Rauchsäule steigt wirbelnd gen Himmel. Dann bricht plötzlich die Flamme hervor, und eine halbe Stunde lang steht ganz Slanik unter einem Feuerregen; das Nadelholz prasselt und ziscbt, und wie Raketen steigen die Funken in die Luft. Unterdeß spielt die Musik moldauische Weisen, die Bauern und auch wol die Badegäste bilden große Kreise und tanzen die Hora bei der magischen Beleuchtung. Es ist ein echt moldauisches Schauspiel, aber ich habe dabei vergnügtere Gesichter gesehn, als bei Feuerwerken, wo Namenszüge im Brillantfeuer glänzten. — Höchst wahrscheinlich werden einmal bei einer solchen Gelegenheit sämmtliche Baraken aufbrennen, wenn sich ein plötzlicher Windstoß in das Vergnügen mischt. Ein kleiner Unfall hat schon einmal stattgefunden. Vor zehn Jahren hatte ein Badegast den Einfall, ein solches Feuerwerk auf einem der Bergabhänge zu geben, was sich freilich sehr hübsch ausnahm, aber den ganzen Wald in Brand steckte. In dem Badeorte war es vor Hitze und Rauch nicht auszuhalten; die Gäste mußten fort. Etwa achtzig preußische Morgen des schönsten Waldes waren vernichtet, als sich endlich ein tüchtiger Platzregen der Sache annahm. — Fährt man noch einige Jahre fort, so rücksichtslos zu hausen, so wird Slanik seines schönsten Schmuckes, der Bäume, vollständig beraubt sein.

Doch es ist Zeit, der Schilderung des moldauischen Badeortes ein Ende zu machen. Trotz aller weitläufig beschriebenen Mühseligkeiten denkt Schreiber dieser Zeilen mit Freude an Slanik zurück, an die Gutmüthigkeit und Geselligkeit seiner Moldauer, wenn sie ihr Geschäftsleben zu Hause lassen, an die wilde Schönheit der Natur, und endlich an die Wirksamkeit der sieben Heilquellen. Ueber den medicinischen Werth und chemischen Gehalt der Quellen verweise ich als gläubiger Bekenner auf eine in Jassy erschienene Broschüre des als Arzt und Mensch hochgeachteten Dr. Steege.

---

## Correspondenzen.

**Aus Amerika.** Sklavenwesen. Nichts bezeichnet mehr die große Leidenschaftlichkeit, womit die Sklavenpartei im Süden der Vereinigten Staaten ihr Interesse verficht, als der Gedanke, auf den einige ihrer Führer geriethen, den auswärtigen Sklavenhandel, der seit funfzig Jahren in den Vereinigten Staaten auf das strengste verboten ist und auch factisch aufgehört hat, zu erneuern, — namentlich die Einfuhr von Negern aus Afrika. Wer sich darüber empört fühlte oder gar der Besorgniß Raum gab, daß ein so furchtbarer Rückschritt sich verwirklichen könne, wird

mit Vergnügen erfahren, was in Betreff dieses Gegenstandes kürzlich im Congreß der Vereinigten Staaten vorfiel. Am 15. December 1856 machte ein Mitglied des Repräsentantenhauses — und zwar ein *südliches* — folgenden Antrag: „Das Haus möge beschließen, daß es jeden directen oder indirecten Vorschlag zur Erneuerung der Sklaveneinfuhr in die Vereinigten Staaten, er möge lauten wie er wolle und ausgehen von wem er wolle, als durchaus unverträglich mit den moralischen Gefühlen der ganzen civilisirten Welt betrachte, und daß jeder Act von Seiten des Congresses zu Gunsten dieses verabscheuungswürdigen und unmenschlichen Handels die Vereinigten Staaten mit Recht dem Vorwurf und Fluch aller civilisirten und christlichen Völker der Erde aussetzen würde." — Bei der Abstimmung ergaben sich 173 Stimmen für und 71 gegen diesen Antrag. Da sich aber nicht bezweifeln ließ, daß die Minorität nur darum so bedeutend war, weil viele südliche Mitglieder, ohne den *Inhalt* des Antrages zu mißbilligen, durch dessen *Form* sich verletzt fühlten, so stellte ein anderes Mitglied den Antrag in folgender Weise: „Das Haus wolle beschließen, daß es nachtheilig, unweise und den feststehenden Grundsätzen der innern Politik der Vereinigten Staaten zuwider sein würde, die Gesetze, welche den afrikanischen Sklavenhandel verbieten, aufzuheben." — Dieser Antrag wurde *mit 183 Stimmen gegen 8* angenommen.

Es ist allerdings zu bemerken, daß in dieser Sache das Interesse des einen Theils der Sklavenhalter mit dem des andern Theils in directem Widerspruch steht. Die einen halten nämlich Sklaven, um ihre Plantagen zu bearbeiten, die andern, um Sklaven zum Verkauf zu ziehen, — was hauptsächlich in den mehr nördlich gelegenen Sklavenstaaten der Fall ist, wo der Bau des Zuckers und der Baumwolle nicht stattfindet und wo überhaupt — wie in Virginien — der Boden durch langjährige Vernachlässigung aller Grundsätze einer nachhaltigen Agricultur bereits sehr erschöpft ist. Nun aber versteht sich von selbst, daß diejenigen, welche der *Sklavenarbeit* bedürfen, möglichst niedrige Sklavenpreise wünschen, die Sklavenzüchter hingegen möglichst hohe. Die *Erneuerung der Sklaveneinfuhr* aber würde die Preise herabdrücken; sonach leuchtet ein, daß alle Sklavenhalter, welche hauptsächlich auf einen guten Verkauf ihres schwarzen Products speculiren, auch aus pecuniären Gründen Gegner der Sklaveneinfuhr sein müssen; wogegen grade sie — und zwar ganz aus demselben Grunde — am heftigsten auf Einführung der Sklaverei in neue Territorien dringen, weil diese einen neuen Markt für ihre Waare bieten würden.

Uebrigens gewinnt die Ansicht, daß *Kansas*, trotz allem, was dort vorgefallen, dennoch zuletzt als *freier* Staat in die Union treten werde, mehr und mehr Boden in den Vereinigten Staaten, und zwar selbst im Süden. Ueberhaupt ist die Sklavenpartei weit entfernt, auf die Gunst und Mitwirkung des neuen Präsidenten ein unbedingtes Vertrauen zu setzen und ihre Organe fangen an den Verdacht zu hegen und zu äußern, daß man sich in dieser Hinsicht wol in ihm getäuscht haben könne. Ueber die Zusammensetzung seines künftigen Cabinets ist noch nichts bestimmt; aber im Norden glauben sowol seine Anhänger als seine Gegner, daß die Sklavenpartei keineswegs darin das Uebergewicht haben werde. In der That wäre es für Buchanan eine äußerst schwere, ja gradezu unlösbare Aufgabe, die Interessen, Ansichten und Wünsche aller derer, denen er seine Wahl verdankt, in Einklang zu

bringen und zu befriedigen, da auch sehr viele entschiedene Gegner des Sklavenwesens für ihn gestimmt haben. Um so mehr ist zu hoffen, daß er, wie es ohnehin seiner hohen Stellung ziemt, geradausgehen und Recht, Gesetz und Mäßigung zu seiner alleinigen Richtschnur nehmen werde.

Persönlichkeit des neuen Präsidenten. Eine englische Zeitschrift (das „new quarterly review") gibt die nachstehende günstige Schilderung der persönlichen Eigenschaften Buchanans, und da sonst britische Federn keineswegs geneigt sind, amerikanischen Charakteren oder Zuständen übermäßiges Lob zu spenden, so darf man wol auf diese Schilderung einigen Werth legen. Buchanan ist von Person groß, breitschulterig, kräftig gebaut, eine imponirende Gestalt. Er ist über sechs Fuß hoch, von schöner Gesichtsbildung und noch sehr frisch, obschon ein Sechziger. Er hat die Gewohnheit, sein Auge bisweilen theilweise zu schließen, gleichsam als ob er damit etwas ausdrücken wolle, was ohne Frage während der Zeit, die er als amerikanischer Gesandter in England zubrachte, mehr als einmal der Fall war, — daß er nämlich mit halbgeöffneten Augen weit mehr sehe, als alle englischen Minister, wenn sie die ihrigen noch so weit aufsperren. Seine Lebensweise ist regelmäßig und äußerst thätig, sein sittliches Betragen untadelhaft. Er ist gewissenhaft religiös, und obgleich Presbyterianer, doch sehr duldsam für andere Glaubensbekenntnisse. Seine freundliche, ruhige Art, sein freigebiger und wohlthätiger Sinn, machen ihn allgemein beliebt, besonders auch bei seinen nächsten Umgebungen und seiner Dienerschaft. Er ist ebenso ausgezeichnet durch kluge Vorsicht und Scharfsinn bei der Erwägung seiner Entschlüsse, als durch Festigkeit und Energie in Ausführung derselben. Als junger Mann war er ein geschickter und beliebter Rechtsanwalt; später führte er während einer langen Reihe von Jahren die höchsten Staatsämter nächst dem des Präsidenten, er war Senator, Staatssecretär, Gesandter in St. Petersburg und in London u. s. w. Er war nie verheirathet; das treue Andenken an eine frühere Liebe, die unglücklich war, hielt ihn davon ab. Im Umgang ist er höflich, in der Unterhaltung mild und besonnen, mit einem Anflug des förmlichen Wesens der alten Schule. Seine Haltung ist voll Ruhe und Würde und er bemeistert vollständig seine Stimmung und seine Sprache, obschon seine Eltern Irländer waren. Je näher man ihn kennen lernt, desto mehr verehrt man ihn. Die, welche in England ihm am nächsten standen, sind weit entfernt, gewaltsame und gefährliche Maßregeln von ihm zu erwarten, und unsere Meinung, bekräftigt durch die Beistimmung mehrer einsichtsvoller Amerikaner, ist, daß seine Politik in hohem Grade besonnen und gemäßigt sein wird, —

Fremont und Californien. Bei der Präsidentenwahl gab Californien 42,000 Stimmen für Buchanan, 28,000 für Fillmore und nur 17,000 für Fremont. Dies ist um so auffallender, da Fremont californischer Bürger und einer der reichsten Landbesitzer dieses Staates ist. Man kann ihn sogar den Eroberer Californiens nennen. Denn da er zur Zeit des Ausbruches der Feindseligkeiten zwischen den Vereinigten Staaten und Mexiko sich an der Spitze einer wissenschaftlichen Expedition in jenen Gegenden befand, benutzte er die Gelegenheit, mit einigen hundert Mann, die er zum Schutz seiner Forschungen bei sich hatte, Californien für die Vereinigten Staaten in Besitz zu nehmen. Er führte dies aus, indem er mit der heldenmüthigsten Energie, Tapferkeit und Entschlossenheit die mexikanische

Militärmacht in Californien — die freilich nicht ansehnlich war — überwältigte. Einen Auftrag hierzu von seiner Regierung hatte er nicht, da er über 4000 englische Meilen von dem Sitze derselben entfernt war; allein er konnte mit Recht voraussetzen, daß er ihr dadurch einen Dienst leiste, den sie gern genehmigen würde. Daraus entsprang ein seltsames Verhältniß zwischen ihm und dem amerikanischen General Kearney, der später mit einem Truppencorps anlangte, um Californien zu erobern. Fremont erklärte ihm nämlich, daß dies bereits geschehen sei, und zwar durch ihn; daß daher auch ihm das Commando daselbst gebühre, und daß die Regierung den General Kearney nur in Unkenntniß der Thatsachen damit bekleidet habe, u. s. w. Demgemäß glaubte er, dem General den Gehorsam verweigern zu dürfen. Dies brachte ihn später vor ein Kriegsgericht, das Fremonts Benehmen für ungebührlich erklärte, jedoch die Sache sehr mild behandelte. Die Folge davon war, daß Fremont aus dem Staatsdienste trat. Aber er hatte, mit amerikanischem Takt, seine californischen Abenteuer trefflich für sein Privatinteresse zu benutzen gewußt, indem er zu rechter Zeit und am rechten Orte (Mariposa) weite Ländereien, die sich später als goldreich erwiesen, für einen geringen Preis erwarb, so daß er jetzt für den californischen Krösus gilt. Möglich, daß grade dieser Umstand ihm bei der Präsidentenwahl viele Stimmen entzog. Denn es ist nur allzugewöhnlich — besonders in einem Lande, wo jedermann darauf aus ist, schnell reich zu werden — daß diejenigen, denen dies in ausgezeichnetem Maße gelingt, den Neid der Menge erregen und ihr mißfällig werden, wenn auch sonst ihr Charakter und ihre Handlungen untadelhaft sind. —

Neue Handelsstraße. Es ist sichere Aussicht vorhanden, daß im kommenden Frühjahre eine neue Handelsstraße — obwol nur eine durch Wagen zu befahrende Landstraße — zwischen dem atlantischen und stillen Meere eröffnet werden wird, und zwar über Tehuantepec. Dies ist der nördlichste der drei Verbindungswege, die man schon seit Jahren im Auge hat und die theilweise schon benutzt werden. Die amerikanische Compagnie, die dieses große Werk unternimmt, hat bereits ihre Vorbereitungen getroffen und ihre Contracte abgeschlossen. Die Reise nach San Francisco wird dadurch ungemein verkürzt werden und zwar von Neuyork aus um 1188 englische Meilen.

Handel der Vereinigten Staaten. Derselbe gab im vergangenen Jahre folgende allgemeine Resultate:

| | | |
|---|---|---|
| Einfuhr: Total in runder Summe | | 345 Mill. Dollars. |
| Ausfuhr: | do. | 327 Mill. „ |

In der Ausfuhr sind 44 Mill. an californischem Golde mit einbegriffen, die als Landesproduct eingerechnet sind. Dieses Resultat beweist eine ungeheuere Zunahme des amerikanischen Handels gegen die Vorjahre.

Eingangszölle. Da das letzte Verwaltungsjahr in dem Schatze der Vereinigten Staaten einen Ueberschuß von mehr als 20 Millionen Dollars gelassen hat, die demokratische Partei aber dem Grundsatze huldigt, daß die Einnahme der Union ihre Ausgabe nicht übersteigen solle, und daß die Eingangszölle keinen andern Zweck haben dürfen, als den Geldbedarf der Union zu decken, so discutirt der Congreß bereits über eine namhafte Verminderung der Eingangszölle. Man erwartet die gänzliche Aufhebung des Zolles auf manche Rohproducte, namentlich

auf Wolle und Zucker. In früherer Zeit bestand bekanntlich einer der großen Streitpunkte zwischen den beiden Hauptparteien in den Vereinigten Staaten (Whigs und Demokraten) darin, daß die Whigs vermittelst der Eingangszölle nicht nur der Union eine hinlängliche Staatseinnahme verschaffen, sondern auch durch sehr hohe Zollsätze auf manche Artikel der amerikanischen Industrie Vorschub leisten wollten; während die Demokraten nur den ersten Gesichtspunkt billigten, den zweiten aber als zum Monopol führend und als ein schreiendes Unrecht gegen die Masse des Volkes zu Gunsten weniger Fabrikanten, stets entschieden verwarfen. Die Whigpartei ist untergegangen und mit ihr die erwähnte Ansicht. Zwischen den heutigen Parteien herrscht wenig oder gar keine Meinungsverschiedenheit in Betreff der Zölle. Beide wollen nur Deckung der nöthigen Ausgaben der Centralregierung vermittelst der Eingangszölle, die dem Volke gegenüber als indirecte Steuer wirken; im Uebrigen begünstigen sie, der großen Mehrheit nach, die Idee des Freihandels.

Durchschnittliche Ueberfahrtszeit zwischen Europa und Amerika. Es dürfte manchem unserer Leser nicht uninteressant sein, hierüber Näheres zu erfahren. Bekannt ist, daß die Ueberfahrt von Amerika nach Europa in der Regel etwas weniger Zeit erfordert, als umgekehrt, weil in diesen Meeresgegenden die Westwinde vorherrschen, ein günstiger Wind aber auch bei der Dampfschiffahrt die Schnelligkeit befördert, da bei solchem Wind der ungeduldige Dampfer auch noch einige Segel aufzuspannen pflegt. Im Jahr 1855 nun war die Durchschnittsdauer der Ueberfahrten folgende:

A. Von Amerika nach Europa.

| | Tage | Stunden |
|---|---|---|
| Die (amerikanische) Linie von Collins, von Neuyork nach Liverpool | 10 | 20 |
| Die (englische) Linie von Cunard, do. | 12 | — |
| Die Postdampfer von Neuyork nach Bremen (Washington u. Herrmann) | 14 | 19 |
| Die frühern Postdampfer von Neuyork nach Havre | 14 | — |
| Die neuen Vanderbiltschen Dampfer, do. | 12 | 17 |

B. Von Europa nach Amerika.

| | | |
|---|---|---|
| Collins, von Liverpool nach Neuyork | 11 | 22 2/3 |
| Cunard, do. | 13 | 6 |
| Postdampfer von Bremen nach Neuyork | 15 | 12 |
| Postdampfer von Havre nach Neuyork | 14 | 20 |
| Vanderbiltsche Dampfer do. | 13 | 15 |

Die kürzesten aller Ueberfahrten hat übrigens im letzten Jahre das neueste und größte Cunard'sche Dampfschiff Persia (das im Jahr 1855 noch nicht existirte) gemacht. Aber schon droht in Neuyork ein noch neuerer, noch größerer und noch schönerer Dampfer vom Stapel zu laufen, der auch die Persia weit hinter sich lassen will und die Ueberfahrt durchschnittlich in acht Tagen zu machen verspricht. Sollte nicht unter solchen Umständen die Zeit nahe sein, wo europäische Touristen auch einen Ausflug nach den Vereinigten Staaten in ihr gewöhnliches Reiseprogramm aufnehmen werden? Gewiß ist, daß dabei mehr zu lernen wäre, als bei manchem andern, den man jetzt als unentbehrlich zur Ausbildung eines jungen Gentleman betrachtet.

Kriegsrecht zur See. Bekanntlich haben bei Abschließung des letzten

pariſer Friedens die contrahirenden Mächte den Grundſatz ausgeſprochen, daß in künftigen Seekriegen keine Kaperbriefe mehr ertheilt werden ſollen, und daß von nun an nicht nur feindliches Privatgut unter neutraler Flagge, ſondern auch neutrales Gut unter feindlicher Flagge (mit Ausnahme von Kriegscontrebande) unangetaſtet bleiben ſoll. Auf das an die Regierung der Vereinigten Staaten geſtellte Erſuchen, dieſem Grundſatze beizutreten, erklärte ſie, daß ſie dazu bereit ſei, jedoch nur unter der Bedingung, daß jenes humane Princip noch weiter ausgedehnt werde, nämlich auch auf feindliches Privatgut unter feindlicher Flagge: ſo wie auch in Landkriegen auf feindlichem Gebiete das Privateigenthum der Bewohner reſpectirt wird. Hierauf iſt unter dem 28. November 1856 die zuſtimmende Erklärung Rußlands erfolgt und der Präſident legte dieſelbe zugleich mit ſeiner Botſchaft dem Congreſſe vor. Sie lautet folgendermaßen:

Ruſſiſche Geſandtſchaft. Waſhington, den 28. November 1856.

„Der Vorſchlag, mit welchem die Regierung der Vereinigten Staaten die Einladung der Mächte, der gemeinſamen Erklärung vom 14. April beizutreten, beantwortete, hat die Aufmerkſamkeit Sr. Majeſtät des Kaiſers von Rußland in hohem Grade in Anſpruch genommen. Se. Majeſtät billigt ganz die Anſichten, welche die Regierung der Vereinigten Staaten in ihrer ebenſo klaren als gemäßigten Note vom 28. Juli dargelegt hat, und welche um ſo mehr Beachtung verdienen, da ſie nicht blos auf das Intereſſe der Vereinigten Staaten, ſondern auf das der ganzen Menſchheit zielen. Die kaiſerliche Regierung würde ſich Glück wünſchen, wenn ſie durch ihre Zuſtimmung dazu beitragen könnte, dem Vorſchlage der Vereinigten Staaten, daß Angeſichts der ganzen Welt dieſelbe Unverletzlichkeit des Privateigenthums, welche bereits zu Lande üblich iſt, auch zur See anerkannt werde, die gemeinſame Genehmigung aller Mächte zu verſchaffen. Se. Majeſtät der Kaiſer nimmt demgemäß, ſo weit es ihn betrifft, die Bedingung an, unter welcher die Regierung der Vereinigten Staaten zu der Abſchaffung der Kaperbriefe ihre Einwilligung gibt, daß nämlich das Privateigenthum der Unterthanen reſp. Staatsbürger der contrahirenden Theile künftig in Kriegszeiten von der beiderſeitigen Seemacht ſowol, als von derjenigen aller andern Mächte, die dieſer Erklärung beitreten werden, als unverletzlich reſpectirt werden ſoll." — Die übrigen europäiſchen Mächte haben bis jetzt zu dieſen Vorſchlage ihre Zuſtimmung nicht gegeben.

Engliſche Geſandtſchaft in Waſhington. — Die durch Zurückſendung Cramptons erledigte Stelle eines engliſchen Geſandten in Waſhington iſt vor kurzem durch Lord Napier (nicht zu verwechſeln mit dem redſeligen und ſtreitſüchtigen Admiral Sir Charles Napier) wieder beſetzt worden. Ueberhaupt iſt jetzt einmal einer der ſeltenen Zeitpunkte eingetreten, wo ſich John Bull und Bruder Jonathan ganz freundlich die Hände ſchütteln. Gewiß iſt dies mit eine Folge der großartigen und wohlangebrachten Freundlichkeit, welche die Regierung der Vereinigten Staaten der engliſchen dadurch erwies, daß ſie das engliſche Schiff Reſolute (welches Sir Edward Belcher vor einigen Jahren im Eiſe des Polarmeeres ſtecken ließ und aufgab, und welches ſpäter von amerikaniſchen Walfiſchfängern gefunden und nach einem Hafen der Vereinigten Staaten gebracht wurde) — mit einem Aufwande von 40,000 Dollars erkaufte, aufs ſorgfältigſte wieder herſtellen

ließ, und dann als Geschenk für die Königin Victoria nach England sandte, — ein Act der Freundschaft, der kein englisches Herz kalt ließ.

**Der Sundzoll.** Aus Kopenhagen, 20. Jan. Endlich bin ich im Stande, Ihnen einige, wenn auch unvollkommene Notizen über den Entwurf zu geben, über welchen sich England, Frankreich und Preußen in Betreff des Sundzollvertrags Anfangs dieses Monats geeinigt haben sollen. Der Eingang, höre ich, gibt als Zweck des Vertrags an, daß die respectiven Contrahenten einerseits und Dänemark andrerseits, um die commerziellen und maritimen Interessen, welche zwischen ihren Staaten bestehen, zu befördern, hierfür ihr Augenmerk namentlich auf zwei Sachen gerichtet haben, nämlich einmal auf die vollständige und immerwährende Abschaffung aller Abgaben, die von fremden Schiffen und deren Ladungen bei ihrer Durchfahrt durch den Sund und die beiden Belte bisher erhoben wurden und sodann auf die Herabsetzung des Transitzolles, welchen die Waaren auf den Straßen zwischen Nordsee, Elbe und Ostsee an Dänemark zahlen. Demgemäß stipulirt Art. 1 vollständige Abschaffung des Sundzolles, Tonnen- und Leuchtfeuergeldes für alle Schiffe und Ladungen, welche von der Nordsee in die Ostsee und umgekehrt durch eine der drei Meerengen segeln, mögen sie sich auf die bloße Passage beschränken oder in dänischen Häfen vor Anker gehen und dort Handelsgeschäfte betreiben. Auch darf kein Schiff und keine Ladung bei solcher Durchfahrt angehalten oder visitirt werden. Dänemark soll sich weiter im Art. 2 verpflichten, alle Leuchtfeuer, Tonnen ꝛc. in bestem Stande zu erhalten und den Verhältnissen entsprechend zu vermehren. Die Hafengelder sollen womöglich herabgesetzt, keinesfalls aber erhöht werden und nicht höher für fremde als für dänische Schiffe sein, die Schleppschifffahrt soll in den Meerengen frei sein. Die Transitfreiheit, die für eine Reihe von Artikeln auf der Straße zwischen Hamburg und Lübeck besteht, soll für jene Waaren auf alle Straßen zwischen Nordsee, Elbe und Ostsee ausgedehnt werden, und davon abgesehen den zu erhebenden Transitzoll auf 1 Schilling Courant herabzusetzen; finden weitere Herabsetzungen dieser Transitzölle auf einer jener Straßen statt, so sollen sie auch für alle gelten. Diese Bestimmungen sollen am 1. April 1857 in's Leben treten (Art. 3.) Dafür (Art. 4) wollen die betreffenden Staaten Dänemark dann folgende Entschädigungen zahlen, — folgen die Summen, wobei jede der contrahirenden Mächte nur für ihren Antheil verantwortlich ist. Art. 5 und 6 bestimmen die Zahlung näher und sagen, daß Separatconventionen die Einzelheiten feststellen werden. Art. 7 behält den betreffenden parlamentarischen Versammlungen die Zustimmung vor. Art. 8 Ratification.

Offenbar ist viel gewonnen, wenn dieser Entwurf angenommen ist, da man sich einmal auf den Boden der Ablösung stellen mußte und das Mögliche zu erreichen suchen. Für Dänemark ist der Verlust ein schwerer, außerdem werden manche kleinere europäische und transatlantische Staaten schwerlich zahlen oder schlecht zahlen, wenn sie sich selbst zur Ablösung verbindlich gemacht haben. An Schwierigkeiten wird es indeß nicht fehlen, ehe dieser Entwurf zum Vertrag geworden, ich erwähne nur die Ihnen bekannte Prätension Belgiens, mit dem Scheldezoll zu compensiren, und Belgiens und Spaniens Zustimmung sind nothwendig, da sie Mitglieder der Sundzollconferenz sind. Doch muß man hoffen, daß dieser Ent-

wurf, wenn ihn England, Frankreich, Oestreich, Preußen und Rußland präsentiren, durchgeht und damit ist jedenfalls viel erreicht.

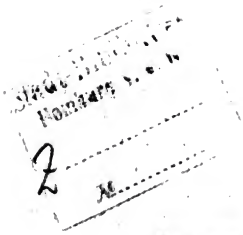
**Konstantinopel** am 9. Januar. — Während uns die Zeitungen melden, daß Ihre ganze Aufmerksamkeit auf die neuenburger Frage hingewendet ist, richten sich unsere Blicke gegen Osten und finden, in dem eben anhebenden Kriege Englands wider Persien einen kaum minder anziehenden Gegenstand für unser Interesse. Täuscht nicht alles, so sind die Geschicke Großbritanniens mit dieser Frage, welche mehr als eine seit langer Zeit aufgeworfene über sein Ansehen in der Welt entscheiden soll, zu einem bedeutungsvollen Punkt gerückt. Worum es sich im persischen Meerbusen und in Schiras und Farsistan handelt, ist nämlich, ob es durch seine Waffen in Mittelasien denselben Einfluß erlangen wird, wie im Serail von Konstantinopel, und ob es eine Verbindung zwischen dem Mittelmeer und Indien herstellen kann, deren es Herr bleibt.

Die Beschleunigungsmittel des Verkehrs, Dampfschiff, Eisenbahn und Telegraph sind deshalb vorzugsweise englische Erfindungen, weil sie England helfen müssen Raum und Zeit zu überwinden, die weit auseinander gelegenen Theater seiner Thätigkeit zu vereinen, und dadurch die militärische Schwäche auszugleichen, welche durch Englands System bedingt ist.

Freilich, obgleich die Kriegserklärung an Persien aus dem Palast des Generalgouverneurs von Indien ergangen ist, erscheint es dennoch noch zweifelhaft, ob es sofort zu einem ernsten und über die schwebenden Fragen militärisch entscheidenden Kampfe kommen wird. Lord Stratford, der britische Gesandte in der hiesigen Hauptstadt, hat allerdings rund und entschieden mit dem Schah gebrochen; aber was hier nicht vereinigt werden konnte, vermag man vielleicht in Paris. Man weiß hier, daß nicht nur der Schah auf Feruk Khans Geschicklichkeit ein bedeutendes Vertrauen setzt, sondern daß auch von russischer Seite Gewicht auf seine Mission gelegt wird. Dagegen ist man durchaus im Unklaren darüber, wie Rußland sich zur Kriegsfrage gestellt hat. Anfangs war aller Grund anzunehmen, daß es einen Kampf zwischen Persien und England nicht ungern sähe, und durch seinen Gesandten in Teheran, Herrn von Anitschkoff, selbst provociren lasse. Es hatte wenig auf sich, wenn russische Organe, wie der Nord, das Gegentheil behaupteten, aber neuerdings haben sich dennoch Symptome bemerkbar gemacht, welche auf eine Meinungsänderung über diese Frage schließen lassen. Herr von Anitschkoff ist neuerdings aus Teheran nach St. Petersburg berufen worden.

Die jüngst aus Persien hier eingegangenen Nachrichten lassen keinen Zweifel über die traurige Lage des Reiches, über eine allgemeine und tiefgreifende Zerrüttung, und zwar nicht allein der Staatsmaschine. Das Land ist in Gefahr, aus einem Ganzen, als welches es seither mindestens dem Scheine nach noch bestanden, in mannigfache Theile zu zerfallen.

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.
Als verantwortl. Redacteur legitimirt: F. W. Grunow. — Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig.
Druck von C. E. Elbert in Leipzig.



# Aus dem griechischen Alterthum.

## Grotes Mythologie und Napoleon.

Schon öfter ist in diesen Blättern die Geschichte Griechenlands von G. Grote besprochen worden. Wenn bisher darauf aufmerksam gemacht wurde, inwiefern das Werk des englischen Staatsmannes für die politische Geschichte der griechischen Staaten epochemachend ist, so knüpfen wir dies Mal an seine Behandlung der griechischen Religion und Sagenpoesie an. Wir fürchten allerdings, mit dem Geständniß Anstoß zu geben, daß uns auch auf diesem Gebiete seine Anschauungen klarer, seine Auffassung schärfer, richtiger und eindringender zu sein scheint, als die vieler deutscher Gelehrten. Aber in der Wissenschaft dürfen die Regungen des Nationalgefühls, wenn auch noch so natürlich, unser Urtheil nicht modificiren. Wir dürfen uns sagen, daß ohne die umfassenden, gründlichen und eindringenden Studien der deutschen Alterthumsforschung das Werk des englischen Geschichtschreibers nicht hätte entstehen können: in der That wird man selten finden, daß er sich auf andere als deutsche Autoritäten stützt, und selbst wenn er ihre Behauptungen modificirt oder umstößt, so geschieht es gewöhnlich mit Hilfe der von ihnen gemachten Vorarbeiten. Aber ebenso aufrichtig und neidlos als Grote die Verdienste der deutschen Philologie anerkannt hat, sollten auch wir die Größe eines Werks erkennen, das die politische Einsicht des Vorkämpfers der Reform mit der Kritik und Gelehrsamkeit des Alterthumsforschers verbindet, das durch die Arbeit eines vollen Menschenalters*) und unter einer Gunst der Verhältnisse, wie sie dem deutschen Gelehrten niemals zu Theil wird, geschaffen worden ist, aber darum freilich auch eine Vollkommenheit erreicht, die unsern bisherigen Leistungen auf demselben Gebiet in der Regel versagt gewesen ist.

Die kleinmeisterliche und verblendete Opposition, die anfangs von gewisser Seite her gegen das Buch „des Engländers" erhoben wurde, der so im-

*) Schon im Jahr 1827 schrieb Niebuhr an Franz Lieber, er möge suchen, mit Herrn Grote bekannt zu werden, der mit einer Geschichte Griechenlands beschäftigt sei, von der er viel erwarte. Die 12 Bände des Werks sind von 1846 bis 1856 erschienen. Leider übersteigt der Preis (wenn wir nicht irren ein Pfund für den Band) die Mittel der meisten deutschen Gelehrten erheblich. Um so wünschenswerther wäre eine tauchnitzsche Continentalausgabe, deren Verbreitung sicher bedeutend sein würde.

pertinent war, uns über Dinge zu belehren, über die wir so viele dicke Bücher mit zahllosen Citaten geschrieben und so viele gelehrte Collegia gelesen haben, diese Opposition ist zum Theil bereits verstummt und wird bald gänzlich schweigen. Dagegen ist noch, wie es scheint, bei vielen achtbaren Gelehrten die Meinung verbreitet: Grotes Buch sei zwar für die richtige Erkenntniß der historischen Entwicklung Griechenlands von dem größten Werth, doch in Bezug auf die innern Zustände, die Cultur, das geistige Leben der Griechen werde der deutsche Philolog vergebens nach Belehrung darin suchen. Wir sind der entgegengesetzten Ansicht, und begrüßen deshalb das Unternehmen eines deutschen Philologen, Dr. Th. Fischer in Königsberg, die auf Mythologie, Alterthümer, Literatur, Kunst u. dgl. bezüglichen Capitel aus Grote in einer besondern Uebersetzung herauszugeben*), mit um so größerer Freude, als die bisherige Uebersetzung auch nicht einmal die bescheidensten Ansprüche befriedigen kann. Von dieser neuen Uebersetzung liegt der erste Band, die Mythologie, bereits vor.

Der Geschichtschreiber Griechenlands kann entweder die griechische Mythologie d. h. die griechische Religion einerseits und die griechische Sagenpoesie andrerseits ganz ignoriren und seine Erzählung erst mit der historischen Zeit beginnen, oder er muß die ganze Masse des mythischen Stoffes als solchen anerkennen und behandeln, folglich von der Geschichte sondern. Ohne Zweifel wird er sich zur letztern Methode entschließen müssen, wenn er ein vollständiges Bild von der Entwicklung des griechischen Geistes geben will; denn der Götterglaube und die Heldensage der Griechen sind für uns die einzigen Documente der schöpferischen Thätigkeit des Nationalgeistes aus jener ältesten Zeit, die jenseit der historischen Erinnerung liegt; aber dennoch reichen sie hin, uns den Geist dieser Periode zu veranschaulichen, weil ihr ganzes geistiges Leben und Schaffen in der Religion und der Sage seinen Ausdruck fand. Beide Schöpfungen, die eine aus dem Glauben, die andre aus Nationalgefühl und Localpatriotismus entsprungen, beide von dem elektrischen Funken des griechischen Genius belebt, sind so unzertrennlich miteinander verbunden, daß jeder Versuch, dies Ganze aufzulösen und einen Theil der Geschichte, den andern der Mythologie zuzuweisen, nothwendig mißlingen muß. Grote hat daher die auf uns gekommene Ueberlieferung der Götter- und Heldensagen vollständig wiedergegeben. So kann das Buch selbst von allen denen benutzt werden, die sich mit dem stofflichen Inhalt der griechischen Mythologie bekannt machen wollen, und daß der Verfasser ein sehr großes Publicum vor Augen gehabt hat, sieht man unter andern daraus, daß in der

*) Griechische Mythologie und Antiquitäten nebst dem Capitel über Homer und ausserwählten Abschnitten über die Chronologie, Literatur, Kunst, Musik ꝛc. übersetzt aus Georg Grotes griechischer Geschichte von Dr. Th. Fischer, Privatdocenten in Königsberg. Leipzig, Teubner 1856.

Originalausgabe die griechischen Götternamen durch die gangbareren römischen erklärt sind (Zeus durch Jupiter, Hera durch Juno u. s. w.) Sogar für den Unterricht von Kindern wird sich diese Erzählung der griechischen Sagen benutzen lassen, die mit behaglicher epischer Breite, aber zugleich spannend und fesselnd ausgeführt ist. Andrerseits findet aber auch der, welcher eine wissenschaftliche Behandlung der Mythologie verlangt, seine Ansprüche in jeder Hinsicht befriedigt. Die Masse des Ueberlieferten ist vollständig gesammelt, die verschiedenen Quellen der Ueberlieferung sorgfältig geschieden, die Zeit der Entstehung der Sagen, die Einflüsse, die ihre Gestaltung bestimmten, gründlich erwogen.

Zwei Methoden, die Mythologie zu behandeln, die sowol in neuerer als alter Zeit angewendet sind, hat Grote nicht nur unserer Meinung nach mit Recht verworfen, sondern auch ihre Hohlheit aufs glänzendste nachgewiesen. Die eine ist die allegorische, die andere die halbhistorische oder pragmatische. Die erstere löst die Persönlichkeiten der Götter und Helden in philosophische, moralische und physische Begriffe auf. Nach ihr ist Zeus der Aether, Hera die Athmosphäre, Hephästos das Feuer, Ares der Haß, Aphrodite die Liebe, und der Götterkampf in der Iliade bedeutet entweder einen Kampf der Elemente oder der Leidenschaften. So erklärten schon alte griechische Philosophen den Homer, deren Rationalismus den naiven Glauben des mythenbildenden Zeitalters nicht mehr verstand. Als später die christlichen Schriftsteller bei ihren Begriffen gegen die Religionen des Heidenthums sich wie natürlich grade auf die Dichter beriefen, die den Göttern so viele menschliche Schwachheiten beilegten, da nahmen die Vertheidiger des Hellenismus abermals zu der Erklärung ihre Zuflucht, die ganze Sage sei nur eine poetische Einkleidung ethischer oder physikalischer Systeme. Diese Erklärungsweise ist in neuester Zeit wieder aufgewärmt, und namentlich von Creuzer mit dem ganz aus der Luft gegriffenen Einfall verbunden worden: in grauer Urzeit sei aus dem fernen Osten oder dem geheimnißvollen Aegypten eine mit hoher Weisheit begabte Priesterschaft (die man sich ungefähr so vorstellte, wie Sarastro und sein Collegium in der Zauberflöte) eingewandert. Diese hätten den Griechen die wichtigsten moralischen und natürlichen Wahrheiten unter dem Schleier des Symbols mitgetheilt; denn ohne dasselbe würden die damals noch höchst barbarischen Bewohner von Hellas die ihnen zu offenbarenden Lehren nicht verstanden haben. Die ganze griechische Mythologie ist also nichts Anderes als ein in populäre Form gekleidetes System der wichtigsten Wahrheiten, welche die Natur, Gott und den Menschen betreffen. Diese allegorisch-symbolische Methode schien vor zwanzig bis dreißig Jahren durch J. H. Voß und Lobeck gründlich beseitigt zu sein, aber sie ist seitdem von neuem zum Vorschein gekommen, z. B. bei dem um griechische Topographie und Natur-

ſchilderung ſo höchſt verdienten Forchhammer. Vieles Einzelne in den griechiſchen Mythen läßt ſich allerdings nur allegoriſch erklären, verſucht man jedoch dies Princip auf die geſammte Maſſe der Sagen anzuwenden, ſo iſt man ſchon nach den erſten Schritten genöthigt, zu gezwungenen, halsbrechenden und völlig ungriechiſchen Deutungen und Klügeleien ſeine Zuflucht zu nehmen, deren Unnatürlichkeit nur dem nicht einleuchtet, der einmal der Sklaverei einer vorgefaßten Meinung verfallen iſt. Die Anhänger der allegoriſchen Methode ſind unter andern zu der Behauptung genöthigt, Homer habe die Bedeutung der von ihm geſungenen Götterſagen nicht mehr verſtanden; er erzähle z. B. den Hader zwiſchen Zeus und Hera mit feſtem Glauben an die buchſtäbliche Wahrheit ſeiner Erzählung, ohne zu ahnen, daß dieſe nichts weiter bedeute, als atmoſphäriſche Vorgänge.

Wenn dieſe allegoriſche Methode hauptſächlich zur Erklärung der Götterſagen angewendet worden iſt, ſo iſt dagegen von jeher die halbhiſtoriſche für die Heldenſage beliebter geweſen. Sie geht von der Vorausſetzung aus, daß in der Sage ein hiſtoriſcher Kern enthalten ſei, und ſucht denſelben durch Ablöſung alles Wunderbaren und Unmöglichen auszuſcheiden. Wir haben eine antike Probe dieſer Erklärungsweiſe in dem Buch eines gewiſſen Paläphatus. Nach ihm waren die Centauren (nach der Sage Söhne der Nephele d. h. Wolke) junge Leute aus dem Dorfe Nephele, die zuerſt Pferde dreſſirten. Aktäon wurde nicht wirklich von ſeinen Hunden gefreſſen, ſondern ruinirte ſich durch ſeine Liebhaberei für koſtſpielige Jagdhunde. Skylla, der Odyſſeus kaum entging, war kein Meerungeheuer, ſondern ein ſchnell ſegelndes Piratenſchiff u. ſ. w. Dies und ähnliches iſt freilich ſo abſurd, daß man hier die Unmöglichkeit der Methode auf den erſten Blick erkennt, aber nicht immer ſind ſo verzweifelte Mittel nothwendig, um den Mythus in hiſtoriſche Thatſache zu verwandeln. Faſt alle alten Hiſtoriker haben ihn auf dieſe Weiſe behandelt, und überall iſt es ihnen gelungen, durch Weglaſſungen, Zuſätze und Umänderungen eine Erzählung zu Stande zu bringen, die an ſich durchaus nichts Unglaubliches enthält, und der zur hiſtoriſchen Wahrheit weiter nichts fehlt, als ein von der Sage unabhängiges Zeugniß, um ihre Wirklichkeit zu erweiſen. So hat namentlich Thucydides an die zehnjährige Dauer des trojaniſchen Kriegs und an die in Schiffskatalogen angegebene Größe des griechiſchen Heeres unbedingt geglaubt; aber den Umſtand, daß eine ſo kleine Stadt von einer ſo großen Armee nicht in kürzerer Zeit eingenommen werden konnte, erklärt er nicht aus der Einmiſchung der Götter, ſondern daraus, daß die Griechen aus Mangel an Unterhalt ſich hätten theilen müſſen, um Getreide auf dem Cherſones zu bauen, und durch Eroberung der benachbarten Städte das Fehlende zu ergänzen. Dieſe Theorie wurde von dem Meſſanier Euemerus (zur Zeit Kaſſanders von Macedonien) auf die Spitze getrieben, der — vielleicht nur

in der Absicht, mit einer literarischen Paradoxie Aufsehn zu erregen — zuerst ausführte, alle Götter und Heroen seien nur ungewöhnliche hochbegabte Menschen gewesen, die nach ihrem Tode göttliche Verehrung erlangt hätten. Kein Buch ist später den christlichen Apologeten so willkommen gewesen, als die Uebersetzung, die der alte römische Dichter Ennius, der Freund des ältern Scipio von dieser „heiligen Geschichte" des Euemerus veranstaltet hatte; sie fanden hier den Boden für ihre Bemühungen geebnet und erklärten den bei den Griechen als Atheisten Verrufenen für einen ausgezeichneten Geschichtschreiber.

Grotes Kritik dieser Methode ist meisterhaft. Das Aeußerste, sagt er, was wir durch sie erreichen können, ist, daß wir durch Entkleidung der Mythe von allem Wunderbaren und Uebernatürlichen zu einer Reihe von wirklichen Ereignissen gelangen, die vielleicht wirklich vorgekommen sein mögen, und gegen die kein innerer Einwand erhoben werden kann. Das ist genau der Charakter eines gut geschriebenen modernen Romans (z. B. des Robinson), dessen ganze Erzählung von der Art ist, daß sie sich im wirklichen Leben ereignet haben kann; es ist wahrscheinliche Dichtung und nichts darüber. Die halbhistorische Theorie bringt es dahin (so hat es Zoega gut ausgedrückt), daß das Wunder aufhört, Wunder zu sein, ohne deshalb zur historischen Thatsache zu werden. Denn um dies zu bewirken, ist auch das höchste Maß innerer Wahrscheinlichkeit nicht hinreichend, ein äußeres an sich glaubliches Zeugniß wird dazu erfordert. Ein Mann, der uns sagt, daß an dem Tage der Schlacht von Platää auf der Stelle Regen fiel, wo nun die Stadt Neuyork steht, wird Glauben weder verdienen, noch erhalten, weil er nicht die Mittel gehabt haben kann, sich von diesem Vorgange in Kenntniß zu setzen, obgleich die Angabe an und für sich nicht im mindesten unwahrscheinlich ist. Andrerseits können an sich sehr unwahrscheinliche Angaben durch genügende Zeugnisse als Wahrheit erwiesen werden; so ist die Durchgrabung des Athos auf Befehl des Xerres und die Durchsegelung dieses Kanals durch die persische Flotte an sich sehr unwahrscheinlich, und deshalb von Juvenal als ein Beispiel griechischer Lügenhaftigkeit angeführt worden; aber sie ist so gut bezeugt, daß jetzt niemand an der Wahrheit der Thatsache zweifelt. Der trojanische Krieg, wenn man alles daraus wegläßt, was Thucydides daraus weggelassen hat, ist nicht unwahrscheinlicher als die Kreuzzüge; aber für die Wirklichkeit der Kreuzzüge haben wir genügende Zeugnisse der Zeitgenossen, für die des trojanischen Krieges kein anderes, als das der Sage. Wenn wir dieser nun für einen Theil ihres Berichtes die Autorität absprechen, mit welchem Recht legen wir ihr für einen andern Theil Autorität bei? Man hat den allgemeinen Glauben der Griechen an diese und andre Sagen als genügenden Beweis für das Vorhandensein einer zu Grunde liegenden Thatsache angesehn. Aber der Volksglaube bedarf zu seiner Entstehung einer solchen keineswegs, und wenn er

überhaupt für etwas zählt, zeugt er nicht für einen beliebig auszuweisenden Theil der Mythen, sondern für die ganzen und buchstäblichen Mythen. Von hundert Hindus glauben neunundneunzig, daß über die Insel Ceylon ein Ungeheuer, Namens Rawun herrschte, und daß eine von demselben entführte Prinzessin durch den berühmten Affengeneral Hamunan befreit worden sei; denn diese und ähnliche merkwürdige Geschichten stehen geschrieben, und nach dem Glauben der Hindus ist jedes Wort, das überhaupt im Sanskrit geschrieben ist, entweder von der Hand der Gottheit geschrieben oder doch durch sie inspirirt. Wird man auch hier, um den Affengeneral zu einer historischen Persönlichkeit zu machen, annehmen, er und seine Soldaten haben vielleicht ein etwas barockes Aeußere gehabt, wodurch sie sich die Satire ihrer Feinde zugezogen hätten?

Der weitverbreitete Glaube, daß den Mythen eine factische Basis zu Grunde liegen müsse, beruht darauf, daß moderne Kritiker unwillkürlich ihren eignen historischen Sinn, ihren eignen Maßstab für Annahme und Verwerfung überlieferter Dinge auf das mythenbildende Zeitalter übertragen; daß sie sich nicht entschließen können, diesem Zeitalter einen Grad von Leichtgläubigkeit beizulegen, der damals ebenso natürlich war, als er heutzutage unmöglich wäre. Jene Zeit war nicht blos unfähig, den Unterschied zwischen bezeugten Thatsachen und (für sie) wahrscheinlichen Dichtungen zu erkennen, sie hatte auch nicht einmal den Trieb und das Bedürfniß es zu thun. Ihr Glaube stand nicht als ein geistiger Act allein, er war aufs engste mit lebhafter Einbildungskraft und erregbarem Gefühl verbunden, und überall, wo die so empfänglichen Geister starke Eindrücke empfingen, folgte der Glaube unbewußt mit Nothwendigkeit.

Es ist außerdem (ich führe hier wieder Grotes eigene Worte an) eine sogar in unserm vorgeschrittenen Zeitalter viel zu umfangreich und unterscheidungslos angewandte Voraussetzung, daß nothwendigerweise etwas wahr sein muß, wo viel geglaubt wird, daß geglaubte Dichtung sich immer auf eine Basis historischer Wahrheit stützen müsse. Der Einfluß der Einbildungskraft und des Gefühls beschränkt sich nicht einfach auf den Proceß, Erzählungen, die ursprünglich auf eine Thatsache begründet sind, umzuschaffen, zu verändern oder auszuschmücken, er wird oft ohne eine solche vorläufige Basis neue eigne Erzählungen schaffen. Wo es ein Gefühl gibt, das alle Menschen, die in einer Gesellschaft leben, durchdringt, mag es ein religiöses oder politisches sein, mag es Liebe, Bewunderung oder Abneigung sein, da werden alle Ereignisse, die dieses Gefühl in ein helles Licht zu setzen suchen, mit Begierde begrüßt, reißend in Umlauf gesetzt und in der Regel leicht geglaubt. Wenn wirkliche Ereignisse nicht zur Hand sind, so wird man ergreifende Dichtungen erfinden, um das Verlangen zu befriedigen. Die vollkommene Uebereinstimmung solcher

Dichtungen mit dem vorherrschenden Gefühle nimmt die Stelle eines bestätigenden Zeugnisses ein und veranlaßt die Menschen, sie nicht nur mit gläubigem Vertrauen, sondern auch mit Vergnügen zu vernehmen; sie in Frage zu stellen und einen Beweis zu verlangen ist eine Arbeit, die nicht unternommen werden kann, ohne auf Widerspruch zu stoßen. Reichliche Belege für diese Neigung des menschlichen Geistes liefern die unzüchtigen religiösen Sagen, die in verschiedenen Theilen der Welt Circulation erlangt haben und an denen kein Land fruchtbarer war als Griechenland; Sagen, die ihren Ursprung nicht in besondern, falsch erzählten und übertriebenen Thatsachen hatten, sondern in den die Gesellschaft durchdringender frommen, durch strebsame, phantasievolle Geister in eine Erzählung übertragenen Geschichten; Sagen endlich, in denen nicht nur die Ereignisse, sondern oft auch die Personen unwirklich sind, in denen jedoch das sie erzeugende Gefühl, das sich seinen eignen Stoff so wie seine eigne Form schafft, deutlich erkennbar ist. Auch andere Gefühle werden ebensogut wie die religiösen, vorausgesetzt daß sie lebhaft und weit verbreitet sind, ihren Ausdruck in einer cursirenden Erzählung finden und Theile des allgemeinen Volksglaubens werden; jeder gefeierte und bekannte Charakter ist die Quelle von tausend Dichtungen, die seine Eigenthümlichkeiten als Muster aufstellen. Und wenn es wahr ist, wie meiner Meinung nach die gegenwärtige Bemerkung zeigen wird, daß diese schöpferische Thätigkeit auch jetzt noch sichtbar und wirksam ist, in einer Zeit, wo die Materialien echter Geschichte reichhaltig sind und kritisch studirt werden, so ist unser Schluß noch weit mehr verbürgt, daß in Perioden ohne die Kenntniß eines historischen Zeugnisses und voll von dem Glauben an göttliche Eingebungen über die Zukunft und Vergangenheit, rein erdichtete Erzählungen leicht ein zweifelloses Vertrauen erlangen werden, wenn sie nur wahrscheinlich und mit den vorgefaßten Ideen der Zuhörer in Einklang sind.

Am schlagendsten beweisen für die Wahrheit dieser Deduction Beispiele ähnlicher Vorgänge aus Zeiten, die uns näher liegen, und über deren Natur gegenwärtig niemand im Zweifel ist. Bekanntlich leiten die alten englischen Chronisten die Abstammung ihrer Nation von dem Trojaner Brutus ab, und verzeichneten von da ab die Könige bis auf Julius Cäsar in regelmäßiger chronologischer Folge mit den bezüglichen Jahreszahlen. Als sich zuerst Zweifel gegen die Wahrheit dieser Ueberlieferung erhoben, wurde sie genau mit denselben Gründen vertheidigt, mit denen jetzt die Behauptung begründet wird, etwas Wahres müsse den griechischen Heldensagen zu Grunde liegen. Die Worte, mit denen Milton in seiner Geschichte Englands seine Ansicht hierüber ausspricht, könnten heute vor einem mit festen Glauben an die Realität von Cecrops, Kadmus, Danaus und ihres Gleichen erfüllten Alterthumsforscher geschrieben sein: nur daß das Räsonnement dieser altgläubigen Herren nicht immer so rationell ist, als das des Dichters des verlornen Paradieses. Man

höre Milton selbst. Nachdem er kurz die Sagen von Samothes, dem Sohne Japhats, Albion, dem Sohne Neptuns u. s. w. berührt hat, fährt er fort: „Der Brutus aber und sein Geschlecht mit allen seinen königlichen Nachkommen bis zum Auftreten Julius Cäsars können wir nicht so leicht beseitigen, nicht so leicht die lange fortgeführten Stammbäume, Gesetze und Thaten, die nicht schlechthin erborgt zu sein scheinen und die keinen geringen Eindruck auf den allgemeinen Glauben gemacht haben; sie werden von vielen vertheidigt, nur von wenigen gänzlich geläugnet. Denn obgleich Brutus und der ganze Anspruch auf die Abstammung von Troja aufgegeben ist, da man sah, daß diejenigen, die zuerst für uns einen berühmten Ahnherrn erfanden, anfangs mit dem Consul Brutus zufrieden waren, bis eine bessere Erfindung, wiewol nicht geneigt den Namen fahren zu lassen, sie lehrte, ihn in ein fabelhafteres Zeitalter zu entfernen, und daß sie hierdurch auf die Sagen von Troja stoßend da den Stammbaum anfügten, aus dem Streben die Briten aus derselben Quelle herzuleiten wie die Römer: so kann man doch nicht ohne zu große Ungläubigkeit annehmen, daß diese alten eingebornen Könige nie wirkliche Personen gewesen seien, oder daß sie in ihrem Leben nicht wenigstens einen Theil von dem, was überliefert ist, sollten gethan haben. Aus diesen und den oben erwähnten Gründen habe ich das, was bei so vielen Billigung erlangt hat, nicht übergehen mögen. Ob es gewiß oder ungewiß ist, das möge von der Glaubwürdigkeit derer abhängen, denen ich folgen muß; so weit als es sich von dem Unmöglichen oder Abgeschmackten fern hält, und von alten Schriftstellern aus ältern Büchern belegt wird, weigere ich mich nicht, es als den gehörigen und geeigneten Gegenstand der Geschichte anzuerkennen."

Dies Räsonnement, welches von dem Grundsatz ausgeht, daß, wo viel Dichtung ist, auch einige Wahrheit sein müsse, wird heute noch immer wiederholt, zwar nicht mehr in Bezug auf die Nachkommen des Königs Brutus, aber doch mit Bezug auf die Urgeschichte Roms und das Sagenzeitalter Griechenlands. So oft eine Ueberlieferung, die lange Zeit entweder als reine Geschichte oder als Conglomerat von Geschichte und Sage gegolten hat, völlig umgeworfen wird, erhebt sich ein allgemeines Wehklagen aller guten Seelen über diesen gemüthlosen Skepticismus, dem nichts heilig ist, und diese sophistische Hyperkritik, die das von so vielen trefflichen Autoren Bezeugte zu verdächtigen wagt. Ist der Angriff gegen die Ueberlieferung so mächtig und unwiderstehlich, wie ihn Niebuhr gegen die Urgeschichte Roms machte, so kann man freilich nicht gradezu widersprechen, wenn man nicht alles Urtheils baar ist (wie z. B. in diesem Punkt die meisten italienischen Gelehrten); aber schwache Gemüther können sich ebensowenig entschließen, der süßen Gewohnheit des Glaubens völlig zu entsagen, als gegen die bündigen Beweise der negirenden Kritik sich ganz zu verstocken. Sie suchen wenigstens einen Theil zu retten und behaup-

ten, wenn auch vieles, so könne doch nicht alles erfunden sein. Grote hat richtig vorausgesehn, daß seine Behandlung der griechischen Sagengeschichte das Mißvergnügen vieler Leser erregen werde: sowol ein englischer als ein deutscher Recensent haben getadelt, daß er die Nothwendigkeit einer thatsächlichen Basis der Mythen in Abrede gestellt hat. Daß sie eine thatsächliche Basis haben können, hat er nirgend geleugnet; aber wol, daß der etwaige factische Inhalt von uns ermittelt werden kann, da wir nicht im Stande sind, ihn von der Dichtung zu sondern, mit der er innig verknüpft ist.

Unter den Erzählungen der griechischen Sage, die von jeher nur als ausgeschmückte Geschichte angesehn worden sind und es noch heute werden, nimmt der trojanische Krieg die erste Stelle ein, der noch immer in unsern chronologischen Tabellen als eine stattliche Ausfüllung des fernen Jahrzehnts von 1197 bis 1187 vor Christus prangt. Aber für die rationelle Kritik ist auch er nur eine Sage und nichts weiter. Ob diese Sage auf einem wirklichen Factum, einer wirklichen Expedition von Griechen gegen Asiaten beruht oder nicht, das können wir hier, wie in jedem andern ähnlichen Fall, weder bejahen noch verneinen. Die Sage ist unsre einzige Berichterstatterin. Wir versagen ihr den Glauben für den interessantesten Theil ihrer Erzählung; wir glauben nicht, daß die schöne Helena die Ursache des Krieges war — schon Herodot war überzeugt, daß sie nicht in Trojas Mauern gewesen sei, weil ja die Trojaner und Priamus hätten verrückt sein müssen, hätten sie sie nicht ausgeliefert — noch an die Hilfe der Amazonen, noch an den Sohn der Eos, noch an das hölzerne Pferd. Wollen wir also consequent sein, so dürfen wir ebensowenig das Uebrige auf das Zeugniß der Sage allein glauben, und ein andres gibt es nicht. Die Möglichkeit eines Krieges, aus dem sie entsprungen sein könnte, kann nicht geleugnet, aber die Gewißheit ebensowenig behauptet werden.

Jeder Versuch, eine sagenhafte Ueberlieferung als geschichtliches Factum zu behandeln, deckt sogleich eine Menge von Widersprüchen und Unmöglichkeiten auf. Die Sage kehrt sich bei ihren Erfindungen nie an die Gesetze der Wirklichkeit, sie fragt weder nach den Schranken der Zeit noch des Raums. Legt man also den Maßstab realer Voraussetzungen an ihre Erzählungen, so erscheint als ein monströses Durcheinander wunderlich gestalteter Trümmern, was in der Ferne und in ungewissem Dämmerlicht betrachtet ein glänzendes, imposantes, farbenprangendes Gebäude war. Die historische Kritik einer Sage oder eines Gedichts, das die Sage zum Gegenstand hat, ist ebenso widersinnig wie die Betrachtung einer auf Fernwirkung berechneten Farbenskizze durch das Mikroskop.

Diese Widersinnigkeit hat sich Napoleon zu Schulden kommen lassen, als er in seiner unfreiwilligen Muße zu St. Helena sich herabließ, das zweite Buch der virgilischen Aeneide zu kritisiren, und seine Bemerkungen, so sehr sie

die Unmöglichkeit seiner Methode und die Unanwendbarkeit einer solchen Beurtheilung auf eine solche Erzählung zeigen, sind zugleich höchst charakteristisch für die durchdringende Schärfe, mit welcher dieser große Geist die Gegenstände seiner Aufmerksamkeit zergliederte.

„Die Krieger," dictirte Napoleon seinem Kammerdiener Marchand*), „die in dem hölzernen Pferde, das Sinon öffnet, eingeschlossen sind, kommen nicht eher heraus, als bis die griechische Flotte das Heer ans Land gesetzt hat; diese verläßt aber Tenedos nicht eher, als bis alles schläft und die Nacht finster ist, also nicht vor ein Uhr Morgens; überdies würde die trojanische Wache nicht vor dieser Zeit eingeschlafen gewesen sein, so daß Sinon die Thür des hölzernen Pferdes hätte öffnen können. Folglich geht die gänzliche Zerstörung Trojas, wie sie in diesem Buch beschrieben ist, zwischen ein Uhr und Sonnenaufgang vor sich d. h. in drei oder vier Stunden. Dies ist absurd. Um Troja einzunehmen, zu verbrennen und zu zerstören, waren mindestens vierzehn Tage erforderlich. Troja besaß eine Armee; diese Armee verließ die Stadt nicht, sie muß sich also in allen Palästen vertheidigt haben. Aeneas, der in seines Vaters Palast in einem Gehölz eine halbe Lieue von Troja entfernt wohnt, erfährt die Einnahme und Verbrennung der Stadt durch Hectors Geist. Selbst wenn das Haus des Anchises zwei Lieues entfernt gewesen wäre, würde der Lärm des Getümmels bei der Einnahme der Stadt und die Hitze des Brandes Menschen und Thiere erweckt haben. Troja fiel nicht in einer Nacht, besonders einer so kurzen, und selbst wenn die vertheidigende Armee die Stadt geräumt hätte, hätte die griechische mehre Tage bedurft, um sie in Besitz zu nehmen und zu zerstören. Aeneas war nicht der einzige Krieger in Troja, und doch spricht der Dichter von keinem andern. Die zahlreichen Helden, die in der Iliade eine so glänzende Rolle spielen, müssen im Stande gewesen sein, jeder den Bezirk seiner Wohnung zu vertheidigen.

Ein Thurm, dessen Spitze zum Himmel ragte, muß ohne Zweifel von Stein gebaut gewesen sein; man begreift nicht, wie Aeneas ihn in wenig Augenblicken und mit der Hilfe einiger eiserner Hebel auf die Köpfe der Griechen herabstürzen konnte. Hätte Homer die Einnahme Trojas beschrieben, so würde er sie nicht wie die Einnahme eines Forts behandelt, sondern die nöthige Zeit verwendet haben d. h. mindestens acht Tage und acht Nächte. Wenn man die Ilias liest, fühlt man überall, daß Homer den Krieg aus eigner Erfahrung kannte, und daß er nicht wie seine Commentatoren sagen, sein Leben in den Schulen von Chios zubrachte: wenn man die Aeneide liest, fühlt man, daß es das Werk eines Buchgelehrten ist, der das wirkliche Leben nicht kannte. Es ist unbegreiflich, was Virgil bewegen konnte, die Einnahme,

*) Aus dem précis des guerres de César par Napoléon, écrit par M. Marchand à l'île Sainte Helène sous la dictée de l'empereur. Paris 1836.

Verbrennung und Plünderung Trojas in wenigen Stunden anzufangen und zu beenden! Nach seiner Darstellung soll sogar überdies noch in dieser kurzen Zeit der ganze Reichthum der Stadt in Centralmagazine zusammengebracht worden sein. Das Haus des Anchises muß sehr nahe bei der Stadt gewesen sein, denn während dieser wenigen Stunden und trotz des Gefechts geht Aeneas mehrmals dahin. Scipio brauchte siebzehn Tage, um Karthago zu verbrennen, obwol es von seinen Bewohnern verlassen war; der Brand von Moskau dauerte elf Tage, obwol es größtentheils aus Holz gebaut war; und bei einer Stadt von solcher Größe bedarf die erobernde Armee mehre Tage zur Besitznahme. Nun war Troja eine große Stadt; denn die Griechen, die 100,000 Mann hatten, machten nie den Versuch, sie zu blokiren. Als Aeneas in derselben Nacht nach Troja zurückkehrt, findet er Ulysses die durch die Plünderung aufgehäuften Schätze bewachend. Dazu allein waren vierzehn Tage erforderlich, und mitten in dem Tumult einer mit Sturm genommenen Stadt unterhält man sich nicht damit, Schätze in Centralmagazine zusammenzuschleppen.

Bei Tagesanbruch, sagt der Dichter, trifft Aeneas wieder mit seinen Gefährten zusammen. Folglich ist zwischen ein und vier Uhr Morgens d. h. in drei Stunden Folgendes vorgegangen. Aeneas ist nach Troja gegangen, hat alle Kämpfe mitgemacht, die er beschreibt, hat Priamus Palast vertheidigt, ist zurückgekehrt, um Kreusa in der Stadt zu sehn, und hat sie vollständig erobert gefunden, so daß nirgend mehr Widerstand geleistet wird, auf allen Punkten vom Feinde besetzt, völlig durch Feuer zerstört, und die für die Beute bestimmten Magazine bereits geschlossen. So sollte kein epischer Dichter verfahren, und so ist der Gang der Ereignisse nicht in der Iliade. Agamemnons Tagebuch würde nicht genauer sein in Bezug auf Entfernungen und Zeiten und die Wahrscheinlichkeit militärischer Operationen als dieses epische Meisterstück ist."

Bei dieser Vergleichung von Homer und Virgil, die so sehr zu Gunsten des erstern ausfällt, ist das freilich wahr, daß die Schilderungen der Kämpfe in der Iliade überall Autopsie solcher Scenen voraussetzen, was in der Aeneide nicht der Fall ist; und daß sie folglich auch abgesehn von der unendlich größern Begabung der homerischen Dichter eine ganz andere Realität haben, als die Phantasiegemälde Virgils. Will man jedoch die Iliade wie ein Tagebuch des commandirenden Feldherrn beurtheilen, so wird man auf nicht viel weniger Unmöglichkeiten und Absurditäten stoßen, als in der Aeneide, und wie wenig begründet Napoleons Lob ist, zeigt jede in Wolfs oder Lachmanns Sinne geschriebene Kritik der Iliade. Bekanntlich hat Lachmann die Widersprüche grade in Bezug auf Zeit und Raum und die militärischen und andere Unwahrscheinlichkeiten so groß gefunden, daß er daraus die Entstehung des Gedichts aus vielen ursprünglich nicht zusammenhängenden Balladen oder Liedern gefolgert hat. Einige von diesen Unmöglichkeiten sind in der That so in die

Augen fallend, daß sie sich nur aus dem Bestreben erklären lassen, Gesänge, die auf verschiedenen Voraussetzungen beruhten, miteinander zu verbinden. So wird z. B. im siebenten Buch der Ilias die Mauer, die das ganze griechische Lager umzieht, nebst dem dazu gehörigen Graben in einem Tage fertig, offenbar ein späterer Zusatz, um die folgenden Gesänge, in denen eine Mauer vorkommt, mit den ersten sieben, in denen keine Spur davon ist, in Einklang zu bringen. Von andern kaum minder großen Unwahrscheinlichkeiten gestand jedoch selbst Lachmann, der Dichter habe sie sich erlauben dürfen, weil es die Oekonomie des Gedichts verlangt hätte, z. B. läßt sich Priamus im zehnten Jahr der Belagerung von Troja von Helena die hervorragendsten griechischen Helden nennen, die er doch viel genauer hätte kennen sollen, als für ihn wünschenswerth war. Während nun aber bei diesen beiden Beispielen die Kritiker aller Farben im Ganzen übereinstimmen, daß die erste eine unerlaubte, die zweite eine erlaubte sei, können sie sich in hundert andern Fällen nicht einigen.

Merkwürdig ist übrigens, daß Napoleon nicht nur bei der Angabe der Zeit für den Brand von Karthago, sondern auch für den von Moskau geirrt hat. Die Zahl der Tage, welche der erstere dauerte, kann nicht genau ermittelt werden, der letztere aber fing in der Nacht vom 14. auf den 15. September an und hörte den 20. auf.

Wenn die Schilderung der Eroberung von Troja nicht nach strategischen Principien beurtheilt werden darf, so zeigen Napoleons Bemerkungen über das hölzerne Pferd noch schlagender die Unstatthaftigkeit seiner Kritik. „Das hölzerne Pferd," sagt er, „mag eine Volkssage gewesen sein, aber diese Sage ist lächerlich und eines epischen Gedichts ganz unwürdig. Nichts Aehnliches kommt in der Iliade vor, wo alles der Wirklichkeit und den Gesetzen des Krieges angemessen ist. Wie kann man annehmen, daß die Trojaner so einfältig gewesen sein werden, nicht einmal ein Fischerboot nach der Insel Tenedos zu schicken, um zu ermitteln, ob die 1000 Schiffe der Griechen dort geblieben waren, oder sich wirklich entfernt hatten? Aber in der That konnte der Ankerplatz von Tenedos von der Spitze der Thürme von Troja gesehn werden. Wie kann man glauben, daß Ulysses und die ausgewählten Leute der Griechen so sinnlos gewesen sein sollten, sich selbst in das hölzerne Pferd einzuschließen, das heißt, sich mit gebundenen Händen und Füßen ihren unversöhnlichen Feinden zu überliefern? Angenommen, daß das Pferd nur 100 Krieger enthielt, so muß sein Gewicht enorm gewesen sein, und es ist nicht wahrscheinlich, daß es selbst von dem Seestrande bis zu den Mauern von Troja in einem Tage gebracht werden konnte, besonders da es über zwei Flüsse geschafft werden mußte."

„Die ganze Episode von Sinon ist unwahrscheinlich und absurd; der Aufwand von Talent, den Virgil macht, und die Schönheit der Rede die er ihm

in den Mund legt, vermindern die Absurdität durchaus nicht. Aber es ist freilich nothwendig, daß das Pferd in die Stadt an demselben Tage gebracht wird, an dem die Griechen sich entfernen; denn sonst würde es noch unglaublicher sein, daß 1000 griechische Schiffe so nahe bei Troja verborgen bleiben konnten."

„Die schöne und fesselnde Episode von Laokoon bedarf keines Lobes, kann aber die Abgeschmacktheit in der Handlungsweise der Trojaner nicht vermindern; denn es wäre leicht gewesen, das hölzerne Pferd wenige Tage an seinem Platz im freien Felde zu lassen und sich zu versichern, daß die feindliche Flotte wirklich davon gesegelt sei, ehe man daran ging die Mauern einzureißen, um das hölzerne Pferd in die Stadt zu lassen."

Freilich ist die Handlungsweise der Trojaner nach strategischen Principien nicht zu entschuldigen. Aber abgesehn davon, daß sie nach diesen ebensowenig beurtheilt werden darf, als die Kämpfe der Ritter von der Tafelrunde oder der Nibelungen, bedarf es wol kaum noch einer Erinnerung, daß grade die Bethörung der Trojaner, die sie selbst zum Werkzeuge ihrer eignen Vernichtung macht, ein wesentliches Moment der Sage ist. Auch hier ist übrigens wieder die Herabsetzung Virgils gegen Homer ungerecht; denn wenn in der Iliade das hölzerne Pferd nicht vorkommt, so geschieht dies nur darum, weil die Eroberung Trojas in dem Gedicht nicht erzählt wird; in der Odyssee aber wird es ganz ausdrücklich erwähnt.

Die alten Erklärer Virgils, welche die Sache von demselben Standpunkt aus betrachteten, als Napoleon, haben verzweifelte Anstrengungen gemacht, um das hölzerne Pferd zu retten, ohne die historische Wahrscheinlichkeit aufzugeben. Einige sagen, es sei eine Belagerungsmaschine gewesen, die den Namen Pferd geführt habe, so wie andre Widder und Schildkröten hießen, andre, über dem Thor, das der Verräther Antenor den Griechen öffnete, sei als Erkennungszeichen ein Pferd gemalt gewesen; noch andere, daß „Pferd" die griechische Parole beim Sturm gewesen sei; endlich gab es auch die für einen Taktiker haarsträubende Erklärung, Troja sei in einem Cavaleriegefecht eingenommen worden. Aber dergleichen Lächerlichkeiten sind die unvermeidlichen Consequenzen der Voraussetzung, daß ein historischer Kern in jeder Sage enthalten sein müsse, und daß es möglich sei, ihn aus seinen Hüllen herauszulösen.

# Geſchichte der deutſchen Kaiſerzeit.

Von Wilhelm Gieſebrecht. Zweiter Band. Erſte Lieferung. Geſchichte Heinrichs II. und Konrads II. Braunſchweig, Schwetſchke und Sohn. —

Der Verfaſſer dieſes Werks hat in der letzten Zeit die durch Drumanns Rücktritt erledigte Profeſſur der Geſchichte in Königsberg erhalten. In wieweit er die Fächer der alten Geſchichte und der Culturgeſchichte, um die ſich Drumann ſeiner Zeit ein ſo eigenthümliches Verdienſt erworben hat, ausfüllen wird, muß die Zeit lehren. Wenn aber das Verdienſt des Geſchichtforſchers hauptſächlich im gründlichen, gewiſſenhaften und allſeitigen Quellenſtudium beruht, ſo dürften wol wenige ſo geeignet ſein, der Univerſität den ehrenvollen Ruf zu erhalten, den der Verfaſſer der römiſchen Geſchichte ſich und ſeiner Stelle erworben hat. Die deutſche Kaiſergeſchichte, von der uns gegenwärtig ſchon ein ſehr umfangreicher Theil vorliegt, läßt in Bezug auf die Gediegenheit der Forſchung nichts zu wünſchen übrig. Wenn der Verfaſſer fortfährt, das ungeheure Gebiet der deutſchen Geſchichte in einer ähnlichen monographiſchen Weiſe zu behandeln, ſo wird das Werk in dieſer Beziehung ohne Gleichen daſtehen, und wir werden endlich für die umfangreichen Vorarbeiten, die jetzt ſchon über ein Menſchenalter hinaus nicht blos mit der ganzen Energie des deutſchen Fleißes, ſondern auch mit dem eindringenden Verſtändniß einer ſyſtematiſchen Schule fortgeſetzt werden, einen würdigen Abſchluß finden.

Freilich geht der Geſchichtſchreiber nicht ganz in den Geſchichtforſcher auf, und hier haben wir ſchon bei der Anzeige des erſten Bandes auf einige Bedenken hingedeutet, die auch durch dieſe neue Lieferung nicht ganz beſeitigt ſind. Verſinnlichen wir uns zunächſt den Zweck des Werks, ſo kann kein Zweifel darüber obwalten, daß es nicht blos für die Gelehrten, ſondern für das größere Publicum beſtimmt iſt; und in der That, welcher Stoff könnte würdiger ſein, die fortdauernde Theilnahme der Nation ſich zu erwerben, als ihre eigne Geſchichte. Freilich wird man vorausſetzen müſſen, daß der Umfang des Werks weit über die Gewohnheiten des Leſepublicums hinausgehen wird. Es hat ſich aber bei mehren neuern Schriften gezeigt, daß dieſer Umfang nur ein ſcheinbarer Uebelſtand iſt. Wenn ſich das Publicum für den Stoff und die Behandlung wirklich intereſſirt, ſo läßt es ſich durch die Zahl der Bände nicht abſchrecken. Für die Geſchichte wie für das Epos iſt eine gewiſſe Breite nothwendig, und eine Schreibart wie die von Ranke und Mommſen, die, ſo verſchieden ſie in ihrem Weſen ſein mögen, darin übereinkommen, daß ſie nur für den Kenner arbeiten, kann niemals die allgemeine werden. Es iſt nicht nöthig, daß in jedem neuen Werk ſo viel neue geiſtvolle, frappante Geſichtspunkte und Perſpectiven eröffnet werden, als es bei jenen beiden

Geſchichtſchreibern der Fall iſt. Aber Eins wird man vom Geſchichtſchreiber mit Recht verlangen: er muß gut zu erzählen verſtehen.

Und hier iſt nicht zu leugnen, daß wir Deutſche ſowol die Engländer als die Franzoſen zu beneiden haben. Wenn wir mit Freude darauf hindeuten konnten, daß die neueſte Zeit in der Geſchichtſchreibung einen außerordentlichen Fortſchritt repräſentirt, ſo merkt man doch auch bei den beſten Werken die Anſtrengung heraus, ſich aus der Gewohnheit der philoſophiſchen Betrachtung und der Reflexion zu befreien und einfach darzuſtellen. Wir haben vor einigen Wochen den franzöſiſchen Geſchichtſchreiber Thierry analyſirt, der freilich unter den Franzoſen der glänzendſte iſt, und dem in der Kunſt des Stils nur noch Macaulay zur Seite ſteht. Es iſt nun eine charakteriſtiſche Erſcheinung, daß ſich grade unter unſern ſtrengen Gelehrten gegen dieſe beiden Männer ein großes Mißfallen regt. Man ſucht mit Behagen die einzelnen Schnitzer hervor, die ſie gemacht haben, und die ſie in der That hätten vermeiden ſollen, aber es ſieht dann faſt ſo aus, als ob ihre ganzen Werke aus ſolchen Schnitzern beſtänden. Ja es gibt gewichtige Stimmen in Deutſchland, die ſich über Thierry und Macaulay ſo ausſprechen, als ob man es mit leichtſinnigen Schöngeiſtern der gewöhnlichen Art zu thun hätte. Das Volk hat anders geurtheilt, und mit Recht. Die einzelnen Fehler, die ſie gemacht haben, ſind leicht zu verbeſſern; man kann ſie allenfalls in der Form eines Druckfehlerverzeichniſſes in den Nachtrag bringen; die hinreißende Gewalt der Beredtſamkeit, die ſie auszeichnet, wird dadurch nicht verkümmert. Allerdings liegt in der Neigung, ſchön und intereſſant darzuſtellen, ein Bedenken, denn auch das kann man handwerksmäßig betreiben, wie uns das Beiſpiel von Capefigue, Lamartine und vielen andern leichtſinnigen franzöſiſchen Geſchichtſchreibern zeigt; aber im Grund iſt es doch nur ein Mißverſtändniß, wenn man in dieſem Fall von einer ſchönen Darſtellung redet. Schön iſt die hiſtoriſche Darſtellung nur dann, wenn ſie dem Gegenſtand vollſtändig entſpricht.

Sowol die Engländer wie die Franzoſen ſind durch ihre Sprache ſehr begünſtigt; die Engländer durch ihre Fertigkeit in der humoriſtiſchen Darſtellung, die ſchon im Gloſſar ihnen einen unendlich reichen Schatz von Farbe und Detail gibt. Wenn ſie eine Situation im Einzelnen ausmalen wollen, ſteht ihnen eine überreiche Fülle ſinnlicher Anſchauungen zu Gebote, und in der Gruppirung derſelben haben ſie eine ſehr ſichere Technik erworben. Die Franzoſen dagegen ſind durch die vielgeſchmähte Akademie und den vielgeſchmähten Boileau daran gewöhnt, ſchnell und augenblicklich eine zweckmäßige Wahl zu treffen. Ein Franzoſe würde es nicht wagen, ſeinem Auditorium ſo viel Details vorzuführen, als Macaulay, denn dazu würde es demſelben an Geduld fehlen; aber mit ſicherm Blick entdeckt er bei der erſten Bekanntſchaft mit ſeinem Gegenſtand die charakteriſtiſchen Züge und ſtellt ſie in ſtrenger logiſcher

oder militärischer Ordnung so zusammen, daß die innern Beziehungen klar hervortreten. Er wird oft vorschnell sein und den Abschluß machen, ehe er die nöthigen Vorarbeiten beendet hat, aber er wird wenigstens stets im Stande sein, das, was er weiß oder was er glaubt, seinen Lesern deutlich zu machen. Die schlechten Schriftsteller, die sich neuerdings in einer halbbelletristischen Form über ernsthafte Gegenstände auslassen, treten aus dem eigentlich französischen Geist heraus. Es ist bei ihnen nicht Natur, sondern Koketterie.

Uns Deutschen fehlt in unserer Erziehung das Eine wie das Andere. Die Franzosen und Engländer, welche die richtige Schule durchgemacht haben, dürfen sich ruhig dem Genius ihrer Sprache überlassen, sie haben sich nur um den Inhalt zu kümmern, die Form findet sich von selbst. Die Neuerungen, die man seit dem Ende der zwanziger Jahre in beiden Sprachen eingeführt hat, haben dieselben im Wesentlichen nur bereichert, ihren Charakter aber nicht zerstört. Wir sind dagegen seit einem Menschenalter in der Sicherheit der Sprache keineswegs vorwärts gekommen. Um Lessing und Goethe gar nicht zu erwähnen, wir dürfen nur einen beliebigen Aufsatz von Schlegel in die Hand nehmen, um uns zu überzeugen, wie schwer es uns wird, jetzt auch nur so klar zu schreiben, wie dieser gewiß nicht übertrieben klare Kopf. — Gewiß verdienen Männer wie Grimm, Niebuhr, Hegel, Schelling ꝛc. alle Verehrung; aber denken wir daran, daß jeder von ihnen einen Kreis zahlreicher Verehrer und Nachahmer um sich gesammelt hat, und nehmen wir dann noch etwa Jean Paul und Tieck dazu, die gleichfalls stilistisch einen sehr großen Einfluß ausgeübt haben, so werden wir uns nicht wundern, wenn wir sehen, daß jeder einzelne Schriftsteller sich erst mit Anstrengung eine eigne deutsche Sprache zubereiten muß. Das grimmsche Wörterbuch ist ein staunenswürdiges und für jeden Freund beschaulicher Studien höchst erfreuliches Unternehmen; aber wollte Gott, wir hätten daneben auch ein Dictionnaire de l'academie. Nicht selten ist es bei uns nothwendig, daß die Schriftsteller in den Anhang ein Privatlexikon setzen, ja zuweilen könnte auch eine Privatgrammatik nicht schaden. Es ist leichter, auf den Uebelstand hinzudeuten, als ihn zu beseitigen. So viel ist gewiß, daß bei uns jeder Schriftsteller in den Jahren seiner schöpferischen Kraft die linguistischen Studien nachholen muß, die auf der Schule und Universität zu keinem Abschluß gekommen sind. Es kommt noch ein zweiter Umstand dazu. Es gab eine Zeit in der deutschen Literatur, und sie ist noch nicht ganz vorüber, wo die größten Gelehrten es nicht nur mit ihrer Gelehrsamkeit vereinbar, sondern als charakteristisch für dieselbe hielten, in der Form unbeholfen zu sein, wo sie regelmäßig bei einem ungewöhnlich hervortretenden stilistischen Talent den Verdacht des Dilettantismus schöpften. Wenn die französischen Gelehrten durch ihre Artikel in dem Journal de Savants oder auch in der Revue des deux mondes, wenn die britischen Gelehrten durch

ihre Essays in den verschiedenen Reviews die Schätze ihres Wissens der Menge mittheilten, so hielten das unsere Puritaner für eine Entweihung der wahren Wissenschaft und für eine höchst bedenkliche Hinneigung zum Dilettantismus. Wie dem auch sei, die historische Kunst ist durch unsere Enthaltsamkeit gewiß nicht gefördert, und auch nach dieser Seite hin haben wir alle für die Sünden unserer Väter zu büßen.

Herr Giesebrecht hält bei der Bedeutung seiner Sache eine gewisse Würde in der Sprache für nothwendig; sein Stil ist fast durchweg schwungvoll zu nennen. Wir sind mit dem Princip einverstanden, können aber nicht leugnen, daß er sich dadurch seine Sache noch erschwert hat. Männer wie Schlosser, die einen populären Ton anschlagen, sind darin viel glücklicher. Was ihrer Form an Würde und Glanz fehlt, gewinnt sie an Eindringlichkeit, an Leben. Giesebrechts Sprache fehlt es vornehmlich an Leben, und wir glauben, daß sie sehr gewinnen wird, wenn er mehr nach Einfachheit strebt. Vereinfachung des Satzbaues, sorgfältige Ausmerzung aller unnützen Adjective und Uebergangswörter, und namentlich Vermeidung der durch Schiller eingeführten schwungvollen Terminologie, die bei einem größern Werk ermüdet, würden wir als äußere Hilfsmittel empfehlen. Freilich müßte auch noch eine sorgfältigere Gruppirung der Erzählungen dazu kommen. Der Geschichtschreiber muß es vermeiden, irgend etwas nebenbei zu erzählen; jede einzelne Geschichte verlangt ein abgerundetes Bild. Die Wärme, mit der sich Giesebrecht z. B. des Kaiser Heinrich II. annimmt, der von den meisten frühern Geschichtschreibern eine üble Behandlung erfuhr, ist an sich sehr achtungswerth, aber sie verführt den Verfasser, in der ganzen Behandlung dieses Kaisers einen erhöhten Ton beizubehalten. Wenn man nun erwägt, daß die spätern Kaiser mit größerm Recht wieder eine ähnliche Wärme der Empfindung und infolge dessen eine neue Erhöhung der Form mit sich führen, so erweckt das für die Stimmung des Ganzen ein ungünstiges Vorurtheil. Man erlaube uns, die Sache mit so nackten Worten als möglich auszusprechen. Der Geschichtschreiber als solcher, abgesehen von den Functionen der Geschichtsforschung und der pädagogischen Wirksamkeit, hat die Aufgabe, das Interesse seines Publicums anzuregen, oder um einen noch stärkern Ausdruck anzuwenden, das Publicum zu amüsiren, wenn auch freilich durch wahre Geschichten. Je streng wissenschaftlicher er früher geforscht hat, desto leichter wird es ihm werden, diesen Zweck zu erreichen, denn desto reicher ist sein Material, aus dem er das Interessante auswählen kann, desto lebhafter gehn ihm die leitenden Gesichtspunkte auf. Die patriotische Empfindung soll er hervorrufen, und das geschieht am besten dadurch, daß er durch lebendige anschauliche Schilderung der Phantasie die Vergangenheit wiederherstellt; aber er soll sie nicht zur Schau tragen; denn einmal ist nicht jede Periode im Stande, zum Ausdruck patriotischer

Gefühle anzuregen, ſodann wird durch nichts die Aufmerkſamkeit ſo erſchlafft, als durch eine beſtändige Spannung des Gefühls.

Dieſe Bemerkungen können natürlich keinen andern Zweck haben, als den Schriftſteller, der ſich eine ſo ſchöne Aufgabe geſtellt hat, darauf aufmerkſam zu machen, daß die Form ſeiner Darſtellung etwas zu wünſchen übrig läßt. Sein Unternehmen iſt die Aufgabe eines ganzen Lebens, und er hat alſo auch noch in dieſer Beziehung hinreichende Veranlaſſung, dem höchſten Ideal der Kunſt nachzuſtreben.

---

## Das Leben Friedrichs von Gagern.

Das Leben des Generals Friedrich von Gagern. Von Heinrich von Gagern. Dritter Band. Literariſcher Nachlaß. Leipzig und Heidelberg. C. F. Winterſche Verlagshandlung. —

Das Buch erregt in uns einen eigenthümlich gemiſchten Eindruck. Wir ſollten uns darüber freuen, einen Charakter kennen zu lernen, an dem das alte Gerede von dem träumeriſchen Weſen der deutſchen Nation zu Schanden wird, einen Charakter, in dem ein heller, durchdringender Verſtand mit dem feſten, entſchloſſenen Willen Eins war, in dem ein ſtrenger ſittlicher Ernſt und eine ruhige Beobachtung der Außenwelt ſich paarten, ein Mann in der ſchönſten Bedeutung des Worts. Wir ſollten uns freuen, denn durch dieſe Kenntniß wird der Schatz unſers Nationalgefühls vermehrt; aber wir müſſen immer daran denken, daß wir ihn in einem kläglichen Kampf verloren haben, in einem Augenblick, wo Deutſchland nichts mehr Noth that, als ein Mann, der beſtimmt wußte, was er wollte, und der wollte, was er wußte. Wir waren damals überreich an Männern von klarer, fein durchgebildeter Einſicht, aber es fehlte ihnen die Elaſticität des Entſchluſſes; an Männern von ſtarker Leidenſchaft, aber es fehlte ihnen der geſunde Menſchenverſtand. Nehmen wir noch dazu, daß dieſer Mann, was damals in den Reihen der Liberalen ſich ſo ſelten fand, der Waffen kundig war und gewohnt, die Soldaten zu behandeln und zu führen, ſo drängt ſich uns immer von neuem der Gedanke auf, vielleicht hätte Friedrich von Gagern der deutſchen Geſchichte eine ganz andere Wendung gegeben. Alle Achtung vor den großen Gaben ſeines Bruders, ſeinem wahrhaft edlen Muth, ſeiner ritterlichen Hingebung an die Sache, aber er war zu ſehr an das parlamentariſche Leben gewöhnt, und noch nie hat die parlamentariſche Bewegung eine Revolution entſchieden. Die beſten Köpfe Deutſchlands ſaßen in der Paulskirche zuſammen, und nach unſäglicher Arbeit entwickelte ſich endlich bei ihnen das Bild eines vernünftigen Zuſtandes für

Deutschland, und als es fertig war, ergab sich zum allgemeinen Erstaunen, daß diese Entwicklung über die Schranke des Sitzungssaals nicht hinausgegangen war. Es war im Grunde bei der großen französischen Revolution nicht anders. Die weisen Männer der Constituante, der Legislative und des Convents haben die vortrefflichsten Ideen entwickelt, aber diese Ideen wurden als schätzbares Material bei Seite gelegt, und die entscheidenden Fortschritte der Revolution knüpfen sich an den 14. Juli, den 5. October, den 10. August, den 2. Juni; schließlich an den 9. Thermidor und den 18. Brumaire. Solchen Tagen Widerstand zu leisten oder sie auszubeuten, bedarf es Männer, wie wir uns Gagern vorstellen; bloße parlamentarische Redner sind dem Umschwung der Zeiten nicht gewachsen.

Allein es wäre müßig, sich den bittern Empfindungen zu überlassen, die ein solcher Verlust in uns erregt. Wir wollen lieber versuchen, aus den noch unfertigen Ideen, die uns dieser ausgezeichnete Mann hinterlassen hat, Nutzen für unsere eigne Zukunft zu ziehen. Der Schlüssel zu seinem ganzen Wesen ist der letzte kleine Aufsatz S. 646: Der Mann der That. Er schildert darin nicht blos das Ideal, das ihm vorschwebte, sondern sich selbst mit allen Einzelheiten. Es ist an und für sich betrachtet ein glänzendes Bild, die Frucht eines reifen Nachdenkens und einer klaren, ruhigen Selbstbeobachtung. Wir wollen hier nur einige Züge anführen, die für das Verständniß des Uebrigen wesentlich sind. „Sein heller Verstand ist durch wohlgeleiteten Unterricht reichlich ausgestattet; und die Kenntnisse sind in dem Kopfe wohlgeordnet; denn mit durchdringendem Scharfsinn weiß er das Verworrene aufzulösen, das Wesentliche vom Unwesentlichen zu sondern, die Schnörkel der Wissenschaften abzuschneiden und das, worauf es ankommt, auf den einfachsten Ausdruck zurückzuführen." „Er hat wenig Geschmack, die Erfindungskraft ist gering, und das Spiel der Phantasie ganz dem Willen unterworfen." „Seine Ueberzeugungen sind unabhängig und fest, aber auch Andersdenkende hört er gern und läßt sie ihren Gang gehen; nur wenn es sein Zweck erfordert, bekämpft er ihre Meinungen, hartnäckig und den Widerspruch schwer ertragend." „Seine Geistesrichtung ist praktisch; er will thätig sein. Wenn auch Ehrgeiz ihn anspornt, so ist es ein würdiges Ziel, das er verfolgt: Das Wohl der Menschheit, der Ruhm des Vaterlandes." „Seine Religiosität ist ein ruhiger Vernunftglaube, gleichgiltig gegen Dogmen und Form des Cultus. Die fromme Erhebung der Seele zu Gott erkennt er als das schönste Vorrecht der Menschheit, aber nicht als strenge Pflicht; und weil er von dem unbekannten Jenseits nichts unterscheiden, weil er dort nicht wirken kann, scheint es ihm unnütz, den Blick zu lange darauf zu heften. In Glück, im freudigen Gefühle erhebt sich seine Seele dankbar zu Gott; im Unglück verschließt sie sich; sie kann ihre Leiden nicht klagen, selbst nicht dort oben; und sein einsamer

Schmerz verwandelt sich leicht in Bitterkeit. Die Wechsel des Schicksals trägt er mit Standhaftigkeit."

Diese praktische Richtung aller seiner Gedanken und Empfindungen spricht sich auch in den übrigen Aufsätzen aus, die fast sämmtliche Gebiete der menschlichen Interessen berühren. Gagern hat eine sehr vielseitige Bildung, und es gibt fast keine Frage des öffentlichen Lebens, die ihn nicht zu irgend einer Zeit beschäftigt hätte; aber der Aufwand von speculativem Geist, Witz und Scharfsinn, den man in Deutschland daran zu verschwenden pflegt, läßt ihn kalt, und ohne den Versuch zu machen, durch ein ähnliches Aufgebot geistiger Kräfte seine Gegner zu widerlegen, beseitigt er mit einigen kühnen, sichern Strichen alle unnützen Zuthaten, die den Geist eigentlich nur spielend beschäftigen, und geht schnell auf den Kern der Sache ein, den er mit geübter Hand losschält: schlicht und einfach, ja in der Regel etwas nüchtern — ein beliebter Feuilletonist wäre er nicht geworden; aber überzeugend für jede klare Einsicht. Er hat nicht die Consequenz der Abstraction, die sich in eine einseitige, vielleicht selbst erfundene Idee so weit vertieft, daß sie in der Welt nichts Anderes mehr wahrnimmt; er weiß, daß die Wirklichkeit viele Seiten hat, und läßt keine derselben unbeachtet, aber er bleibt nicht, wie die gewöhnlichen Empiriker, die durch die Masse der Gesichtspunkte zuletzt alle Fähigkeit verlieren, ein Endresultat zu ziehen, bei der Freude über die Mannigfaltigkeit dieser Entdeckungen stehen, sondern er hält an dem großen Princip fest, daß man bei jeder entscheidenden Wahl etwas Wünschenswerthes, vielleicht auch Wichtiges aufopfern muß, und daß es nur darauf ankommt, sich schnell darüber aufzuklären, welche von zwei Seiten die wichtigere sei. Um den Werth dieser Aufsätze, z. B. über die öffentliche Meinung, über die Geschwornen, über den Unterschied der Stände, über die rechte Mitte u. s. w. richtig zu würdigen, muß man in Anschlag bringen, daß sie zum Theil aus den zwanziger, meist aus den dreißiger Jahren herrühren. Seit dieser Zeit sind viele nebelhafte Vorstellungen zerstreut, viele thörichte Illusionen aufgegeben, wir sind im bestimmten und gesetzmäßigen Denken viel weiter gekommen, und doch wenn wir jetzt in allen jenen Fragen von unserm Nachdenken das Facit ziehen, so werden wir fast überall finden, daß Gagern uns nicht blos in Bezug auf das Materielle des Urtheils, sondern auch in dem präcisen Ausdruck vorangeeilt ist. Er stand über seiner Zeit, und die Zukunft wird ihn als einen ihrer Führer ehren.

Für uns, die wir der Literatur ein vorzügliches Interesse schenken, sind zwei Aufsätze höchst interessant: über das Verhältniß der Geschichte zur Philosophie, und über die Aufgabe des Staatsamnns bei den religiösen Bewegungen unserer Zeit, S. 306 und 583. Der erste Aufsatz war 1837 geschrieben, also in einer Periode, wo die Philosophie und namentlich die Philosophie der

Geſchichte noch alle Gebildeten auf das lebhafteſte beſchäftigte, wo ſelbſt die Gegner genöthigt waren, auf die philoſophiſchen Vorausſetzungen einzugehen und ſich die philoſophiſche Terminologie anzueignen. Seit der Zeit hat ſich eine leidenſchaftliche Reaction dagegen erhoben, und es ſcheint ein wahrer Wetteifer eingetreten zu ſein, wer am beredteſten und leidenſchaftlichſten ſein Zeugniß gegen dieſen Antichriſt ablegen könne. Nehmen wir nun dieſen Aufſatz aus dem Jahr 1837 zur Hand, in dem wir keine Spur leidenſchaftlicher Bewegung antreffen, am wenigſten religiöſe Scrupel, in dem vielmehr die Sache ruhig, kühl, geſchäftsmäßig abgehandelt wird, ſo werden wir mit Verwunderung wahrnehmen, daß die neueſte Zeit keinen einzigen Gedanken aufgeſtellt hat, der zur Sache gehörte und der hier nicht ſchon ausgeſprochen wäre. Der Aufſatz über die religiöſen Wirren fällt in die Jahre 1842 und 1843, alſo in eine Zeit, wo jedermann ſich verpflichtet fühlte, im Gegenſatz zu Hengſtenberg und Strauß, zu Tholuck und Feuerbach ein eignes Glaubensbekenntniß aufzuſtellen und ſich in der Schriftauslegung zu verſuchen. Gagern wußte damals ſchon ſehr gut und ſprach es aus, daß man einem vernünftigen Menſchen ſo etwas nicht zumuthen könne, daß es nicht darauf ankäme, die Schrift auszulegen, ſondern den Thatbeſtand der religiöſen Geſinnung feſtzuſtellen und danach ſeine Maßregeln zu treffen. Sehr weltlich! wird man heutzutage ſagen, und doch ſind die weltlichen Geſichtspunkte die einzigen, die auch in Beziehung auf die himmliſchen Dinge einen Austrag geſtatten.

Wahre Perlen ſind die beiden Aufſätze über Napoleon und Wellington und der Brief eines kleinſtaatlichen Diplomaten an ſeines Gleichen, den wir in dieſen Blättern bereits mitgetheilt haben. Auch aus jener Parallele haben wir Einiges angeführt, doch liegt die glänzendſte Seite derſelben grade in der Gegenüberſtellung der beiden Charaktere, in denen ſich der Begriff eines thatkräftigen Mannes in ſeinen beiden entgegengeſetzten Polen entwickelt. Die Charakteriſtik iſt nur kurz, aber ſie iſt erſchöpfend, denn es ſind die weſentlichen Geſichtspunkte ſchlagend hervorgehoben. Von Napoleon ſagt er: „Er kannte die Menſchen und verſchmähte kein Mittel, auf ſie zu wirken. Er ſchmeichelte der Eitelkeit, der Ruhmſucht ſeines Volkes, und gab ihm die Gleichheit, welche für den Wettlauf auf der Bahn des Glücks jedem die Schranken öffnete. Er hat den Muth und die Stärke des Löwen, aber auch die Schlauheit des Fuchſes. Er war fürchterlich in ſeinem Zorn, aber wo er gewinnen wollte, beſaß er die Kunſt, durch Liebenswürdigkeit zu bezaubern. Von ſich ſelbſt hat er geſagt, daß er ſein Herz nie in der Bruſt habe klopfen gefühlt. Kein Element der Macht achtet er gering, er weiß, daß die Summe aus Procenten beſteht; er geht in alle Einzelheiten ein, überzeugt ſich mit eignen Augen, macht ſich alle brauchbaren Werkzeuge dienſtbar; und erſt nachdem er alles vorbereitet hat, was den Erfolg verſichern kann, verläßt er den

ſichern Hafen und breitet vor dem Winde des Glücks ſeine Segel aus .... Mit dem Bewußtſein, alles vorbereitet, alles gethan zu haben, um ſich den Sieg zu verſichern; mit dem Bewußtſein ſeiner moraliſchen Ueberlegenheit; vertrauend auf die Tapferkeit ſeiner Heere und gewöhnt an die Gunſt des Glücks, bringt er bei ſeinen Operationen den Sieg als eine Gewißheit in Anſchlag, er ſiegt, — und Wehe dem Beſiegten! Denn wie er zu ſiegen verſteht, ſo weiß er den Sieg zu benutzen. Er läßt den Gegner nicht zur Beſinnung kommen; er hetzt, umſtrickt, ſchlägt ihn, bis er athemlos, betäubt und entkräftet hinſinkt. Aber alles iſt auf die Gewißheit des Siegs berechnet, der dem Kühnſten, dem Hartnäckigſten nicht entgeht. Wäre der Sieg ihm bei Marengo, bei Auſterlitz entriſſen worden, die Folgen der verlornen Schlacht wären damals ebenſo verderblich geweſen als der Rückzug aus Rußland und von den Feldern von Leipzig..... Das Leben der Menſchen ſchonte er nicht. Auch wo kein Erfolg zu erringen iſt, wo der Sieg keine Früchte tragen kann, müſſen ſeine Scharen für den Ruhm zu ſterben wiſſen, weil ſeine Macht auf den Glauben an ſeine Unüberwindlichkeit gegründet iſt .... Den Muth, den militäriſchen Enthuſiasmus ſeiner Krieger ſteigerte er aufs Höchſte; jedem ſtand alles offen; das Verdienſt ſuchte er auf und belohnte es. So viele Beiſpiele des Emporſchwingens von der niedrigſten Stufe zu den höchſten Ehrenſtellen ſpornten den Ehrgeiz zur Nacheiferung an, und ließen die Tauſende vergeſſen, die auf dem Wege dahin ihr Grab gefunden hatten." — Von allen dieſen Eigenſchaften, auf denen zum Theil Napoleons Größe beruhte, findet ſich bei Wellington das Gegentheil. Man ſieht, daß auch das Bild eines großen Feldherrn nicht nach der Schablone entworfen werden darf.

Die Reiſe nach Rußland haben wir bereits erwähnt. Wenn uns die Aufſätze über Gagerns Anſichten und Geſinnungen unterrichten, ſo entwickelt ſich in dem freien Verhalten gegen die Großen der Erde ſeine Natur und ſein Charakter. Aus dieſen leicht hingeworfenen Tagebuchblättern wird ihn das Volk am meiſten lieben und bewundern lernen; und ſo möchten wir hauptſächlich auf die berliner Scenen aufmerkſam machen, die, wie wir ſchon damals bemerkten, hier wiederzugeben kaum thunlich wäre. Das Buch verdient das ernſthafteſte Studium eines jeden, der es für ſeine Aufgabe hält, in die politiſchen Angelegenheiten des Vaterlandes einzugreifen, nicht blos als ein Schatz geſunder Lebensanſicht, reifer Bildung und klaren Verſtandes, ſondern vor allem als ein Vorbild. Wie hoch Gagern über ſeinem Zeitalter ſtand: daß ein Mann wie er überhaupt möglich war, zeigt doch ſchlagend, daß noch kein Grund zu hoffnungsloſer Verſtimmung vorhanden iſt. J. S.

# Goethe als Theaterdirector.

## 2. Ifflands Gastspiele.

Die berühmten Gastspiele Ifflands in Weimar im Jahre 1796 und 1798 sind nach so vielen Seiten hin von Interesse, daß eine Reihe von Actenstücken über dieselben mitgetheilt zu werden verdient.

Dem wirklichen Erscheinen des Künstlers ging jedes Mal eine ziemlich lange Unterhandlung und deshalb ein weitläufiger Briefwechsel voran, bei dem sich verschiedene Personen zu betheiligen hatten.

Iffland hatte schon im October 1795 an den Schauspieler Schall in Weimar berichtet, daß er dort eine Reihe von Gastvorstellungen zu geben wünsche, denn Goethe schreibt an Kirms:

„Schall bringt mir einen Brief. Ich dächte, ich schriebe Iffland selbst, verspräche ihm die Reisekosten, Quartier und Tisch im Gasthause und ein anständiges Douceur für seine Bemühung. Er scheint in diesem Fall billig zu denken, wie ich ihn auch sonst kenne; wir können ihn, wenn er eine Zeitlang hier ist, sondiren lassen und ihn wohlzufrieden wieder abfertigen."

Der Brief, den Goethe an Iffland schrieb, lautet:

„Aus dem großen und unersetzlichen Uebel, das jene Gegenden (Mannheim, — Krieg) trifft, wird uns kein kleiner Gewinn, wenn Sie uns indessen besuchen und mit Ihrem Talent erfreuen wollen. In mehr als einer Rücksicht war mir Ihre Ankunft lange wünschenswerth. Die Kosten Ihrer Reise und Ihres hiesigen Aufenthaltes werden wir gern tragen, und außerdem soll es an einem anständigen Douceur nicht fehlen, so daß Sie nicht unzufrieden von uns scheiden werden, wenn wir gleich nicht glauben, Ihr Verdienst nach Würden belohnen zu können.

Auf eine längere Unterhaltung mit Ihnen über mancherlei Gegenstände freue ich mich sehr und wünsche nur, daß Sie bei uns einige Zeit die traurige Lage vergessen können, in welcher Sie die schöne und geliebte Gegend verlassen.

Weimar, 4. November 1795. Goethe."

Kirms schreibt unter demselben Datum ebenfalls an Iffland:

„Herr Schall macht dem Herrn Geh. R. von Goethe die Hoffnung, daß, wenn Mannheim nicht capituliren und dabei neutral bleiben sollte, Sie vielleicht Weimar auf einige Zeit besuchen würden. Daß dieses dem Herrn Geh. R. sehr lieb sein würde, davon könnten Sie sich durch die Beilage überzeugen und können auch versichert sein, daß der Autor von so vielen schönen dramatischen Stücken von Weimars kleinem Häuflein ebensogut aufgenommen werde, als jene Stücke selbst.

Unterzeichneter, der bei dem hiesigen Theater einen gewissen Nervum zu

dirigiren hat, gibt sich die Ehre (unbekannterweise) Ihnen, im Fall Sie unsere Hoffnung realisiren und Ihre Reise nach Weimar über Frankfurt machen sollten, einen Brief an die Herrn Gebrüder Meyer anbei zu übersenden, welche Ihnen so viel Geld, als Sie zu Ihrer Reise für nothwendig finden, einhändigen würden. Ich habe die Ehre ꝛc."

Weimar, 4. November 1795.

In dem beigeschlossenen Brief an die Gebrüder Meyer heißt es:

„Ueberbringer dieses, Herr Iffland, welcher uns in Weimar einige Zeit zu besuchen die Hoffnung macht, wird zu seiner Reise Geld benöthigt sein, welches Sie ihm, meine sehr werthen Freunde, auf meine Rechnung gegen Quittung auszuzahlen die Gefälligkeit haben werden, als worum ich ganz ergebenst bitte.

Schön wäre es, im Fall Herr Iffland nicht eine eigne Chaise haben sollte, und der Herr Assessor Wieland von Weimar, der doch sich jetzt in Frankfurt befindet, eben zurückkehren könnte, wenn ersterer in letzteres bequemer Chaise mit nach Weimar reisen könnte. Ich zweifle, daß es sich so treffen sollte, indessen wäre es doch einer Anfrage werth."

Iffland schreibt nun unter dem 18. Februar 1796 an den Schauspieler Schall unter anderm:

. . . Ich wünsche dort in einem Privathause ein Zimmer, Kammer und zwei Betten, eins für mich, eins für meinen Schreiber. Ich esse nicht zur Nacht und wünsche mein Essen des Mittags holen zu lassen, so frugal als möglich, denn ich hasse es, unnöthige Kosten zu machen. Das Honorar des Hofes wünsche ich in Gelde, nicht in Werth. Mein Logis wünsche ich in keinem Hause, wo ich durch Rücksicht der Ceremonie genirt wäre. Sie kennen ja meine einfache, aber bequeme Lebensweise. . . Meine eignen Theateranzüge bringe ich mit.

Man hat mich auf etwas von der Kette gelassen; den 19. kann ich abreisen, Ostermontag kann ich zu Weimar spielen. Ich fürchte, man möchte eine zu günstige Erwartung von meinem Talent dort haben. Der Ruf ist freigebig, wenn er einmal wohin sich wendet. Meine Vorstellungen bezeugen das Bestreben nach Wahrheit. Vielleicht haben sie deswegen wenig Glanz, weil mir die Natur vieles versagt, was dazu gehört. Gewiß ist, daß sie wenig Glanz haben. Das hat meine Zuschauer anfangs mehrentheils unangenehm betroffen, obgleich ich auch fühle, daß es zuletzt sie mehr an mich zog, als es gewöhnlich der Fall ist. Vergönnen Sie mir zu bitten, daß der bedeutende Theil des Publicums durch Ihre Güte mich von der Seite kennen lernen wolle. Ich freue mich herzlich, und werde rasch und muthvoll mich in den Wagen werfen, der mich zu Ihnen bringen soll. Ihr herzlicher Verehrer

Mannheim, 16. März 1796. Iffland."

„Verzeichniß der Stücke, in denen der Unterzeichnete aufzutreten wünscht Hausvater — Graf B. Strelitzen — Zar. Scheinverdienst — Rechtler. Dienstpflicht — Dallner. Stille Wasser — Lieut. Wallner. Ehliche Probe — Treumund. Sonnenjungfrau — Oberpriester. Aussteuer — Commissär. Spieler — Baron Wallenfeld.

Wenn irgend eine andere Rolle befohlen wird, biete ich mich mit Vergnügen dazu an."

Ueber die Extrapostreise von Mannheim nach Weimar reichte Iffland eine specificirte Rechnung von 192 fl. 27 kr. ein.

Sein Spiel gefiel in Weimar so sehr und ihm sagte der Aufenthalt daselbst dermaßen zu, daß es zu Unterhandlungen wegen seiner Uebersiedelung nach Weimar kam. Er selbst gab an die Hoftheatercommission folgendes Schreiben ein: Meine Wünsche, an einem Orte, der für Geist und Herz so reiche Nahrung darbeut, zu bleiben, in Ruhe zu leben, sind sehr bestimmt. Doch wünsche ich, anständig und nicht übereilt von Mannheim wegzugehn. Dazu sehe ich manche Möglichkeit voraus. Ueberhaupt habe ich Mannheim vieles, zu viel geopfert, so daß überall erfüllte Pflicht auf meiner Seite ist. Menagement gegen Herrn von Dalberg, dem ich Achtung schuldig bin, macht, daß ich ehrlicherweise erst von dort, bei meiner Rückkehr, das Wie und Wann bestimmen kann.

Ich würde mich, wenn das berichtigt ist, alsdann gern der Regie zu Weimar unterziehen mit Beiseitsetzung aller ökonomischen Details, denen ich nicht gewachsen bin.

Meine dortige Besoldung ist 1700 fl. rhein. Ich würde nicht mehr hier verlangen, ich könnte nicht weniger nehmen. Meine Pension ist 700 fl., deren Zusicherung im Fall das Theater aufhört, sei es aus welcher Ursache es aufhören möge, oder im Fall ich Alters oder Krankheits halber nicht mehr spielen könnte, ich, so wie daß meine Besoldung an nämlicher Kasse wie andere herzogliche Diener ausbezahlt werde (nicht an einer temporären Theaterkasse), erwarten müßte.

Ich wünsche dem Decret inserirt, daß, falls ich eintretenden Falls die Pensionsbezüge anhalten sollte selbe alsdann auswärts zu genießen, solches mit Herabsetzung von 700 auf 500 fl. gnädigst bewilligt werden wolle.

Ich kann, wenn das Theater auswärts spielen sollte, mich nur dazu verstehn, solches in herzoglichen Landen zu thun.

Ich würde als Regisseur von allem, was geschehen soll, 14 Tage vorher der herzoglichen Intendanz auf vierzehn Tage voraus einen detaillirten Plan vorlegen zur Genehmigung; so wie Vorschläge zur Führung des Ganzen in der Natur meiner Stelle lägen, so würde ich Abdankungen und Engagements zu schließen die Vollmacht gehorsamst erbitten.

Da ich mir mein Weggehn von Mannheim unnöthig erschweren würde, wenn hiervon vor der Zeit etwas bekannt würde, so muß ich gehorsamst bitten, nichts davon bekannt werden zu lassen.

Ich bin unfähig, etwas zu mißbrauchen oder leere Versprechungen zu thun; es ist daher meine Pflicht, die nähere Bestimmung des Ganzen von Mannheim aus zu machen, da in einer Krise, wie jetzt dort ist, bei nur wenig Wochen sich vieles entwickeln muß, was mir gegenüber Herrn von Dalberg alles erleichtert.

Das ist, was ich vorläufig sagen kann. Nähere Kenntniß des ökonomischen Fonds vom hiesigen Theater läßt demnächst mich bestimmt sagen, auf welche Höhe das hiesige Theater noch gebracht werden kann, dem ich mich ganz widmen würde.

Ich würde mich auf den Fall meines unter den sonst proponirten Bedingungen geschlossenen Engagements zu Weimar gern revertiren, diesen Ort nie zu verlassen, um ein anderes Engagement anzunehmen. Dagegen, um mir Neuheit zu erhalten, würden herzogl. Durchlaucht gnädigst geruhen, mir alle zwei Jahre etwa einen Monat Reiseurlaub zu gestatten.

So lange die Reise nach Lauchstädt nöthig ist oder nach Erfurt, kann außer den Operretten leicht ein andrer meine Rollen übernehmen. Ich wende nichts ein, wenn der Fall sich so träfe, nach Gotha oder einem andern ähnlichen Orte mitzugehn. Einige Compensation der Quartierunkosten ist etwas, das ich nach seiner natürlichen Billigkeit hier nur im Vorbeigehn berühre.

Weimar, den 8. April 1796. Iffland.

Karl August schrieb an den Rand dieser Eingabe:

Weimar, 25. April 1796.

„Ich bin im Allgemeinen mit diesen Vorschlägen zufrieden, und es kann, nach näherer Erklärung, die Unterhandlung fortgesetzt werden." C. A.

Mündlich hatte Iffland bei den Besprechungen über sein Engagement in Weimar den Wunsch ausgesprochen, Herrn und Mad. Beck von Mannheim zugleich mit sich nach Weimar bringen zu können, weil er mit denselben lange in Freundschaft gelebt. In Weimar hielt man dies für zu theuer, auch gefielen die Becks nicht sonderlich und kamen überdies bereits zu alt vor. Da schreibt denn Iffland am 1. Juni 96:

„Warum will das Schicksal an einem Orte, daran mein ganzes Herz so wahr, so warm, so innig, so herzlich hängt, wie das meinige an Weimar, warum will es, daß ich dadurch, daß ich dorthin gehe, eine zwanzigjährige Freundschaft zerreiße!"

Darauf antwortet Kirms am 7. Juli unter andern:

„Sie sind wahrscheinlich wegen Becks Angelegenheiten mit Goethe unzufrieden. Dies ist aber wol vorübergehend. Goethe schätzt Sie hoch, was

Sie aus dem Empfang und aus dem ganzen Benehmen mit Ihnen in Weimar müssen bemerkt haben. Sie vermissen vielleicht eine Herzlichkeit an ihm, das kann sein. Von dieser Seite zeigt er sich nicht oft und alsdann nur, wenn er die Menschen lange geprüft und bewährt gefunden hat."

Böttiger, der seine Hand bekanntlich überall im Spiel, hatte sich auch in die Sache gemischt und Goethe schrieb ihm:

„Ew. Wohlgeb. ist bekannt, wie sehr wir Herrn Iffland hier zu sehen und, als wir ihn gesehen hatten, zu besitzen wünschten; er schien den weimarischen Verhältnissen nicht abgeneigt, und daher entstand jene Unterhandlung, die Ihnen bekannt ist.

Herrn Ifflands Zusage war bedingt, wie er sich nämlich von Mannheim losſagen könnte. Schwierigkeiten, bei so alten und mannigfaltigen Verbindungen, ließen sich voraussehn; diejenigen, welche er in dem Brief an Sie gegenwärtig anführt, sind von der Art, daß man unbillig sein würde, wenn man auf eine Entscheidung der Sache in diesem Augenblicke dringen wollte. Sie mag also noch eine Zeitlang ruhen; nur müssen wir freilich von unserer Seite wünschen, daß Herrn Ifflands Entschluß sich nicht allzulang verzögern möchte, indem, sobald wir die Unmöglichkeit sehen ihn zu besitzen, wir bei unserm Theater gewisse Maßregeln ergreifen und manche Einrichtungen treffen würden, welche wir bisher, in Hoffnung seiner baldigen Mitwirkung, aufgeschoben haben.

Weimar, den 12. August 1796. G."

Später an Kirms:

„Den Ifflandschen Brief mit meiner Antwort an Mad. Beck schicke ich zurück. Es erscheint aus jenem, daß er meine Erklärung, die ich Böttigern zugestellt, noch nicht erhalten hat; was mag das vorstellen? Was aus der ganzen Sache werden soll, sehe ich nicht ein. Ich mag, da doch eigentlich, wenn ich früh oder spät weggehe, die ganze Sache auf Ihnen ruht, nichts rathen und vorschlagen, als was Ihrem Wunsche gemäß ist. Was wäre denn aber zu riskiren, wenn man Iffland statt eines Engagements, wie wir gethan, Direction und Contract, wie ihn Bellomo gehabt hat, offerirten, und ihm außer der Bedingung, daß er unsere dreijährigen Contracte einhalten müßte, Erlaubniß gäben, zu engagiren, wen er wollte? So weit wäre die Sache abgethan, und er möchte sehen, wie er zurecht käme; er müßte sich anstrengen dem Publicum gefällig zu sein und es würde ihm gelingen. Das war mein erster Vorschlag und ist immer noch mein Wunsch, ob ich ihn gleich gegen niemand als gegen Sie äußern will. Wir haben für alle unsere Bemühungen weder von oben noch von unten eine Spur von Dank zu erwarten, und im Grunde sehe ich es täglich mehr ein, daß das Verhältniß, besonders für mich, ganz unanständig ist.

Ich will erwarten, ob der Ballhauswirth zu mir kommt und alsdann seine Erinnerungen registriren lassen; wahrscheinlich wird er sich so bedingen und verclausuliren, daß wir nichts damit machen können.

Das Stück von Bretzner ist nach meiner Vorstellungsart so entsetzlich schlecht, daß ich nichts weiter darüber zu sagen weiß; will man es aber einlernen, so habe ich nichts dagegen; ich wünsche, daß es die erste Vorstellung überleben möge.

Möchten Sie sich bei Ihren vielen Geschäften doch immer recht wohl und vergnügt befinden!

Jena, 6. September 1796. G."

Während Kirms unter dem 18. September u. a. an Iffland etwas empfindlich schreibt:

„Unser Herzog war so ehrlich und genehmigte Ihre Bedingungen ohne Einschränkung mit äußerster Güte; seien Sie daher so ehrlich und halten ihn nicht länger in Ungewißheit, wenn Sie wirklich — das berliner Engagement dem hiesigen vorziehen —" schrieb Goethe nach Mannheim:

„Sie können, verehrter Freund, versichert sein, daß ich das Drückende Ihrer gegenwärtigen Lage völlig mit Ihnen fühle. Ein rechtschaffener Mann, der Rücksichten als Gatte und Freund zu nehmen hat und der in Begriff steht, einen Entschluß wegen seines künftigen Lebens zu fassen und zwischen zwei so verschiedenen Situationen zu wählen, muß, wenn er dabei noch Ihr empfindliches und liebevolles Herz hat, sich in einer sehr peinlichen Lage befinden. Wir sind unter diesen Umständen weit entfernt, lebhafter in Sie zu dringen, um so mehr als der Termin, den Sie zur Entscheidung der Sache festsetzen, nicht gar weit entfernt ist. Was wir Ihnen anbieten können und Ihnen so gern anbieten, wissen Sie so wie unsere übrigen Verhältnisse und Gesinnungen. Indessen lernen Sie ja auch wol jenes Terrain kennen, und Ihrer Einsicht entgeht es nicht, was Sie zu wählen haben. Seien Sie versichert, daß der Wunsch Sie glücklich zu wissen bei uns ebenso lebhaft ist als der Wunsch Sie zu besitzen und daß, Ihre Wahl falle aus wie sie wolle, Sie sich hier eine fortdauernde allgemeine Achtung und die Freundschaft derer, die Sie näher kennen lernten, erhalten werden. Leben Sie recht wohl und erfreuen Sie mich bald wenigstens mit der Nachricht, daß Ihre Krankheit von keinen Folgen gewesen ist. G."

Nach noch vielem Hin- und Herschreiben kommt endlich Iffland am 11. December 1796 mit der Anzeige an Kirms:

„Ich weiche der Nothwendigkeit. Der König (von Preußen) zahlt meine Schulden und gibt mir jährlich 3000 Thaler. Nur Bedürfniß konnte gegen mein Herz den Blick von Weimar gewaltsam abwenden. Seien Sie so gütig Durchlaucht den Herzog und Herrn Geh. R. von Goethe, da Sie von der Wahr-

heit überzeugt sind, es auf eine Art zu sagen, die meine süßeste Hoffnung mir nicht raubt und lassen ein Wort mir melden, ob Ihnen mein Wunsch gelungen ist. Ich eile von diesem Blatte wegzukommen, auf dem ich etwas schreibe, das, wie Sie mich kennen, mir nicht Freude machen kann; da Geld mich nicht bestimmt hat und jetzt mich bestimmen muß.

Iffland."

Kirms antwortet am 29. December 1796:

„In diesem Jahre ward mir viel, sehr viele Freude, aber auch vieles Leid. Unter erstere rechne ich vorzüglich Ihre Bekanntschaft und den Genuß Ihrer Gesellschaft in Weimar, die so viele Herzlichkeit gab und mich so magisch an Sie zog.

Mein schöner Traum ist ausgeträumt; mir ist alles leer, denn Sie kommen nun nicht zu uns. Dieses nur ist mein Leid, denn Nahrungs- und häusliche Sorgen habe ich nicht. Ich und niemand tadelt Sie, wenn Sie Ehre, Güter und Geld in Berlin gegen Herzlichkeit und Armuth in Weimar tauschten. Es ist ein unersetzlicher Verlust, aber es bleibt bei alledem die Ueberzeugung, daß wir, daß ich mit Ihnen ehrlich handelten. Gewiß das fühlen Sie und das ist mein Trost.

Der Herzog, der mich mehrmal fragte, sagte: Iffland hat recht gehandelt und wäre ein Narr, wenn er ein dergleichen Engagement dem hiesigen nicht vorgezogen hätte. Der Geh. R. von Goethe behielt Ihren Brief und sagte ganz freundlich, er würde nun selbst an Sie schreiben."

Kirms an Iffland, 25. Februar 1798. „Ich habe mich sehr gefreut, als ich erfuhr, daß Ihre gute Meinung von Weimar und von mir keine Aenderung erlitten haben und sogar, daß Sie noch die gute Absicht hätten uns bald, längstens im Frühjahr, zu besuchen. Möchte doch dieser gute Vorsatz in Wirklichkeit übergehn! Auf diese Möglichkeit freue ich mich wie ein Kind und fürchte nur, daß es Ihnen bei uns nicht gefallen wird, daß Ihnen unsere Kleinheit nicht gefallen kann. Zu Ende April aber würde die schönste Jahreszeit sein (zu Gastspiel). Jetzt eine Neuigkeit. Herr Schiller ist in diesem Winter nicht bei uns gewesen, ob er gleich ein Haus gemiethet hatte. Eine schwere Krankheit, welche ihn attakirte, hielt ihn davon ab. Er schreibt ein neues Stück für unser Theater, „Wallenstein", das aber nun wol vor Johannis nicht fertig wird. Herr Schröder, der zu Ostern sein Theater abgibt, will im Sommer eine Reise in ein Bad machen und über Weimar gehen. Ich weiß auch, daß Schiller ihn schon angegangen hat, den Wallenstein zu spielen, und daß dieses wahrscheinlich nicht eher als nach der Badereise geschehen kann. Goethe hat sich bisher nicht melirt; der Schiller aber möchte aus zwei Ursachen, die Sie errathen können, das Triebrad sein. Angetragen hat sich Schröder noch nicht, ich glaube aber Schiller treibt ihn ꝛc."

Darauf Iffland:

„Lieber Freund!

Ich schreibe über eine Sache so ziemlich aus der üblichen Form. Indeß die üblichen Formen bringen mehr auseinander als zusammen; das ist nicht gut — also zur Sache. Habe ich in Weimar so viel Vergnügen gegeben als ich dort empfangen habe, so kann es beide Theile interessiren sich wiederzusehen. Habe ich das erste nicht nur eigenliebig gesehen, so machen Sie Sr. Excellenz Herrn Minister von Goethe unbefangen meinen Antrag, der darin besteht:

Ich kann etwa vom 19. April bis 4. Mai von hier abkommen. Ich kann in der Zeit sechsmal dort spielen. Ich wünsche, daß Ihre Theaterkasse meine Reise trage; so viel kann sie durch meine Gastrollen erwerben. Ich verlange durchaus kein Honorar. Was ich dort sehe und empfinde, ist das edelste Honorar. Geben Sie mir eine Wohnung und meines und Meiner Körper Nahrung — wovon die Beilage das Nähere sagt, so ist dann die Frage, ob man überhaupt oder ob man mich jetzt sehen will. Sind Umstände oder der Augenblick dagegen, so habe ich nichts gesagt. Berlin, 30. März 1798.

Erwartet man dort Herrn Schröder, so paßt mein Antrag nicht, denn es ist angenehmer zwei Künstler als zweimal denselben zu sehen. Dann werfen Sie meinen Antrag weg.

Ich reise mit meiner Frau, einer Magd, die sie bedient, und meinem Schreiber, erbäte also und wenn es sein kann in einem Privathause eine Kammer mit zwei Betten für mich und Frau, ein Zimmer zum Wohnen, Kammer und ein Bett für die Magd, ditto für Georg. Das Essen wie damals — dem Schreiber gebe ich Kostgeld für die table d'hôte —; die Magd rangirt sich von unsern Resten. Frühstück wie damals. Ich bin deutlich hierüber, um nicht zu geniren. Es ist keineswegs Indiscretion.

Von den Reisekosten gebe ich Berechnung."

Mit Goethes Genehmigung antwortete Kirms am 9. April 1798:

„Die Bestätigung der mir gemachten Hoffnungen vom 30. März hat allgemeine Freude verursacht wie zu vermuthen war. Daß Sie uns interessiren, ist eine Folge Ihrer Talente und einer Menge Ihrer eignen persönlichen Annehmlichkeiten; wenn wir aber auch nur so gewiß wären, daß Weimar bei Ihrer zweiten Abreise von hier Sie ebenso interessiren könnte, als es das erste Mal geschehen zu sein scheint. Ich fürchte; denn wer aus Berlin in das kleine Weimar kommt, dem kann es nicht gefallen. Der Herr Geh. R. von Goethe nimmt Ihr gütiges Anerbieten unter den mitgetheilten Bedingungen mit Vergnügen an, freut sich darüber und denkt mit eben dem Eifer als vor zwei Jahren darauf, daß zu Ihrer guten Aufnahme nichts verabsäumt werde, bedauert aber, daß Ihr Aufenthalt von so kurzer Dauer sein muß. Für Quartier und womöglich in einem Privathause soll gesorgt werden, ob es gleich

ſchwer iſt, dergleichen zu verſchaffen, weil hier alle Quartiere beſetzt ſind. Der Herr Geh. R. ſieht es recht gern, wenn Sie am 24. mit dem Eſſighändler anfangen, Pygmalion, leichter Sinn und Menſchenhaß und Reue uns auftiſchen wollen; er wünſcht aber auch Sie im Hausfrieden zu ſehen, und daß Sie mit dem deutſchen Hausvater beſchließen möchten."

Iffland ſchrieb noch einmal am 17. April:

„Nun denn, Sonnabend den 21. früh 7 Uhr gehen wir ab. So hoffe ich den 22. in Leipzig zu ſein, den 23. 4 Uhr früh aus Leipzig, da wären wir ja wol den 23. des Abends 8 Uhr in Weimar. Einen Ruhetag wünſche ich für Ettersberg und Belvedere Nachmittags, wenn es angeht. Außerdem gebietet über Euren Knecht. Sonntags den 3. Mai Nachts 1 Uhr gehe ich aus Weimar weg, nicht weil ich will, ſondern weil ich muß. — Nur Egmont, den ich nicht mehr im Gedächtniß habe, kann ich nicht ſpielen; leid iſt es mir Dem. Jagemann zu delogiren, ſo lieb es mir iſt außerhalb dem Gaſthofe zu ſein; alſo denn in wenig Tagen umarmt Sie Ihr herzlicher Freund

Iffland.

(Für den Freund allein).

1. Präpariren Sie ſich, in meiner Frau eine nichts weniger als hübſche, eher häßliche, geſcheute, ſehr gute Frau zu ſehen, die ich innigſt liebe.

2. Ueberlegen Sie, wo ich Viſite machen muß. Ich möchte die wenigen Tage der Freundſchaft leben.

3. Es iſt beſſer, Georg (der Schreiber) ißt mit uns; ſo bleibt die Colonie beiſammen.

4. Ich bitte den ehrlichen Blaß zur Aufwartung zu haben.

5. Ich wünſche alle Soupers und Diners, wo ſich deren finden ſollten, ſo viel es mit Anſtand möglich iſt, zu vermeiden.

6. Die Jagemann macht doch die Galathea im Pygmalion?

7. Ich bitte, daß Sie mir bei meiner Ankunft alles ſagen, was ich thun und nicht thun ſoll.

8. Ich habe, glaube ich, gebeten, daß ich und meine Frau jedes ein beſonderes Bett in einem Zimmer erhalten.

9. Verlieren Sie die Geduld nicht! J."

In den Reichsanzeiger, die erfurter Anzeigen, die jenaiſche Zeitung und das weimariſche Wochenblatt, ließ Goethe die Anzeige ſetzen: „Der ganz Deutſchland auf das vortheilhafteſte bekannte Künſtler und gegenwärtige Director der kön. preuß. deutſchen Schauſpiele, Herr Iffland, wird vom 24. April an auf dem hieſigen Hoftheater ſechs nahe aufeinanderfolgende Vorſtellungen geben und mit der Rolle des alten Dominique in dem Eſſighändler, mit welcher derſelbe in Berlin debutirte, den Anfang machen. — Fremde, die an dieſem Genuß Theil nehmen wollen, würden allenfalls durch hieſige Bekannte vor ihrer

Ankunft sich mit Billets zu versehen haben, weil nur eine bestimmte Anzahl Personen in das Schauspielhaus Eingang findet."

Goethe gab während Ifflands Anwesenheit, am 25. 26. 27. 28. 30. April, 1. 2. und 3. Mai Frühstücke, denen Iffland mit Frau und 20—30 andern Personen beiwohnte. Die Kosten dieses Gastspiels Ifflands betrugen 316 Thlr. 16 Gr. oder 50 Carolin zur Bestreitung der Reisekosten von Berlin nach Weimar und zurück, wie auch für eine oder andere Schreiberei.

---

## Ein Bürgerhaus vor sechshundert Jahren.

Paris im dreizehnten Jahrhundert von Anton Springer. Mit einem Plan. Leipzig, S. Hirzel. —

Das angezeigte Werk ist die graziöse und feine Arbeit eines deutschen Gelehrten. Der Verfasser geht von der Ueberzeugung aus, daß Paris schon im Mittelalter, vielleicht in noch höherm Grade als jetzt, die einflußreichste Culturstätte des europäischen Continents gewesen sei. Nachdem er auf die Einwirkungen, welche sie auf Deutschland ausgeübt, aufmerksam gemacht hat, entrollt er vor den Augen des Lesers ein Bild der alten Weltstadt in jener gewaltigen Zeit, wo die Kraft des Bürgerthums zuerst anfing, auf das Leben der Völker entscheidenden Einfluß zu gewinnen. Er zeichnet mit sicherer Hand die topographischen Umrisse des alten Paris, schildert das Aussehn seiner Straßen und Häuser, das Treiben des Marktes und der Universität, das Wesen der Zünfte, die Physiognomie des Handels, Volksfeste, sittliches, wissenschaftliches Leben und Künste. Ein reicher Apparat von Belegen und erklärenden Bemerkungen, so wie ein Plan der alten Stadt sind angefügt. Vorzugsweise hübsch ist die Lebendigkeit der Schilderung, es ist kaum möglich, daß ein moderner Tourist unterhaltender die Zustände des jetzigen Paris beschreiben kann. Die große Mühe und der unendliche Fleiß, mit welchem die einzelnen Züge aus den Gesetzen der Könige, den Cartularien der Kirche, aus Steuerrollen, Zunftregeln, Marktordnungen, Chroniken, Reimgedichten, Inventaren zusammengetragen sind, bemerkt der Leser kaum. Wie ein gutes Mosaikbild ist das Ganze mit feinem Gefühl auch für das Wirksame und Schöne in der Erzählung zusammengefügt. Wenn etwas zu wünschen übrig bleibt, so ist es das Weiterführen der Schilderung auch auf die folgenden Jahrhunderte bis zum Eintritt der neuen Zeit. Jedenfalls ist der deutsche Verfasser ebensogut dazu befähigt, eine Geschichte von Paris zu schreiben, als einer der jetzt lebenden französischen Historiker; schwerlich wird ein Franzose

die Sorgfalt und Gründlichkeit des Deutschen bei Benutzung der Quellen erreichen.

Wenn hier als Probe seiner Darstellung die Beschreibung eines pariser Hauses im 13. Jahrhundert zugefügt wird, so sei zugleich bemerkt, daß grade hierbei unser Wissen mangelhafter ist, als man glauben sollte, und daß bei andern Abschnitten dem Verfasser reicheres Detail auch Gelegenheit zu lebhafterer Beschreibung gab. Es empfiehlt sich in d. Bl. aber grade dieser Abschnitt, weil die Häuser der größern Städte im westlichen Deutschland damals fast dieselbe Einrichtung hatten.

„Das Bild eines pariser Bürgerhauses im dreizehnten Jahrhundert unterscheidet sich von jenem eines Herrenhauses in mannigfachen und wesentlichen Dingen, darin stimmten sie jedoch stets überein, daß die Familienräume von den übrigen, zu welchen auch Fremde Zutritt hatten, streng geschieden blieben. Wir denken uns als den Bewohner einen Handwerker, der gleichzeitig auch den Verkauf der von ihm erzeugten Waaren besorgt, dessen Haus also nebst der Wohnung noch die Werkstätte und das Kaufgewölbe in sich schließt.

Das letztere war frei gegen die Gasse gelegen und so eingerichtet, daß sein Verschluß gleichzeitig als Schirmdach und Verkaufstisch diente. Von den beiden Holzladen nämlich, welche die Krambuden zur Nachtzeit und an Festtagen sperrten, öffnete sich der obere und untere in entgegengesetzter Richtung. Der erstere wurde halb aufgezogen, so daß er ein schräges Dach bildete und Sonne und Regen abhielt, der andere auf die Fußbank niedergelassen und auf ihm sodann die Waare vor dem Kunden, der stets außen auf der Straße blieb, ausgebreitet. Im Hintergrunde der Krambude befand sich die Werkstätte, das ouvroir, von welchem zuweilen eine Treppe in das obere Geschoß, so wie in den Keller führte. Unmittelbar von der Straße gelangte man über Flur und Treppe zu den Wohnungsräumen, und zwar zunächst zum Saale, welcher die Familie bei dem Schmause vereinigte und zur Begrüßung der Gäste diente. Nur in vornehmeren Häusern gab es eine besondere Küche; sie lag in einem Hofbaue und besaß gleichfalls eine abgesonderte Treppe. Hier zählte man überhaupt mehr Räumlichkeiten. Zum Umkreise des Palastes gehörten Garten und Hof mit den Stallungen und den Wohnungen für Fremde und Diener. Vom Hauptthore führte der Weg unmittelbar in den großen Saal, wo sich die Vasallen versammelten, die Gelage abgehalten und das Recht gesprochen wurde. Versteckt angebrachte Wendeltreppen vermittelten den Zugang zu den Familiengemächern, die unregelmäßig, aber dem Bedürfniß angemessen hier und dort bald vorspringend, bald in der Tiefe der Mauer angebracht waren und von den Fremden nicht betreten wurden. Die minder reichen Classen begnügten sich mit einer einzigen Bettkammer, an

den Saal anstoßend und zuweilen nur durch schmale Gucklöcher (pertuis) erleuchtet. Ueber der Kammer befand sich häufig der Söller (solier), blos durch eine Außentreppe zugänglich, der Ehrenplatz im Hause und gleichzeitig der sicherste Raum, wo der Hausherr seine Habe barg und im Falle der Gefahr die Familie flüchtete.

Nach modernen Begriffen mag freilich einem so bunt gegliederten Hause eine Grundbedingung der Schönheit, die Symmetrie fehlen; das kleine Thürchen z. B. zum nächtlichen Gebrauche und für die Fußgänger neben dem großen Einfahrtsthore, die Gucklöcher neben den Hallenfenstern beleidigen den Sinn für Regelmäßigkeit, und geht man vollends von dem Satze aus, der heutzutage die bürgerliche Architektur regiert: das Haus sei der Facade wegen da, so wird man an dem mittelalterlichen Baue keine guten Eigenschaften erkennen. Anders wird freilich das Urtheil lauten, wenn man die innere Einrichtung des Hauses mit den Lebensgewohnheiten des Mittelalters vergleicht. Man vermißt dann weder die Sorgfalt für die Bequemlichkeit der Einwohner, noch den lebendigen Sinn für die zierliche Ausschmückung der Räume. Betreten wir für einen Augenblick die Bettkammer oder chambre. Das mit Federbett und Kissen versehene Lager ist so aufgestellt, daß zwischen ihm und der Wand noch ein Gäßchen, der gewöhnliche Zufluchtsort überraschter Liebhaber, übrig bleibt; in seiner Nähe steht die Kleiderlade oder als Ersatz dafür die „pertica", eine an der Wand befestigte Stange, über welche die Kleider geworfen wurden; dem Bette gegenüber ist der breite Kamin angelegt, unter dessen Mantel ein Fensterchen angebracht war, so daß man sich gleichzeitig wärmen und die außen Vorübergehenden betrachten konnte. Die Wände waren mit bunten Teppichen verhängt, oder mit Holzgetäfel verkleidet, die Deckbalken zierlich geschnitzt, in die Fenstervertiefung der reich gearbeitete Vogelbauer gestellt, falls nicht, wie es in den meisten Palästen üblich war, eine eigne Stube, die chambre aux oiseaux, für diesen Zweck eingerichtet wurde, und der Boden mit Tüchern bedeckt, deren Stelle in ärmern Häusern die Binsenstreue vertrat. Manches Auffallende und der reifen Cultur Entgegengesetzte finden wir freilich auch vor. Der Gebrauch der Stühle ist im dreizehnten Jahrhundert seltener als in frühern Zeitaltern. Infolge der Kreuzzüge reißt die Sitte ein, auf Kissen und Teppichen zu ruhn, in deren Ermangelung wol auch das Bett als Sitz diente. Gabeln bilden ebensowenig einen nothwendigen Theil des Hausrathes, sie kommen im Besitze von Fürsten nur in einzelne Exemplaren vor, während die silbernen Löffel schon nach Dutzenden gezählt werden.

Auch die Einförmigkeit der Möbel erregt unsere Aufmerksamkeit. Wir können mit dem Reichthum und der Kunstschönheit der überaus mannigfachen

Metallgeräthe die ewig wiederkehrenden Koffer und Laden in den Inventarien schwer vereinigen, und unter allen Ordonnanzen der französischen Könige befremdet uns jene vielleicht am meisten, welche den Hofleuten verbietet, den Parisern die Kissen und Matratzen für den Gebrauch des königlichen Gefolges wegzunehmen. Es fehlte also ein wichtiger Theil des bürgerlichen Hausrathes selbst in der gewöhnlichen seit Menschengedenken bewohnten königlichen Residenz. Unser Staunen verliert sich, wenn wir die Wanderlust des Mittelalters, die Gewohnheit des stetigen Wohnwechsels bei den französischen Großen erwägen. Blos die nothwendigsten Einrichtungsstücke, wie die hölzernen Bettladen, die Gestelle, auf welche das Tafel- und Küchengeschirr gereiht wurde, blieben in den Palästen und Schlössern dauernd bewahrt, alles Uebrige zog im Gefolge der Herrschaft bald hierhin, bald dorthin, es wurde ausgepackt, wenn diese ihre Wohnung bezog, und eingepackt, wenn sie nach einem andern Aufenthalte sich begab. Natürlich daß Gestalt und Form der Möbel auf den leichten Transport und zwar auf den Transport durch Saumthiere berechnet waren, daß man z. B. Tischplatte und Tischgestell trennte, letzteres beweglich einrichtete, daß man namentlich mit zahlreichen Koffern und Laden sich versah, die auch als Bänke und Tische benutzt werden konnten und beinahe allen übrigen Hausrath ersetzten.

Wir möchten den Nachrichten über das alte pariser Haus eine größere Vollständigkrit wünschen, aber auch in ihrer gegenwärtigen lückenhaften Form liefern sie einzelne wichtige Züge zum richtigen Verständniß des mittelalterlichen Lebens. Sie entfernen die Meinung: weil wir die Zahl der Holzmöbel gering, ihre Gestalt einförmig vorfanden, so müssen wir jenem Zeitalter überhaupt eine idyllisch einfache Lebensweise zuschreiben.

Die Prachtliebe, der Sinn für Luxus lebten damals ebenso kräftig, als heutzutage, nur daß sie sich in anderen Dingen äußerten und in anderer Weise befriedigt wurden. Versetzen wir uns in ein Prunkgemach jener Zeit, so werden im ersten Augenblicke die vielen Koffer und Laden demselben ein armseliges Aussehen verleihen. Denken wir uns aber die letzteren geöffnet, ihren reichen und mannigfachen Inhalt in zierlicher Ordnung aufgestellt und dem Auge des Besuchers vorgerückt. Auf den Tischen und dressoirs prangen dann die zahllosen Prachtgefäße, in deren Fertigung die mittelalterliche Goldschmiedekunst ihres Gleichen sucht, die in den verschiedenartigsten Formen aus Gold, Silber, Krystall gebildeten und mit Edelsteinen besetzten oder emaillirten Fontänen, Wärmpfannen, Wasserkannen, Salzgefäße, die Dreifüße, die Waschbecken, deren Wichtigkeit und Nutzen bei Tische und der Sitte zu zweien aus einer Schüssel und ohne Gabel zu essen, gar wol einleuchtet, die mannigfachen Trinkbecher und Schalen, die unter dem Namen hanap, coupe,

quarte, gobelet u. ſ. w. vorkommen, ferner die reichgefaßten Probirzungen, mit welchen die Speiſen berührt und ob ſie nicht mit Gift verſetzt ſeien, geprüft wurden; die gleichfalls von der Furcht, vergiftet zu werden, erfundenen Beſteckkaſten, in der Form eines Schiffes gearbeitet und nef genannt, endlich die Fruchtſchüſſeln, die Schalen für Confitüren oder dragouers und gar viele andere im Namen wie in der Beſtimmung unkenntlich gewordene Geräthe. Wer ſie ſchaute, gewann eine beſſere Meinung von der Lebensweiſe des dreizehnten Jahrhunderts. Der größte Theil des Vermögens wurde in Gold und Edelſteinen angelegt, der Reichthum nach den Summen und dem Werthe der Juwelen und Goldgefäße, die man beſaß, gemeſſen. Die Maſſe des Goldes und der Edelſteine, die König Philipp Auguſt hinterließ, würde nach modernen Verhältniſſen einem Goldwerthe von 294 Millionen Franken gleichkommen. Der König glänzte aber nicht etwa ausnahmsweiſe durch dieſen reichen Schatz; die Fürſten und Grafen des Reiches eifern ihm nach und häufen, wie die zahlreichen Inventare lehren, Goldmaſſen auf, die oft an die angeſtaunten orientaliſchen Reichthümer erinnern."

## Literatur.

**Literatur.** Friedrich Halms Werke. 5. und 6. Band. Wien, Gerold. — Die Geſammtausgabe eines Schriftſtellers kann man immerhin in das Gebiet der Literaturgeſchichte rechnen, denn ſie ſetzt ein jahrelanges Wirken voraus, und eine Theilnahme von Seiten des Publicums, von welcher die Literaturgeſchichte Notiz nehmen muß, auch wenn der kritiſche Maßſtab, den ſie anzulegen berechtigt und verpflichtet iſt, durch dieſe Werke nicht befriedigt wird. Wir haben daher Schritt für Schritt die Geſammtausgabe dieſes Dichters verfolgt, der eine nicht unwichtige Periode unſers Theaters am vollſtändigſten charakteriſirt, die Periode, in welcher die eigentlichen Excentricitäten der Romantik überwunden waren, und wo man ſich wieder zur alten ſchillerſchen Schule wandte, nur ſo, daß dies Mal die Reflexion in den Vordergrund trat, daß man ſich zuerſt ein beſtimmtes moraliſches Princip zurechtlegte, und nach Maßgabe deſſelben die Thatſachen auswählte und idealiſirte. Die Methode iſt gewiß nicht die höchſte der Dichtkunſt, im Gegentheil ſie verräth bereits ein gewiſſes Abſterben des poetiſchen Idealismus, aber für eine Zeit, der es an unmittelbarer jugendlicher Kraft fehlt, hat ſie ihre Berechtigung, und Halm iſt trotz ſeiner handgreiflichen Fehler der glänzendſte Vertreter derſelben. — Die vorliegenden Bände enthalten folgende Stücke (wir geben jedes Mal das Datum der erſten Aufführung auf dem wiener Hofburgtheater an): Sampiero, 22. Januar 1844; Maria de Molina, 2. März 1847; Verbot und Befehl, 29. März 1848; und der Fechter von Ravenna, 18. October 1854. Das letzte Stück, über welches wir früher nach der Aufführung berichtet haben, iſt darunter bei weitem das ge-

lungenste und steht wenigstens in gleicher Höhe mit Griseldis und dem Sohn der Wildniß, die den Ruf des Dichters begründet haben. Freilich bleibt es immer ein wunderlicher Stoff, eine Zeit zu schildern, wo ein Verrückter der unumschränkte Herrscher über die ganze gebildete Welt war, und wo auf der Oberfläche der Gesellschaft sich nichts Anderes regte, als Schlechtigkeit und Feigheit, wo der höchste Aufschwung des Muths sich auf ein resignirtes Sterben beschränkte, und Halm hat diesen Gegenstand dadurch keineswegs idealisirt, daß er ihn mit den Augen der modernen Empfindung, ja des deutschen Patriotismus betrachtet. Tiefere Aufschlüsse über die menschliche Natur muß man bei Halm überhaupt nicht suchen; aber es ist doch ein Dichter, der sich vollkommen klar gemacht hat, wie man das Gemüth der Zuhörer von der Bühne aus bewegt. Die Gruppirung läßt wenig zu wünschen übrig; eine wohlthuende Wärme durchdringt das ganze Stück, und einzelne Scenen, die in das Gebiet der Genremalerei gehören, sind wirklich poetisch. — Aus diesem Talent zur Genremalerei könnte man schließen, Halm habe eigentlich Beruf fürs Lustspiel oder fürs Conversationsstück gehabt; aber das Lustspiel „Verbot und Befehl", eine Episode aus der venetianischen Staatsinquisition, in welcher durch die Betrunkenheit des Secretärs dieses gefürchteten Tribunals die unsinnigsten Mißverständnisse herbeigeführt werden, spricht nicht für diese Voraussetzung. Der Stoff ist eigentlich sehr günstig, und die Gesinnung, mit welcher der Dichter denselben auffaßt, verdient den vollkommensten Beifall; aber der Humor ist ihm ausgegangen, und die Späße haben ein steifes und gesuchtes Aussehen. — Das Problem in Sampierro verlangte eine tiefere Durchführung. Halm ist von der modernen Humanität zu sehr durchdrungen, als daß er sich in die Seele eines politischen Fanatikers versetzen könnte, der sein Weib umbringt, um sich den guten Leumund seiner Partei zu erhalten. Um corsische Geschichten zu erzählen, muß man von der deutschen Bildung vollkommen abstrahiren. Wie die Sache hier dargestellt ist, erweckt sie keinen Glauben. Das Stück hat auch insofern Interesse, als es das einzige ist, welches Halm in Prosa geschrieben hat; es zeigt sich doch, daß, wo ihm das schillersche Vorbild fehlt, ihm auch die Meisterschaft über die Sprache entgeht, die er sonst in seiner Weise vortrefflich handhabt. — Das portugiesische Drama ist ohne allen dramatischen Werth.

**Neue historische Schriften.** — Kaiser Heinrich der Vierte und sein Zeitalter. Von Hartwig Floto. Zwei Bände. Stuttgart und Hamburg, N. Besser. — Der Verfasser ist in dem Zwischenraum, der zwischen die Ausarbeitung des ersten und zweiten Theiles fällt, als Professor nach Basel berufen worden, und sein Buch hat von der gelehrten und ungelehrten Kritik im Durchschnitt eine sehr günstige Beurtheilung gefunden. Es verdient dieselbe in doppelter Beziehung, einmal wegen des außerordentlich sorgfältigen Studiums der Quellen, sodann wegen der durchgehenden Bemühung, die Resultate des Studiums, so weit es irgend möglich war, in bestimmte Anschauung zu übersetzen. Der Verfasser geht überall darauf aus, nicht blos von den politischen Zuständen, sondern auch von dem öffentlichen Leben jener Zeit, den Beschäftigungen den Menschen, die in ihr lebten, ihren Sitten und Gebräuchen u. s. w. ein vollständiges Bild zu geben.

Wenn dadurch das Buch eine Ausdehnung erhalten hat, die das Gewebe der künstlerischen Composition nicht selten zerreißt, so ist der Nachtheil nicht so groß, denn die Schilderung ist interessant genug, um auch das größere Publicum zu fesseln. Einen andern Fehler aber müssen wir rügen: die subjective Form der Darstellung. Wir können das um so unbefangener, da wir mit den historisch-politischen Ansichten, welche der Verfasser vertritt, und mit ihrer Anwendung auf die Zeit Heinrichs IV, im Wesentlichen einverstanden sind. Es ist die Wiederaufnahme des Urtheils, in dem vor einem halben Jahrhundert alle Welt einig war, das später durch Sophisten verkehrt wurde. Aber wir glauben, daß Herr Floto eine größere Ueberzeugung hervorgerufen haben würde, wenn er die Form seines Urtheils ruhiger gehalten hätte. Zudem liegt jene Subjectivität nicht blos in der Heftigkeit, mit der er seine Ueberzeugungen vertritt, sondern ebenso in der Neigung, den anscheinend trocknen historischen Stoff durch belletristische Zierrathen aufzuputzen. Diese Form der Darstellung ist nicht unbedingt zu verwerfen, aber nur ein Meister der Sprache kann sie anwenden, und sie setzt außerdem eine allseitige culturhistorische Bildung voraus, die für die Empfindungen der Bewunderung, des Abscheus u. s. w. überall den richtigen Maßstab zur Hand hat, und dadurch vor Extravaganzen bewahrt wird. Für den jüngern Schriftsteller ist es auf alle Fälle sicherer, gegen diese Neigung anzukämpfen und sich durchaus in den Stoff zu vertiefen. Was seiner Darstellung an äußerm Glanz abgeht, wird durch den Eindruck einer überzeugenden innern Durchbildung mehr als hinreichend ersetzt.

Das Leben Washingtons. Von Washington Irving. Aus dem Englischen von Drugulin. Dritter Band. Leipzig, Lorck. — Den Inhalt dieses schönen Werkes haben wir schon bei Gelegenheit der tauchnitzschen Ausgabe besprochen. Die Wahl des Buchs für die Sammlung „moderner Geschichtschreiber" ist zweckmäßig und die Uebersetzung ist genügend.

Justus Möser. Geschildert von F. Kreyßig. Mit einer Abbildung von Mösers Denkmal in Osnabrück. Berlin, Nicolai. — Möser hat das Schicksal gehabt, nachdem er lange Zeit hindurch als einer der würdigsten patriotischen Schriftsteller gefeiert war, bei dem herrschenden Liberalismus in Ungnade zu fallen. Man entdeckte, daß seine Ansichten in vielen der wichtigsten Punkte der Ueberzeugung der Zeit widersprachen, und man wurde noch mehr gegen ihn eingenommen, da die historische Schule, die mit der politischen Reaction Hand in Hand ging, ihn auf den Schild erhob. Es war überhaupt für den älteren Liberalismus ein großer Nachtheil, daß er sich gegen die historische Schule von vornherein in Opposition setzte. Seine ganze Stellung war auf das praktische Leben gerichtet, und die Männer, die ihn vorzugsweise vertraten, hatten im Stillen die Ueberzeugung, daß die Deutschen sich überhaupt viel zu sehr auf Doctrinen eingelassen hätten. Alle Philosophie und Gelehrsamkeit könne nichts helfen, wenn sie die Entschlossenheit des Willens lähmte. Man war überzeugt, daß durch Savignys tiefere Ergründung der Rechtsgeschichte nicht viel gewonnen sei, wenn man seine Ideen über den gesetzgeberischen Beruf unserer Zeit mit in den Kauf nehmen müsse. Inzwischen ist die Gelehrsamkeit wieder zu Ehren gekommen, und auch der praktische Liberalismus hat eingesehen, daß er gegen seine Gegner im Gebiet der Wissenschaft ebenso

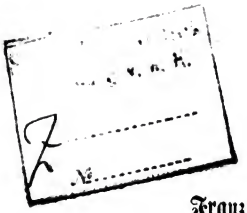
gerüstet sein müsse, als im Gebiet der unmittelbaren Politik. Es ist das auch eine von den Segnungen des constitutionellen Systems, daß es die Wissenschaft zum Leben in eine unmittelbare Beziehung setzt. Wenn man in den Kammern auch nur in den seltensten Fällen darauf ausgehen kann, den Gegner zu überzeugen, so wird man doch durch seine Gründe genöthigt, seine eignen Ueberzeugungen zu befestigen und zu vertiefen. Die Frage über den Werth der historischen Schule ist keine Parteifrage mehr. Der Liberalismus muß sich ebenso auf sie beziehen, wie die Reaction. Mit dieser Anerkennung der Geschichtswissenschaft hängt zusammen, daß man über den Beruf der verschiedenen Zeiten zum politischen Fortschritt sich ein unbefangenes Urtheil bildet und die Männer gerechter beurtheilt, die den Fortschritt förderten, indem sie sich fest auf den Boden der gegebenen Zustände stellten und dem Anschein nach als Vertheidiger dieser Zustände auftraten. Obgleich ein Gelehrter im strengsten Sinn des Worts, war die Grundrichtung Mösers doch vorwiegend praktisch, und wenn er auch jeden gewaltsamen Umsturz, jeder unhistorischen Neuerung abhold war, so arbeitete doch sein warmer, menschenfreundlicher Geist unablässig im Dienst des gesunden Forschritts, und er hat in dem kleinen Kreise, auf den er mit Recht seine unmittelbare Thätigkeit beschränkte, Großes gewirkt. — Es ist aber nicht blos die politische Rechtfertigung Mösers, was der Verfasser der vorliegenden Schrift unternimmt, er sucht die Totalität seiner Natur nachzubilden, jenes gesunde, in naturwüchsiger Kraft aufblühende Gemüth, das zuweilen eine gewisse derbe Schalkheit nicht verleugnen konnte, das aber selbst in der ironischen Haltung die deutsche Ehrlichkeit durchscheinen ließ. — Möchte dieses einsichtsvolle und warm ausgesprochene Urtheil dazu beitragen, das Volk zur Lectüre jener Schriften anzuregen, die im Ganzen mehr besprochen als gelesen werden.

La ligue et Henri IV. par I. Michelet, Paris, Chamerot. — Die Geschichte der Ligue bildet den vierten Band der Geschichte des 16. Jahrhunderts, und die weitere Fortsetzung wird nächstens erwartet. Wir behalten uns vor, in der Reihe der französischen Geschichtschreiber das gesammte Werk und die Stellung, welche der Verfasser in der Entwicklung der französischen Cultur einnimmt, näher zu erörtern. Zunächst nur einige Bemerkungen über den vorliegenden Band. Wie in allen seinen Schriften, kommt es dem Verfasser auch hier vorzugsweise darauf an, durch ein Sprühfeuer feiner und geistvoller Bemerkungen ein überraschendes Licht auf die eigenthümliche geistige Bildung einer bestimmten Periode zu werfen. Er verschmäht die geordnete ausführliche Erzählung, welche die Geschichte vor unsern Augen vorgehen läßt, und nimmt einen Standpunkt ein, der durch seine weiten Perspectiven, durch die grellen Contraste in Licht und Schatten den bekannten Thatsachen ein neues, zuweilen seltsames Ansehn gibt. Nicht daß er gegen die Thatsachen gleichgiltig wäre, im Gegentheil hat er über die Details sehr sorgfältige Studien gemacht; aber er benutzt sie nur zu einer schärfern Entwicklung der Ideen. Für uns Deutsche hat das Buch insofern eine große Wichtigkeit, als es uns zeigt, wie sehr bei unsern Nachbarn das Verständniß der protestantischen Bewegung vertieft ist. Die Aufklärung des vorigen Jahrhunderts griff zwar gleichfalls die katholische Kirche an und ließ insofern die Reformation gelten, als sie zuerst die geschlossene Macht der Hierarchie gebrochen hatte; der innere Kern dieses

Princips war ihr aber ebenso gleichgiltig, als die Dogmatik ihrer eignen Kirche, und sie fand es im Grunde viel bequemer, sich mit den Jesuiten abzufinden, die gegen den Glauben und die Gesinnung ziemlich gleichgiltig waren, wenn man sich nur ihrer Ordnung fügte, als mit den strengen protestantischen Geistlichen, die von den Gläubigen eine innere Wiedergeburt verlangten. Bei den neuern Franzosen dagegen finden wir einen Wiederklang der innersten Regungen unsers Glaubens, und Michelet hat sich um das Verständniß desselben ein großes Verdienst erworben. Er zeigt, wie der religiöse Protestantismus trotz aller Verfolgungen, denen er ausgesetzt war, im Lauf der Geschichte überall ein schöpferisches Princip entwickelte, während die jesuitische Reaction, obgleich sie sich der Gewalt bemächtigte, nichts geschaffen, sondern alle geistigen Keime erstickt hat, daß sie es nur verstand, schweigend zu morden. Zwar hat die protestantische Kirche durch die Resignation, mit der sie ihrer Kritik und ihrem politischen Kampf ein äußerliches willkürliches Ziel setzte, zum Theil die rechtmäßige Macht verscherzt, die ihr in der Entwicklung der Geschichte zukam, dafür hat sie aber einen andern weitergehenden Protestantismus hervorgerufen, der das irdische Leben mit den Gedanken des Himmels erfüllt und die endlichen Beziehungen der Politik auf das ewige Recht Gottes begründet hat. Es war ein eitles Unternehmen, wenn in neuerer Zeit französische Schriftsteller in der Ligue die nationale, ja die demokratische Seite hervorhoben und sie als eine Reaction gegen den deutschen Einfluß und gegen die einheimische Aristokratie darstellten. Die Nationalität war nur eine Maske, hinter der sich die gemeine Selbstsucht und der Fanatismus versteckte. Wenn sich diese Ideen immer tiefer in der französischen Bildung ausbreiten, so werden sich die Völker, in denen wir doch die vornehmsten Träger der Cultur achten müssen, immer näher treten, und die allgemeine Bildung wird durch das allmälige Zusammenwachsen der selbstständigen und individuellen Bildungsformen eine reiche Frucht gewinnen. — Histoire de la révolution française (1789—1799) par Théod. H. Barrau. Paris, L. Hachette & Co. Der Verfasser, der für die Geschichte der französischen Revolution bis zum Consulat sich ungefähr denselben Raum gesetzt hat, den das beliebte Buch von Mignet einnimmt, unterscheidet sich von seinem Vorgänger hauptsächlich dadurch, daß er seine persönlichen Reflexionen zurückdrängt und sich bemüht, die Thatsachen so objectiv als möglich hervortreten zu lassen. Je bedenklicher die Sophismen jenes geistvollen Schriftstellers auf die allgemeine europäische Bildung eingewirkt haben, da sie die historische Entwicklung in der Form eines blinden Naturprocesses darstellten, so daß man die einzelnen Personen dieses grandiosen Schauspiels von aller Zurechnungsfähigkeit freisprechen müsse, desto willkommner muß diese einfache, aber sachgemäße Darstellung sein, in der sich sehr deutlich herausstellt, wie viel von den entsetzlichen Ereignissen jener Zeit den Einzelnen und wie viel den Umständen zur Last fällt. —

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.
Als verantwortl. Redacteur legitimirt: F. W. Grunow. — Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.



# Französische Geschichtschreiber.

## 2. Mignet und Thiers.

Man versteht die schnell eintretenden Katastrophen der französischen Zustände innerhalb der letzten Jahrzehnte erst dann, wenn man die Stimmungen und Gesinnungen durchforscht, die sie nicht grade herbeiführten, aber die ihnen entgegenkamen. Denn zum Eintritt einer Thatsache gehören noch viele Umstände, die sich insofern der Berechnung entziehen, als sie nicht aus dem allgemeinen sittlichen Geist hergeleitet werden können. Bei einem so elastischen Volk wie die Franzosen muß der Zunder grade in einem bestimmten Augenblick aufgehäuft sein, daß der elektrische Strahl ihn trifft, und es wäre die größte Vermessenheit, nachträglich die innere Nothwendigkeit aller jener Revolutionen beweisen zu wollen. Die Julirevolution war zu vermeiden, auch die Februarrevolution war zu vermeiden; aber da sie einmal eintraten, wurde ihre Richtung durch die früher vorbereitete Gesinnung festgestellt. Der Thermometer der öffentlichen Gesinnung ist derjenige Theil der Literatur, der sich auf die Wirklichkeit bezieht. Man darf aber nicht die eigentlich periodische Literatur zum Maßstab nehmen, für die es schwer sein würde eine mittlere Proportionale zu finden, sondern einzelne Werke, die eine unmittelbare mächtige Wirkung hervorbrachten und die dadurch bewiesen, daß sie die Stimmung der Zeit richtig getroffen hatten. Die Julirevolution versteht man nur aus Thiers und Mignet, die Februarrevolution nur aus Lamartine, Louis Blanc und Michelet; und auch für den neuesten Staatsstreich würden sich die Quellen auffinden lassen. Es sind vorzugsweise die Historiker, die, indem sie die Vergangenheit darstellten, die Ereignisse der Zukunft vorausgenommen haben.

Im Jahr 1821, als die politische und kirchliche Reaction immer weiter um sich griff, wanderten zwei junge Provençalen in Paris ein, um dort ihr Glück zu machen und für die Sache des Liberalismus zu arbeiten: **Mignet** und **Thiers**, der eine 26, der andere 25 Jahre alt, beide zu Aix in derselben Schule erzogen, auf der Universität zur Jurisprudenz vorgebildet und dann in den Advocatenstand aufgenommen, beide von gleichen Ueberzeugungen durchdrungen und aufs innigste miteinander befreundet. Sie wohnten in Paris auf demselben Zimmer, machten dieselben Bekanntschaften und wurden

nach einigen fehlgeschlagenen Versuchen durch die Empfehlungen von Manuel, Etienne und Laffitte in den Kreis der vornehmen und reichen Liberalen aufgenommen und an den gelesensten Oppositionsblättern beschäftigt, Thiers am Constitutionnel, Mignet am Courrier français. Beide gewannen im folgenden Jahr in ihrer Vaterstadt eine Preisaufgabe, Mignet über das Thema: de la féodalité, des institutions de St.-Louis et de la législation de ce prince, Thiers mit einer Lobrede auf Vauvenargues. Mignet zeigt sich schon hier als systematischer Kopf, der die Thatsachen, die ihm passen, geschickt in Reih und Glied zu stellen und die widersprechenden stillschweigend zu beseitigen versteht. In Thiers zeigt sich die Abneigung gegen die akademische Phrase, das Talent, rasch und lebendig darzustellen und in scharfen Umrissen die flüchtig angeschauten Gestalten wiederzugeben. Von tiefer Geringschätzung gegen die Neigung durchdrungen, sich in sich selbst zu vertiefen, seine Zustände zu analysiren und seine eignen Erregungen vorzutragen, anstatt auf andere zu wirken und neue Eindrücke zu suchen, geht er schon damals auf Action aus, in der er allein das Leben sieht. Ceux qui ont rêvé la paix perpetuelle ne connaissent ni l'homme ni sa destinée ici bas. L'univers est une vaste action, l'homme est né pour agir. Qu'il soit ou ne soit pas destiné au bonheur, il est certain du moins que jamais la vie ne lui est plus supportable que lorsqu'il agit fortement; alors il s'oublie, il est entraîné, et cesse de se servir de son esprit pour douter, blasphémer, se corrompre et mal faire. Dieser Satz ist der volle Ausdruck seiner Natur, seines Talents und seiner gesammten politischen und schriftstellerischen Thätigkeit.

Sein Talent, anschaulich auch die verwirrtesten Zustände darzustellen, zeigt sich unter andern in der Schilderung der ersten pariser Eindrücke, hauptsächlich aber in dem Bericht einer Pyrenäenreise, November und December 1822. Die Art und Weise, wie er hier die Landschaft allmälig aus dem Nebel hervortreten läßt, versinnlicht uns seine Kunst, in einem Schlachtgemälde, wo Hunderttausende aufeinanderstoßen, und wo die Theilnehmer selbst nicht im Stande sind, aus dem Pulverdampf und dem Ineinanderdringen der Massen ein festes Bild zu gewinnen, die einzelnen Bewegungen in scharfen Linien und Farben hervortreten zu lassen. Es ist das eine Kunst, in der Thiers wenig Nebenbuhler hat. Was die politische Journalistik betrifft, so gewann Thiers sehr bald die Hauptleitung des Constitutionnel, an dem er sich später Eigenthumsrechte erwarb. An Talent war er seinen Mitarbeitern bei weitem überlegen; was ihn aber hauptsächlich stützte, war das Aufsehn, das er in der Gesellschaft machte. Zeitgenossen können nicht Worte genug finden, das Erstaunen zu schildern, mit dem man in einem Kreise der angesehensten Staatsmänner und Schriftsteller diesem auffallend kleinen Mann zuhörte, dessen Gesicht durch eine große blaue Brille entstellt wurde, und dessen beständiges

spöttisches Lächeln kein Vertrauen gewinnen konnte, der aber über alle Dinge, Kunst, Wissenschaft, Politik mit einer Entschiedenheit redete, als hätte er nichts Anderes studirt, als den Gegenstand, mit dem er sich grade beschäftigte. Als er einmal grade sehr glänzend geredet hatte, ging ein Bekannter ganz erstaunt auf ihn zu und rief aus: „Aber Sie werden Minister werden!" Der junge Mann nahm das Compliment hin, als ob es ihm nichts Neues wäre. Er wurde in immer höhere Cirkel eingeführt, endlich auch bei Talleyrand, der ihn sehr begünstigte und später das Bonmot auf ihn anwandte: Il n'est pas parvenu, il est arrivé.

Der Salon der beiden Freunde war der Sammelplatz der Oppositionsmänner von allen Nuancen, die aus politischen Zwecken sich zusammendrängten und Thiers merkwürdige Aufschlüsse gaben, die er später bei seiner Geschichte der Revolution sehr geschickt zu verwerthen wußte. Das Blatt, an dem er schrieb, war das Organ der wohlhabenden Bourgeoisie, die, auf die Grundsätze Voltaires und Condorcets gestützt, mehr die Junker und Pfaffen, als den Absolutismus bekämpfte; und dies ist auch bei Thiers die Grundlage seiner politischen Gesinnung. Er ist constitutionell gesinnt, weil er es als das beste Mittel betrachtet, den Bürgerstand und seinen bon sens zum Mittelpunkt des Staatslebens zu machen. Diese Gesinnung spricht sich am kräftigsten in der Kritik des Werks von Montlosier aus: La monarchie française (1822). Der verbitterte Edelmann hatte den Bürgerstand mit Schmähungen überhäuft, ihm seine Niedrigkeit, seinen Ehrgeiz und seinen Eigennutz vorgeworfen. „Ja, ruft Thiers aus, auch wir haben Ansprüche wie ihr; es ist der Stolz, der bei uns die Gleichheit verlangt, bei euch sie verweigert. Aber welcher Stolz ist schuldig? Ihr behauptet, daß, wenn wir zur Gleichheit gekommen sind, wir nach der Herrschaft streben und ebenso stolz sein werden wie ihr. Es ist möglich, daß hochgestellte Plebejer sich vergessen werden wie ihr; aber bevor das geschehen ist, erlaubt uns, euch zu tadeln. Gute und schlechte Menschen gibt es unter allen Parteien; es kommt aber darauf an, wer in der Sache Recht hat." Die Wirkungen dieser und ähnlicher Artikel waren lang und bedeutend. Einen umfassenden Einfluß gewannen die beiden Freunde aber erst, als sie in den Jahren 1823 bis 1824 mit ihrer Geschichte der Revolution hervortraten. Das Werk von Mignet wurde zuerst fertig, und je weniger man darin eine geniale Kraft entdeckt, um so wichtiger ist es, zu untersuchen, was darin so Ungewöhnliches enthalten war, um die Masse des europäischen Publicums mit sich fortzureißen.

Man versinnliche sich die schlimmen Jahre der Restauration, in denen jenes Werk entstand. In Frankreich wurde der Druck am lebhaftesten gefühlt, theils weil der Umschlag am stärksten war, theils weil man noch immer Zuckungen des alten revolutionären Bluts in sich fühlte und sich von Zeit zu

Zeit vorstellte, die alte Kraft könne aufs neue wieder erwachen. In Deutschland war die Lethargie viel schneller eingetreten, hauptsächlich weil es keine Mittel zur Concentration der Unzufriedenheit gab, und weil man kein bestimmtes politisches Ideal für die Zukunft, kein verloreneus politisches Paradies in der Vergangenheit fand. Aber auch in Frankreich betrachtete man die Revolution mit großem Mißtrauen, und zwar aus folgenden Gründen.

Als die erste Revolution eintrat, war alle Welt davon überzeugt, sie erstrebe nur dasselbe, was alle Welt erstrebe. Durch den Ausgang wurde man in vieler Beziehung enttäuscht. Zunächst trat eine Zeit der Greuel ein, vor denen später das französische Volk einen ebenso großen Schauder empfand, als früher das Ausland; Greuel, deren Details man noch sehr lebhaft in der Erinnerung gegenwärtig hatte. Zudem sorgte die Restauration dafür, das Andenken von Zeit zu Zeit wieder aufzufrischen, und in Frankreich wie in Deutschland gehörte es zum guten Ton, in dem Voltairianismus und der ganzen Philosophie, auf welche die Revolution sich stützte, eine unsittliche Gesinnung zu suchen. Sodann zeigte es sich, daß die Revolution die historischen Kräfte nicht richtig berechnet hatte. Das correcteste Programm der Revolution war die bekannte Flugschrift von Sièyes, in welcher der Bürgerstand behauptete und es durch Zahlen nachzuweisen suchte, daß er eigentlich alles sei. Es ergab sich aber, daß Zahlen nicht immer beweisen. Es hatten sich neben dem Bürgerstand noch andere Staatselemente geltend gemacht, die Kirche, das Militär, der Adel, und man hatte erkannt, daß diese Kräfte nicht blos von der Monarchie getragen wurden. Was aber das Schlimmste war, die Revolution hatte nichts erreicht, die constitutionelle Monarchie war untergegangen, dasselbe Schicksal traf die Republik und den aufgeklärten Despotismus, die Eroberungen hatte man wieder verloren, und die neue constitutionelle Monarchie schien weiter nichts zu sein, als ein Deckmantel für die schimpflichste Pfaffen- und Junkerherrschaft.

Dieses Mißtrauen gegen die Revolution wurde durch Mignets Buch beschwichtigt. Nicht daß der Verfasser es sich vorgesetzt hätte, aber bei der Eigenthümlichkeit seines Verstandes, der schnell die springenden Punkte eines Ereignisses übersah und combinirte, ohne sich um Farbe und Detail viel zu kümmern, gelang es ihm, zu treffen, was die Menge wünschte.

Was zunächst die Apologie des Terrorismus betrifft, so hätte jeder Schriftsteller, der sie im jakobinischen Sinn unternahm, eine allgemeine Entrüstung hervorgerufen. Die Opposition war damals nicht sansculottisch, sondern sie stützte sich auf den Bürgerstand, der jeder Paradorie feind war, und unter allen Paradorien der Guillotine am meisten. Aber Mignet trat nicht als blutiger Jakobiner auf, sondern als nüchterner Mensch, als Bürger im vollen Sinn des Worts, ja man möchte sagen als Spießbürger, und seine Recht-

fertigung galt eigentlich auch nicht dem Berge, sondern dem Publicum, das den Berg gewähren ließ. Er unternahm es, die ganze Revolution bis zum Jahr 1814 als einen Naturproceß darzustellen, in dem jeder einzelne Act ein nothwendiger war, die Hinrichtung der Girondisten, wie die Hinrichtung Robespierres. Die Methode dieses sogenannten Fatalismus bestand darin, daß er für jede Wirkung die Ursache aufsuchte, was in der That keine Kunst war, denn jede Wirkung muß eine Ursache haben; daß er aber diese vermittelnde Ursache ausschließlich ins Auge faßte und so die sämmtlichen Ereignisse der Revolution durch einen rothen Faden verwebte, der dem Anschein nach in ihnen lag, den man in der That aber erst hineingetragen hatte. Die Methode erinnert auffallend an die Betrachtung unsers Georg Forster über die französische Revolution: eine Schrift, über deren geistvoller Deduction man es ganz übersehen hat, daß sie ein Ausfluß der Verzweiflung ist. Bei Mignet ist von dieser Verzweiflung keine Rede; er findet sich im Gegentheil vollkommen befriedigt, weil es ihm gelungen ist, die Revolution, das heißt das französische Volk während der verschiedenen Epochen der Revolution, gegen die gewöhnlichen Vorwürfe zu rechtfertigen und alle Schuld einem geheimnißvollen Naturproceß aufzubürden. Aber hinter dieser Rechtfertigung steckte noch ein Nebengedanke. Zuerst ging bis zum 9. Thermidor alles vom Guten zum Schlimmen, aber dies war der Höhepunkt, dann wurde es immer besser, und der Schriftsteller ließ durchblicken, daß der Naturproceß in seinem weitern Verlauf eine ähnliche Richtung nehmen werde, man könne also wegen der Zukunft unbesorgt sein.

Die zweite Aufgabe war, das Programm von Sièyes zu vertheidigen. Das gelang dem Geschichtschreiber dadurch, daß er anstatt eines ausgeführten Gemäldes bloße Conturen gab. Er schilderte im Grunde, abgesehen von einigen Katastrophen auf der Straße, die sich nicht umgehen ließen, nur die parlamentarischen Vorgänge, nur die Thätigkeit der Bourgeoisie; die andern Kräfte, der Pöbel, die Kirche, der Adel, das Militär, wurden zwar erwähnt, aber in so matten Farben gehalten, daß die Phantasie von ihnen keinen Eindruck empfing; sie wurden entweder ignorirt, oder als vorübergehende Irrthümer flüchtig beseitigt. Wenn Mignets Methode parador war, der Stoff hatte nichts Paradores, und der liberale Philister konnte sich einreden, im Grunde seien in jener furchtbaren Zeit nur seine eignen Gedanken thätig gewesen.

Die schwerste Aufgabe war, nachzuweisen, daß die Revolution wirklich ihr Ziel erreicht habe; um so schwieriger, da es nicht in Mignets Absicht liegen konnte, die Restauration als die letzte Errungenschaft der revolutionären Bestrebungen zu rechtfertigen. Mignet begnügte sich damit, die Idee des constitutionellen Staatslebens als fertig darzustellen; was aber die wirkliche Entwicklung desselben betraf, bei dem Sturz Napoleons abzubrechen.

Ueberſehen wir nun die Wirkungen des Buchs, ſo ſtellen ſich dieſelben am deutlichſten nach zwei Seiten heraus. Einmal wurde die liberale Idee, die an ſich niemals untergegangen war, jetzt wieder hiſtoriſch gerechtfertigt. Der Liberalismus erfuhr, daß er ſich ſeiner Geſchichte nicht zu ſchämen habe. Die dreifarbige Cocarde wurde vom Blut des Schreckensſyſtems rein gewaſchen, man konnte ſich vor der guten Geſellſchaft wieder damit zeigen. Dies war die beſte Wirkung des Buchs.

Bedenklicher war eine zweite. Mehr als irgend ein anderer Schriftſteller hat Mignet das liberale Publicum daran gewöhnt, es mit dem politiſchen Gewiſſen leicht zu nehmen. Perſönlich verabſcheute er die Greuelthaten von 1793 aufs höchſte; aber er weiß ſich mit den Umſtänden abzufinden. Er ſtellt die Geſchichte wie einer dar, der während der Revolution zuerſt zu Lafayette, dann zu Briſſot, dann zu Danton, zum Wohlfahrtsausſchuß, zu den Thermidoriern, zu Bonaparte, zum Kaiſer gehalten hätte, und der endlich mit den bekannten Marſchällen ins Lager der Reſtauration übergegangen wäre. Solche Männer gab es in der That, Männer, an denen perſönlich kein Flecken haftete, die ſich aber in Perioden der Leidenſchaft überall der leidenſchaftlichſten Partei anſchloſſen, weil dieſe zugleich die ſtärkſte war. Aber daß es ſolche Männer gab, daß es ſie in einer ſo großen Zahl gab, und daß ſie mit ſo großen Talenten ausgeſtattet waren, das war grade der Grund, warum die Revolution einen ſo unheilvollen Verlauf nahm. Alle Achtung vor ihrer Einſicht, ſie waren doch nur politiſche Mantelträger, und es iſt ſehr ſchlimm, wenn in den Mantelträgern der Kern der politiſchen Einſicht geſucht wird.

Mignet hat das Publicum daran gewöhnt, die Ereigniſſe der Revolution mit dem bloßen Verſtande zu betrachten und nur die Abſtractionen der einzelnen Parteien durch einen ſcheinbar logiſchen Faden miteinander zu verknüpfen. Würde er heute die Fortſetzung ſchreiben, ſo würde es ihm ebenſo leicht werden, dieſelbe Nothwendigkeit des Naturproceſſes auch in dem weitern Verlauf zu entwickeln; aber der Gedanke, der ihm eigentlich bei dieſem Beweis vorſchwebte, daß der Fortſchritt immer zum Beſſern ſtattfindet, iſt durch die Geſchichte widerlegt. Auch wir ſind in Deutſchland durch die hegelſche Schule zu ſehr daran gewöhnt worden, die Logik nach den Thatſachen, das Recht nach dem Erfolg zu beurtheilen; es wird zweckmäßig ſein, wenn wir dem Gewiſſen und dem unmittelbaren Rechtsgefühl wieder die Stelle zurückgeben, die ihm auch in der Geſchichte gebührt.

Wenn Mignet die Revolution als Syſtematiker vertheidigte, ſo gewann dagegen Thiers in ſeinem Werk, das 1823 bis 1827 erſchien, die Menge durch den Glanz der Darſtellung. Das Unternehmen ſah zuerſt unſcheinbar aus. Ein bekannter Vielſchreiber, Felix Bodin, hatte ihn aufgefordert, die Geſchichte kurz und gemeinfaßlich für eine Sammlung ähnlicher Werke zu be-

arbeiten, und so sehen wir in den beiden ersten Bänden eine bezaubernde Unbefangenheit. Unter der Anleitung des Moniteur und mit Hilfe einiger Memoiren erzählt Thiers die Begebenheiten, wenn auch mit apologetischen Zwecken, wie eine Novelle, mit einer Frische und Lebendigkeit, die ihm schon damals das größere Publicum gewann, aber ohne auf den innern Zusammenhang der Thatsachen irgendwie einzugehn. Er zeigt ein ausgebildetetes Redactionstalent, und seine Porträts sind zum Theil glänzend; aber je tiefer er in den Stoff eindrang, desto mehr fühlte er selbst, daß er eigentlich noch alle Vorarbeiten zu machen habe. Sobald er einmal den Entschluß gefaßt, ging er mit dem Eifer ans Werk, der ihn in seinem ganzen Leben auszeichnet. Einen Winter hindurch nahm er bei dem alten Baron Louis Unterricht in der Finanzwissenschaft, studirte das Budget in allen seinen Specialitäten und machte sich daraus ein Bild von der Finanzverwaltung unter dem Convent und dem Directorium. Gleichzeitig ließ er sich durch die beiden Generale Foy und Jominy in der Kriegskunst unterrichten, nahm an den Arbeiten der Artillerieschule in Vincennes lebhaften Antheil, studirte durch eignen Augenschein die Fortification, den Angriff und die Vertheidigung, prägte sich die trigonometrischen Karten ein und nahm es als die größte Schmeichelei auf, wenn man ihm nach Ablauf dieser Studien erklärte, er habe jetzt die Kenntnisse eines guten Ingenieuroffiziers. Die Stellung eines Feldherrn war sein stiller Traum, die militärische Größe sein höchstes Ideal. In einer glänzenden Beschreibung von der Aufgabe eines Feldherrn zählt er zuerst die Fülle von Specialkenntnissen zusammen, die er besitzen muß, und fährt dann fort: Dieses ungeheure Wissen muß er gleichzeitig entfalten, und zwar mitten unter den außerordentlichsten Umständen. Bei jeder Bewegung muß er an gestern und morgen, an vorwärts und rückwärts denken; er muß die Munition, Lebensmittel und Hospitäler, die er mit sich führt, beaufsichtigen, gleichzeitig die Atmosphäre und die moralische Kraft seiner Leute in Rechnung ziehen, und diese so verschiedenen Elemente, die jeden Augenblick wechseln und sich verwickeln, muß er in der Kälte, in der Hitze, unter dem Kugelregen combiniren. Tandis que vous pensez à tant de choses, le canon gronde, votre tête est menacée; mais ce qui est pire, des milliers d'hommes vous regardent, cherchent dans votre traits l'espérance de leur salut. Plus loin, derrière eux, est la patrie avec des lauriers ou des cyprès; et toutes ces images, il faut les chasser, il faut penser, penser vite, car une minute de plus, et la combinaison la plus belle a perdu son à-propos, et au lieu de la gloire, c'est la honte qui vous attend. — Während Mignet die auswärtigen Angelegenheiten sehr oberflächlich behandelt, eigentlich nur, so weit sie zur Erläuterung der parlamentarischen Verhandlungen dienen, sind sie bei Thiers die Hauptsache, und die parlamentarische Entwicklung wird lediglich nach dem

Einfluß beurtheilt, den sie auf die Entfaltung der kriegerischen Macht Frankreichs ausübt. Welche Vorliebe er zuerst auch für die Girondisten empfindet, sobald er den Verdacht faßt, daß sie der kriegerischen Machtentwicklung Frankreichs schädlich sind, läßt er sie im Stich und geht zur Bergpartei über. Die Organisationen Carnots und die Finanzverwaltung Cambons waren für den militärischen Erfolg nothwendig, und ihnen zu Liebe vertheidigt er die ganze Politik des Wohlfahrtsausschusses, dessen Mitglieder sie waren. Ja er läßt sich einmal zu einer warmen Lobrede auf Robespierre verleiten, was nicht blos in Beziehung auf die politischen Gesinnungen der Zeit, in der es geschah (1826), sehr auffallend war, sondern auch seinen natürlichen Neigungen widersprach. Für Mirabeau, für Danton und ähnliche Charaktere, deren ganzes Leben in die Action aufging, hatte er eine angeborne Vorliebe; Robespierre dagegen, der frostige, pedantische Systematiker, war ihm zuwider. Trotzdem lobt er ihn, so lange das Schreckensregiment im Sinn der patriotischen Jugend war. Sobald dieser Nimbus aufhört, wirft er ihn mit kalter Verachtung bei Seite. Diesen Gesichtspunkt muß man festhalten, um den beständigen Wechsel in seinen Urtheilen zu verstehen, der ihm harte Vorwürfe zugezogen hat: er hasse niemand, aber er liebe der Reihe nach alle Welt, und in seinen Augen sei die Macht eine Rechtfertigung für diejenigen, die sie in Händen hätten. Etwas davon ist richtig, aber Thiers war doch nicht ganz der Geschichtschreiber des Glücks und des Erfolgs, als den man ihn bezeichnete. Er war der Geschichtschreiber der Action; das ist bei ihm das Erste und das Letzte. Wenn nur die geschlagene Partei anständig zu fallen weiß, so findet er auch für sie schöne Worte der Begeisterung, denn auch das Sterben ist eine Action. Und nun denke man was diese Darstellung, deren Feuer auch Deutsche und Engländer hingerissen hat, auf das elastische Volk der Franzosen, deren Heldenthaten verherrlicht wurden, ausüben mußte. Mit Bérangers Liedern zusammengestellt, ist dieses Buch nicht blos die Darstellung der vergangenen, sondern das Programm der neuen, aus allen Kräften vorbereiteten Revolution.

In der Geschichte der Revolution spricht er sich trotz einzelner Reservationen ganz entschieden als Jakobiner aus, wenn er auch die Absicht geschickt genug versteckt. Auffallenderweise tritt das nicht so stark in der aufsteigenden Periode der Revolution hervor, wo man annehmen könnte, er sei vom Erfolg berauscht, sondern in der absteigenden, in der Zeit des Directoriums. Hier tritt er, wenn die reactionäre Partei die allerbilligsten Anforderungen stellt, mit einer Härte gegen sie auf und spricht sich über den Aberglauben der christlichen Religion mit einer kalten Verachtung aus, die keinen Zweifel übrig läßt. Noch mehr: er ist mitunter nicht blos der Voltairianer, nicht blos der Demokrat, sondern der Plebejer, der sich über den Sturz des Alten freut. Man höre den Schluß seines Buches, in dem er die

Bedeutung Napoleons hervorhebt: Ce n'etait pas la liberté qu'il venait continuer, car elle ne pouvait pas exister encore; il venait, sous les formes monarchiques, continuer la révolution dans le monde; il venait la continuer en se placant, lui plébéien, sur un trône; en conduisant le pontife à Paris pour verser l'huile sacrée sur un front plébéien; en créant une aristocratie avec des plébéiens, en obligeant les vieilles aristocraties à s'associer à son aristocratie plébéienne; en faisant des rois avec des plébéiens; enfin en recevant dans son lit la fille des Césars, et en mêlant un sang plébéien à l'un des sangs les plus vieux de l'Europe; en mêlant enfin tous les peuples, en répandant les lois françaises en Allemagne, en Italie, en Espagne; en donnant des démentis à tant de prestiges, en ébranlant, en confondant tant de choses. Voilà quelle tâche profonde il allait remplir; et pendant ce temps la nouvelle société allait se consolider à l'abri de son épée, et la liberté devait venir un jour. Man wird zugeben, daß es nicht grade die höchsten Ideen der Menschheit sind, die hier das Urtheil bestimmen.

Bei seiner Apologie der Revolution wird Thiers durch drei Gründe bestimmt, die uns beweisen, daß man es doch mit der voraussetzungslosen Objectivität der Geschichte nicht zu genau nehmen darf.

Einmal vertritt er durchweg den französischen Standpunkt. Es soll das kein Tadel sein, denn abgesehen von den gelehrten Forschungen und von den philosophischen Constructionen gibt es für den Geschichtschreiber keinen andern Standpunkt. Es wird niemand als Weltbürger geboren, ein jeder trägt die sittliche Bestimmtheit seiner Nation in seinem eignen Charakter. Ja in der allgemeinen Weltliteratur wird dasjenige Werk die meiste Bedeutung haben, in welchem sich am schärfsten die nationale Eigenthümlichkeit ausspricht, vorausgesetzt, daß man sich dieser Eigenthümlichkeit bewußt ist und sich den andern Nationen gegenüber künstlich jene Billigkeit aneignet, die im natürlichen Instinct nicht liegt. Parteilos kann kein Geschichtschreiber sein, wol aber unparteiisch; und hier wird bei Thiers eine Eigenschaft, die seinem Buch sonst einen großen Reiz verleiht, zum Fehler, nämlich seine Naivetät. Er ist ein so leidenschaftlicher Franzose, daß er am sichersten glaubt, den allgemein menschlichen Standpunkt einzunehmen, wenn er blind den Neigungen und Vorurtheilen seines Volks nachgeht. Seine Beurtheilung des Auslandes ist durchweg schief. Das zeigt sich am deutlichsten bei der Darstellung der preußischen Politik in den Jahren 1805 und 1806. Er hat in den deutschen Geschichtschreibern geblättert und gefunden, daß Haugwitz, Lombard und ihres Gleichen allgemein in großer Verachtung stehen. Ganz kann er diese Färbung nicht verwischen, aber er motivirt sie aus den entgegengesetzten Gründen, er tadelt sie, daß sie sich nicht unbedingter den weisen Absichten des französischen Kaisers anschlossen. Hier hört aber die Berechtigung des subjectiven Standpunkts auf.

Man kann als Franzose über die Demüthigung eines feindlichen Staates eine große Befriedigung empfinden, aber man kann diejenige Politik, die an dieser Demüthigung schuld war, nicht gut heißen. Den militärischen Gegnern Napoleons läßt Thiers eher Gerechtigkeit widerfahren, weil ihn hier die technische Seite fesselt, aber die Patrioten, die geistig auf ihr Volk wirkten, in derselben Weise, wie er auf die Franzosen zu wirken wünscht, finden bei ihm kein Verständniß. Von der Berechtigung anderer Nationen hat er keinen Begriff. Es kommt hinzu, daß sein Ideal von der Größe seines Volks sich den trivialsten Vorurtheilen anschließt. Er will den Ausländern imponiren, und aus diesem Gesichtspunkt rechtfertigt er den Wohlfahrtsausschuß, so wie den napoleonischen Despotismus. Daß diese scheinbare Machtentwicklung die wahre Lebenskraft des Volks untergrub, seinen Wohlstand, seine Bildung, seine Freiheit, das vergißt er über dem Siegeslärm der ruhmgekrönten Legionen. Freilich vertheidigt er nicht unbedingt die Eroberungspolitik des Directoriums, des Consulats, des Kaiserreichs. Er führt es einmal sogar sehr schön und treffend aus, daß es für die höchste Gewalt ein Unglück ist, keine Controle neben sich zu haben, und er weiß aus dieser Betrachtung die Zweckmäßigkeit des Repräsentativsystems sehr verständig herzuleiten. Aber einmal dauert diese Ueberlegung nur für Augenblicke, er vergißt sie sehr bald in dem Rausch des Erfolgs; sodann beschönigt er auch die ärgsten Verirrungen durch mitwirkende Umstände. Der Staatsstreich des Brumaire wird gerechtfertigt, weil er von vielen Seiten gewünscht und provocirt wurde, und die grenzenlose Eroberungspolitik, weil die fremden Mächte den Kaiser fortwährend reizten. Das Letztere heißt gradezu der Geschichte ins Gesicht schlagen. Ebenso bedenklich, als diese Rechtfertigung Napoleons, ist die namentlich durch Thiers verbreitete Meinung, daß das Schreckenssystem Frankreich gerettet habe. Nicht als ob der Gedanke durchweg unrichtig wäre, denn eine in sich selbst zerfallene Regierung, wie die vor dem 10. August 1792, war unfähig, dem Stoß des Auslandes zu widerstehen, und eine straffere Concentrirung der Gewalt war nothwendig. Aber er dehnt den Gedanken zu weit aus, indem er auch die unsinnigen Greuelthaten, die nicht blos von dem Wohlfahrtsausschuß, sondern namentlich von dessen untergeordneten Agenten ausgeübt wurden, Greuelthaten, die weit über die Bluthochzeit hinausgehen, als nothwendig darstellt. Er macht es grade wie der Wohlfahrtsausschuß selbst, den Menschen wie Lebon, Carrier u. s. w. ihres Wahnsinns wegen auch anekelten, der sie aber doch in Schutz nahm, um nicht das Ansehn der Regierungsgewalt zu untergraben. Kurz, er stellt überall das momentan Zweckmäßige über das Recht, nicht aus Reflexion, sondern aus angebornem französischem Instinct, und dies führt uns auf sein zweites Motiv, die Revolution zu vertheidigen.

Thiers ist entschiedener Voltairianer; es kommt ihm nicht auf die Frei-

heit, nicht auf die Tugend an, sondern auf die Unterdrückung alles Aberglaubens und aller Phantastik. Als Voltairianer nimmt er es auch mit der Liederlichkeit, den Bestechungen, kurz mit dem ganzen Wust von Unsittlichkeit nicht so genau, durch den sich die meisten Führer der Revolution, namentlich die Partei Dantons, befleckte; ja, was schlimmer ist, er vertritt sie nicht blos durch ein beschönigendes Urtheil, sondern er verfälscht die Geschichte, indem er ausgemachte Thatsachen wissentlich ignorirt. Die Bluthaten, welche die Phantasie erregen, werden erzählt, die eigentliche Gemeinheit und Nichtswürdigkeit dagegen bleibt im Hintergrund. Von dem Cloak jener Zeit bekommt man doch kein richtiges Bild, weil die Farben nicht richtig gemischt sind. Der Voltairianer hat eigentlich vor nichts Respect, als vor der Kraft und dem Erfolg. Kräftige und namentlich geistvolle Menschen werden von der sittlichen Instanz erimirt. Das momentan Zweckmäßige entscheidet aber bei ihm auch in Beziehung auf diejenigen Regierungshandlungen, die er in dem vorher erwähnten Nachwort als die interessantesten für den Geschichtschreiber bezeichnet. Wenn er die Assignaten und das Maximum des Convents rechtfertigt, so ist er in den spätern Bänden gar nicht abgeneigt, für die Continentalsperre in die Schranken zu treten. In beiden Fällen ist es wieder der Gedanke des momentan Zweckmäßigen, was ihn bestimmt, und doch ist der finanzielle Schwindel der Republik und die liederliche Verwaltung an der spätern Erschöpfung Frankreichs und an dem entsetzlichen Materialismus des gegenwärtigen Lebens ebenso oder noch mehr Schuld gewesen, als der Terrorismus. Damals hat man gelernt, nicht blos in der hohen Politik, sondern in den Verhältnissen des bürgerlichen Lebens aus der Hand in den Mund zu leben*). Gauner und Spitzbuben haben sich der Gesellschaft bemächtigt. Das junge Frankreich hat diese Lection seiner republikanischen Vorfahren nicht vergessen. So lächerlich es klingt, wenn die neupreußische Reaction von einer Immobilisirung des Capitals faselt — der Wunsch an sich ist gerechtfertigt, wenn man jenen Schwindel ins Auge faßt, der mit den Assignaten anfing. In der Volkswirthschaft geht es aber Thiers grade so wie im Rechtswesen und in der Sittlichkeit; er hat keine festen Principien, und was unmittelbar damit zusammenhängt, er hat auch keine vollständige Kenntniß der Thatsachen, so viel einzelne Thatsachen ihm auch zu Gebote stehen.

Das dritte Moment, für die Revolution in die Schranken zu treten, ist die Freude des geistvollen Erzählers an der großen Kraftentwicklung jener Zeit; und dies ist der Unterschied gegen Mignet. Mignet besticht den Verstand des Lesers durch seine concentrirte Logik, Thiers ergreift seine Phantasie durch glänzende Schilderung jener ans Wunderbare streifenden Ereignisse. Als Er-

*) Man sagte von Thiers selbst: il se moque du lendemain.

zähler nimmt Thiers einen sehr hohen Rang ein. Er vereinigt die beiden nothwendigen Talente: hinreißend darzustellen und doch der Phantasie eine deutliche, übersichtliche Anschauung zu geben. Die Volksaufstände in der ersten Hälfte, die Schlachten in der zweiten Hälfte sind in Beziehung auf die aufgewandte Kunst musterhaft. Ganz gegen den im Nachwort ausgesprochenen Grundsatz ist der dramatische Theil seines Werks viel sorgfältiger ausgearbeitet, als der technische. Auch die eingestreuten Charakteristiken sprudeln von Geist, so skizzenhaft sie aussehen. Aber schon hier entdeckt man so manche Züge, die keine andere Grundlage haben, als die Phantasie des Schriftstellers, und bei näherer Untersuchung nimmt man bei seinen Schilderungen dasselbe wahr. Er malt so lebhaft, daß er immer nur die eine Seite des Gegenstandes ins Auge faßt, die er für seine Stimmung grade braucht. Artistisch ist das richtig, wenn nur der Schriftsteller in seinem eignen Geist immer beide Seiten gegenwärtig behielte. Das ist hier aber nicht der Fall. Nicht selten muß die erste Anschauung nachträglich corrigirt werden, und der Verstand ist dann genöthigt, die Eingebungen und Schlüsse der Phantasie wieder aufzuheben. Daher die sonderbare Mischung von Wärme und Kälte in dieser Darstellung*).

Als Thiers seine Geschichte vollendet hatte, waren ihm durch seine geographisch-strategischen Studien die Bodenverhältnisse Europas so nahe getreten, daß er mit seiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit beschloß, auf Grundlage derselben eine allgemeine Culturgeschichte zu schreiben. Er machte zu diesem Zweck ganz ernsthafte mathematische und astronomische Studien und unterhandelte mit dem liberalen Ministerium Martignac über den Plan, den Capitän Laplace auf seiner Weltumsegelung zu begleiten. Schon war er im Begriff, unter Segel zu gehen, als das Ministerium fiel. „Jetzt handelt es sich nicht darum, sagte er, wissenschaftliche Studien zu treiben, wir wollen bleiben und kämpfen." Das Ministerium Polignac wurde ernannt zum Trotz der Nation, das Volk antwortete durch die Gründung des National, (Januar 1830) welches Blatt, geleitet von Thiers, Mignet und Armand Carrel, augenscheinlich dazu bestimmt

*) Vortrefflich charakterisirt ihn St. Beuve, der ihn freilich zu günstig beurtheilt: Le trait le plus charactéristique est la fraîcheur de curiosité. On a dit d'un autre esprit bien éminent (Guizot), que ce qu'il avait appris de ce matin, il avait l'air de le savoir de toute éternité, tant sa haute reflexion donnait vite à chaque connaissance une teinte profonde et comme reculée. C'est justement le contraire chez M. Thiers. Tout ce qu'il voit pour la première fois, il le découvre, il le raconte avec la vivacité de la découverte, avec une netteté comme matinale, avec une sorte de naïveté dans laquelle il se mêle bien assez de finesse pour qu'on ne sache plus comment la définir. . . Tandis qu'il parle ou qu'il écrit, il vous associe insensiblement à son récit, à sa nouveauté; il vous emmène avec lui dans son courant plus ou moins rapide, et au bout de quelque temps, si l'on n'y prend garde, ses conclusions, ses impressions sont devenues les vôtres. . . Personne ne lui refusera d'être l'esprit le plus net, le plus vif, le plus curieux, le plus perpétuellement en fraîcheur et comme en belle humeur de connaître et de dire.

war, die Dynastie zu stürzen, nicht um eine Republik einzurichten, sondern mit bestimmtem Hinblick auf die Familie Orleans. Thiers war mittlerweile durch seinen Antheil am Constitutionell ein reicher Mann geworden, es konnte ihm nicht daran liegen, den Jakobinern zur Herrschaft zu verhelfen. Jene Absicht wurde mit einer unerhörten Consequenz verfolgt. Die Taktik bestand einmal darin, alle Consequenzen der Charte zu ziehen und die Regierung in ein Netz beschränkender Bedingungen zu verstricken, aus denen sie, wie man mit Bestimmtheit voraussah, sich durch einen Staatsstreich würde befreien wollen, sodann in der beständigen Wiederholung des Grundsatzes, daß eine Revolution sich niemals wiederholt, daß die scheinbare Wiederholung, wie die von 1688, nur einen Wechsel der Personen, nicht der Ideen und Zustände bedeute. Im Uebrigen war die Polemik so leidenschaftlich, persönlich und perfid als möglich. Jede Handlung des Ministeriums, auch die verständigste, wurde als ein unfehlbarer Schritt zum Ruin des Vaterlandes bezeichnet*). So kamen die Ordonnanzen, Thiers stellte sich an die Spitze der protestirenden Journalisten und redigirte den Protest, das Signal zum Aufstand. Er war es auch, der die Verhandlungen mit dem Herzog von Orleans leitete. Wenn die Intriguen ins Einzelne in Anschlag gebracht werden dürften, so ist es vorzugsweise Thiers, an den sich das Lob und der Tadel dieses Ereignisses knüpft.

Nach der Revolution verließ Thiers, wie die Mehrzahl der liberalen Schriftsteller, das literarische Leben und wandte sich ausschließlich der praktischen Politik zu. Wir wenden uns daher für den Augenblick zu Mignet, einem der Wenigen, die der Literatur treu blieben, denn sein Aufenthalt in der zweiten Kammer 1832 bis 1835 beschäftigte ihn nicht sehr. Zuerst wurde er Archivar im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, dann 1832 in die Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften aufgenommen, als deren beständiger Secretär er nach Comtes Tod die officiellen Lobreden redigirte. 1837 öffneten sich ihm auch die Schranken der Academie française. Seine Betheiligung an der Sammlung französischer Quellenschriftsteller, die durch Guizot angeregt wurde, war sehr bedeutend; er zeigte sich durchweg als scharfsinniger, correcter Kritiker, wenn er auch das bedenkliche Talent entwickelte, Thatsachen, die ihm nicht passen wollten, zu ignoriren. Seine bedeutendste Arbeit in dieser Richtung ist die Einleitung in die Verhandlungen bezüglich auf die spanische Erbfolge (1835). Später, 1847—1850, als von Labanoff und Bargaud zwei neue Biographien der Maria Stuart erschienen, nahm er die Gelegenheit wahr, eine Reihe bisher noch unbekannter Actenstücke zu veröffentlichen, und sie zu einer Geschichte dieser Königin zu ver-

*) Die Polemik des National gegen die Romantiker ging mehr von Armand Carrel aus.

arbeiten. Auch dies Buch ist sauber und correct gearbeitet, es verräth einen klaren Verstand und eine sichere Methode in der Benutzung der Quellen; aber die Form ist trocken, und wenn auch die Ereignisse bestimmter hervortreten, als bei Robertson, so ist dagegen die Färbung bei dem schottischen Geschichtschreiber viel interessanter, man sieht das Zeitalter deutlicher vor Augen, und die neuen Entdeckungen berührten im Grund das Wesen der Thatsachen wenig. So lobenswerth in all diesen Schriften die Arbeit ist, (auch die Geschichte Franklins ist zu erwähnen), so empfängt man doch durchweg den Eindruck einer Natur zweiten Ranges. Mignets literaturhistorische Bedeutung knüpft sich ausschließlich an sein erstes Jugendwerk, wobei es ihm aber immer zur Ehre angerechnet werden muß, daß er viel tiefer als seine encyklopädistischen Parteigenossen die Bedeutung der deutschen Reformation für die Entwicklung der Menschheit würdigte.

Während sich Mignet immer mehr in die stillen Arbeiten der eigentlichen Gelehrsamkeit zurückzog, drängte sich Thiers geschäftig auf den Markt des Lebens. Auch hier mußte er zuerst seine Schule durchmachen. Im Anfang bemühte er sich, philosophisch, gelehrt, bedeutend zu sprechen. Er machte keinen Eindruck, bis er plötzlich die steife Maske abwarf und auch als Redner jenes Talent der liebenswürdigen Plauderei entwickelte, das auch da fesselt, wo man nicht überzeugt wird. Erst allmälig lernte er die Kunst, nur das zu sagen, was zu dem beabsichtigten Eindruck erforderlich ist. Einzelne seiner Bonmots, z. B. le roi règne, il ne gouverne pas, blieben die Stichwörter des Liberalismus, auch nachdem dieser seinen frühern Führer als Verräther verwarf, und es waren in der That Gründe vorhanden, die alten Freunde zu erbittern. Gleich nach der Revolution ins Ministerium aufgenommen, behielt er seine Stelle auch unter Périer, wurde 1832 Staatsminister, 1836 Ministerpräsident und verfehlte nicht, die Auswüchse der Freiheit, die er früher gepredigt, durch Preßgesetze und militärische Zwangsmittel zu beschränken. In Frankreich nimmt man es aber mit diesen Widersprüchen nicht so genau. Jedermann weiß, daß die Parteien, die außerhalb der Macht stehen, immer mehr fordern, als sie zu gewähren denken, wenn sie die Macht erlangt haben, und an diesem Parteimanöver nimmt im Grunde niemand Anstoß. Sodann war es nicht die abstracte Freiheit, was Thiers in seiner liberalen Periode verfocht, sondern die innere und äußere Staatsverwaltung nach den Grundsätzen der ersten französischen Revolution. Es geht mit der Berufung auf 1789, wie mit allen historischen Reminiscenzen. Die Thatsachen sind geduldig, und es läßt sich bei gutem Willen sehr Verschiedenartiges hineinlegen. In der Revolution von 1789 lag dreierlei: die Erhebung des Bürgerstandes gegen den Hof, den Adel und die Kirche, die straffe administrative Centralisation des Landes und das stolze, womöglich erobernde Auftreten gegen das Ausland.

Diese drei Richtungen stimmen nicht immer überein, und es kann nicht fehlen, daß ein Politiker, der alle drei gleichmäßig zu vertreten sucht, zuweilen mit sich selbst in Widerspruch geräth. Aber davon abgesehen, hat Thiers jene drei Grundsätze beständig festgehalten. Das Julikönigthum war in der üblen Lage, sich auf denjenigen Theil des Bürgerstandes zu stützen, den man gewöhnlich mit diesem Ausdruck bezeichnet, auf den materiellen Besitz, der ebensowenig von den spiritualistischen Anforderungen der Kirche, als von den unruhigen Bewegungen der Masse und des Krieges angefochten sein will. Wenn man diesem Bürgerthum eine chevalereske Richtung geben will, so wird man leicht ins Lächerliche verfallen, und das ist Thiers in der That mehre Male widerfahren. Das kriegerische Ansehn, das er sich dem vereinigten Europa gegenüber 1840 geben wollte, stand ihm schlecht und imponirte niemand, und als er 1848 die Wahl zwischen dem Schrecklichen und dem Lächerlichen treffen sollte, bemerkte er ebenso witzig als treffend: En bon citoyen je prefère le ridicule. Die chevalereske Haltung der Reformbankets übernahmen die Socialisten, die chevalereske Haltung von 1840 der jüngere Napoleon. Beide wurden nicht lächerlich, weil sie sich auf ganz andere Staatskräfte stützten.

Wenn sich Louis Philipp mit der Idee des bürgerlichen Königthums seiner Natur und seinen Zwecken nach so identificirt hatte, daß man mit seiner Persönlichkeit die ganze Idee charakterisirt, so stellt Thiers den innern Widerspruch dieser Idee dar, denn er wollte auf der einen Seite in der That schlicht bürgerlich das Staatswesen leiten, auf der andern den napoleonischen Geist fortpflanzen, und wenn er seinen Helden vorwarf, ins Uebermaß gerathen zu sein, so hielt er es doch für nöthig, Europa von Zeit zu Zeit in Erinnerung zu bringen, daß Frankreich eigentlich die erste Rolle spiele. Guizot, der im Grunde dieselbe Ansicht hegt, beruhigte sich mit seinem guten Bewußtsein und hielt es nicht für nöthig, dieser Theorie einen praktischen Ausdruck zu geben. Thiers, der praktische Mann, sah vor allen Dingen auf den Erfolg, und dabei widerfuhr es ihm freilich, daß er seine Mittel nicht richtig berechnete. —

Das Ministerium von 1836 fiel bald, und nach einer längern Reise nach Italien trat Thiers an die Spitze der Opposition, bis ihm am 1. März 1840 wieder die Leitung des Ministeriums übertragen wurde. Die Verwirrungen in der orientalischen Frage, die er nicht zu lösen verstand, veranlaßten am 21. October seinen Sturz, und er bemühte sich nun, die Opposition zu einer gouvernementalen Partei zu ordnen, mit deren Hilfe er den verlorenen Posten wieder erstürmen könne. Es gelang ihm nicht ganz, denn sein Ehrgeiz fand in der liberalen Partei zu viel Concurrenten, und er trug durch seine heftigen Angriffe gegen die Maßregeln des Ministeriums Guizot wider seinen Willen sehr viel dazu bei, die Ereignisse von 1848 vorzubereiten. Darauf verlor er sich im ersten Augen-

blick in der Masse. Aber kaum war die conservative Partei wieder organisirt, so stand Thiers, der offen die Fahne des Orleanismus aufpflanzte, wieder an ihrer Spitze. So viel man auch gegen seine frühere politische Haltung einzuwenden hatte, es konnte niemand verkennen, daß er in dieser drängenden Lage unter allen Mitgliedern der Nationalversammlung den klarsten, gesundesten Menschenverstand entwickelte. Freilich zeigte sich derselbe mehr in seinem Urtheil als in seiner Handlungsweise, und wenn er früher als einer seiner Collegen die Pläne des künftigen Kaisers durchschaute, so half er doch, sie fördern, indem er die conservative Partei und die ganze Nationalversammlung zu einer so schroffen Haltung veranlaßte, daß sie im Volk keine Stütze fand und ohne Gefahr beseitigt werden konnte. Doch war sein Ansehn noch so groß, daß er außer den gefürchteten Generalen der einzige war, den der Staatsstreich persönlich berücksichtigte. — Als Redner gehört er unzweifelhaft zu den bedeutendsten der Nationalversammlung, wobei man freilich in Anschlag bringen muß, daß er ein Franzose ist. Drei Vorzüge, die man in England nicht so hoch schätzen würde, gaben ihm hier seine Bedeutung: einmal besitzt er das, was die Franzosen Logik nennen, in der höchsten Vollkommenheit, das heißt, er weiß die Thatsachen und Ideen so in Reihe und Glied zu stellen, daß der Schluß, den er machen will, wie von selbst hervorspringt, und daß man die Klarheit seiner Gesichtspunkte bewundert, auch wo man ihm principiell entgegentritt; sodann ist er von einer unglaublichen Elasticität in dem Auffinden von Thatsachen, die dazu dienen, für irgend eine Ansicht das argumentum ad hominem zu bilden, eine Waffe, die bei den Franzosen entscheidend ist, denn sie besticht den sogenannten gesunden Menschenverstand. Den eigentlichen esprit d. h. die Anwendung des Witzes um seiner selbst willen, verschmäht er durchaus; er ist bei seinen Reden durchweg praktisch, und wenn man die sehr schnell gesprochenen Worte ruhig liest, so machen sie zuweilen den Eindruck der Trivialität. Er vermeidet endlich alles, was ins Lächerliche gezogen werden kann. Er wird nie pathetisch, nie gefühlvoll, und dabei kommt ihm sein voltaireskes Naturell zu Hilfe. Es gehört dazu nicht blos der scharfe Verstand, nicht blos die ironische Grundstimmung, sondern auch jene Anmuth des Geistes, die selbst den Gegner besticht. Von dieser Anmuth hat auch Lamartine etwas, der sonst mit seinem ewig überströmenden Gefühl und mit seinen Declamationen in allen Beziehungen sein Gegentheil ist. Sie fehlt dagegen Guizot, der durch die harte Form seines Verstandes und durch das scharf hervorgehobene Gewicht seiner bessern Einsicht auch da beleidigt, wo er überzeugt.

Hatte man seine Geschichte der Revolution gewissermaßen als Vorarbeit für seine spätere politische Wirksamkeit betrachten können, so sieht dagegen sein Wirken als Deputirter und Minister beinahe so aus wie eine großartige Vorstudie zu der Schrift, die ihn unsterblich machen wird, zu der Geschichte des

Consulats und des Kaiserreichs, 12 Bde., 1845—1856. Für das unmittelbare Gedeihen des Landes war es ein zweifelhafter Vortheil, daß er nach der Reihe so ziemlich alle Ministerien übernahm. Zwar arbeitete er sich schnell genug hinein, aber das Land mußte doch die Kosten tragen. Ganz anders, wenn man es als eine Vorbereitung für den künftigen Geschichtschreiber betrachtet. Nie hat ein Historiker unter so günstigen Umständen seine Aufgabe übernommen, als der ehemalige Minister, dem nun alle Zweige der Verwaltung, alle Mysterien des öffentlichen Lebens bekannt waren, und dem sich infolge dessen alle Archive aufschlossen. Das ist die erste Bedeutung dieses Buchs. Es behandelte die Periode, die jeden Franzosen am lebhaftesten interessiren mußte, die noch keinen Bearbeiter gefunden hatte*), und es behandelte sie zum Theil nach ganz unbekannten Quellen von der unerhörtesten Wichtigkeit. Nicht leicht wird sich eine Regierung entschließen, über einen erst kürzlich vergangenen Zeitraum, der noch mit allen Interessen der Gegenwart stark verwachsen ist, einem Schriftsteller so liberale Aufschlüsse zu geben, wenn dieser Schriftsteller nicht bereits in den Kreis der Eingeweihten gehört. Sodann war diese Periode für das Talent unsers Geschichtschreibers viel mehr geeignet, als die ersten Jahre der Revolution. Die Ideen hatten Schiffbruch gelitten, es handelte sich nur noch um Interessen und Actionen, und zwar um große Thaten, welche die Einbildungskraft so beschäftigten, daß aller Parteigeist davor verstummte. Nicht auf das Urtheil kam es also an, sondern auf die Darstellung.

Ueber die Aufgabe der Geschichtschreibung, wie er sie versteht, belehrt uns Thiers im Nachwort zu seiner Geschichte des Kaiserreichs ziemlich ausführlich. An die Spitze seiner Anforderungen stellt er die Genauigkeit in den Thatsachen, wobei man freilich daran erinnern muß, daß er fast ausschließlich französische Quellen benutzt. Besser als die meisten deutschen Geschichtschreiber versteht er seine Untersuchungen zu einem Abschluß zu bringen. Wenn er die materiellen Belege für eine Thatsache nicht auffindet, so urtheilt er als Geschworner nach Indicien. Es ist das ein Bild, welches er selbst anwendet, und wobei er nur einen Umstand übersieht, daß der Geschworne über den Thatbestand ein Urtheil fällen muß, während es dem Geschichtschreiber freisteht zu sagen: dies weiß ich nicht, und die Erklärung dieses Nichtwissens wird zuweilen zur Pflicht, freilich einer Pflicht, zu welcher sich die Franzosen nur in den seltensten Fällen verstehen. Die englischen Kritiker haben daher mehrfach Gelegenheit gefunden, dem französischen Geschichtschreiber ziemlich starke Versehen nachzuweisen.

*) Zu den bessern Vorarbeiten gehörte die Histoire des Cabinets de l'Europe pendant le Consulat et l'Empire, écrite avec les documens réunis aux archives des affaires étrangères von Armand Lefebvre.

„Ich hatte immer," fährt Thiers fort „eine große Vorliebe, bis auf den Grund zu unterſuchen, wie man es bei einer ſehr aufgeregten Zeit gemacht hatte, um ſo viel Menſchen, Geld und Material in Bewegung zu ſetzen. Die Geheimniſſe der Verwaltung, der Finanzen, des Krieges und der Diplomatie haben mich angezogen und gefeſſelt, und ich bin überzeugt, daß dieſer rein techniſche Theil der Geſchichte bei ernſthaften Männern wenigſtens ebenſoviel Aufmerkſamkeit in Anſpruch nehmen muß, als der dramatiſche Theil. Die Begeiſterung für große Thaten bleibt eine eitle Declamation, wenn ſie nicht auf einer ausführlichen, poſitiven und klaren Analyſe der Art und Weiſe beruhen, wie dieſe Thaten ausgeführt ſind."

Die Declamationen über die Erhebung und Befreiung des Geiſtes durch allſeitiges hiſtoriſches Wiſſen übergehen wir hier, weil ſie auf Thiers keine Anwendung finden. Er lebt nur in der Zeit, die er ſchildert, im Uebrigen iſt ſeine allgemeine hiſtoriſche Durchbildung ſehr unbedeutend und ganz nach franzöſiſchem Maßſtab zugeſchnitten. Es iſt indeß die Frage, ob dieſe einſeitige Bildung für die Darſtellung einer beſtimmten Zeit ein unbedingter Nachtheil iſt. Sie wird es jedenfalls nur, wenn ſie ſich ſelbſt täuſcht, wenn der Geſchichtſchreiber Parallelen zieht, die auf unrichtig aufgefaßten Thatſachen beruhen, und Zuſtände beurtheilt, die ihm unbekannt ſind.

Indem er nun die Frage aufſtellt, welche Eigenſchaft am meiſten zu einem guten Geſchichtſchreiber befähigt, findet er, daß alle andern Gaben durch die „Intelligenz" erſetzt werden. Nach der weitern Ausführung ergibt es ſich, daß er darunter einen ſchnellen, klaren und ſichern Blick in die Dinge verſteht. Dieſen Blick haben die Franzoſen in der That in einem hohen Grade, und was unmittelbar damit zuſammenhängt, ſie wiſſen ſich auch praktiſch ſchnell in die Dinge zu finden und ſie zurecht zu legen. Freilich ſind ſie zu unruhig und zu haſtig, um etwas Dauerndes zu ſchaffen, was eine unausgeſetzte aufopfernde, für den Augenblick wenig belohnende Thätigkeit vorausſetzt. Dafür gelingt es ihnen aber ſchneller als irgend einer andern Nation, dem Beſtehenden eine gewiſſe gefällige Façon zu geben, mit der man vorläufig zufrieden ſein kann. Das haben ſie bei jeder Revolution, das haben ihre Soldaten noch neuerdings bei Sebaſtopol gezeigt, und das erkennen wir faſt bei jedem hiſtoriſchen Werke der Franzoſen. In der vorbereitenden Kritik ſind ſie zuweilen ungenau und unvollſtändig, aber ſie machen ſich ſehr genau die Fragen deutlich, die ſie an die Geſchichte zu ſtellen haben, ſie ordnen dieſelben ohne alle Anſtrengung in einer logiſchen Folge, und ſo geſtaltet ſich jede neuerworbene Erkenntniß bei ihnen ſofort zu einem Bild, das man in allen Theilen klar überſieht, und deſſen weſentliche Züge beſtimmt hervortreten. Vergleichen wir z. B. die deutſchen Geſchichtſchreiber, und zwar die beſſern, welche dieſe Zeit behandeln, z. B. Häuſſer, zum Theil auch Sybel, mit dem Werk von Thiers,

so werden wir in dieser Beziehung dem Franzosen unbedingt den Vorzug geben müssen, so vielen Verdruß uns auch seine Ansichten machen, und so weit er an Tiefblick namentlich hinter dem letztern zurückbleibt. Die Franzosen sind geborne Erzähler, und darum fällt es Thiers sehr leicht, den künstlerischen Theil als die Nebensache zu bezeichnen, denn wer von Natur so erzählt, wie er erzählen soll, bedarf der Kunst freilich nicht. Dagegen sollten unsere Geschichtschreiber grade diesen Theil ihres Handwerks viel sorgfältiger ins Auge fassen, als gewöhnlich geschieht. — Was den historischen Stil betrifft, so stellt Thiers die sehr richtige Anforderung, man solle an ihn gar nicht erinnert werden. Die Geschichte soll ein klarer durchsichtiger Spiegel sein, der nichts als die Gegenstände zeigt und diese in dem richtigen Licht. — In Beziehung auf das Urtheil fordert Thiers jene Billigkeit, die sich stets daran erinnert, wie viele Nebenumstände bei dem einzelnen Fall mitwirken. Gewiß wird man im Allgemeinen dieser Forderung beipflichten, denn die moralische Pedanterie, die an alle einzelne Fälle denselben Maßstab legt, jene gellertsche Spießbürgerei, die den ehrlichen Reitknecht höher stellt, als den siegreichen Helden, weil man ihm weniger zur Last legen kann, eignet sich am wenigsten für die Geschichtschreibung; aber es kommt darauf an, die richtige Grenze zu finden, und diese hat Thiers nicht immer eingehalten. Zwar protestirt er dagegen, daß man diese Objectivität mit Gleichgiltigkeit in Bezug auf die moralischen Fragen verwechseln dürfe; allein es ist bei ihm zuweilen in der That der Fall. Seine lebhafte Phantasie und sein scharf eindringender Verstand macht sich zuweilen zum Herrn über ihn, und seine sittliche Integrität ist nicht immer stark genug, diesen Eindrücken Widerstand zu leisten. Er schildert zuweilen das Abscheuliche, das Entsetzliche mit sichtlichem Behagen, weil ihn die dramatische Form besticht, und das moralische Urtheil hinkt trübselig nach. Thiers legt kein geringes Gewicht darauf, daß er sich durch die augenblicklichen Machthaber, unter denen er schrieb, nicht habe bestimmen lassen, seine Principien zu ändern, und das ist insofern richtig, als man ihm keine wissentliche Nachgiebigkeit vorwerfen kann. Allein der Einfluß der Zeit hat sich ohne sein Wissen doch recht stark geltend gemacht.

Daß den leitenden Faden des ganzen Werks die Verherrlichung Napoleons bildet, wird bei einem französischen Schriftsteller jeder in Ordnung finden, der Sinn für wahre Größe hat. Es ist zudem nicht der blinde Enthusiasmus, der damals sowol in den Kreisen der populären als der philosophischen Literatur aus Napoleon einen mythischen Helden machte, sondern die gebildete Bewunderung eines Kenners, den seine Quellen in den Stand gesetzt haben, in die geheime Werkstätte seiner Gedanken einzudringen. Man findet in dem ganzen Werke fast kein eigentliches Porträt des Helden. Thiers begnügt sich, ihn in seiner Action sich selbst malen zu lassen. Einige Male

erlaubt er sich sogar eine Kritik, freilich nach seiner gewöhnlichen Methode, nur wenn der Erfolg den großartigen Entwürfen Unrecht gibt. Ein gelungenes Unternehmen, auch das verwegenste, abenteuerlichste, zu verurtheilen, dazu ist Thiers zu sehr Franzose. Charakteristisch ist, daß ihn die Freude über seine eigne Fähigkeit, den administrativen und finanziellen Maßregeln des Kaisers zu folgen, so hinreißt, daß er seine eignen politischen Principien darüber ganz vergißt. Zuweilen fallen sie ihm wieder ein, und er sucht dann auszugleichen, verfällt aber regelmäßig in die Sophistik. Die Vorliebe für bestimmte Persönlichkeiten, die man bei ihm vermuthete, namentlich für Talleyrand, seinen ehemaligen Beschützer, findet sich keineswegs. Nur dem Kaiser gegenüber ist er nicht ganz unbefangen. Die Nebenfiguren werden mit ebenso feinen als sichern Strichen gezeichnet, und auf Napoleon selbst wirft er in Bezug auf einzelne Handlungen, deren innerer Zusammenhang vorher weniger ermittelt war, namentlich auf das Unternehmen gegen Spanien und gegen England, ein überraschendes Licht. Befremden muß bei dem alten Voltairianer die warme Apologie des Concordates; freilich sind seine Gründe durchaus politischer Art und klingen zum Theil ziemlich frivol. „Jede menschliche Gesellschaft bedarf eines religiösen Glaubens, eines Cultus. . . . Mitten in den Widersprüchen des Lebens empfindet der Mensch das gebieterische, unwiderstehliche Bedürfniß, sich über alle diese Gegenstände einen abgeschlossenen Glauben zu bilden, gleichviel, ob wahr oder falsch, erhaben oder lächerlich. . . . Einen solchen Glauben kann man nicht erfinden, wenn er nicht seit Jahrhunderten besteht . . . . Man durfte aber auch nichts erfinden, denn dieser Glaube bestand in der alten Christusreligion, in der Einheit der katholischen Kirche. Sie war im Sturm der Ereignisse einen Augenblick verschwunden; sobald aber das Bedürfniß des Glaubens wiedergekehrt war, fand sie sich im Grunde der Seele wieder. . . . Voltaire und Friedrich der Große hatten die Religion mit ihren Spöttereien verfolgt, und das Jahrhundert hatte sich ihnen angeschlossen. Nur der General Bonaparte, der ebensoviel Geist hatte, als Voltaire, und mehr Ruhm, als Friedrich, konnte durch das Beispiel seiner Ehrfurcht diese Spöttereien beschämen." Die Richtigkeit dieser Beobachtung zugegeben, bleibt Thiers doch die Erklärung darüber schuldig, inwiefern die unbedingte Rückkehr zu den alten Formen geboten war, da Frankreich Macht genug besaß, die Zukunft seiner Bildung auch gegen den mächtigen Bundesgenossen zu sichern, den es in diesem Concordat anrief.

Man hat Thiers zuweilen wegen der Eitelkeit verspottet, mit der er sich seinem großen Vorbild zu nähern suchte. Abgesehen von der Größe, ist eine gewisse Verwandtschaft doch nicht zu verkennen. Denn wenn Napoleon in seiner gigantischen Thätigkeit und seinem unruhig geschäftigen Geist, der keinen Augenblick des Stillstandes ertrug, in dem Adlerblick, womit er die verwickelt-

sten Verhältnisse durchschaute, und in der Unmittelbarkeit, mit der sich bei ihm der Entschluß auf die Einsicht drängte, das Ideal des französischen Geistes ist, so ist Thiers mit der Elasticität seines Talents der beste Kenner und Ausleger desselben. In einer Zeit, wo der Einfluß des Auslandes mehr und mehr in die französische Literatur eingedrungen ist, und die Unbefangenheit des französischen Denkens verkümmert hat, gibt es keinen Schriftsteller, der uns die Fortdauer dieses altfranzösischen Geistes so unwiderleglich versinnlicht, als der Geschichtschreiber der Revolution und des Kaiserreichs. J. S.

---

## Goethe als Theaterdirector.

### 3. Aus seiner Administration.

In Bezug auf Urlaubsertheilungen, Engagements u. s. w. liegen viele charakteristische Schreiben vor, von denen folgende hier stehn mögen.

An Kirms.

„Es ist mir angenehm zu hören, daß Sie sich wohl befinden und daß alles bei dem Theater in seiner Ordnung fortgeht; man muß auch für den Sommer das Beste hoffen. Veränderungen wünsche ich ohne dringende Ursachen nicht sobald und was K. . . betrifft, so kann ich mich nach dem Vorgefallenen nicht sogleich entschließen, ihn wieder anzunehmen. Unser Theater ist seiner Verfassung nach ein respectables Institut, und ich wünsche nicht, daß unruhige Köpfe es für einen Taubenschlag ansähen, wo man aus- und einfliegen kann, wie es beliebt. Schreiben Sie mir von Zeit zu Zeit, wie es geht. Zur Uebergabe von Mainz ist noch keine Hoffnung, und eine Belagerung, wenn sie auch noch unternommen wird, eine langweilige und böse Sache. Unser gnädiger Herr sind wohl und munter. Leben Sie recht wohl.

Lager bei Marienborn, 4. Januar 1793. Goethe."

An Kriegsrath von Egloffstein.

„Herr K. . . konnte mir nicht besser als durch Ew. Hochwohlgeb. empfohlen sein, und ich würde ihn mit besonderm Vergnügen bei dem Theater wieder anstellen, wenn nicht eine solche Societät ein so wunderbarer mystischer Körper wäre, bei dem man hundert Rücksichten zu nehmen hat. Das Rollenfach, zu welchem Herr K. . . sich gegenwärtig bestimmen könnte, ist besetzt, so daß bei seiner Aufnahme manches Unangenehme zu erwarten stünde, wobei denn auch eine neue Gage bei der Kasse in Betracht zu ziehen ist. Diese und andere Bedenklichkeiten hindern uns, in diesem Augenblicke eine bejahende Entschließung zu fassen, eine völlig verneinende aber würde bei dem mannigfaltigen Wechsel, dem die theatralischen Verhältnisse ausgesetzt sind, gleichfalls

übereilt sein und sich mit der Versicherung nicht vertragen, womit ich schließe, daß ich nichts angelegentlicher wünsche, als Ew. Hochwohlgeb. gefällig sein zu können." (1793)

An Kirms.

„Wenn ich mich nicht in der Physiognomie des Steinbrückschen und Bechtholdheimischen Schreibens äußerst irre, so ist das liebe theatralische Paar wenig oder nicht zu brauchen. Haben Sie die Güte, die von mir doppelt unterstrichenen Stellen anzusehn, und Sie werden finden, daß nicht viel zu ihren Gunsten gesagt ist. Ich wollte wetten, die Frau ist auf keinem Theater gewesen und er ist ein Hasenfuß.

In meinem Leben habe ich so oft bemerkt, daß Menschen, die sonst zuverlässig sind, gegen jemand, der eine Stelle zu vergeben hat, gar kein Gewissen haben. Man will die Leute anbringen, und wir mögen nachher sehen, wie wir sie los werden. Wäre unsere Gesellschaft jetzt in Weimar, so könnte man einen Versuch machen, unter jetzigen Umständen aber kosten uns die Leute gewiß über 100 Thaler, bis wir sie wieder los werden. Dies ist so meine Meinung; haben Sie aber irgend ein Zutrauen zu der hübschen Figur, wie sie beschrieben wird, so will ich auch nicht dagegen sein, denn man muß ja allerlei bringen. Leben Sie recht wohl, ich hoffe Sie bald wieder zu sehen.

Oberroßla, 19. September 1798. G."

Herrn Weyrauch in Frankfurt a. M.

Auf Ihr an mich erlassenes zutrauliches Schreiben kann ich Ihnen, mein lieber Weyrauch, mit eben der Offenheit sogleich antworten.

Sie wissen, daß ich Sie und Ihre Frau ungern verlor, sowol weil ich uns den Genuß Ihrer Talente ungern entzogen sah, als weil eine neue Einrichtung des Personals viel Unannehmlichkeiten verursacht. Nun sind zwar Ihre und Ihrer Frau Fächer wieder besetzt, allein ich habe längst gewünscht, mehre gute Schauspieler auf unserm Theater nebeneinander zu sehen, denn wie manche Opern müssen aus Mangel eines vollständigen Personals zurückbleiben und wie sehr muß das Publicum durch die Unpäßlichkeiten eines Schauspielers leiden, wenn er mit Rollen überhäuft und gar keine Abwechselung möglich ist!

Diese Betrachtungen erhalten bei mir ein noch weit größeres Gewicht durch die Vorsprache unserer gnädigsten Herzogin und ich nehme Ihr Anerbieten an und engagire Sie auf die ehemaligen Bedingungen auf drei Jahre von Michaelis an in der Voraussetzung, daß Sie meiner Einsicht und meinem gewiß immer billigen Ermessen anheim geben, Ihre und Ihrer Frau Talente nach der jedesmaligen Lage der Gesellschaft in Thätigkeit zu setzen.

Ich mache wegen einiger einzustudirenden Opern sogleich meine Einrichtungen auf Ihre Ankunft, welche mit Michael um so leichter erfolgen kann,

als Herr Wilms mit einer hiesigen Kutsche um jene Zeit dort eintreffen wird, worüber Sie sich mit Herrn Hofkammerrath Kirms am besten berathen können.

Ich wünsche, daß der zweite Aufenthalt in Weimar Ihnen beiderseits alle die Zufriedenheit gewähren möge, die ich mit meinem besten Willen nicht immer denen, die unter meiner Direction stehen, verschaffen kann. Leben Sie indessen recht wohl."

An denselben.

„Als ich Ihnen, mein l. H. Weyrauch, die vorigen Bedingungen anbot, konnte ich keine andern verstehen als die, unter denen Sie schon bei uns gewesen. Allein auch dieses soll uns nicht aufhalten; ich gestehe Ihnen vielmehr hiermit 16 Thaler wöchentliche Gage und 1 Thaler für alle und jede Garderobe Ihrer Frau zu, welcher Thaler jedoch vierteljährlich bezahlt und verrechnet wird. Auch soll es mir nicht darauf ankommen, den Betrag noch eines wöchentlichen Thalers, da ich mich Ihres guten Willens und Ihres Eifers zum Besten des Schauspiels auf alle Weise versehe, am Ende jeden Jahres von dem Vorschuß, den Sie zu erwarten scheinen, abrechnen zu lassen.

Ich hoffe, daß Sie nun von Ihrer Seite den gethanen Antrag und die übernommene Verpflichtung zu gehöriger Zeit realisiren werden. Ich wünsche indessen wohl zu leben."

An Kirms.

„Ew. Wohlgeb. sage mit Wenigem, daß ich Sonnabend nach Weimar komme.

Wegen der Stelle des hiesigen Stadtmusikus erhalten Sie Mittwoch früh ein Promemoria, woraus zu ersehen sein wird, was für Einkünfte er hat und wie sie zu verbessern sein möchten. Der Stadtrath wird indessen seine Wahl suspendiren.

Alles Uebrige mag ruhen, bis ich das Vergnügen habe, Sie wieder zu sehen.

Wenn Sie „Tarare" auf den 31. zusammenbringen können, so lassen Sie sich ja nicht stören. Palaophron und Neotrope kann recht gut wegbleiben, wenn etwas Brillantes an dessen Stelle tritt. Der ich recht wohl zu leben wünsche.

Jena, 19. December 1803. G."

An den Hofschauspieler Werner.

„Da man die von Herrn Werner in seinem eingereichten Schreiben geäußerten Wünsche weder jetzt noch auch künftig erfüllen zu können glaubt, so hält man beiden Theilen für das Vortheilhafteste, den bis Ostern nächstes Jahr bestehenden Contract aufzugeben und ihn, wie hierdurch geschieht, mit beigefügtem Dank für Herrn Werners bisherige bereitwillige Bemühungen, aufzukündigen." Weimar, 22. September 1806.

An Kirms.

„Herr Unzelmann tritt bei mir ein mit wunderlichen Reden, wie er einen Brief von seiner Mutter habe, die sich doch sonst um seinen Vater nicht bekümmert, daß sein Vater krank sei und daß die Gegenwart des liebenswürdigen Jünglings in Berlin erwünscht und nothwendig sein möchte. Er bittet um einen Urlaub, da jetzt die stille Woche eintritt u. s. w. . . Wenn irgend etwas von Bedeutung vorgefallen wäre, so würden Vater und Mutter mir wohl selbst schreiben; aber auf einen Brief hin, den er nicht einmal producirt, Urlaub zu geben, den wir so streng verweigern, würde nicht räthlich sein. Wollten Ew. Wohlgeb. wohl der Sache ein wenig näher auf den Grund sehen.

W. 10. März 1807. G."

An Kirms.

„Beikommenden Brief, obgleich er nicht ganz communicabel aussieht, habe ich in der Absicht geschrieben, daß Sie ihn nach Schleswig schicken können. Uebrigens ist der Inhalt ganz meine aufrichtige Meinung und ich will ihn daher nicht wiederholen. Ehe die Schauspieler von Leipzig zurück und wir wieder persönlich zusammen sind, ehe ich unser Geschäft und die gegenwärtige Lage desselben wieder einmal recht klar übersehe, kann ich mich unmöglich zu irgend einer Veränderung entschließen, denn es ist eine alte Erfahrung: indem man denkt, einem Uebel zu entgehen, fällt man in ein anderes; indem man diese oder jene Mißverhältnisse zwischen Schauspielern zu heben glaubt, entspringen neue durch neue Menschen.

Für Spitzeders Tochter ist es wirklich Schade, denn wenn sie noch ein Jahr in diesen Verhältnissen bleibt, so ist sie wahrscheinlich verloren. Hunger und Kummer, keine Anweisung und keine Uebung, eine solche Lage für ein Kind, das wirklich etwas verspricht, ist traurig genug. Doch ist nicht daran zu denken, daß man sie annehme, da alles, was sie kann und vermag, auch ohne sie recht gut bei uns geleistet wird.

Uebrigens kann ich von meinem Befinden sagen, daß es recht leidlich ist und wegen der Folge muß man das Beste hoffen. Auch Durchlaucht dem Herzog bekommt die Cur recht wohl, deswegen Sie auch etwas zugegeben haben.

Sollte wieder ein Packet an mich ankommen, so bitte ich solches ja bis zu meiner Rückkunft zu bewahren. Das Porto kommt sehr hoch; es waren Komödienzettel von Wien, deren Lectüre mich so viel als zwei Bouteillen guter Melnicker kostet.

So bevölkert wie vor dem Jahr ist das Bad nicht, doch sind noch immer Menschen genug angekommen. Vom Theater habe ich zu sagen vergessen, daß Mad. Weyrauch auf demselbigen die erste Liebhaberin in Sing-, Trauer-

und Lustspiel gibt. Im Ganzen leisten sie sehr wenig, nehmen aber auch wenig genug ein.

Ich wünsche wohl zu leben und hoffe baldiges Wiedersehen.

Karlsbad, 28. Juni 1807. G."

An Kirms.

„Ew. Wohlgeb. haben mir durch Ihr Schreiben und die demselben beigefügte Sendung viel Vergnügen gemacht. Sehr angenehm ist mir zu hören, daß Sie sich so wohl befinden und Ihre gehäuften Geschäfte mit gewohnter Kraft und Munterkeit abthun. Mir ist es außer einigen unangenehmen Zwischenspielen auch ganz gut gegangen, und das töplitzer Bad bekommt mir ganz vortrefflich. Der Versuchung nach Prag und Wien zu gehen werde ich wol dies-Mal widerstehen und meine Rückreise über Dresden zu Anfang des kommenden Monats antreten.

Sehr gern habe ich vernommen, daß der lauchstädter Aufenthalt, ungeachtet mancher Hindernisse, doch nicht fruchtlos gewesen ist; daß man ihn etwas verlängert, scheint mir ganz billig. Was Deny und Strobe betrifft, würde man sich mündlich wol besser besprechen können. Ich sehe nur ungern einen Schauspieler abgehn, der sich einigermaßen gebildet hat und etwas leistet, den man gewohnt worden ist, denn eine jede Stelle, sie sei wie sie wolle, ist schwer wieder zu besetzen. Da sie hauptsächlich zum Opernfach gehören, so wäre wol des Kapellmeisters Müller Urtheil zu vernehmen. Es freut mich, daß dieser brave Mann so wacker eingreift und ich hoffe von seiner Mitwirkung das Beste.

Wenn Sie die ältliche Competentin zu der Stelle der Mad. Teller ablehnen und abweisen, so handeln Sie völlig auch in meinem Sinn. Haben Sie die Güte, aus unsern Tabellen einen Auszug machen zu lassen, was für Rollen sie seit zwei Jahren gespielt hat und es wird daraus klar werden, daß wir sie schon bisher hätten entbehren können.

Da Herr von Luck, dem ich mich bestens empfehle, sich für die mannheimer Bühne interessirt, so will ich nicht unfreundlich sein. Wenn sie 20 Dukaten in natura schicken, so soll, sobald ich nach Hause komme, eine saubere und correcte Abschrift des „Götz" erfolgen.

Wenn ich bei meiner Wiederkunft neue Stücke vorfinde, soll es mir recht angenehm sein, denn mir ist leider diesen Sommer nichts vorgekommen, das für uns brauchbar wäre. Ueberlegen Sie doch mit Herrn Genaß, was man von ältern Stücken allenfalls versucht und mit Herrn Müller, was man für Opern vornimmt. Können wir es dahin bringen, daß auch das Einstudiren der Opern nicht wie bisher so viel Zeit aufzehrt und findet sich, daß .. mit kleinen Balleten und pantomimischen Repräsentationen glücklich ist, so sind wir geborgen. Mehre Stücke, in welchen Mad. Wolff die Rollen der Mad. Teller

übernimmt, werden dadurch ganz neu. Unser Repertorium ist überhaupt gut bestellt und ich hoffe das Beste.

Das hiesige Schauspiel ist über alle Begriffe schlecht. Man weiß nicht, worüber man sich mehr verwundern soll, daß die Schauspieler so ganz nichtig sind, oder daß das Publicum so geduldig ist. Leben Sie recht wohl.

Töplitz, 20. August. 1810. G."

An Kirms.

„Ew. Wohlgeb. haben mir ein Schreiben des Bassisten Hübsch an Serenissimus gerichtet zugestellt, welches mich, ob ich gleich die zudringliche Grobheit dieses Menschen lange kenne, dennoch in Erstaunen gesetzt hat. Da, wie Sie mir melden, Durchlaucht der Herzog einen Vortrag darüber befohlen, so kann ich kein ander Votum darüber abgeben, als daß man Höchstdieselbe unterthänig bitte, diesen Burschen durch die Polizei sogleich aus der Stadt schaffen zu lassen und uns dadurch diejenige Satisfaction zu verschaffen, die wir wol in unserm schweren und leidigen Geschäftsgang verdienen. Von einer Akademie im Schauspielhause kann gar die Rede nicht sein; dazu ist der Rathhaussaal da. Ich für meine Person gestehe, daß ich den Affront nicht ertragen würde, wenn dieser Mensch nochmals unsere Bühne beträte. Dieses habe ich kurz, deutlich und eilig hiermit äußern wollen, um den Vorwurf eines Zauderns und Verspätens abzulehnen.

Weimar, 27. Februar 1811. G."

Kirms an Goethe.

„Serenissimus haben gestern einen Brief des Schauspielers Swoboda Unterzeichnetem eingehändigt mit dem höchsten Befehl denselben Ew. Excellenz mitzutheilen und Deroselben Meinung darüber zu vernehmen."

Goethe an Kirms.

„Nach dem Briefe scheint die Herkunft des Swoboda eine ausgemachte Sache. Wenn es aber einigermaßen möglich wäre ihn für dies Mal abzuhalten, so würde es höchst wünschenswerth sein. Wir sind zwar in einigen Opern einstudirt, in welchen er sich produciren könnte, als der Tyroler Wastel, die unruhige Nachbarschaft und drgl; soll er aber als ein doch sehr fremdartiges Wesen bei uns einigen Effect thun, so müßten wir bei dem besten Willen uns in ihn zu schicken zu suchen, einige noch ungespielte Stücke einstudiren, um eben auch einmal zu werden wie jene an der Moldau und Donau. Kann er nun aber nur mit dem letzten September seine Reise nach Weimar antreten, so ist leicht zu berechnen, daß wir die erste Hälfte des October brauchen, um uns nur mit ihm in einigen Rapport zu setzen, welche Zeit wir aber unumgänglich nöthig haben, um uns auf Brizzis Ankunft vorzubereiten. Diese Verhältnisse sind von der Art, daß sie gewiß nichts Anderes als Störung und Hinderniße, Last und Mühe von unserer, Unzufriedenheit von Seiten des

Kommenden und von Seiten des Hofes und Publicums wenig Freude versprechen müssen. Kann also dieser Kelch vorübergehen, so ist es sehr glücklich. Ich wünsche, daß man über die Möglichkeit den Kapellmeister befrage, der noch gar nicht weiß, was uns bevorsteht.

Noch eine Betrachtung füge ich hinzu, daß man den gleichfalls eingeladenen Iffland aus ganz guten Gründen abgelehnt hat; für diesen müßte es höchst auffallend sein, wenn man zu eben der Zeit einen andern aufnähme. Es findet sich ja wol eine Auskunft, den Böhmen sowol als den Berliner mit einer Einladung auf die nächstfolgende Zeit zu beschwichtigen.

Weimar, 19. August 1811. G."

Serenissimus, bemerkt Kirms, habe hierauf den Antrag des Herrn Swoboda ablehnen lassen.

Obgleich nun Karl August meist alles billigte, was seine Hoftheatercommission d. h. Goethe that, so war dies doch nicht immer der Fall und es kamen auch Schreiben wie nachstehende eigenhändige: An die Hoftheatercommission. Dem Geh. R. von Goethe durch Hofkammerrath Kirms zu behändigen:

„Der geflissentliche Ungehorsam, den der Sänger Morhardt in dieser Woche bezeigt hat, ist von der Art, daß die Direction des Hoftheaters in einem sehr nachtheiligen Lichte in meinen Augen und in denen aller Personen, die um die Sache wissen, erscheinen würde, wenn nicht dieser geflissentliche Ungehorsam aufs strengste bestraft würde. Der Hofkammerrath Kirms, Ueberbringer dieses, wird dem Geh. R. von Goethe mündlich auseinandersetzen, wie nothwendig es für die Ehre und für den thätigen Einfluß der Personen, welchen die Direction des hiesigen Hoftheaters anvertraut ist, sein muß, den morhardtschen Fall sehr ernstlich zu nehmen. Ich befehle, daß Morhardt am künftigen Montag von der Hofschauspielergesellschaft verabschiedet werden soll, ohne weitere Gage als die der künftigen Woche noch zu erhalten. Die Vorschüsse, welche er aus der Theaterkasse kann erhalten haben, sollen ihm geschenkt sein, er muß aber binnen dato und den 20. dieses die Stadt verlassen, von welchem Tage an die Polizei für seine Fortschaffung sorgen wird.

Weimar, 4. November 8. Karl August."

„Zettel wie der beiliegende bekomme ich und meine Frau durch den Hofkammerrath Kirms zugeschickt; in voriger Woche wurde schon das Sonnabendstück mit vieler Mühe verändert; heute, Dienstag Abend, habe ich schon erfahren müssen, daß Sonnabend 4. Mai das angesetzte Stück ebenfalls nicht gegeben werden kann, während die Hoftheatercommission schon ehe der Zettel geschrieben wurde, wissen konnte, daß das unterbrochene Opferfest nicht zu geben möglich war. Da mir nun dergleichen Unzuverlässigkeiten, wenn sie nicht durch schnell eintretende Krankheit der Operindividuen veranlaßt werden, sehr verdrießlich sind, so soll künftighin die Hoftheatercommission jeden Sonnabend

die angesetzten Stücke für die darauffolgende Woche auf einem Blatt geschrieben mir und meiner Frau zuschicken, und dieser Zettel von der Commission signirt werden. Treten hinterher unvermeidliche Zufälle ein, die Veränderungen in der wöchentlichen Disposition nothwendig machen, so ist auf einen Zettel geschrieben dieser Vorfall von der Hoftheatercommission signirt mir zuzuschicken.

30. April 11. Karl August."

Endlich finden sich in Bezug auf das Denkmal, das Goethe der Mad. Becker setzen ließ, folgende zwei Briefe an Kirms:

„Des Herrn Döll Forderung ist ein wenig scharf und wenn ich nicht irre haben wir nur 175 Thlr. in Kasse; überdies würde Durchlaucht der Herzog das Ausschlagen des Grundes und das Fußgestell bezahlen. Glauben Sie etwa, daß man noch von irgend einigen Theaterfreunden einen kleinen Zuschuß erhalten könnte? Wenn Herr Döll überhaupt mit 200 Thlr. zufrieden wäre, so könnte man ein Baugespann hinüberschicken und die Steine abholen lassen, welches für uns ohne große Kosten sein würde. Sagen Sie mir Ihre Gedanken darüber. Ich könnte Herrn Döll allenfalls auch nur dilatorisch antworten. 28 April 99. G."

—„Das Monument ist angekommen und wird einstweilen in dem Schloßhofe niedergesetzt werden. Herr Prof. Döll wird heute Mittag bei mir essen. Es sollte mir angenehm sein, Ew. Wohlgeb. gleichfalls bei Tische zu sehen. Wenn ich nicht irre, so sind die ersten Papiere, dieses Geschäft betreffend, in Ihren Händen. Da er morgen wieder weggehen wird, so kann man heute die Sache noch berichtigen.

Heute Abend in der Komödie wünschte ich, daß man ihn in eine Loge brächte, da man ihm doch eine Ehre erzeigen will und sich auch das Theater von oben besser ausnimmt, wie ich wünsche, daß er es sehen möge.

Um 10 Uhr werde ich im Schloß sein und spreche Sie vielleicht.

Am 8. November 99. G."

---

## Bilder aus der deutschen Vergangenheit.

### Eines jungen Arztes Brautwerbung, Hausstand und Praxis. Im Jahre 1556.

Es ist charakteristisch für moderne Empfindung auch im Gegensatz zum Alterthume, daß bei Biographien das innigste Interesse der Leser auf den Stellen des geschilderten Menschenlebens verweilt, in denen die idealen Stimmungen des Herzens und die daraus hervorgehenden Verwicklungen, Liebe,

Leidenschaft, und Ehe porträtirt werden. Selbst bei Charakteren, deren Hauptthätigkeit der Geschichte angehört, suchen wir mit Vorliebe die zartesten Beziehungen ihres Privatlebens auf, und erfreuen uns über nichts so sehr, als über das Schöne und Herzliche, das in ihnen zu Tage kommt. Noch größer wird der Reiz, den diese Einblicke in eine fremde Menschenseele auf uns ausüben, wenn Liebe und Leidenschaft, Ehe und Hausstand nicht nur durch die Persönlichkeiten der geschilderten Menschen, sondern auch durch die Eigenthümlichkeiten einer Zeit charakterisirt werden, welche uns so fern ist, daß wir das ihr eigne Fremdartige mit Erstaunen wahrnehmen und doch noch so verständlich, daß wir das ewig Menschliche darin mit Behagen erkennen. Gern halten wir uns dann an die Züge, welche unserm eignen Empfinden am meisten entsprechen, und uns die Gestalten der Vergangenheit lieb machen. Aber wer die Vergangenheit mit Nutzen betrachten will, soll sich deshalb nicht fern halten, was in ihr dem modernen Empfinden widerspricht. Zwar ist in deutscher Liebe und Ehe seit uralter Zeit der Schlag| desselben Herzens herauszuerkennen, aber es gibt doch keine Periode unserer Vergangenheit, in welcher nicht grade an den holdesten Aeußerungen des gemüthlichen Lebens auch Vergängliches haftet, das unser Gefühl verstimmt, ja vielleicht empört. Eine gute alte Zeit, in welcher Liebe und Ehe vorzugsweise hoch, edel und schön aufgefaßt wurden, hat es in Deutschland für den, welcher die Vergangenheit genau ansieht, nie gegeben. Immer haben gute Menschen sich glücklich gefühlt, und immer haben Verkehrtheiten der Bildung und des Charakters unglücklich gemacht, aber im Ganzen betrachtet ist Inhalt und Form auch dieser Verhältnisse des Lebens in der Gegenwart doch besser, edler, schöner geworden, als sie in irgend einer Vergangenheit waren.

Schon ein Mal sind in d. Bl. Mittheilungen aus Selbstbiographien gemacht worden, welche Liebe und Brautstand des 16. Jahrhunderts schilderten, des Jahrhunderts, in welchem die neue Zeit des deutschen Lebens beginnt. Hier soll eine ähnliche Schilderung folgen, in welcher die Liebe und ein junger Hausstand in knappen bürgerlichen Verhältnissen sichtbar werden, die einfache und treuherzige Erzählung des baseler Arztes Felix Plater, dessen Selbstbiographie schon bei frühern Bildern erwähnt und benutzt wurde. Wäre hier die Absicht, wirklich Geschehenes zu einer kleinen Novelle abzurunden, so hätte nach dem Brauch der Dichter der Bericht über eine Liebeswerbung mit der Hochzeit abgeschlossen werden müssen; aber grade was darauf folgt, ist vorzugsweise geeignet, die bürgerlichen Verhältnisse des 16. Jahrhunderts deutlich zu machen.

Felix Plater (1536—1614) wurde zu Basel, als Sohn des Bürgers, Buchdruckers, Schullehrers und Hausbesitzers Thomas Plater, geboren. Sein Vater war aus der größten Armuth durch unermüdliche Thätigkeit heraufgekommen, und hatte bei der rastlosen Erweiterung seiner Geschäfte bis in

sein höheres Alter mit Nahrungssorgen und Geldverlegenheiten zu kämpfen. Als kleiner Knabe hatte er das Leben eines fahrenden Schülers mit allen seinen Schrecken durchgemacht. Der harte Kampf mit dem Leben hatte die gewöhnlichen Wirkungen auf sein Gemüth ausgeübt; er war bei einer unruhigen Unternehmungslust, die ihn zuweilen im stetigen Verfolgen eines Planes störte, doch ohne rechtes Selbstvertrauen, leicht verwirrt, reizbar und grämlich. Sein Sohn Felix, das einzige Kind erster Ehe, hatte dagegen das fröhliche Naturell einer einfachen Mutter geerbt, er war ein heiterer, warmherziger Bursch, ein wenig eitel, großer Freund der Musik und des Tanzes, dabei ein gescheidter, offener und anschlägiger Kopf. Er war noch fast Knabe, als ihn sein Vater aus Basel nach der berühmten medicinischen Facultät der Universität Montpellier sandte. Von dort brachte Felix außer dem, was damals die medicinische Wissenschaft vorstellte, auch allerlei französische Feinheiten in das enge bürgerliche Leben seiner Vaterstadt zurück, wurde dort mit 21 Jahren zum Doctor promovirt, und heirathete ein Mädchen, mit dem er schon als Kind geneckt worden war. Er erwarb einen ungewöhnlichen Ruf, wurde Professor an der Universität und ein angesehener, wohlhabender Mann, der hochbejahrt nach glücklicher Ehe starb. Um die Stadt Basel hat er sich durch die aufopferndste Thätigkeit in schweren Pestzeiten große Verdienste erworben, ebenso als Gelehrter um die medicinische Facultät seiner Universität, als berühmter Arzt wurde er oft von fürstlichen Personen auch in Deutschland und Frankreich consultirt. Er legte einen botanischen Garten zu Basel an, und war Besitzer eines naturwissenschaftlichen Cabinets, das er sogar für Geld sehen lassen konnte. Wie sein Vater, beschrieb er selbst einen Theil seines Lebens. Das hier folgende Bruchstück ist aus einem Abdruck des Manuscripts: „Thomas Platter und Felix Platter, zwei Autobiographien, herausgegeben von Dr. D. A. Fechter, Basel 1840" in die Sprache unserer Zeit übertragen.

Die Erzählung beginnt an dem Tage, wo der junge Felix mit dem Selbstgefühl eines studirten Mannes von Montpellier nach seiner Vaterstadt zurückgekehrt ist.

— Es empfingen mich meine Nachbarn und war große Freude in der Gasse, und wie ich später erfuhr, lief die Magd der Hebamme Dorly Becherer vor das Haus meines künftigen Schwiegervaters und gewann meiner Zukünftigen das Botenbrot*) ab, welche darüber erschrak, weil sie zu laut dabei schrie. — Man rüstete das Nachtessen. Dabei blieben meine Gesellen, die meine Ankunft erfahren hatten und mich gleich besuchten. Nach dem Nachtessen gaben wir ihnen das Geleit zur Krone und gingen die Freienstraße hinab,

*) Die Belohnung für das erste Ueberbringen einer guten Nachricht. Das Botenbrot zu fordern und zu geben war im ganzen deutschen Mittelalter Brauch.

dort sah mich meine Zukünftige vorübergehen in meiner spanischen Kappe und floh. Der Wirth, welcher selbst um meine Zukünftige geworben hatte, veritte mich, so daß ich wol merkte, der Handel sei ziemlich bekannt, ich zog darnach wieder nach Hause.

Am folgenden Morgen kam der Hummel zu mir, mich in der Stadt herumzuführen. Wir zogen zuerst über den Münsterplatz; da ersah mich Herr Ludwig von Rischach und verwunderte sich, wer ich wäre, weil ich ein sammtnes Barett aufhatte und meine Wehr trug, dem erklärte ich mich. Darnach salutirte ich den Dr. Sulzer, Pfarrherrn am Münster, darnach Dr. Hans Huber, der mich freundlich empfing und sich zu allem Guten erbot. Ich verehrte ihm den Clemens Marot, der zu Paris schön eingebunden war.

Darnach zogen wir das Martinsgäßlein hinab; als wir unten hin kamen, der Schule gegenüber, stand meine Zukünftige an der Schulbank, ich sah sie nicht, sie aber erblickte mich, lief in die Schule hinein und wieder heim, ist auch später nicht mehr in die Fleischbänke gegangen, weil die Metzger anfingen, sie zu veriren. Nach dem Essen führte mich mein Vater auf sein Gut nach Gundeldingen, er redete unterwegs mit mir, ermahnte mich, nicht zu schnell zu sprechen, wie die Wälschen sonst den Brauch haben, und erzählte mir von seinem Haushalt. — Ich fing sogleich an, die cypressene Laute zuzurüsten, item eine große Harfe zu beziehen, die mein Vater lange geschlagen, und meine Bücher und Scripta alles in Ordnung zu bringen, und brachte so die ganze Woche hin.

Unterdeß stellte mein Vater die Sache an, daß ich mit meiner Zukünftigen reden könnte und sie mit mir; er lud deshalb Meister Franz und seine Tochter ein, den zukünftigen Sonntag Nachmittag gen Gundeldingen hinauszukommen, es war der 16. Mai, ein lustiger Tag und Maienzeit. Ich zog nach dem Essen mit Thiebold Schönauer hinaus, wir schickten unsere Lauten voraus, und als wir zu Gundeldingen in den Hof hineingingen, sahen wir zwei Jungfrauen daselbst stehen, die eine war die Base der Schenkin, dem Daniel versprochen, dem Sohne von Meister Franz, die andere war sie, seine Tochter Magdalena, die ich freundlich grüßte, wie auch sie mich, nicht ohne Veränderung der Farbe. So kamen wir ins Gespräch, dazu kam auch bald ihr Bruder Daniel, wir spazierten hin und her auf dem Gute mit vielerlei Reden, bei welchen meine Zukünftige gar bescheiden und von stillem, züchtigem Wesen war. Als es nun drei Uhr war, kamen wir wieder ins Haus, gingen hinauf, ich und Thiebold schlugen zusammen die Lauten und ich tanzte Gaillarde, wie mein Brauch war. Indem kam auch Meister Franz, ihr Vater, der mich willkommen hieß, wir setzten uns zu Tisch und thaten einen Abendtrunk gleich einem Nachtessen, bis es spät war, daß wir Zeit hatten, in die Stadt zu gehen. Unterwegs im Heimgehn ging ihr Vater und der

meinige voraus, und ich und Daniel mit dem Frauenzimmer nach im freundlichem Gespräch, in welchem die Dorothee, die etwas dreister mit Reden war, herausbrach und sagte: wenn Zwei einander gern sehen und haben, soll mans nicht lang machen, denn gar schnell könnte ein Unglück dazwischen kommen. Beim Bollwerk schieden wir voneinander, Meister Franz und seine Gesellschaft gingen zum Steinthor, mein Vater und die Seinen zum Eschemerthor hinein heimwärts. Wir legten uns also mit seltsamen Gedanken um meine Person zur Ruh. —

Mein Schwiegervater und mein Vater faßten einen Rath, daß ich meiner Zukünftigen vergewissert wurde. Ich fing sie sehr an zu lieben und drang darauf. Auch ich war ihr nicht zuwider, was ich zum Theil aus ihr herausgebracht hatte, als uns der Mutter Base, die Metzgerin Burlacherin auf ihre Matte vors Spalenthor zum Kirschenessen geladen, wo wir uns wol aussprechen konnten. Es wurde beschlossen, Doctor Hans Huber sollte die Werbung thun. Als dieser von meinem Vater gebeten wurde, that er es gern, bestellte dekhalb den Meister Franz Vormittag in den Münster, that die Werbung und bekam eine geneigte Antwort für eine Eheverabredung. Am Abend, als Doctor Hans zu mir kam, verkündete er sie mir mit Frohlocken, wie sein Brauch war, und wünschte mir Glück, vermeldete jedoch, mein Schwäher begehrte, daß die Sache still verbliebe, bis mein Doctorat vorüber sei, alsdann könne man die Sache zu Ende bringen. Damit war ich wol zufrieden. Mein zukünftiger Schwiegervater hatte Lust bekommen, endlich einzuwilligen. Früher hatte er jederzeit hinter dem Berge gehalten, weil er fürchtete, mein Vater stecke in großen Schulden, und weil dieser Tischgänger hatte; da er doch seine Tochter, wie er sagte, nicht gerne in Schulden oder in die Unruhe stoßen wollte. Als er aber von meinem Vater hörte, daß die Schulden gering gegen das Vermögen wären, das er an den Häusern und dem Gut noch hätte, und daß er selbst den Willen habe, die Tischgänger abzuschaffen, da war er zufrieden, und um so mehr, weil auch Herr Caspar Krug, später Bürgermeister, der mich gesehen hatte, ihm das rieth, und weil sein Sohn Ludwig ihm sagte, er sollte Gott danken, er habe gute Hoffnung, ich werde ein vornehmer Doctor werden, da ich schon eine gute Probe an seiner Frau, die zweier Kinder genesen und gar schwach war, mit Marcipan abgelegt hatte. Diesen hatte ich verordnet, da er damals noch nicht in Brauch war. So hat meinem Schwiegervater die Sache zuletzt gar wohl gefallen und ist nicht zuwider gewesen, wenn ich in das Haus gegangen bin und mit seiner Tochter gesprochen habe. Doch ist dies mehr in seiner Abwesenheit in der Stille geschehen, daß ich zur hintern Thür im Gäßlein still hineingezogen bin und daselbst unten im Haus vielmals mit ihr in aller Zucht und Ehre geschwatzt habe. Er sprach nichts dawider, sondern that, als wisse er nicht darum, auch hielt er immer den Handel, so lange er konnte,

hin, weil er die Tochter, die ihm so gut Haus hielt, wie er rühmte, nicht gern aus dem Haus gab.

Zu dieser Zeit wurde dem Thomas Guerin die Jungfrau Elisabeth zum Falken versprochen. Er kam mit dem Pempelfort oft zu mir, und bat mich jetzt einmal eine Musik anzustellen, um seiner Geliebten zum Falken zu huldigen. Ich verhieß ihm das, doch unter der Bedingung, daß solche Musik auch an dem Ort gebracht würde, der mir gefiele. Wir rüsteten uns also und zogen spät nach dem Nachtessen vor meiner Zukünftigen Haus. Wir hatten zwei Lauten, ich und Thiebold Schönauer schlugen zusammen, darnach nahm ich die Harfe, der Pempelfort zog die Viola. Als er sie auf ein Faß stellen wollte, fiel dies um, machte einen Rumor. Der Goldschmidt Hagenbach pfiff dazu, es war gar eine zierliche Musik. Man gab uns keine Anzeige, denn mein künftiger Schwiegervater war zu Haus. Wir zogen also von da zum Falken, wo wir, nachdem wir den Hof gemacht, eingelassen wurden, und hielten dort einen stattlichen Schlaftrunk mit allerlei Confect und zogen alsdann wieder nach Haus, wobei die Wächter am grünen Ring mit uns zusammenkamen. Sie ließen uns aber ziehen, nachdem wir guten Bescheid gegeben hatten. Ich ging von da ab oft spazieren nach meiner Zukünftigen Haus, doch so viel als möglich heimlich, begann und redete viel närrisches Zeug, wie die Leute thun, wenn sie bei ihren Liebsten sind, worauf sie mir sinnig antworten konnte. Ich kleidete mich auch anders, nach unserm damaligen Brauch, wo man nur bunte Kleider trug, keine schwarzen, außer in Trauer. Es fingen Einige an, auf mich Acht zu geben, und als ich einst nach dem Nachtessen aus dem Hause ging, zogen mir Zwei nach, und hätten mich gern gestäupt, ich entkam ihnen aber, so daß mir nichts geschah.

— Bald nachdem ich Doctor geworden, drang mein Vater darauf, daß auch die Heirath zwischen mir und Jungfer Magdalene geschlossen würde, und redete zu Ende September ihren Vater darum an. Weil ich nun Alles mit Lob und Ehre vollbracht hätte, und die Sache nicht geheim geblieben wäre, so möchte ers nunmehr abmachen helfen. Darauf gab er guten Bescheid, zog aber doch die Sache allzeit hin, da er seine Tochter, wie oben gemeldet, ungern aus dem Hause gab. Ich durfte unterdeß ohne Scheu wohl in sein Haus gehen, was mich verwunderte, daß es ihm nicht mißfiel, da es noch keine beschlossene Ehe war, und wohl nichts hätte daraus werden können. Es geschah jedoch in allen Züchten und Ehren, daß ich sie sprach, wir hielten über allerlei Sachen ehrliches Gespräch und trieben Neckerei, manchmal half ich ihr Latwerge machen, so vertrieben wir die Zeit. Insonderheit geschah mir ein guter Possen, als man die Messe einläuten wollte am Abend von Simon Judä, und ich ihr das Meßgeschenk abgewinnen wollte. Da ihr Vater abwesend war, zog ich um 9 Uhr am Morgen heimlich hinten

in ihr Haus, das stets daselbst offen war, und als ich niemand sah, da alle in der untern Stube waren, schlich ich die Stiege hinauf bis auf den Estrich, und lugte zum Tageloch hinaus, um zu hören, wann man um Zwölfe die Messe einläutet. So wartete ich drei Stunden, mich verlangte und fror. Sobald man anfing zu läuten, schlich ich still herab und that die Stube auf mit dem Geschrei: Mir die Bescherung, vermeinte sie daselbst zu erwischen. Da war Niemand da, und die Magd sagte, sie wäre ausgegangen, wie sie ihr gesagt hätte. Sie aber hatte sich heimlich unter die Stiege verborgen und gewartet. Bald darauf eilte sie mit dem Ruf in die Stube und gewann mir die Bescherung ab. Diese schenkte ich ihr reichlich, wie sie denn auch mir eine Bescherung gab. Ich wollte ihr das Kettlein, das ich von Paris gebracht, verehren, da bat sie mich, ich möchte es behalten, es möchte ihr ein Gerede verursachen und könne ihr wohl noch einmal werden. Sie nahm aber das schön gebundene Testamentlein, das ich ihr auch beschert hatte. So hatten wir unser Spiel eine Zeitlang, wie die jungen Leute pflegen.

Nach der Baselmesse fing mein zukünftiger Schwiegervater, da er nicht mehr aufschieben konnte, an, sich auf die Zusammengebung vorzubereiten, und sie ward auf acht Tage nach Martini festgesetzt. Da erschien man um vier Uhr in seinem Hause, und es waren auf seiner Seite Herr Caspar Krug, der hernach Bürgermeister war, Martin Fickler, Meister Gregorius Schölin und Batt Hug, seine Freunde, und sein Sohn Franz Jeckelmann; auf unserer Seite D. Hans Huber, Mathias Bornhart, Henricus Petri. Man verhandelte über das zugebrachte Gut, und mein künftiger Schwiegervater vermeldete, seine Tochter werde mir mehr als 300 Pfund an Werth mitbringen, darunter 100 Floren in baarem Gelde, das andere in Kleidern. Als man meinen Vater fragte, was er mir geben würde, sagte er, er könnte nichts nennen, er hätte kein Kind, als ich, und Alles wäre mein. Als man ihn aber ermahnte, er sollte etwas namhaft machen, denn es könnte Aenderungen geben (wie auch nachher geschah*), antwortete er, er hätte sich das nicht überlegt, er wollte wol 400 Gulden nennen, könnte sie mir aber nicht geben, wir sollten dafür bei ihm den Tisch haben, denn er hätte kein Geld, das er mir geben könnte, er wäre anderweit viel schuldig. Darüber gab es etliche Streitigkeiten, so daß mein Schwiegervater ausbrach, er wolle seine Tochter nicht so in die Unruhe der Tischgänger stecken, lieber wollte er uns bei sich im Hause haben, und verwies meinem Vater, daß er Geld schuldig wäre, so daß mein Vater sehr bekümmert war, und wenn die Ehrenleute nicht gewehrt hätten, so wären sie vielleicht unverrichteter Sache auseinander gekommen. Das war der erste Anstoß, der mir begegnete, und eine Bekümmerniß, wie auch meiner Zukünf-

*) Thomas Plater, der Vater, heirathete später noch einmal, und erhielt von seiner zweiten Frau noch sechs Kinder.

tigen, die in der Küche solches hörte und in Aengsten stand. Doch ward die Sache geschlichtet, da mein Vater sagte, es wäre ihm nichts lieber, als die Tischgänger los zu werden, das könne aber nicht so im Augenblick geschehen. Von da an war mein Vater etwas unlustig, was mir daher die ganze hochzeitliche Freude verbitterte. Man gab uns zusammen, ich verehrte meiner Hochzeiterin das goldne Kettlein, das ich von Paris gebracht, darauf gab mein Schwiegervater das Gastmahl mit gutem Gespräch und Tractation, doch keine Musik dabei, die ich am liebsten gehabt hätte.

Nach dem Nachtessen, als ich eine gute Nacht gewünscht, begleitete mich auch meiner Hochzeiterin Bruder Franz heim, welcher des Schölin Tochter hatte, die ihm ziemlich viel zugebracht hatte. Er hatte sich mit seiner Schwester von je nicht wohl vertragen können, weil er alles im Hause meistern und verwirren wollte. Das hatte sie nicht leiden wollen und dem Vater geklagt, welcher jederzeit auf ihrer Seite war. Derselbe Bruder, ein wenig berauscht, wie er auch sonst oft phantastisch wurde, nahm mich im Heimgehn bei Seite, und vermeldete mir, ich dauerte ihn, daß ich seine Schwester bekäme, die er mir schalt. Daraus kann man seinen Verstand ermessen, mir aber machte er dennoch Bedenken. Das war also der andere Anstoß bei meinen zukünftigen Freuden.

Man rüstete streng zur Hochzeit, die am Montag nachher gehalten werden sollte, mit Einkaufen und Schlachten, denn mein Vater ließ sich vernehmen, weil er einen einzigen Sohn habe, so wolle er, obgleich wir von unserer Linie keinen Blutsverwandten oder nahen Freund hatten, doch andere gute Gönner und meinem Schwiegervater zu Gefallen auch dessen Freunde vollständig einladen. Und so lud man am Samstag die Verwandten, die Nachbarn, unsere guten Gönner, die Meister und Rathsherren von der Zunft zum Bären, einige von der hohen Schule, vom Adel, vom Rath, von der Schule und von den Gesellen mit ihren Weibern und Kindern, die sie hatten.

Am Sonntag nachher, den 21. October, bot man uns auf, wie gebräuchlich. Und man rüstete die Tische in meines Vaters beiden Häusern zu, und was zur Hochzeit gehört, wobei viele halfen; und es kochte Meister Batt Oesy, Wirth zum Engel. Am Abend zog ich in meines Schwiegervaters Haus, sah zu, wie sie Sträuße machten, blieb so über das Nachtessen bei ihnen. Als ich heim kam, fand ich den Herrn Schreiber Rust, meines Vaters alten Bekannten, der von Burtolf uns zu Liebe auf die Hochzeit gekommen war und einen schönen emmenthaler Käse mitbrachte. Der saß noch bei Tische mit meinem Vater, welcher in großem Aerger war, wie er morgen so eine große Zahl Leute, die geladen waren, speisen und tractiren sollte; er beredete sich selbst, es wäre unmöglich, er werde damit zu Schanden werden, und that gar unwirsch. Besonders da ich heim kam, empfing er mich gar

rauh mit Schelten, ich säße bei meiner Braut, ließe ihn sorgen und hälfe ihm nicht, und war über mich erzürnt, daß der Herr Ruft genug abzuwehren und zu trösten hatte. Mir war bei diesem dritten Anstoß und Verbitterung meiner Hochzeitfreuden so bange, weil ich noch nicht gewöhnt war, so gescholten zu werden, und bisher in der Regel gelobt und gut gehalten worden war; ich sah wohl, wie es fortan gehen werde, wenn ich zu Zweien auf Kosten meines Vaters leben müßte, so daß mir alles verleidet wurde. Ich ging mit Trauer schlafen und dachte oft wie ein Narr, ich wollte wieder von dannen ziehen, wenn nur das Thor offen gewesen wäre.

Am Morgen des 22. October, es war St. Cäcilientag, war ich noch ganz unmuthig, weil ich nicht viel geschlafen hatte. So legte ich mein Bräutigamhemd, das man mir geschickt hatte, an mit einem goldenen Kragen und viel goldenen Spangen an einem kurzen Brustlatz, wie damals im Brauch war, und zog ein rothseidenes Atlaswamms und leibfarbene Hosen an. So kam ich herab und fand meinen Vater nicht mehr so unrichtig, denn als er wieder klagen wollte, während doch alles im Ueberfluß da war, hatte er einen guten Filz von der Frau Dorothea Schenkin bekommen, die auch half und ein harsches Weib war. Als sich die Hochzeitsleute bei uns versammelt hatten, gingen wir in Procession vor meines Schwiegervaters Haus und mit mir ging Dr. Oswaldus Berus, der trotz seinem gar hohen Alter auch roth gekleidet war, mit einem oben ausgeschnittenen seidenen Atlaswamms und einem camelottnen Rock, wie ich einen anhatte, nebst dem sammtnen Barett, das man mir vor der Hochzeiterin Haus aufsetzte, worauf eine Borte von Perlen mit Blumen war. So zogen wir um neun Uhr in den Münster, darauf die Hochzeiterin in einer leibfarbenen Schaube, die führte Herr Heinrich Petri. Nach der Predigt gab man uns zusammen, ich schenkte ihr einen gewundenen Ring für acht Kronen. So zogen wir zum Jagdhof, wo man uns zu trinken gab und ich die Hochzeiterin hineinführte, der man in der obern Stube reichlich spendete.

Es waren funfzehn Tische gedeckt, die alle wohlbesetzt waren, mit mehr als 150 Personen, ohne die, welche aufwarteten, von denen auch eine gute Anzahl zum Nachtisch kam. Die Tractation geschah in folgender Weise. Man setzte viermal auf, in folgender Ordnung: einen gehackten Lummel, Suppe, Fleisch, Hühner, gesottenen Hecht, Brot, Tauben, Hähne, Gänse, Reismus, Leberfülze, Käse, Obst. Man hatte allerlei guten Wein, darunter Rangenwein, der ihnen gar wohl schmeckte. Die Musik war Christelin der Bläser mit seiner Viola, Cantores waren die Schüler, sie sangen unter anderem den Gesang vom Löffeln.

Nach dem Essen, das nicht so lange währte, wie jetzt im Brauch ist, dankte Herr Jacob Meyer, Rathsherr zum Bären, ab. Es führte Dr. My-

conius die Hochzeiterin in des Dr. Oswaldus Berus Haus, da tanzte man unten im Saal, es war viel Volk und stattliche Leute dabei. Meister Lorenz schlug die Laute und der Christelin geigte dazu, denn damals war die Viola noch nicht so im Bauch, wie in jetziger Zeit. Ich wollte artig thun mit meiner Hochzeiterin, wie ich in Frankreich bei den Tänzen gewöhnt worden war, weil sie mich aber freundlich abmahnte und sich schämte, ließ ich ab, tanzte auch, doch allein, eine Gaillarde auf Myconii Anstiften.

Darnach zogen wir wieder zum Nachtessen in meines Vaters Haus. Als es ziemlich spät war, nahm man voneinander Abschied, und damit es nicht viel Lärm und Neckerei gebe, verbarg ich mich in meines Vaters Kammer, wohin man auch stillschweigend meine Hochzeiterin versteckte, von der ihr Vater mit so großem Weinen Abschied nahm, daß ich meinte, sie würde sich ganz zerweinen. Ich führte sie in meines Vaters Stüblein daneben, und es kamen etliche Frauen von ihrer Bekanntschaft zu ihr und trösteten sie: denen gab ich von einem Claret zu trinken, welchen ich in einem Fäßlein hinter dem Ofen verwahrte, und den ich selbst sehr gut gemacht hatte. Und als sie hinwegschieden, kam meine Mutter, die allzeit fröhlich war, und sagte, die junge Burschenschaft suche mich, wir sollten uns verbergen und schlafen gehen, und führte uns heimlich die Hinterstiege hinauf in meine Kammer. Dort saßen wir eine Weile, und weil es kalt war, fror uns übel, da legten wir uns im Namen Gottes schlafen, und wußte niemand von der Burschenschaft, wo wir hingekommen waren. Wir hörten eine Weile nachher meine Mutter hinaufkommen über das verborgene Gemach, dort saß sie und sang mit heller Stimme wie eine junge Tochter, da sie doch schon im höchsten Alter war, worüber meine Hochzeiterin herzlich lachte.

Am Dienstag Morgen brachte die Magd meiner Hochzeiterin, das Käthlein, ihr andere Kleider, die ließen wir ein, und da es ein holdseliges Frauenzimmer war, trieb es viel seltsamen Schnak. Hernach sammelte sich das Hochzeitsvolk wieder zum Mittagessen, das um 11 Uhr anfing, denn damals hatte man nicht so verkehrte Zeit, wie jetzt in bösem Brauch ist. Es waren ebensoviel Tische besetzt als am ersten Tag, und die Tractation nicht geringer, dazu das Brautmus, das man jetzt anstatt des Weinwarmen aufsetzte. Man tanzte aber nach dem Essen bis zur Nacht und bei dem Nachtessen war noch eine gute Zahl Volk und sonderlich alle Jungfrauen, die alle bei guter Zeit Urlaub nahmen und heimzogen. Man hatte reichlich Geschenke gegeben auf der Hochzeit. Davon habe ich nichts bekommen als ein Becherlein und zwei Ducaten, das Uebrige nahm mein Vater zur Bestreitung der Unkosten, so weit es reichen wollte, und später, sobald ich etwas erwarb, habe auch ich noch für die Kleider ihm viel abgezahlt. Mein Vater nahm auch die hundert Gulden, die meine Frau mir zugebracht hatte, und bezahlte gleichfalls damit ab. Mein

Schwiegervater hatte mir nichts geſchenkt, wie er mir nachher anzeigte, weil er für mich fünf Gulden beim Doctoratmahle bezahlt hatte, damit ſollte ich mich begnügen. Meine Frau brachte etwas ſchlechten Hausrath, eine alte Pfanne, worin man ihre Pappe gekocht hatte, und eine breite hölzerne Schüſſel, worin man ihrer Mutter, wenn ſie Kindbetterin geweſen, das Eſſen gebracht hatte, und ſonſt einiges ſchlechte Geſchirr, das ſie in unſerer Kammer hinter einen Rahmen ſteckte. Darnach fing man ſogleich an, die Hausordnung zu beſtellen, dazu ſollte meine Frau Rath und Anordnung geben. Da gab es allerlei Bedenken. So hatte mein Vater noch Tiſchgänger und allerlei Unruh im Hauſe, ſo daß wir beide jungen Eheleute ſehr geplagt wurden; wir wären lieber allein in einer Haushaltung geweſen, aber wir konntens nicht durchſetzen, mußten faſt drei Jahre ſo bei meinem Vater am Tiſch bleiben und ich mich ſo mit meiner Kammer behelfen, und um die Kranken zu verhören mit dem untern Saal, der im Winter kalt war. Da gab es zu Zeiten allerlei Anſtoß, weil ich nichts für die Küche zuſchießen konnte, denn ich hatte genug zu thun um uns zu kleiden, und manchmal, wenn ich etwas verdiente, an meinen Kleidern zu bezahlen, die ich noch in den Läden ſchuldig war, was mir vorgeworfen wurde, wenn ich es nicht that. Es gab alſo zu Zeiten Händel, wie ſich gemeiniglich zuträgt, wenn Alt und Jung beieinander wohnen. Da hätte wol meine Frau gern gehabt, daß wir allein wohnten, wollte ſich mit Geringem behelfen, mein Vater ſollte die verſprochene Eheſteuer geben und die mir zugebrachten hundert Gulden, damit wollten wir auskommen; dies aber konnte mein Vater, da er kein baar Geld hatte, nicht thun. Ich aber wollte meinen Vater nicht erzürnen und redete alſo gut zu; wir wollten uns, bis ich in beſſere Praxis käme, gedulden. Das bekümmerte mich, weil ich ſie lieb hatte und gern gut gehalten hätte, wie einer Doctors Frau gebührt; weshalb ich ſie auch lange Zeit nicht gedutzt, ſondern ge-ert habe; das ſah mein Vater nicht gern und meinte, es ſollte nicht ſein. Ich hatte vor dem neuen Jahre, wie auch nachher im Frühling noch nicht viel zu thun, doch that ich mich redlich hervor, wenn etwa bei Mahlzeiten oder auch ſonſt Gelegenheit war, von Krankheiten zu reden, und wie ihnen abzuhelfen, ſo daß ich manchmal, wenn ichs daheim that im Beiſein meines Schwiegervaters, wenn dieſer bei uns aß, der ein guter Chirurg und auch viel erfahren war, von ihm etwas angegriffen und angetaſtet wurde: Ich werde noch viel erfahren müſſen, es habe bei uns eine andere Praxis. Das hörte ich als ein Junger nicht recht gern und widerſprach manchmal, mußte mich jedoch demüthigen, weil ich noch keine Praxis hatte. Doch fing die Praxis an, an mich zu kommen und zuzunehmen.

Es waren der Aerzte viel, da ich gen Baſel kam — graduirte und Empirici, um die Zeit anno 1557/58 bei ſiebzehn. Da mußte ich Künſte anwen-

den, wollte ich mich mit der Praxis ernähren, und Gott hat mir dazu seinen reichen Segen mitgetheilt. Es war auch sehr berühmt damals der Ammann, den man nannte der Bauer von Utzensdorf, zu dem zog merklich viel Volk, er konnte aus dem Wasser wahrsagen und gebrauchte seltsame Künste lange Zeit, wodurch er groß Gut erobert hat. Nach ihm ist der Jude von Alsweiler lange Zeit mächtig gebraucht worden. Es war auch ein altes Weib im Gerbergäßlein, die Lülbüren genannt, die auch einen Zulauf von Kranken hatte, wie auch beide Nachrichter allhier, Wolf und Görg, Gebrüder Käse, deren ältester Bruder zu Schafthausen berühmt gewesen in der Arznei, wie auch ihr Vater Wolf, Nachrichter zu Tübingen.

Ich fing an, Kundschaften zu bekommen bei Bürgern und denen vom Adel, die mich besonders probirten durch Uebersendung des Harns, woraus ich weissagen mußte. Dabei wußte ich mich so zu benehmen, daß etliche sich verwunderten und anfingen mich zu brauchen. Von Tage zu Tage bekam ich je länger desto mehr Praxis sowol in der Stadt bei den Einwohnern, als auch von Fremden, welche theils zu mir kamen und sich eine Zeitlang hier aufhielten, meine Mittel zu gebrauchen, theils auch gleich wiederum fortreisten und meine Mittel sammt meinen Rathschlägen mitnahmen. Auch Fremde forderten mich in ihre Häuser und Schlösser, wohin ich eilte und mich nicht lang bei ihnen aufhielt, sondern bald wieder nach Haus eilte, damit ich vielen zu Hause wie in der Fremde dienen könnte.

---

## Literatur.

Rußlands Einfluß auf, und Beziehungen zu Deutschland, vom Beginne der Alleinregierung Peters I. bis zum Tode Nikolaus I. (1689—1855); nebst einem einleitenden Rückblicke auf die frühere Zeit. Von S. Sugenheim. Zweiter Band. (1773—1855). Frankfurt a. M., H. Keller. Frankreichs Einfluß auf, und Beziehungen zu Deutschland seit der Reformation bis zur ersten französischen Staatsumwälzung (1517—1789). Von S. Sugenheim. Zweiter Band. (1610—1789). Stuttgart, Hallbergersche Verlagshandlung. — Bei den Arbeiten von Sugenheim haben wir immer die unangenehme Empfindung, daß ein sehr ernsthafter, angestrengter Fleiß und eine große Belesenheit in den Quellen theils durch Hitze und leidenschaftliche Erbitterung, theils durch Mangel an festen kritischen Principien aus der richtigen Bahn gelenkt wird. Er ist der festen Ueberzeugung, daß die Geschichte, wie wir sie in den Schulen lernen, fast durchweg auf Lügen beruht, und er geht mit einer wahrhaft fieberhaften Aengstlichkeit auf neue Entdeckungen aus; Entdeckungen, die seinem Haß gegen den Despotismus neue Nahrung geben sollen. So hat er namentlich eine unglaubliche Virtuosität, neue Geschlechtsregister aufzufinden, und es sieht fast so aus, als ob er nur die

alten Reichshistoriker vor Augen habe, die in der Geschichte nichts weiter sehen, als die Schicksale der Könige. Was in aller Welt gehen einen vernünftigen Geschichtschreiber die geheimen Genealogien an! Pater est, quem justae nuptiae declarant. Ganz abgesehen davon, daß nach der Art des Indicienbeweises, wie Sugenheim ihn anwendet, das Allerunsinnigste als ausgemachte Sache dargestellt werden kann. Wir haben vor den geheimen Geschichten überhaupt keinen großen Respect; die Hauptsachen in den großen Weltbegebenheiten sind gewöhnlich so klar, daß man nur unbefangen hinzusehen braucht, um sie zu finden. — Das Schlimmste aber ist die unglaublich rohe Form der Darstellung. Sugenheim hat eine Virtuosität in Schimpfwörtern, wie man sie nur in den ultrademokratischen Journalen des Jahres 1848 und in den verschiedenen Organen der Kreuzzeitungspartei wiederfindet. Er schadet damit seinem eigentlichen Zweck, der politischen Wirksamkeit, auf eine verhängnißvolle Weise. Uebersetzen wir uns seine Ideen aus der ungestümen leidenschaftlichen Form, in der er sie vorträgt, in die Sprache der gewöhnlichen Sterblichen, so kommen sie auf das heraus, was alle verständigen Patrioten in Deutschland laut oder insgeheim wünschen und fordern; aber wie man sie hier liest, machen sie den Eindruck einer ganz verwilderten Demagogie. Wir haben alle Ursache, in unserer Literatur über die Fortdauer des guten Tones zu wachen, der in Beziehung auf die allgemeine Entwicklung der Bildung gar nicht so etwas Gleichgiltiges ist, als man gewöhnlich annimmt.

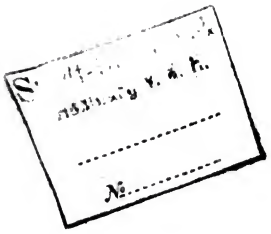
Archäologie der Hebräer. Für Freunde des Alterthums und zum Gebrauche bei akademischen Vorlesungen. Von Dr. Jos. L. Saalschütz. Zweiter Theil. Königsberg, Gebr. Borntträger. — Das Buch ist das Resultat vieljähriger angestrengter Studien und macht einen um so erfreulichern Eindruck, da der gelehrte Verfasser trotz seiner Pietät gegen das Volk, dem er angehört, sich von allen nationalen Vorurtheilen frei gemacht hat. Zwar zieht sich ein leiser schmerzlicher Ton durch diese dem Anscheine nach nur objective Darstellung, aber dieser Ton wird nicht verfehlen, auch bei den Fremden Anklang zu finden, da eine humane und gebildete Auffassung alle angeerbten Idiosynkrasien zum Schweigen bringt. Der vorliegende Band enthält folgende Abschnitte: Wissenschaft, allgemeine Sitten, Familienwesen, Städtewesen, Rechtspflege und Polizei, religiöse Volksinstitutionen und politische Verhältnisse. Unter diesen Abschnitten hat uns der erste am wenigsten befriedigt. Zwar thut der Verfasser den Thatsachen keine Gewalt an; da ihm aber immer die Kategorien der modernen Wissenschaft vorschweben, so wendet er zuweilen Formen und Bezeichnungen an, die sich für jene unentwickelten Culturverhältnisse nicht recht eignen. Besondere Auszeichnung dagegen verdient der Abschnitt über die religiösen Institutionen, die nicht blos in ihrem innern Zusammenhang entwickelt, sondern auch mit reicher, durch die genaue Kenntniß des Materials vermittelter Farbe ausgeführt und sinnlich belebt sind. S.

---

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.

Als verantwortl. Redacteur legitimirt: F. W. Grunow. — Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.



# Die Elbzölle.

1.

„Warum verderbt ihr Deutsche euch selbst den Gebrauch eurer schönen Flüsse?“ rief am Ende des vorigen Jahrhunderts Busch im Hinblick auf die Behinderung, welche die deutsche Stromschiffahrt durch unzählige Zölle, Stapelgerechtigkeiten, Bannrechte u. s. w. erlitt. Und ist diese Frage nicht noch immer berechtigt, trotz der Bestimmungen des wiener Congresses, trotz der Flußschiffahrtsacten und ihrer Revisionen und Superrevisionen? Unter den Forderungen, für welche sich 1855 die deutschen Staaten in Kriegsbereitschaft setzten, war die Freiheit der Donauschiffahrt für den Welthandel eine der wichtigsten; wir freuen uns, daß der pariser Friede uns dieselbe verbürgt hat, aber sind etwa die Rhein und Elbe belastenden Zölle volkswirthschaftlich mehr gerechtfertigt als die Abgaben, welche unter allerlei Vorwänden auf der Donau erhoben wurden? Eine wirklich freie Schiffahrt auf diesen beiden herrlichen Wasserstraßen gehört noch zu den frommen Wünschen des deutschen Handels. Die Rhein- und Elbzölle sind ein Vermächtniß des Mittelalters und hielten sich gegen alle Versuche, welche bis zum Ende des 18. Jahrhunderts von mehren der betheiligten Uferstaaten für ihre Herabsetzung gemacht wurden. Für den Rhein brachte endlich der lüneviller Frieden und der Reichsdeputationshauptschluß von 1803 eine durchgreifende Aenderung, eine gemeinschaftliche Rheinschiffahrtsoctroi ward festgestellt und später durch die wiener Congreßacte ausdrücklich anerkannt. Der Rheinverkehr erfreute sich infolge dessen einer sehr bedeutenden Erleichterung, indeß blieben die Zölle noch immer bedeutend. Für die Elbschiffahrt aber war nichts geschehen, 1814 ward vorläufig der alte Zustand der Elbzollerhebungen wieder hergestellt, wonach es von Melnik bis Hamburg allein 35 Elbzollstätten gab, jede mit einem verschiedenen, meist gar nicht publicirten Tarif, und diese Tarife wurden wiederum in den verschiedensten Münzsorten erhoben und waren mit mannigfachen Sporteln verbunden. Das Einzige, wodurch unter diesen Umständen der Verkehr noch möglich wurde, war, daß es nicht sehr streng mit der Verzollung genommen ward, und die Zollämter sich mit allgemeinen Declarationen begnügten, daß endlich in den Tarifen viele Artikel ausgelassen waren. Nach zweijährigen Berathungen der Bevollmächtigten der Elbuferstaaten kam am 23. Juni 1821

die Elbschiffahrtsacte in Dresden zu Stande, die Zollstätten zwischen Melnik und Hamburg wurden auf 14 reducirt und der Normalzollsatz von 35 Sgr. 6 Pf. auf 27 gGr. 6 Pf. herabgesetzt, freilich eine sehr unbedeutende Erleichterung. Ehe wir indessen das Schicksal dieser Zölle weiter verfolgen, wollen wir uns nach dem Grundsatz a love principium auch beim Uebel zu einem Elbzolle wenden, den der Staat, der ihn erhob, nicht als einen Flußzoll gelten lassen wollte und der daher auch nicht in der Acte von 1821 berührt ist, wir meinen den stader oder brunshauser Zoll. Ein geschichtlicher Rückblick wird hier von Interesse sein. Bekanntlich verlieh die Freigebigkeit der deutschen Kaiser, je geringer der Bestand der Reichsländereien ward, desto mehr gewinnbringende Rechte an einzelne Stände des Reichs, die indeß meist zur Hemmung des Verkehrs beitrugen; so entstanden die zahllosen Markt- und Stapelrechte, so wie namentlich die Durchfuhrzölle. Im Jahre 1038 ward dem Erzbischof von Hamburg das Privilegium eines Marktrechts zu Stade gegeben, hauptsächlich um von dessen Ertrag den hamburger Dom wieder zu erbauen, den die benachbarten heidnischen Stämme zerstört hatten. Als später der Sitz des Erzbischofs nach Bremen verlegt ward, wurde dies Marktprivileg in das Recht verwandelt, einen Zoll von allen Gütern, welche die Elbe heraufkamen, zu erheben, nur den hamburger Bürgern ward durch das Privilegium Fridericianum 1189 Freiheit von dieser Abgabe gewährt, „so daß sie mit ihren Schiffen, ihren Waaren und Leuten vom Meere bis zur genannten Stadt Hamburg frei seien von allem Zoll und Ungeld, von aller Abgabe bei der Auf- und Rückfahrt. Wenn sie aber Eigenthum von Fremden hinaufführen, sollen sie einen passenden Boten nach Stade schicken, der auf Eidschwur den Zoll bezahle nach der Quantität der Güter." — So lange die Hansa blühte, wagte der Erzbischof nicht sein Recht ungebührlich auszubeuten, aber als sie sich ihrem Untergang zuneigte, begann eine Reihe der willkürlichsten Plackereien, die den Handel höchlichst benachtheiligten, erst der westphälische Friede gewährte dem einigermaßen Abhilfe. Zwar hätte man wol die Ansicht geltend machen können, daß, da die Kathedrale von Hamburg seit langer Zeit wieder erbaut, und das ganze Land nicht mehr unter erzbischöflichem Regiment stehe, der Zoll wegfallen müsse, aber daran war unter den damaligen Wirren nicht zu denken, man mußte sich freuen, von Schweden, in dessen Besitz damals Stade kam, einen Vertrag zu erhalten, der der Willkür eine Grenze setzte, den Zoll auf $^1/_{16}$ Pr. vom Werth der Waare begrenzte und das hamburger Privileg anerkannte. Schweden hielt die Stipulationen des Vertrages treu, als es aber infolge des letzten unglücklichen Krieges Karls XII. seine Elbbesitzungen an Kurhannover verlor, ward der Vertrag sofort verletzt, Hannover erhob Zölle nach Belieben und durch das ganze vorige Jahrhundert geht eine Reihe von Klagen des deutschen sowol, als des auswärtigen Handels über die Willkürlichkeiten und

Plackereien, denen die heraufkommenden Schiffe von Seiten des ſtader Zollamtes ausgeſetzt waren, aber das hannoverſche Herz der engliſchen George ſorgte dafür, daß dieſe Klagen ohne Wirkung verhallten. Während der napoleoniſchen Herrſchaft in Norddeutſchland war die Elbe verödet und meiſt blockirt; als 1815 der wiener Congreß berieth, ſchienen die Umſtände günſtig den ſtader Zoll zu beſeitigen, aber Graf Münſter, der hannoverſche Geſandte proteſtirte dagegen und ward hierbei durch den mächtigen Einfluß von Lord Caſtlereagh geſtützt. Indeß, wenn die vollkommne Abſchaffung dieſes Zolles auch dadurch unthunlich ward, ſo ſchien doch der Congreß entſchloſſen, liberale Grundſätze hinſichtlich der Flußſchiffahrt im Allgemeinen aufſtellen zu wollen, die wichtigſten betreffenden Artikel der Congreßacte ſind folgende:

Art. 108. Les puissances, dont les états sont séparés ou traversés par une même rivière navigable, s'engagent à régler d'un commun accord tout ce qui a rapport à sa navigation. Elles nommeront à cet effet des commissaires qui se réuniront au plus tard six mois après la fin du Congrès et qui prendront pour bases de leurs travaux les principes suivants:

Art. 109. La navigation dans tout le cours des rivières indiquées dans l'art. précédant, du point où chacune d'elles devient navigable, jusqu'à son embouchure sera entièrement libre et ne pourra sous le rapport du commerce être interdite à personne, en se conformant toutefois aux règlemens, qui seront arrêtés pour sa police d'une manière uniforme pour tous et aussi favorable que possible au commerce de toutes les nations.

Art. 111. Les droits sur la navigation seront fixés d'une manière uniforme, invariable et assez indépendante de la qualité différente des marchandises, pour ne pas rendre nécessaire un examen détaillé de la cargaison autrement que pour cause de fraude et de contravention. La quotité de ces droits, qui en aucun cas ne pourront excéder ceux existants actuellement, sera déterminée d'après les circonstances locales, qui ne permettent guère d'établir une règle générale à cet égard. On partira néanmoins en dressant le tarif du point de vue d'en courager le commerce en facilitant la navigation et l'octroi établi sur le Rhin pourra servir d'une norme approximative. Le tarif une fois réglé, il ne pourra plus être augmenté que par un arrangement commun des états riverains, ni la navigation grevée d'autres droits quelconques outre ceux fixés dans le règlement. Die Regierungscommiſſarien, welche in gemeinſamer Berathung die Zollſätze zu normiren hatten, ſollten ſich binnen ſechs Monaten nach dem Ende des Congreſſes verſammeln, die Rheinſchiffahrtscommiſſion trat auch wirklich bald zuſammen, die Vereinigung der Elbſchiffahrtscommiſſion dagegen

verzögerte sich bis 1819. Die Berathungen nahmen einen langsamen Fortgang, es fehlte der liberaleren Meinung an einem Anhalt, wie man ihn für den Rhein an der Rheinschiffahrtsoctroi hatte, keiner der Uferstaaten war gewillt, seine Einnahme aus den Zöllen zu verkürzen. Indessen groß war das Erstaunen der Mitglieder der Conferenz, als der hannoversche Bevollmächtigte erklärte, der stader Zoll sei gar kein Fluß- sondern ein Seezoll, da er nur von Gütern, die aus See kämen, erhoben werden sollte. Dies war eine Sophisterei, die ein würdiges Seitenstück zu dem holländischen jusqu'à la mer bildete, ja es noch übertraf; Holland nämlich hatte die Schiffahrt auf der Schelde für vollkommen frei erklärt, und erhob darauf einen Zoll grade vor der Mündung der Schelde, mit der Behauptung, dies sei kein Fluß-, sondern ein Seezoll. Stade aber liegt nicht einmal an der Mündung der Elbe. So willkürlicher Auslegung hielt man entgegen, daß die Artikel der wiener Acte ausdrücklich sich auf den ganzen Lauf des Stroms bezögen „Régler tout ce qui a rapport à sa navigation", daß alle Schiffahrt auf der Elbe, möge sie kommen woher sie wolle, Flußschiffahrt bleibe, daß Hannover auf dem Congresse keine Vorbehalte hinsichtlich des stader Zolles gemacht und daß, wenn das Endziel einer allgemein freien Stromschiffahrt erreicht werden solle, keine Ausnahmen gemacht werden könnten. Hannover hatte selbst in verschiedenen Erlassen des 18. Jahrhunderts den Zoll „seinen Elbzoll zu Stade" genannt, es blieb nichts desto weniger jetzt dabei, daß es ein Seezoll sei und versprach nur, den Tarif mitzutheilen und denselben ohne Zustimmung der Uferstaaten nicht zu erhöhen. Bei der damaligen Schlaffheit kam es damit wirklich durch, außerdem ward der versprochene Tarif, trotz der Reclamationen von Hamburg und Dänemark, nicht sobald mitgetheilt. Beide letztern Regierungen protestirten, als Hannover endlich damit herausrückte, gegen die Willkürlichkeit der Zollsätze, die für manche Artikel $\frac{1}{2}$, $2\frac{1}{2}$ ja 5 Pr. waren, und forderten nachdrücklich die Herstellung der Sätze des Vertrages von 1691, der $\frac{1}{10}$ Pr. vom Werth der Waaren feststellte. Obgleich diese Proteste keinen unmittelbaren Erfolg hatten, so war die Last für den allgemeinen Handel doch zu bedeutend, als daß der Zoll hätte unangefochten bleiben können, die Angriffe der deutschen Presse wiederholten sich und brachten alles Material zusammen, um die Unhaltbarkeit der hannoverschen Prätensionen offen darzulegen. Im Jahre 1839 lenkte Herr Hutt, Abgeordneter für Hull, die Aufmerksamkeit der britischen Regierung auf den Schaden, den dieser Zoll dem britischen Handel verursache. Er zeigte, daß der König von Hannover diese ungerechtfertigte Abgabe ohne irgend ein Aequivalent erhebe, da Hamburg es sei, welches alle Schiffahrtsanstalten, Leuchtfeuer, Braken ꝛc. bis zur Elbmündung unterhalte. Nie könne er das Benehmen Lord Castlereaghs ohne Tadel erwähnen, der, um seinem Souverän und dessen Börse sich gefällig zu bezeigen, in Wien einen Zoll habe schützen

helfen, der dem Handel seines Vaterlandes so nachtheilig sei. Jetzt sei man einmal leider durch einen Vertrag gebunden, so verderblich derselbe auch wirke, aber seit 1821 hätten die Tarifsätze beständig gewechselt und seien fast jedes Mal erhöht; aber wenn der Zoll an sich schon höchst lästig sei, so wirke die Willkürlichkeit und Strenge, mit der derselbe erhoben werde, doppelt verderblich auf den Handel. Herr Hutt forderte, indem er zahlreiche Einzelnheiten und Beispiele als Belege anführte, Einschreiten der englischen Regierung gegen den stader Zoll. Lord Palmerston antwortete, wie er es bei unbequemen Interpellationen zu thun pflegt, indem er bereitwillig die Unbill anerkannte, erwähnte, daß seine Fürsorge bereits Unterhandlungen mit Hannover über die Sache angeknüpft habe und daß er hoffe, Abhilfe schaffen zu können. Die einzige directe Folge dieser Debatte war die Verminderung einiger Zollsätze auf englische Manufacturen und höflichere Behandlung der englischen Capitäne in Stade. Indessen mochte mittelbar diese Erörterung so wie die lebhafte Besprechung, welche die Sache von Zeit zu Zeit in der englischen und deutschen Presse fand, doch einen gewissen Eindruck auf die hannoversche Regierung gemacht haben und ihr das Gefühl geben, daß sie die Saiten nicht überspannen dürfe. Als die Commissare der Elbschiffahrtscommission sich 1844 wieder in Dresden versammelten, gab der hannoversche Bevollmächtigte stillschweigend die frühere Prätension des Seezolles auf und erkannte die Competenz der Commission an. Nach langen Debatten kam am 13. April ein Staatsvertrag zu Stande, der die Verhältnisse des stader Zolles und seinen Tarif regelte. Es ist sehr scharf darüber gestritten, ob die Uferstaaten rechtgethan, sich in dieser Weise zu binden und durch vertragsmäßige Anerkennung das Uebel zu verewigen, aber vom Gesichtspunkt des Erreichbaren und des praktischen Staatsmannes, der nicht auf allgemeine Umwälzungen zählen darf, war der Vertrag wol gerechtfertigt, und daß er nach den gegebenen Verhältnissen nicht zu günstig für Hannover war, beweist der Umstand, daß die Einnahmen aus dem Zoll, trotz des gewaltig zunehmenden Handelsverkehrs auf der Elbe, nicht gestiegen sind; immerhin sind sie noch bedeutend genug, nach Lehzen (der Staatshaushalt des Königreichs Hannover I. S. 215—219) betragen sie zusammen mit den kleinern Zöllen von Bleckede und Schnackenburg noch über 300,000 Thlr., die Hannover ohne das geringste Aequivalent einstreicht.

In der neuern Zeit hat sich wieder eine lebhafte Agitation gegen den stader Zoll wie gegen den Sundzoll gewendet. Bereitwillig müssen wir anerkennen, daß beide Fälle durchaus verschieden sind, seit Hannover den stader Zoll als Flußzoll anerkannt hat, der Grundsatz des „freien Meeres", mit dem man Dänemark entgegengetreten ist, kann hier also nicht gelten. Vom nationalökonomischen und allgemein völkerrechtlichen Gesichtspunkte dagegen wird sich schwerlich etwas für den Zoll sagen lassen. Hannover besitzt nicht beide

Ufer des Stromes, ja nicht einmal das linke ganz, da die wichtigsten Punkte an der Mündung, das Amt Ritzebüttel, Kurhaven und die Insel Neuwerk zum hamburgischen Gebiet gehören; es gibt ferner, wie erwähnt, nicht die geringste Gegenleistung für die Abgabe, und hat endlich sicher gegen den Geist, wenn auch nicht gegen den Buchstaben des Vertrages von 1844 allen nach Harburg, seinem Freihafen, gehenden Schiffen, Freiheit vom stader Zoll gewährt. Es würde seitens der andern Uferstaaten wenig helfen, dagegen zu protestiren, da niemand Hannover verwehren könnte, den Zoll, den es von Harburg mit der einen Hand eingestrichen, mit der andern zurückzugeben. Uns scheint demnach die Sache so zu stehen: der stader Zoll ist zu evident im Widerspruch mit dem allgemeinen Streben des modernen Handelsverkehrs, alle Unkosten des Transportes so sehr wie möglich zu vermindern und in dem allgemeinen Wettbewerb die freie Concurrenz und die natürlichen Bedingungen des Handels allein gelten zu lassen, insonderheit nichts ohne Gegenleistung zu zahlen, als daß er sich noch lange halten könnte, er wird fallen wie der Sundzoll ans Ende seines Daseins gelangt ist, andrerseits aber haben die Elbuferstaaten sowol als auswärtige Mächte durch Verträge Hannover gegenüber den stader Zoll anerkannt, es wird daher, wie wir meinen, auf eine Ablösung herauskommen müssen, bei der Hannover seine Jahreseinnahme capitalisirt und, wie Dänemark beim Sundzoll, mit einem gewissen Abzug von den übrigen interessirten Staaten ausgezahlt erhält. — Im nächsten Aufsatze werden wir die übrigen Elbzölle besprechen.

---

## Das Fürstenthum und die Oasenstadt Herat.

Seitdem die einander entgegengesetzten Bestrebungen Rußlands und Englands auch in Mittelasien sich begegnen und beide Weltmächte ihren Einfluß auf die dortigen Regierungen und Völkerschaften zu erweitern suchen, hat die Oase Herat, über welche die einem Heeresmarsch am wenigsten Schwierigkeiten darbietende Straße aus Persien durch Afghanistan nach Indien führt, schon einige Mal die Aufmerksamkeit von ganz Europa, ja der ganzen civilisirten Welt auf sich gelenkt. In den dreißiger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts war Herat die Ursache oder das Ziel des in seinem Beginn so glücklichen, am Ende aber so unglücklichen Kriegszugs der Engländer gegen Afghanistan und dessen Hauptstadt Kabul, wo damals russischer Einfluß sich geltend gemacht hatte. Schon damals war es Rußland, welches den jungen Beherrscher von Persien, Mohammed Schah, in dem ausschweifenden Plane bestärkte, die Macht Persiens, wie ehemals unter den Sefi, über Herat und

Kandahar bis unfern der Grenzen des angloindiſchen Reichs auszudehnen. Die perſiſche Belagerung Herats im Jahr 1838 wurde erſt dann aufgehoben, als der Schah die Nachricht von dem Einlaufen eines britiſchen Geſchwaders in den perſiſchen Meerbuſen erhalten hatte. Und im Jahr 1856 war es wieder die Belagerung Herats durch die Perſer, was die Kriegserklärung der Briten gegen die letztern und die Abſendung einer engliſchen Flotte nach dem perſiſchen Golf veranlaßte. Und wieder ſind es die Ruſſen, die hinter den ſchwachen Perſern ſtehen. Wenn man in der neueſten Zeit wieder, wie ſchon öfter, von manchen Seiten der ruſſiſchen Politik weitausgreifende Pläne gegen die engliſchen Beſitzungen in Oſtindien unterlegt und ihr ſogar die Abſicht zuſchreibt, einen Kriegszug bis an den Indus, ja bis an den Ganges zu wagen, ſo halten andere, auf ihre Kenntniß der geographiſchen und ſtrategiſchen Verhältniſſe und der ungeheuern Schwierigkeiten eines ſolchen Kriegszuges geſtützt, jene angeblichen Pläne geradezu für abenteuerlich und chimäriſch und trauen der ruſſiſchen Politik keine ſolche Umſichtsloſigkeit, keinen ſolchen Unverſtand zu, daß ſie im Ernſt an einen ſolchen Kriegszug denken könne. Wie dem auch ſei, die Engländer ſelbſt ſcheinen das Vorhandenſein ſolcher ruſſiſcher Pläne nicht für unmöglich zu halten und ſehen den ruſſiſchen Anzettelungen in Mittelaſien nicht gleichgiltig und unthätig zu. Wenn Rußland auch nicht den Gedanken an einen unmittelbaren Angriff auf das anglo-indiſche Reich, an einen militäriſchen Aufmarſch gegen die Grenze Indiens hegt, ſo geht es jedenfalls damit um und iſt im Stande, den Briten in Indien nicht geringe Verlegenheiten dadurch zu bereiten, daß es die innerafiatiſchen Völker und Staaten mehr und mehr in ſein Intereſſe zieht und ſeinen Einfluß immer näher den Eingangspforten Hindoſtans zu tragen ſucht. Die nebenbuhleriſchen und eiferſüchtigen Beſtrebungen der beiden Großmächte in Aſien begannen ſchon im vorigen Jahrhundert. Anfangs bildete den Gegenſtand der Eiferſucht der vortheilhafte Handel Perſiens, der ſeinen Weg größtentheils über Rußland nimmt, während mit dem britiſchen Oſtindien eigentlich nur der perſiſche Hafen von Buſchir am perſiſchen Golf verkehrt; aber bald kam auch das politiſche Moment hinzu. Potemkin und ein Fürſt von Naſſau-Siegen entwarfen ſchon unter der Regierung der Kaiſerin Katharina II. Pläne zur Eroberung von Britiſch-Indien. Mit ähnlichen Gedanken trug ſich auch Kaiſer Paul, und man behauptet, Yermoloff und Paskiewitſch hätten einſt ausführlich motivirte Gutachten über die Thunlichkeit eines ruſſiſchen Heerzugs nach Indien abgegeben, aber beide hätten von einem ſolchen Unternehmen abgerathen. Letzteres iſt um ſo glaublicher, als es ganz im Einklange ſteht mit dem, was Karamſin über Rußlands auswärtige Politik als Norm aufſtellt. Er ſagt nämlich: „Ziel und Charakter unſerer auswärtigen Politik war unveränderlich: Frieden mit einem jeden zu ſuchen und ohne Krieg Eroberungen

zu machen, indem wir uns selbst in der Defensive halten, und kein Vertrauen in die Freundschaft derjenigen zu setzen, deren Interessen nicht mit den unsrigen übereinstimmen. Es war ferner unsere Politik, keine Gelegenheit zu versäumen, wo wir ihnen schaden können, ohne deshalb öffentlich unsere Bündnisse mit ihnen zu brechen." Aber wie gesagt, mag eine russische Eroberungspolitik gegen die britischen Besitzungen in Indien auch weiter nichts als ein Product englischer Einbildungskraft sein, so halten die Engländer doch dieses Phantasiebild mit Entschiedenheit und Beharrlichkeit fest, und daraus ist der Plan der britischen Regierung hervorgegangen, Persien wegen seines Angriffes auf Herat zu züchtigen.

Die strategische Bedeutung Herats mit Rücksicht auf einen Marsch der Russen gegen Britisch-Indien ist bereits in Nr. 2 der Grenzboten von diesem Jahre besprochen worden. Hier geben wir eine geographische Darstellung dieses sogenannten „Schlüssels von Indien". Doch müssen wir bemerken, daß sich unsere Kenntniß von diesem Kreuzungspunkte britischer und russischer Intriguen im Wesentlichen auf das beschränkt, was uns die neuern Reisenden Kinneir, Conolly, Gerard, Fraser, Alexander Burnes und nach ihnen Moritz Wagner, Professor Neumann u. s. w. über Herats natürliche, landschaftliche und architektonische Beschaffenheit, seine Einfügung in das mittelasiatische Gebirgssystem, sein geographisches Verhältniß zu dem Nachbarlande Khorassan, der nordöstlichsten Provinz Persiens, von welcher Herat die südöstliche Vorderstufe bildet, so wie über seine gewerblichen, commerciellen und Bevölkerungsverhältnisse mitgetheilt haben.

Wir betrachten zuvörderst die Stellung, welche Herat in dem Gebirgssystem von Mittelasien einnimmt, und hier müssen wir von der unermeßlichen Gebirgskette ausgehen, welche, aus den westlichen Alpengauen und Hochlanden des chinesischen Reichs aufsteigend, sich unter dem Namen Himalaya oder Schneewohnung nach Nordwesten zieht und sich wiederum in mehre übereinandergethürmte Gebirgsmassen spaltet. Ihre westliche Fortsetzung gibt an riesenhafter Größe und wilder Erhabenheit der östlichen Abtheilung nichts nach und hat von den aus Turan nach Indien führenden Pässen den Namen Hindokuh (Hindu-Kho, Hindukusch d. i. indisches Gebirge) erhalten. Dieses Gebirge läuft weiter nach Westen in den Gebirgsketten aus, die man unter dem Namen Paropamisus der Alten zusammenfaßt, und diese Ausläufer stehen, freilich mit Unterbrechungen durch die Wüste und die Oasen Khorassans, mit dem Elbrus des kaspischen Meeres und durch denselben einerseits mit dem Kaukasus und andrerseits mit dem Taurus Kleinasiens im Zusammenhang. Die neuesten Forschungen über diese Gegenden haben diese systematische Auffassung des zusammenhängenden großen mittelasiatischen Gebirgszuges, wie sie sich schon bei den Geographen des Alterthums findet, im Ganzen bestätigt, und

nur im Einzelnen haben Berichtigungen stattgefunden. Von der wellenförmigen Hauptrichtung des ganzen Gebirgszuges nach Westen zeigen sich hier und da Abweichungen, indem das Gebirge einige schwache Arme nach Norden und Süden aussendet, Verzweigungen, die sich mit den Hauptketten mannigfach kreuzen und wilde Querthäler bilden. Solche Querthäler finden sich namentlich in den Alpengauen Afghanistans und innerhalb des Solimansgebirges (Salomonskette, Kuh [oder Kohi] Soliman) oder des indopersischen Grenzgebirges.

Himalaya und Hindokuh sind sonach als Theile eines und desselben Gebirgssystems zu betrachten, das der Hauptmasse nach aus Granit besteht. Aber die Länder, welche an ihrem Fuße liegen, stehen in umgekehrtem Verhältniß. Während im Norden der letzten Kette des Himalaya die grasarmen Hochebenen und sandigen Steppen Mittelasiens sich erstrecken, breiten sich südlich von den Alpenlandschaften des Setledsch, des Dschumna und des obern Flußgebietes des Ganges die fruchtbaren Flachländer und Tiefebenen Hindostans aus. Beim Hindokuh ist es umgekehrt. Während auf seiner Nordseite das Land sich plötzlich senkt und zu den Moorflächen und Tiefländern Turkestans übergeht, läuft an der südlichen Abdachung des Hindokuh ein Gebirgssaum fort, um welchen sich die 5—6000 Fuß Meereshöhe erreichenden Gebirgslandschaften Kabuls herumlagern, und welcher in der Sprache der eingebornen Afghanen Kohi Daman genannt wird.

Wie die Gebirge, so dehnen sich auch die Wüsten über sehr große Gebiete aus. Die Wüste von Turkestan und die chowaresmische Steppe verbinden sich mit der Salzwüste von Khorassan, die von den Eingeborenen Kuwir genannt wird, und diese läuft in einzelnen Strichen bis zum Meer hinab. Die Natur hat diese einsamen und einförmigen Wüsteneien mit ewig grünen Oasen geschmückt, deren üppige Fruchtbarkeit unbeschreiblich ist. Sie bieten gleichsam einen Ersatz dar für die traurigen, öden und trocknen Landschaften rings umher. Die ganze Gegend westlich vom Hindokuh ist höchst wasserarm. Die wenigsten der Flüsse erreichen Steppenseen, der Attruck und Gurgan das kaspische Meer, der Hilmend (Hirmend) den Sarah- (Zareh-) See; die übrigen Gewässer werden von dem durstigen Sandboden der Wüste selbst aufgesaugt. Kaum vermögen die Küstenflüßchen ihre geringen Wassermassen ins Meer zu ergießen. Um die Flüsse nun setzen sich die erwähnten Oasen an, deren bedeutendere die Umgegenden von Herat, Jesd, Tubbus, Farrah und Merw bilden.

Das Fürstenthum oder Khanat Herat liegt im nordwestlichen Afghanistan und begreift den südöstlichen Theil der persischen Provinz Khorassan im weitesten Sinne, nämlich nach dem Umfange, welchen die Bewohner Irans der Landschaft Khorassan geben. Es wird im Westen von der jetzigen persischen Provinz Khorassan, im Norden von den Steppen Turkestans, im Osten von

den Felsenöden des Paropamisus (Hazareh, Hasarah, eigentlich ein Vorgebirge des Paropamisus) und vom Königreiche Kabul und im Süden von den großen Salzwüsten des innern Iran und von Beludschistan begrenzt. Das heutige Fürstenthum Herat bildet wahrscheinlich die tiefste Stelle in dem großen Tafellande von Iran, gleichsam eine Einsenkung, die sich in zwei Hälften spaltet. Die eine dieser Hälften, im nördlichen Theile des Landes, wird durch das Thal des Herirud, die andere, im südlichen Theile, durch das Becken des Hamum bezeichnet, jenes großen Binnensees ohne Abfluß, der uns am geläufigsten unter dem im Lande selbst unbekannten Namen des Zareh ist, und welcher die meisten fließenden Gewässer des südwestlichen Hindokuh aufnimmt z. B. den bereits genannten Hilmend. Mit Ausnahme des Hilmendthales und der Thäler der übrigen kleinern Flüsse, als Khasch und Farrah-Rud, ist der ganze südliche Theil des Fürstenthums Herat, welcher die alte Landschaft Seistan oder Sedschestan bildet, eine Steppe oder Wüste, die ostwärts und südwärts bis Kandahar und ins Gebiet der Beludschen sich fortsetzt und auf der Westseite mit der großen persischen Salzwüste in innigem Zusammenhange steht. Sie wird von dieser nur durch die Kette des Kohi Bundau abgesondert, jenes Bergzuges, welcher auf der Westgrenze Herats von Nordnordost nach Südsüdwest streicht und eine Etage in dem Tafellande auszumachen scheint. Lange Zeit hindurch haben die Thalweitungen des Hilmend und der übrigen Flüsse des Binnenbeckens von Seistan in dem Ruf höchster Fruchtbarkeit gestanden, die man sogar mit der des Nilthals in Aegypten verglichen hat; aber dieser Ruf ist verloren gegangen infolge der unaufhörlichen innern Zerrissenheit und bürgerlichen Zwietracht, von welcher diese Landschaft heimgesucht wurde, wie noch heutzutage Khorassan und Afghanistan das Land wilder Verwirrung sind, wo halbnackte, nach Raub und Mord dürstende Nomaden herumschweifen, wo Stammhauptlinge und kleine Tyrannen aus Blutrache und Herrschsucht sich gegenseitig die Hälse brechen. Durch diese zwieträchtige Verwirrung sind die großen Bewässerungswerke, vermöge deren die Gewässer des Hilmend zu einem befruchtenden Princip in dieser baumlosen Wüste wurden, der Vernachlässigung und endlich der Zerstörung anheimgefallen, und die Wüste strebt ihre Herrschaft von Tag zu Tag mehr selbst auf die Thäler auszudehnen. Aber der nördliche Theil des Khanats Herat, nämlich derjenige, welcher innerhalb der Grenzen des alten Khorassans liegt, ist eine sehr fruchtbare Landschaft; das von Osten nach Westen streichende weite Längenthal des im Sande der Turkomanenwüste sich verlierenden Herirud, welches ihren Mittelpunkt bildet, liegt oasenartig zwischen den trockenen Tafellandschaften und hat eine Breite von vier und eine Länge von achthalb Meilen. Die Bewässerung dieses gesegneten Striches ist überreich, denn überall rauschen und sprudeln Bäche, Quellen und Springbrunnen, deren Frische, Kühle und stärkende Labung

nach der Meinung der Orientalen unter den Gewässern Asiens nur von denen Kaschmirs übertroffen wird. Von der Hauptstadt Herat sagt ein persischer Dichter: „Khorassan ist die Muschel der Welt und Herat die Perle", und mit Recht hat man letzterem den Beinamen der „Stadt mit hunderttausend Gärten" gegeben, denn Buchenwälder, Gärten mit Obstbäumen, Blumen und Gemüsen, Kornfelder und Weinberge umschlingen Herat mit einem grünen Kranze. Selbst die Verheerungen, welche Timuriden und Sefi im Laufe der Zeit hier anrichteten, waren nicht im Stande, die reizende Schönheit der fruchtgesegneten Umgebung von Herat zu zerstören.

Dieser nördliche Theil des Fürstenthums Herat hat eine niedrige Lage im Vergleich zu den westlichen Gegenden des Plateaus von Iran, denn er hat nur etwa 1800 Fuß Meereshöhe, aber er liegt doch immer bedeutend höher, als Sedschestan, das wahrscheinlich kaum eine absolute Höhe von 500 Fuß erreicht. Eine Folge dieses Höhenunterschiedes ist eine bedeutende klimatische Verschiedenheit beider Hälften des Fürstenthums. Obgleich beide dem allgemeinen Continentalklima des Tafellandes von Iran angehören, so steht doch Sedschestan schon fast ganz unter dem Einflusse der Tropen rücksichtlich der Temperatur. Bei Tage herrscht beständige Hitze und bei Nacht große Kühle infolge der Wärmestrahlung, wozu noch die Verdampfung des stehenden Gewässers des Sarahsees kommt. Das Klima von Sedschestan übt daher einen sehr nachtheiligen Einfluß auf die animalische Natur und ist nur erträglich während der drei sogenannten kalten Monate, wo die Hitze weniger drückend ist. Dagegen herrscht im Thale des Herirud und in der Nachbarschaft desselben ein ewiger Frühling. Hier wird die Sonnenhitze durch die bedeutendere Erhebung des Bodens gemildert, die strenge Winterkälte der höhern Plateaugegenden von Iran ist hier unbekannt, und es wölbt sich ein ewig heiterer Himmel über Herats naturbeglücktem Boden, dessen vielgepriesene landschaftliche Schönheit an die reizendsten Gefilde Italiens erinnert. Von den Fruchtbäumen der wärmern Zonen gedeiht freilich keiner, weder die Orange und Citrone, noch die Banane und Palme, aber um so üppiger entwickeln sich die Obstarten des gemäßigten Himmelstrichs. Die Einwohner sind große Liebhaber dieser Baumfrüchte und kaufen sie nicht auf dem Markte, sondern essen sie frisch von den Bäumen weg. Höchst sonderbar ist die Art, wie man nach Conollys Erzählung den Betrag des Geldes ermittelt, welches der Obstconsument zu bezahlen hat. Man wiegt nämlich den Besucher eines Gartens beim Eintreten in denselben und bei seinem Fortgehn und bestimmt dann die Größe der von ihm für das genossene Obst zu bezahlenden Summe nach der Differenz des Gewichts. — In Sedschestan dagegen gedeihen, außer etwas Weizen, Baumwolle, Reis und schlechtem Tabak, fast nur Wassermelonen, welche das Hauptnahrungsmittel der Bevölkerung ausmachen; man erblickt kein Küchen-

gewächs, keine Blume, und den größten und höchsten Baum bildet ein stechender Granatbaum. Große, zusammenhängende Waldungen gibt es im ganzen Fürstenthum nicht, nur auf den nördlichen Abhängen der Berge des Heriruthals zeigen sich einige lichte Wäldchen.

Was die Producte des Thierreichs betrifft, so gedeihen im südlichen Theile des Fürstenthums, in Sedschestan, von Hausthieren nur Rindvieh, Maulthiere und Esel, aber nicht Kameele, Pferde und selbst Schafe; einiges Rindvieh wird nach Persien und Kandahar ausgeführt. Dagegen bilden im nördlichen Herat dieselben Hausthiere, die man auch in Persien findet, den Viehstand sowol der seßhaften, als der nomadisirenden Völkerschaften. Das Heratschaf zeichnet sich durch feine Wolle aus, ebenso die Heratziege durch feineres Haar, als anderwärts auf dem Plateau von Iran gewöhnlich ist. Die Pferde dagegen sind weniger schön, als die persischen, trotz der Nähe der vorzüglichen turkomanischen Pferde. Die Einwohner treiben etwas Seiden-, aber wenig Bienenzucht; ergiebiger ist die Fischerei in den Flüssen und im Sarahsee. Das wilde Schwein richtet auf den Feldern an den stets wechselnden Ufern dieses Sees große Verwüstungen an. Die Jagd auf Wildpret ist ergiebig. Das Mineralreich bietet in den Bergen um Herat hauptsächlich Eisen und Blei dar; zu Obeh (Oba) und Gurudsche sprudeln heiße Quellen, die von vielen Heilungsbedürftigen besucht werden.

Die Befestigungen, mit denen alle Dörfer im nördlichen Theil des Fürstenthums Herat umgeben sind, erinnern daran, daß man sich hier auf einem der Schlachtfelder der asiatischen Völker befindet.

Die Bevölkerung des Khanats besteht der Mehrzahl nach aus dem einheimischen Stamm der seßhaften, Ackerbau treibenden Tadschiks, welche die zahlreichen Laster und die wenigen Tugenden ihrer Brüder in Persien theilen, dann aus nomadisirenden Turkomanen, Afghanen, Hindus, in deren Händen fast der ganze Handel sich befindet, Juden und Arabern. Die letztern stammen entweder aus den Zeiten der Khalifen oder von denen, welche Schah Ismael, der Stifter der Sefidynastie, hierher versetzte; sie besitzen etwa 6000 Zelte zwischen Mesched und Herat. Die Afghanen und Araber bilden die Besitzer oder Nutznießer des Bodens, den sie von den Tadschiks als Pächtern bestellen lassen, und werden nicht blos durch ihre Abstammung, sondern auch durch ihre Religion von den Persern getrennt. Sie sind nämlich Sunniten d. h. Bekenner einer mündlichen Ueberlieferung (Sunna) im Islam, und betrachten die Perser als Ketzer, weil diese Schiiten sind, welche keine Tradition anerkennen und die ersten Khalifen als illegitim ansehen, dagegen den von den letztern ausgeschlossenen Ali für den wahren Erben Mohammeds erklären. In dieser sunnitischen Bevölkerung finden deshalb die Engländer natürliche, von Fanatismus beseelte Verbündete gegen Persien.

Obgleich niemand den Umfang des Landes gemessen oder die Zahl seiner Bewohner ermittelt hat, so ist es doch gebräuchlich, den Flächenraum des Fürstenthums Herat zu 3200 Quadratmeilen und die Bevölkerungszahl zu 1,500,000 Seelen anzugeben.

Herat stand bis auf die neueste Zeit, wo es von den Persern erobert wurde, unter der Herrschaft eines Afghanenfürsten von der Duranidynastie, welcher ganz in der despotischen Weise regierte, die den Regierungen der westasiatischen Länder eigenthümlich ist. Die bürgerliche Verfassung ist derjenigen gleich, welche in andern Theilen Afghanistans üblich ist. Bei den angesessenen Völkerstämmen ist die Gemeinde, bei den nomadisirenden die Familie und die Versammlung der Aeltesten die Grundlage der Verfassung und der einzige Schutz vor den Erpressungen der Regierung.

Die Hauptstadt Herat ist eine der berühmtesten Städte des Morgenlandes, von Alters her vielfach gepriesen als die „Königsstadt von Khoraſſan", der „Segensort" und die „Perle der Welt". Sie liegt unter 34° 32′ nördlicher Breite und 62° 9′ östlicher Länge, in dem von hohen Bergen eingeschlossenen fruchtbaren Thale des Heri oder Herirud, der, wie bereits erwähnt, ein Steppenfluß ohne Mündung ist. Die Stadt, eine der größten auf dem Plateau von Iran, bildet ein längliches Viereck von 1600 Ellen Länge und 1400 Ellen Breite. Dieses Viereck wird von einem Erdwall eingeschlossen, auf dem sich eine Mauer von ungebrannten, an der Sonne getrockneten Backsteinen erhebt, und der eine Höhe von 40—60 Fuß hat, während die darauf erbaute Mauer 25—30 Fuß hoch ist. Das Ganze wird von einem breiten und tiefen Graben umschlossen, der stets mit Wasser gefüllt ist. Herat bildet demnach für eine mittelasiatische Stadt eine sehr achtbare, nur mit schwerem Geschütz zu bewältigende Befestigung, und seine Stärke wird überdies durch eine Citadelle erhöht, die sich am nördlichen Ende der Stadt aufbaut und ebenfalls durch einen mit Wasser gefüllten Graben geschützt ist. Jede der vier Seiten des Stadtvierecks hat ein Thor, die nördliche Seite aber noch ein zweites. Von jedem Thore führen Reihen steinerner Läden oder Buden, vier große oben in Bogen auslaufende Bazare bildend, nach dem Mittelpunkte der Stadt, wo sie in einem freien Platze ausmünden. In den Hallen dieser bedeckten Bazare, welche nicht weniger als 1200 Läden enthalten, flutet alles Volksleben von Herat als in seinen Mittelpunkten auf und ab. Außerdem besitzt die Stadt 17 Karawanserais oder Gasthöfe, 20 öffentliche Bäder, viele zum öffentlichen Gebrauche bestimmte gemauerte Wasserbehälter, eine große Anzahl von Moscheen, darunter mehre merkwürdige und prachtvolle, ferner zahlreiche Schulen (Medresses) und Klöster, so wie eine Anzahl von Palästen. Die meisten übrigen Häuser aber sind klein und niedrig, höchstens zwei Stockwerke hoch, die Gassen eng und finster und zum Theil nach morgenländischer Sitte

überbaut, so daß sie nur dunkle Gänge bilden. Ueberhaupt entspricht das Innere der Stadt durchaus nicht ihrem alten Ruhme, wie man ihn bei den alten morgenländischen Schriftstellern findet, welche nicht genug Rühmens machen können, wenn sie von der Pracht und Herrlichkeit der Königsstadt sprechen. Eine Ausnahme davon machen nur Abulfeda und Ibn Batuta, zu deren Zeit diese alte Stadt am Ostrande des Iranplateaus noch nicht wieder aus dem Aschenhaufen erstanden war, in welchen sie der Weltstürmer und Zerstörer Dschingis Khan verwandelt hatte. Die herrlichen Bauwerke, welche als Denkmäler vergangener Pracht und ehemaligen Glanzes galten, sind jetzt größtentheils von der Erde verschwunden oder zerbröckeln als Ruinen. Ueberall sieht man Spuren des Verfalls oder Erinnerungen an die grausenhaften Verheerungen, durch welche die mongolischen und persischen Eroberer Herat zu verschiedenen Malen in einen Trümmerhaufen verwandelten. Denn diese Stadt war von jeher ein Zankapfel zwischen Persien und Afghanistan, und von Alters her mußte jeder Eroberer, der von Westasien nach Indien zog, wegen ihrer strategischen Wichtigkeit und ihrer Lage an dem großen Durchzugswege von Persien nach den productenreichen Ländern am Indus und Ganges sich ihrer zu bemächtigen suchen, ehe er es wagen konnte, seinen Zug weiter nach Osten fortzusetzen. Selbst die Hauptmoschee, ein großes Gebäude mit prachtvoller Ausschmückung, neigt sich heutzutage dem Untergange zu. Der Königsgarten galt einst für ein Wunder der Welt, aber seine Paläste waren schon zu der Zeit, als Kinneir Herat besuchte, nichts als Trümmerhaufen. Zu den merkwürdigsten Bauwerken Herats gehört Mussalah (Ort der Andacht) ein Gebäude, das zur Aufnahme der irdischen Reste des Imam Reza (Riza) bestimmt war, eines bei den Schiiten berühmten Heiligen, der zu Anfang des neunten Jahrhunderts lebte und von dem Khalifen Mammum al Raschid mittelst einer vergifteten Weintraube, die ihm der Khalif mit eignen Händen anbot, ums Leben gebracht worden sein soll. Einer der mongolischen Herrscher, ein Nachkomme Timurs, begann das Gebäude bei Herat, aber es wurde nie vollendet. Es entstanden nämlich Streitigkeiten, ob Herat der geeignete Ort für diese Reliquien sei, und da sich die schiitische Geistlichkeit im Allgemeinen nicht ganz zu Gunsten dieser Stadt aussprach, so brachte man die Gebeine des Heiligen nach Mesched, der Hauptstadt von Khoraffan, wohin seitdem die Perser häufig zu dem Grabmal des Heiligen wallfahrten. Der britische Reisende Conolly wurde von der Großartigkeit des Gebäudes bei Herat und seines Baustils überrascht, obgleich er Mussalah im äußersten Verfall sah. Um ein großes Domgewölbe ziehen sich hohe Säulengänge mit Mosaiken, die in weißen Quarztafeln und bunten gebrannten Ziegeln ausgeführt sind. Aus den Ruinen erheben sich noch zwanzig Minarets, die von einer Menge von Bogen und Säulen umgeben sind. Auf den höchsten Mi-

naret führen 140 Stufen, welche Conolly hinanstieg und dann von der Höhe herab einen herrlichen Anblick der reizenden Landschaft ringsumher genoß. Die 100,000 Einwohner, welche Herat nach ältern Angaben umfassen sollte, fand Conolly auf 45,000 herabgesunken. In dem Innern der Stadt herrscht überall ein unbeschreiblicher Schmuz, und in dieser Beziehung übertrifft Herat noch die andern durch ihre große Unreinlichkeit berüchtigten großen Städte des Morgenlandes, Konstantinopel und Kairo nicht ausgenommen. In den Straßen dieser „Perle der Welt" trifft man überall Mistpfützen, stehende Sümpfe, faulende Aeser und dgl. als unerquickliche Zugaben zu den Trümmern alter architektonischer Pracht und Herrlichkeit.

Herat steht in politischer Wechselbeziehung zu Khoraſſan, das nie bestimmte politische Grenzen gehabt hat, und als dessen eigentliche Hauptstadt Herat gilt, obgleich es an der östlichen Vorderstufe dieses hohen Tafellandes liegt. Die persischen Geographen wollen unter Khoraſſan das ganze nördliche Persien verstanden wissen und ziehen nicht blos das paradiesische Grenzland am Heriſrud in den Umkreis von Khoraſſan, das Karl Ritter die „Nordburg von Iran" nennt, sondern schieben die östliche Grenze bis zum Indus vor, so daß fast ganz Afghanistan unter diesen geographischen Begriff fällt, während für uns Khoraſſan östlich an den Grenzen von Afghanistan im weitern Sinne, also an den Westgrenzen des Fürstenthums Herat, und nördlich an den Wüsten der Turkomanen endigt. Wie in frühern Zeiten die mongolischen Weltverwüster von Herat gegen Khoraſſan anstürmten, welches die Timuriden die „Brust von Iran" nannten, so haben in der neuern Zeit die Perser über Khoraſſan, das sich ihrer Botmäßigkeit entzogen hatte, den Weg nach Herat gesucht, bei welchen Operationen gewöhnlich Mesched das Hauptquartier der Perser war. Zwei Straßen führen von Herat durch Khoraſſan nach Teheran, der Residenz des iranischen Schahinschah (d. i. König der Könige). Die kürzeste dieser beiden Straßen läuft am Nordrande der großen iranischen Wüste hin, von welcher ein großer Theil nebst beinahe dem ganzen Gebirgslande nördlich derselben, in den Kreis der Landschaft Khoraſſan fällt, und berührt zwei nicht unbedeutende Städte, Turbut (mit 20,000 Einwohnern) und Turschis, wird aber sehr wenig benutzt. Weit besuchter ist die zweite Straße, die sich nordwestlich nach Mesched und dann rein westlich über Nischapur und Sabsawar nach Bostan und Schachrud zieht. Diese Straße von Khoraſſan bildet mit ihrer östlichen Fortsetzung von Herat über Kandahar, Ghasna und Kabul die berühmte sogenannte Königsstraße, den alten Verbindungsweg zwischen Iran und Hindostan über Afghanistan sowol für friedlich wandernde Handelskarawanen, als für erobernde Heeresmassen. Obgleich der mittelasiatische Karawanenhandel seit undenklichen Zeiten der Königsstraße im Allgemeinen treu geblieben ist, so hat diese Straße doch in den Handelsbeziehungen ihren frühern

Ruf verloren. Schon zur Zeit Abbas des Großen war ihre Blüte vorüber, und seitdem haben die Folgen der Entwicklung der Weltschiffahrt nach der Auffindung des Seewegs um das Vorgebirge der guten Hoffnung in noch höherm Maße zur Verödung der Königsstraße beigetragen.

Die Stadt Herat versendet auf dieser Straße außer ihren beiden Stapelartikeln Safran und Asa foetida auch noch ein unter dem Namen Birzund bekanntes Gummi und einen eigenthümlichen gelben Färbestoff, welcher Ispirut heißt, ferner Manna, Mastir, Pistaziennüsse, dann auch nach Indien Pferde und getrocknetes Obst in Menge. Die berühmten Schwertklingen von Khorassan werden in Herat gefertigt und von da ausgeführt; sie sind die Arbeiten der Abkömmlinge einer Colonie von Waffenschmieden, welche Timur von Damask nach Herat versetzt hat. Die seidenen und wollenen Teppiche, die in dieser Stadt in allen Größen und mit den prachtvollsten Farben fabricirt werden, sind nicht mehr Gegenstand eines so lebhaften Handels, wie in frühern Zeiten. Für die kostbarsten zahlte man sonst 1000 Rupien per Stück, da aber der Landtransport für so werthvolle Waaren zu unsicher ist, so werden sie nur selten versandt. Auch Seide wird in der Nachbarschaft von Herat gewonnen, aber ganz im Lande verbraucht. Das hier erzeugte Rosenwasser wird selbst dem von Schiras vorgezogen. Die Handelsartikel, welche Herat aus Ostindien, Kaschmir, Kabul und Buchara empfängt und meist wieder nach Mesched, Jesd, Kerman und Ispahan ausführt, bestehen in Shawls, Zitz, Musselin, Leder, Häuten, Zucker, Indigo ꝛc. Die genannten persischen Plätze bezahlen die über Herat eingeführten Waaren mit feinem Tuch, Silber, Geschirr, Kupfer, Pfeffer und Zuckerkandi, Kerman vorzüglich mit Datteln und Shawls, und Mesched trägt mit einigen Manufacturen selbstständig zu dem Verkehr der Königsstraße bei.

Diese Straße ist es, welche der an ihr liegenden Oasenstadt Herat außer der commerciellen auch eine große strategische Bedeutung verleiht und sie zu einem wichtigen, alle erforderlichen Hilfsmittel in hinreichendem Maße darbietenden Etappenorte für ein russisches Kriegsheer machen würde, das die Bestimmung hätte, von Rußlands asiatischen Besitzungen aus gegen die Länder am Indus und Ganges vorzugehen. Diese strategische Wichtigkeit in Verbindung mit der angeblichen Russengefahr hat vor beinahe zwei Jahrzehnten den Krieg Englands gegen das ihm damals feindliche Afghanistan hervorgerufen und es in unsern Tagen bestimmt, sich in den Streit zwischen den jetzt ihm verbündeten Afghanen und dem Schahinschah von Iran um den Besitz von Herat zu mischen. Auf die geschichtliche Entwicklung dieser Verhältnisse kommen wir vielleicht ein ander Mal zurück.

# Goethe als Theaterdirector.

## 4.

### Der Diebstahl von „Wallensteins Lager".

Das nachfolgende kleine Intermezzo ist von anderer Seite her bereits im Weimarer Sonntagsblatt*) des vorigen Jahres erzählt. Dem Einsender dieses Artikels ist zufällig die betreffende Nummer des Blattes nicht zu Händen gekommen, er sieht sich deshalb auf das beschränkt, was er selbst in den Theateracten zu Weimar gefunden hat.

Schiller schreibt bekanntlich an Goethe am 4. März 1799: „Ich erfahre zu meinem nicht geringen Erstaunen, daß Wallensteins Lager in Kopenhagen ist, denn es ist da bei Schimmelmanns vorgelesen und sogar an seinem Geburtstage von guten Freunden aufgeführt worden. Ich wüßte keinen andern Weg als von Weimar aus."

Darauf antwortet Goethe am 3. März: „Wegen Wallensteins Lager will ich eine strenge Untersuchung anstellen lassen. Ihre Vermuthung scheint mir nur allzu begründet. In diesen glorreichen Zeiten, wo die Vernunft ihr erhabenes Regiment ausbreitet, hat man sich täglich von den würdigsten Männern einer Infamie oder Absurdität zu gewärtigen."

Das Actenstück über die Untersuchung im weimarschen Theaterarchiv lautet nun also:

Herr Hofrath Schiller hat erfahren, daß eine Abschrift von Wallensteins Lager auswärts communicirt wurde. So wie es nun nicht unwahrscheinlich ist, daß dieses von Weimar aus geschehen und der Theatercommission alles daran gelegen sein muß, denjenigen zu entdecken, der eine solche Untreue begehen konnte, so wären vorerst nachstehende Personen:

Die drei Wöchner,
der Copist Schumann,
der Soufleur Seyfarth

an Eidesstatt und zwar jede besonders zu vernehmen:

1. ob sie das Mspt. von Wallensteins Lager irgend jemandem geborgt;

*) Anm. der Redaction. Die Redaction dieses Blattes benutzt diese Erwähnung des Weimarer Sonntagsblattes, die kleine Wochenschrift den Lesern der Grenzboten angelegentlich zu empfehlen. Sie unterscheidet sich vortheilhaft von den meisten ähnlichen Blättern. Außer einer nicht unbedeutenden Anzahl von Beiträgen, welche für die deutsche Literaturgeschichte Werth haben, bringt sie auch in ihren poetischen Beiträgen Achtungswerthes und einen Reichthum an übersichtlichen Notizen aus der Kunstwelt. Der intelligente Redacteur, Herr Hermann Böhlau, ist eifrigst bemüht, dem Blatt gute Haltung und Interesse zu geben, und es ist anzunehmen, daß er die Zeitschrift aus Patriotismus und um der guten Sache willen cultivirt, da der Abonnementspreis (20 Sgr. für das halbe Jahr) sehr niedrig ist.

2. ob irgend jemand gedachtes Mſpt. bei ihnen zu borgen verlangt;

3. ob ihnen von irgend einer Abſchrift außer der, die für das Theater gemacht worden, etwas bekannt ſei.

Wovon mir ſogleich Nachricht zu geben.

Weimar, 4. März 1799. Goethe.

Actum, Weimar, 5. März 1799.

Gegenwärtig Hofkammerrath Kirms und ich, der Hofſecretär Burckard.

Nachdem der Herr Hofrath Schiller in Jena gegen den Herrn Geh. R. von Goethe geäußert, daß er in Erfahrung gebracht habe, daß eine Abſchrift von Wallenſteins Lager auswärts communicirt worden, ſo wurden, da dies wahrſcheinlich von Weimar aus geſchehen, heute die drei Wöchner Genaſt, Becker und Schall, der Souſleur Seyfarth und der Scribent Schumann über folgende Punkte (S. oben die Goetheſchen 3) einzeln vernommen.

Genaſt.

ad 1. Er habe das Mſpt. an niemanden verborgt; außer den Leſeproben habe er es gar nicht in die Hände bekommen.

ad 2. Es habe niemand daſſelbe von ihm borgen wollen.

ad 3. Er wiſſe von keiner andern Abſchrift außer der, die für das hieſige Theater davon gemacht worden.

Becker.

ad 1. Er habe das gedachte Mſpt. niemandem geborgt.

ad 2. Es habe niemand daſſelbe von ihm borgen wollen.

ad 3. Auch ſei ihm nicht bewußt, daß noch eine Abſchrift davon gemacht worden.

Gibt an, es ſei möglich, aber keineswegs zu vermuthen, daß durch einige Mitglieder der Geſellſchaft das Stück aus dem Kopfe niedergeſchrieben werden könne, denn die Probe vor der letzten Vorſtellung deſſelben ſei ohne Buch gehalten worden.

Schall.

ad 1 und 2. Er habe das erwähnte Mſpt. niemandem als dem Herrn Oberconſiſtorialrath Böttiger geborgt, welches ſchon mehrmals bei bedeutenden Stücken geſchehen ſei, nur könne er ſich nicht recht mehr beſinnen. So viel ſei gewiß, daß Herr Oberconſiſtorialrath Böttiger es von ihm verlangt habe, ob er es aber demſelben zugeſchickt habe und die Zeit, wann ſolches geſchehen, wiſſe er nicht genau mehr. Wenn er es demſelben geſchickt, ſo ſei es nach der zweiten Vorſtellung des Abends ſpät geſchehen, worauf das Buch ſogleich nach Jena gegangen. Er wolle deshalb mit dem Herrn Oberconſiſtorialrath Böttiger ſprechen, ungeachtet es wegen der Kürze der Zeit nicht möglich geweſen, eine Abſchrift davon zu nehmen, auch dieſer Mann ſo etwas zu thun nicht fähig ſei.

ad 3. Er habe keine Nachricht und auch keinen Verdacht auf irgend jemand, daß außer der für das Theater gefertigten Abschrift noch eine andere gemacht worden.

Soufleur Seyfarth.

ad 1. Er habe das Mspt. von Wallensteins Lager niemand geborgt; nach der ersten Vorstellung habe er es an den Herrn Hofkammerrath Kirms gegeben. Auch vor der Vorstellung habe er dasselbe nicht gehabt, sondern es habe unter den Mitgliedern der Gesellschaft circulirt. Bei der letzten Vorstellung sei das Buch erst am Tage der Aufführung aus des Herrn Geh. R. von Goethe Wohnung geholt worden, hierauf habe er es in den Schrank gelegt, wo es jetzt noch liege.

ad 2. Es habe ihn niemand um das Mspt. angesprochen.

ad 3. Es sei ihm von einer anderweitigen Abschrift nichts bewußt.

Scribent Schumann.

ad 1. Das Mspt. sei nicht aus seinen Händen gekommen.

ad 2. Es habe niemand dasselbe von ihm borgen wollen, auch

ad 3. Sei ihm nicht wissend, daß jemand anders eine Abschrift davon habe nehmen können. Er habe die Abschrift davon für das Theater in vier Tagen liefern müssen und seitdem nichts wieder davon gesehen.

Ein jeder der fünf Comparenten bekräftigte die Wahrheit seiner Aussage mittelst Handschlags unter den Worten: „so wahr mir Gott helfe!"

Hofkammerrath Kirms declarirt, daß von ihm das mehrgedachte Mspt. niemand erhalten habe.

Kurz darauf erschien abermals der Wöchner Schall und gab zu vernehmen: er habe eben mit dem Herrn Oberconsistorialrath Böttiger gesprochen und dieser bejahe es, daß er das Mspt. von Wallensteins Lager zum Behuf eines kleinen Aufsatzes in das Modejournal eines Abends von ihm, Comparenten, erhalten habe, den Morgen darauf mit dem Frühesten sei es aber wieder abgeholt und zu dem Herrn Hofkammerrath Kirms getragen worden. Der Herr Oberconsistorialrath Böttiger sei erbötig, solches schriftlich zu bezeugen.

Der Brief lautet:

Schall ist bei mir gewesen und hat mich wegen des Mspts. zu Wallenstein befragt, das ich mir zu der Zeit, wo ich den Aufsatz über die Vorstellung dieses Vorspiels für das Modejournal ausgearbeitet, auf einige Stunden nur geben ließ und sodann sogleich an Sie zurückschickte.

Wie ich höre, soll eine Abschrift davon genommen worden sein und Schiller hat deshalb requirirt. Mir ist dies um so unangenehmer, da ich nun selbst in den Verdacht gezogen werden könnte, wiewol es sich von selbst ergibt, daß ich in den paar Stunden, wo es allein bei mir war, unmöglich das ganze Mspt. copiren konnte. Auf jeden Fall will ich aber hiermit feier-

lich versichert haben, daß ich kein Wort daraus abgeschrieben habe, und daß also auf mich nicht die geringste Schuld fallen könnte, wenn man mich auch einer solchen Handlung fähig halten wollte.

Ich bitte Sie, mein verehrter Freund, dies allenfalls auch dem Herrn Geh. R. Goethe zu sagen, wenn die Rede davon sein sollte. Hoffentlich sehe ich Sie diesen Nachmittag noch im Erbprinzen, wenn ich meine Taufhandlung noch zeitig genug abschütteln kann.

Den 5. März. Mit wahrer Hochachtung
In Eile. der Ihrigste
Böttiger.

Am 6. März schrieb Goethe an Schiller:

„Die Hand des allgegenwärtigen Freundes werden Sie in den Acten über die Veruntreuung von Wallensteins Lager antreffen. Seine ganze Existenz gründet sich auf Mäkelei und Sie werden wohlthun, ihn von sich zu halten. Wer Pech knetet, klebt seine eignen Hände zusammen. Es paralysirt nichts mehr als irgend ein Verhältniß zu solchen Schuften, die sich unterstehen können, den Octavio einen Buben zu nennen."

Uebrigens erließ er folgende Verordnung:

Es wird hiermit den bei dem hiesigen Theater angestellten Wöchnern ausdrücklich untersagt, irgend jemand, es sei wer es wolle, ohne Vorwissen der Commission, ein Mspt. zu leihen. Auch haben sie, indem Sie Gegenwärtiges präsentiren, anzuzeigen, ob sie das Mspt. von Piccolomini irgend jemand und auf wie lange Zeit mitgetheilt.

Weimar, den 11. März 1799. Goethe.

Alle verneinten.

„An den Souffleur Seyfarth müßte eine Verordnung ergehen, daß er bei Strafe niemandem, wer es auch sei, ohne Vorwissen der Commission ein Mspt. zu borgen habe.

Weimar, 16. März 1799. G."

Auf Böttiger dem „Allgegenwärtigen" blieb der dringende Verdacht, der bei Goethe und Schiller selbst sich zur festen Ueberzeugung gesteigert haben mag, daß er als eine indiscrete, herumträgerische und spionirende Natur die Abschrift heimlich genommen und nach Kopenhagen geschickt habe. Um sich weißzubrennen, scheint er sich von der Schriftstellerin Friederike Brun aus Kopenhagen einen ostensibeln Brief verschafft zu haben, in welchem die Dame wahrscheinlich zu machen sucht, daß das Stück in Kopenhagen aus brieflich mitgetheilten einzelnen Stellen zusammengesetzt worden sei, und sich piquirt über Goethe und die Theatercommission ausspricht, weil diese so viel Lärm um Verletzung des Geheimnisses bei einem Stück mache, das doch öffentlich gespielt sei. In Bezug darauf schreibt Goethe noch folgenden interessanten

Brief an Kirms, welcher bereits gedruckt in: Theaterbriefe von Goethe und freundschaftliche Briefe von Jean Paul. Von Dittmar. Berlin, 1835. S. 24, — seines interessanten Inhalts wegen zum Schluß hier noch ganz mitgetheilt werden soll:

XIX. „Es ist recht schön, daß Sie die Abschrift und Leseprobe „„Wallensteins““ beschleunigen. Da das Stück nicht groß und die Schauspieler durch das erste schon im Gange sind, so denke ich, es soll zur bestimmten Zeit zu Stande kommen.

Das Manuscript geben Sie nur heraus, wo es nöthig ist, lassen sich es aber gleich wieder zustellen. Bei der gewissenlosen Tournüre, die in Weimar überhandnehmen will, muß man niemanden mehr trauen, und sollte eine Untreue einmal auf jemanden erwiesen werden, so will ich gewiß ein Exempel, statuiren.

Für die Mühe, die Sie sich gegeben, das Excerpt des Briefes zu machen bin ich Ihnen sehr verbunden; mich gibt nur wunder, wie man unverschämt genug sein kann, einen solchen Wisch vorzuzeigen, der so dumm und so grob zugleich ist. Dumm, indem man wahrscheinlich machen will, das Stück aus Stellen von Briefen ergänzt zu haben. Das müssen ja allerliebste Correspondenten sein, welche sich einzelne Stellen auswendig merken, um sie nach Kopenhagen zu schreiben, und der Zufall ist noch scharmanter, daß die Herren nicht grade durch eben dieselben Stellen gerührt werden, und sich jeder eine andre merkt, damit es zuletzt mit dem, was gedruckt erschienen ist, ein Ganzes ausmacht. Grob ist der Brief in der Stelle, die sich auf uns bezieht. Freilich ist ein öffentlich gespieltes Stück kein Geheimniß, aber das Manuscript davon wird jahrelang von honetten Menschen geheim gehalten. Freilich wird ein öffentlich gespieltes Stück von tausend Menschen gesehen, aber deswegen noch nicht nachgespielt. Wenn Madame Brun keine bessere Logik im Kopf hat, so ist von andern Personen nicht zu verlangen, daß sie die Argumente bündig finden sollten; aber das Volk ist in seinen Intriguen und Narrheiten so ersoffen, daß es überall nur Laffen und Werkzeuge zu sehen glaubt, gegen die und mit denen man sich alles erlauben kann. Was ist das für eine absurde Chicane zwischen Salon und Privattheater! Und wer hat denn überhaupt von einer öffentlichen Aufführung gesprochen? Es ist völlig, als wenn Mad. Brun bei den jenaischen Theaterfreunden in die Schule gegangen wäre.

Die Sache mag ruhen, da sie ohnehin nicht zu redressiren ist; will man aber mit dem Briefe auftreten und noch groß darauf thun, so werde ich meine Meinung derb und derber drüber äußern; denn ich bin fest entschlossen, in dieser und ähnlichen Sachen nicht den gefälligen Hahnrei zu spielen, der

freundlich drein sieht, wenn man ihm Hörner aufsetzt. Damit mag denn auch das vorbei sein.

Leißrings Rolle im Vorspiel müssen wir Cordemann geben. Die Reime sind nicht schwer zu lernen, und er wird ja wohl diese Rolle noch zu der andern liefern. Ich schicke das Vorspiel, in dem Einiges verändert ist, vielleicht heute noch mit.

Haben Sie die Güte, alles vorzubereiten, vom 10ten an soll alsdann alles rasch hintereinander gehen.

Zu Detouches Annahme wünsche ich Glück, unter die Punctation habe ich meinen Beifall geschrieben. Wir müssen nun zusehen, daß wir bald wichtige Opern zusammenschaffen, um ihn zu beschäftigen, als „Iphigenia", „Arur" u. s. w. Unser künftiger Winter muß brillanter anfangen, als der vergangene.

Da meine Arbeiten hier gut gegangen sind und ich in den nächsten acht Tagen noch etwas vor mich bringen kann, so werde ich mit Vergnügen wieder in Weimar sein und an den dortigen Geschäften und Beschäftigungen wieder Theil nehmen, wo ich Sie denn recht wohl und vergnügt anzutreffen hoffe.

Jena am 2. April 1799. G."

## Literaturgeschichte.

Goethes Leben und Schriften. Von G. H. Lewes. Uebersetzt von Dr. Julius Frese. Erster Band. Berlin, Franz Duncker. —

Es ist nicht seit heute oder gestern, daß sich die Engländer mit dem Studium der deutschen Literatur beschäftigen. Sie sind ihr fast von der Zeit ihrer ersten Blüte an mit ernster Aufmerksamkeit gefolgt, und es ist namentlich Goethes imposante Erscheinung, die ihnen seit dem Anfang des Jahrhunderts Ehrfurcht und Bewunderung abgezwungen hat. Der Dichter, an den sich die Wiedergeburt der englischen Poesie knüpft, W. Scott, trat zuerst mit Uebersetzungen aus Goethe auf. Der genialste unter den jüngern Dichtern, Lord Byron, nannte den großen Deutschen seinen Meister, und die Schule Shelleys und Carlyles, die von unbedeutenden Anfängen ausgehend immer schneller an Ansehn und Popularität gewachsen ist, bewegt sich fast ausschließlich im Kreise faustischer Probleme. Aber wie sehr es ihnen gelungen ist, in das Leben und Schaffen dieses so vielfach verkannten großen Dichters einzudringen, das haben wir zuerst aus dem vorliegenden Buch, und zwar mit einiger Ueberraschung erfahren. Ja, es erregt ein gewisses Gefühl des Neides, daß man es für nöthig gehalten hat, es ins Deutsche zu übersetzen. Seit einem

Menschenalter beschäftigen sich eine Reihe von Kunstfreunden und Gelehrten mit den Vorstudien zu Goethes Leben, und nun tritt ein Fremder auf und pflückt die Frucht ab, bevor wir uns ein System darüber gebildet haben, wie sie am besten zu brechen sei. Wie dem auch sei, wir müssen anerkennen, daß das Unternehmen vollständig gerechtfertigt ist, und daß wir bis jetzt wenigstens ihm nichts Ebenbürtiges an die Seite zu stellen haben.

Folgendes möchten die Gründe sein, die uns bisher abgehalten haben, das Leben Goethes in der Art zu schreiben, wie es geschrieben werden soll, mit wissenschaftlicher Strenge und als ein Kunstwerk.

Keiner von unsern Schriftstellern steht Goethe ganz unbefangen gegenüber. An Goethes Namen knüpft sich eine ganze Reihe von literarischen Parteifragen, die jeden mehr oder minder bewegt haben, und über die man seinem Herzen Luft zu machen sucht, sobald sich irgend eine Gelegenheit dazu bietet. Ohne zu große Uebertreibung kann man behaupten, daß jeder, der in Deutschland überhaupt etwas geschrieben, auch einmal etwas über Goethe geschrieben hat. Wenn es nun auch wol keinen in Deutschland geben mag, der alles gelesen hat, was über Goethe geschrieben ist, so schwebt doch jedem eine ziemliche Zahl der dahin einschlagenden Urtheile und Ansichten vor, und unwillkürlich sucht er sich ihnen gegenüber eine eigne Position zu geben. Der deutsche Biograph Goethes spricht nicht zu dem Volk, sondern zu den literarisch Gebildeten, um deren Urtheile zu berichtigen, zu erweitern, zu befestigen. Diese kritische Richtung ist für ein Kunstwerk nicht richtig; denn abgesehen davon, daß sie in der Regel den Schriftsteller verführt, in der Consequenz zu weit zu gehen, und um des Neuen willen die Paradoxie nicht zu scheuen, stört sie auch den ruhigen Fluß der Erzählung. Um wie viel glücklicher ist darin der Engländer, der gar keine Voraussetzungen zu machen hat, der mit der ganzen Frische eines unmittelbaren Eindrucks ein Leben darstellen kann, das sich in seiner ganzen Anlage zu einem harmonischen Kunstwerk eignet. Der deutsche Schriftsteller ist in der peinlichen Lage, fast bei jedem Werk Goethes, auch wo er die wärmste Anerkennung ausspricht, sich gegen die Consequenzen zu verwahren, die man allenfalls daraus ziehen könnte, denn jedes Werk von Goethe hat unzählige Nachahmungen hervorgerufen, die, so fratzenhaft sie aussehn, doch immer eine gewisse Verwandtschaft mit dem Original zeigen, die aller Welt bekannt sind, und vor deren Princip man daher warnen muß, wenn man in der Literatur keinen Schaden anstiften will. Der Engländer steht darin vollkommen frei. Was geht es ihn an, ob Werther, Meister, Faust, Tasso u. s. w. in Deutschland zu Charaktermasken geworden sind, hinter denen jeder beliebige Sudler sein einfältiges Gesicht versteckt. Er freut sich des schönen Werks an und für sich, ohne an seine weitern Folgen zu denken, und theilt seinen Landsleuten mit aller Wärme, deren er fähig ist, diese Freude mit. — Ebenso nahe

liegt der Abweg nach einer entgegengesetzten Seite. Die Verehrer Goethes sind nur zu geneigt, in jedem Papierschnitzel, das er einmal hat fallen lassen, eine poetische Offenbarung zu begrüßen, und leider sind wir Deutsche sämmtlich so philosophisch geschult, daß es uns an Gründen niemals fehlt. Was haben nicht die geistvollsten Männer für unsinnige Theorien ausgedacht, um den zweiten Theil des Faust, die Wanderjahre und Aehnliches zu rechtfertigen. Man denke an das, was wir vor einigen Monaten über Rosenkranz gesagt haben. In dieser Beziehung ist namentlich ein Umstand für den Schriftsteller, wenn er zunächst an Goethes Freunde denkt, sehr peinlich. Jene philosophischen Auslegungen sind nicht etwas Neues, man hatte es schon zu Goethes Lebzeiten sehr weit darin gebracht, und dem alten Herrn war es gar nicht unbequem, wenn man ihm a priori nachwies, daß alle seine Einfälle den Stempel höherer philosophischer Nothwendigkeit an sich trügen. Nun ist es meistens der Greis, dessen hohe Gestalt in dem Gedächtniß und in der Phantasie der Zeitgenossen schwebt; das Bild des Jünglings muß man sich erst künstlich ausarbeiten, und unversehens nimmt es manche greisenhafte Züge an. So ist auch sehr bedenklich, sich an Goethes Gegner zu erinnern, über die er sich immer sehr geringschätzig ausgesprochen hat. Wir meinen damit nicht die principiellen Gegner, die Pustkuchen, Menzel u. s. w., die um der Paradoxie willen sich Mühe gaben, alles anzugreifen, was Goethe geschrieben hatte, sondern Männer wie Kotzebue und Seinesgleichen, die zwischen den ewigen Werken Goethes und seinen Papierschnitzeln im Ganzen einen ganz richtigen Unterschied machten. Auch darin kann der Engländer viel unbefangener zu Werke gehen, denn von jenen Kritikern hat in England niemand etwas gehört, und wenn er z. B. von dem Triumph der Empfindsamkeit sagt, „daß, was uns jetzt als eine langweilige Farce erscheint, damals als ein unwiderstehlicher Unsinn bewundert wurde;" so darf er nicht fürchten, deshalb mit Kotzebue zusammengestellt zu werden. Freilich widerfährt es ihm dann auch zuweilen, daß er sich über die öffentliche Meinung in Deutschland täuscht, und wenn er meint, der Triumph der Empfindsamkeit sei ein in Deutschland besonders beliebtes und gefeiertes Stück, so möchten sich die Männer, die außer Rosenkranz in Deutschland dieser Ansicht sind, doch wol zählen lassen.

Diese Umstände erklären die Befangenheit unsers Urtheils. Die Erzählung wird zunächst dadurch erschwert, daß wir einen Concurrenten haben, mit dem es niemand aufnimmt, nämlich Goethe selbst. Wie soll man es mit den Zügen machen, die Goethe in Dichtung und Wahrheit erzählt hat? Die meisten Abschnitte darin sind in der Form so classisch, daß sie jeden Wetteifer ausschließen. Alle Versuche, die Geschichte mit Friederike, mit Lily u. s. w. anders zu erzählen, als sie in Dichtung und Wahrheit erzählt sind, machen einen peinlichen Eindruck, denn man sieht, wie der Schriftsteller sich anstrengt,

sich auf irgend eine Art von Goethe zu unterscheiden; und dabei klingen einem doch immer die goldenen Worte in das Ohr, deren Eindruck der neue Erzähler doch nicht aufheben kann. Die Stellen aber einfach abdrucken zu lassen, geht schon darum nicht, weil wir Goethe aus den Actenstücken corrigiren können und müssen, weil wir ihm nicht blos einzelne Irrthümer, sondern durchweg eine falsche Färbung nachweisen können. Goethe schildert die Empfindungen seiner Jugend nicht, wie er als Jüngling empfand, sondern wie er als Mann darüber reflectirte; aber es ist ein wunderbarer, gewaltiger Zauberer. Auch wenn wir die Briefe in der Hand haben, in denen sich die Jugendglut ganz anders ausspricht, als in den Reminiscenzen des Alters, so schwebt uns doch das Bild aus Dichtung und Wahrheit mit gleicher Stärke vor, und wir haben einen doppelten Goethe vor Augen, den Goethe der Briefe und den Goethe der Erinnerung. Wir wollen damit nicht behaupten, daß diese Schwierigkeit unüberwindlich sei; aber nur eine wahrhaft künstlerischr Natur wird sie überwinden, und diese findet sich selten, am wenigsten unter den Verehrern Goethes, deren literarische Chorführer zu den ledernsten Menschen gehören, die Deutschland kennt.

Noch ist eine Schwierigkeit zu erwähnen, die innige Verzweigung aller Scenen des goetheschen Lebens mit dem Leben aller bedeutenden Männer Deutschlands, die völlig abzuschneiden uns eine große Ueberwindung kostet. Und doch ist es nothwendig, sich dazu zu entschließen, wenn man ernstlich darauf ausgeht, ein abgerundetes, in sich selbst verständliches Lebensgemälde zu geben, mit einem Wort, ein Kunstwerk. Zwar begegnen wir neuerdings mehrfach nicht blos in historischen Schriften, sondern auch in Romanen, der fehlerhaften Gewohnheit, daß der Schriftsteller fortwährend über den Kreis hinausweist, mit dem er sich eigentlich beschäftigt, daß er sich auf Personen und Zustände bezieht, die in seinem Buch nur eine untergeordnete Rolle spielen, die er aber anderweitig mit größerer Ausführlichkeit geschildert hat. Allein der eine Mißbrauch kann den andern nicht rechtfertigen.

Will man aus dem Leben Goethes ein Kunstwerk machen, so muß man nicht seine Dichtungen, sondern das, was er gethan, erlebt oder erlitten hat, zum Mittelpunkt der Darstellung erheben. Das ist ein Standpunkt, auf den wir uns nur künstlich versetzen, der aber für den Ausländer der natürliche ist. Und so ist auch Herr Lewes in seinem Buch verfahren.

An Ausstellungen kann es auch hier nicht fehlen, allein folgende Vorzüge finden wir in hohem Grade in ihm vereinigt. Einmal hat er ein äußerst sorgfältiges und umfangreiches Quellenstudium gemacht, und wer sich auch nur flüchtig mit der Goetheliteratur beschäftigt hat, weiß, was das sagen will. Die Briefe Goethes selbst, namentlich aber die Briefe anderer, die sich auf ihn beziehen, und die doch wichtig sind, die Stellung Goethes zu seiner

Zeit zu charakterisiren, sind auf eine so bunte Weise verstreut, daß es selbst dem Deutschen schwer wird, sich eine allgemeine Uebersicht zu verschaffen; um so mehr macht es dem Engländer Ehre, daß es ihm dennoch gelungen ist. Er hat sich selbst die kleinen Blätter zu verschaffen gewußt, die bei irgend einer festlichen Gelegenheit in einem Journal oder auch abgesondert erschienen, und so hat er fast für jeden Moment aus dem Leben seines Helden eine actenmäßige Grundlage. Er hat daneben aber so viel Geschmack, mit seiner Gelehrsamkeit nicht zu prunken und z. B. keine tiefsinnige Untersuchung darüber anzustellen, wie die Vornamen des Mannes lauteten, von dem Goethe das Pferd miethete, als er nach Sesenheim ritt. Für sich selbst hat er alles gelesen, was da ist, aber seinem Publicum theilt er nur dasjenige mit, was zur Sache gehört. So manche deutsche Philologen könnten daran ein Beispiel nehmen.

Höchst erfreulich ist die Wärme, mit welcher der Biograph die menschliche Größe seines Dichters empfindet. Es sind das keine rhetorischen Kunststücke, sondern man merkt es recht deutlich heraus, wie ihm das Herz aufgeht, wenn er bei Goethe einen neuen schönen Zug, wenn er eine Scene entdeckt, in der nicht blos die hohe Bedeutung, sondern auch die Herzensgüte sich kund thut. Wir Deutsche haben uns in der Regel von Goethe eine mythologische Vorstellung gemacht. Er ist der Olympier, der hoch über dem Gewühl der endlichen Interessen sich im reinen Aether der Kunst bewegt und mit den Menschen umgeht, wie mit Dichtergebilden. Es liegt in dieser Auffassung, bei der uns hauptsächlich die zweite Hälfte seines Lebens vorschwebt, etwas Richtiges; aber man kann sie leicht mißdeuten, wenn man für Herzenskälte nimmt, was doch zuweilen nur Scheu, zuweilen nur Widerwille gegen das Gemeine war. Goethe wurde sowol durch seine Natur wie durch seine Philosophie den allgemeinen Interessen des Volks mehr entfremdet, als wir es wünschen möchten; aber wo ein individuelles Schicksal, wo bestimmte Sorge, bestimmtes Leid ihm entgegentrat, zeigte er die volle Wärme des Herzens, den Entschluß und die Unermüdlichkeit der Hilfe. Es ist schön, daß Lewes grade diese Seite hervorgehoben hat, und es schadet gar nichts, daß er die andern Seiten fast ganz mit Stillschweigen übergeht, denn hier haben wir Material genug, das Bild zu ergänzen. Es wäre auch ein ganz unlösbares Räthsel, wenn die Glut, die sich im Werther, in den Liedern, im Faust ausspricht, im Leben gefehlt hätte. Daß er später in vielen Dingen resignirte, in vielen andern, um nicht aus seinem gewohnten Kreis herauszutreten, sich ablehnend verhielt, wissen wir sehr wohl, und in seinem Alter mag wol von Zeit zu Zeit der Gedanke des alten Fritz in ihm aufgetaucht sein: Ich bin es müde, über Sklaven zu herrschen.

Die Wärme der Darstellung wird um so wohlthuender, da sie mit ruhiger,

klarer Einsicht gepaart ist. Es gehört zum Unangenehmsten, was einem ausgezeichneten Manne widerfahren kann, von einem Tölpel gelobt zu werden, und niemand hat unter der begreiflichen Neigung unbedeutender Menschen, sich an eine bestimmte Größe anzuklammern, mehr gelitten, als Goethe. Indem man ihn als Ideal aller Weisheit auffassen wollte, machte man ihn je nach der Geschmacksrichtung und dem Talent, von dem man ausging, zu dem, was man selber war. Herr Lewes steht seinem Gegenstand ganz frei gegenüber, und darum wird er ihm gerecht. Er ist im Stande, die großen Seiten hervorzuheben, weil er sich nicht scheut, auf die kleinen hinzudeuten; und das Große ist so unendlich überwiegend, daß der Biograph nichts weiter sein darf als Porträtmaler; der Dichter hat den Apologeten nicht nöthig.

Auch darin erkennt man den Engländer, daß er von den Localitäten, die durch Goethes Aufenthalt geweiht sind, sich ein klares, anschauliches Bild verschafft hat, und daß er ein großes Geschick darin besitzt, diese Localfarbe in die Schilderung zu verweben. Darin übertrifft er namentlich Scheffer bei weitem.

Unsere Hauptausstellung bezieht sich auf den Stil. Lewes geht von der Schule Carlyles aus, und dieser wahrhaft geistvolle, ja zuweilen tiefsinnige Mann kann sich doch nicht erwehren, mitunter den Malvolio zu spielen d. h. einen guten oder schlechten Witz an Stelle der einfachen Darstellung zu setzen. Man lese z. B. S. 7: „Dessen Sohn, Friedrich, vermuthlich mehr zur Beschaulichkeit geneigt, wählte einen beschaulicheren Beruf als Pferde zu beschlagen: er wurde Schneider. Nach vollendeten Lehrjahren — es waren nicht ganz die Wilhelm Meisters — begann er seine Wanderjahre und kam nach Frankfurt am Main. Hier fand er bald Beschäftigung und da er, wie es heißt, „den Schönen hold" war, so fand er auch bald eine Frau." Diese und ähnliche Spielereien, so wie auch die Citate aus Goethes Dramen, die uns Deutschen doch geläufig sind, hätte der Uebersetzer beschneiden sollen, dem wir im Uebrigen nachsagen müssen, daß er seine Aufgabe richtig verstanden und den schönen Kern in einer schönen Schale gegeben hat. —

Grundriß der Geschichte der deutschen Nationalliteratur, entworfen von August Koberstein. Vierte, durchgängig verbesserte und zum größten Theil völlig umgearbeitete Ausgabe. Leipzig 1847. F. Chr. W. Vogel. —

Wir hatten bei unserer frühern Anzeige dieses Werks, welches trotz der anderweitigen höchst werthvollen Arbeiten in demselben Fach für jeden, der sich mit den eigentlichen Thatsachen der Literaturgeschichte bekannt machen will, noch immer das vorzüglichste Lehrbuch ist, den Wunsch ausgesprochen, der Verfasser möge es durch ein ausführliches und detaillirtes Namen- und Sachregister dem Publicum zugänglich machen. Der Wunsch war um so gerecht-

fertigter, da die äußere Form, die unendlich langen Anmerkungen mit einem Text von zuweilen nur zwei Zeilen und das Ineinanderlaufen der Perioden und Abschnitte eine schnelle Uebersicht fast ganz unmöglich machten. Der gelehrte Verfasser hat diesem Wunsch in einer höchst anerkennenswerthen Weise entsprochen. Das Register ist mit einer Sorgfalt ausgearbeitet, wie man es in ähnlichen Werken sehr selten antrifft. In der Regel überläßt man dergleichen einem Hilfsarbeiter, der das Buch mit dem Finger durchläuft und jeden Eigennamen notirt, ohne eben viel Rücksicht darauf zu nehmen, in welchem Verhältniß die einzelnen Erwähnungen einer bestimmten Person zum Gesammtbilde derselben stehen. Soll ein Register seinem Zweck entsprechen, so muß es der Verfasser selbst ausarbeiten; er muß in demselben gewissermaßen eine Recapitulation seines eignen Werks geben, nur nach andern Gesichtspunkten geordnet. Der Fleiß und die Mühe, die Professor Koberstein auf diese Arbeit verwendet, ist nicht genug zu rühmen, und so kann denn nun auch das ungelehrte Publicum von diesen reichen Früchten eines langen und angestrengten Studiums Nutzen ziehen. —

Die classische Periode der deutschen Nationalliteratur im Mittelalter, in einer Reihe von Vorlesungen dargestellt von Karl Barthel, Verfasser der „Deutschen Nationalliteratur der Neuzeit." Mit dem Porträt des Verfassers. Braunschweig, C. A. Schwetschke und Sohn. —

Das Buch ist aus Vorlesungen entstanden, welche Karl Barthel (geboren 1817, gestorben 1853) 1851 in Braunschweig vor einem großen Publicum gehalten hat. Wer die frühern Vorlesungen des Verfassers über die deutsche Nationalliteratur der Neuzeit (zuerst 1850, 4. Ausg. 1855) kennt, wird die Tendenz der gegenwärtigen Schrift sich ungefähr vorstellen. Es ist eine unbedingte Apologie des Mittelalters und seiner Literatur. Der Verfasser läßt sich durch den glänzenden Idealismus jener Zeit blenden und übersieht den innern Widerspruch zwischen Wesen und Schein, der in keiner Periode der Weltgeschichte so auffallend und unschön hervorgetreten ist, als grade im Mittelalter, welches man aus jedem beliebigen Grunde rühmen mag, nur nicht von Seiten seiner Wahrheit und Aufrichtigkeit. — Sehen wir aber von dieser Färbung ab, die beiläufig nicht auf alle Einzelnheiten übergeht, denn wo dem Verfasser die Lüge handgreiflich entgegentritt, findet er ihr gegenüber auch die angemessene Empfindung; sehen wir von diesem unhistorischem Idealismus ab, so können wir das Buch als eine dankenswerthe Bereicherung unsrer Literatur begrüßen. Das Urtheil des Verfassers ist nie bedeutend, aber er weiß sehr gut zu erzählen, er hat einen lebhaften Sinn für kleine Feinheiten, die der gewöhnliche Leser übersieht, und sein Stil wird von einer wohlthuenden Wärme durchdrungen. Uns ist bis jetzt kein Hand-

buch bekannt, welches geeigneter wäre, das größere Publicum, welches weder Zeit noch Lust hat, sich mit der Literatur des Mittelalters wissenschaftlich zu beschäftigen, in diese Periode unsrer Entwicklung einzuführen. Mit sehr richtigem Takt hat Barthel diejenigen Momente hervorgehoben, die grade für die Masse von Interesse sein können. Er hat diese Momente geschickt gruppirt und ein anziehendes Gemälde daraus gemacht. —

Goethes Faust. Erläutert von Ernst Julius Saupe, Subconrector am Gymnasium zu Gera. Leipzig, Fr. Fleischer. —

Der Verfasser geht nicht darauf aus, für das Verständniß des Faust neue Gesichtspunkte aufzufinden, was auch nachgrade immer schwieriger wird, da so ziemlich alle Combinationen erschöpft sind, sondern er stellt nur kurz und gedrängt die Notizen über die Entstehung des Einzelnen und dasjenige zusammen, was zum Verständniß der Absichten des Dichters und der Beziehungen auf gleichzeitige und alterthümliche Curiositäten nothwendig ist. Die Erläuterung umfaßt übrigens nur den ersten Theil des Faust. Für die Interpretation des Ganzen ist die ältere Schrift von Deyks noch immer das beste Handbuch. —

Erläuterungen zu den deutschen Classikern. Dritte Abtheilung. Erläuterung zu Schillers Werken von Dr. Eckardt. I. II. Schillers Geistesgang. — Die Räuber. Jena, F. Hochhausens Verlag. —

Wir haben schon bei den frühern Heften dieser Sammlung den Wunsch ausgesprochen, daß die Verfasser nur dasjenige geben möchten, was zum Verständniß der Dichtungen unumgänglich nothwendig ist. Auch dies Mal hat sich der Verfasser nicht in den angemessenen Schranken gehalten. Wir glauben nicht, daß die Räuber Stoff zu 150 enggedruckten Seiten Erklärung geben. Der Verfasser würde ein dankenswerthes Werk geleistet haben, wenn er sich lediglich auf die historischen Notizen eingeschränkt hätte, die wenigstens den Liebhaber von Curiositäten interessiren können; aber diese ausführliche Analyse der Intentionen, der Charakteristik u. s. w. paßt sich nicht für eine Tragödie, die, abgesehen von einzelnen glänzenden Stellen, doch nur ein schwaches Jugendwerk ist, und deren Zusammenhang von jedem natürlichen Verstand ohne weitere Erklärung gefaßt werden kann. —

Geschichtliche Uebersicht der deutschen Nationalliteratur mit Hinblick auf die gleichzeitigen Kunstbestrebungen. Ein Handbuch für den Unterricht in Töchterschulen und zur Selbstbelehrung. Von Dr. Friedrich Wernick, Lehrer am Sophienstifte zu Weimar. Zwei Bände. Gotha, H. Scheube. —

Der Verfasser ist von der Absicht ausgegangen, den Mädchenschulen Proben von den besten prosaischen und poetischen Schriften zu geben; jedes

Mal mit Hinzufügung einer kurzen Biographie. Wir hätten nur gewünscht, daß er darin ein größeres Maß beobachtet hätte, denn es ist eine harte Forderung für eine junge Dame, von den Namen und Lebensumständen sämmtlicher Lyriker Notiz zu nehmen, die im Meßkatalog stehen. Es würde uns viel zweckmäßiger scheinen, wenn man sie nur auf die wahrhaft großen Erscheinungen aufmerksam machte und alles Uebrige vollkommen ignorirte.

J. S.

---

## Correspondenzen.

**Amerikanisches.** — Sklaverei. Die leidenschaftliche Heftigkeit und Entschiedenheit, welche die Sklavenhalter in neuerer Zeit gezeigt haben, ist vielen um so mehr aufgefallen, als man weiß, daß früher, namentlich zur Zeit des Unabhängigkeitskrieges und der Annahme der Verfassungsurkunde (1787), das Interesse für die Sklaverei, selbst in den südlichen Staaten, weit schwächer war als heute; daß damals alle Staatsmänner von Bedeutung sie verwarfen, und daß man allgemein hoffte und erwartete, sie allmälig — und zwar in nicht sehr entfernter Zeit — durch die betheiligten Staaten selbst gänzlich abgeschafft zu sehen. Ja der Widerwille, den man gegen sie begte, ging so weit, daß man in der Verfassungsurkunde, obgleich sie (Art. III. Sect. 2. Nr. 3) eine Bestimmung enthält, welche die Auslieferung flüchtiger Sklaven anordnet, absichtlich das Wort „Sklave" oder „Sklaverei" vermied und statt dessen sie als „Personen, die nach den bestehenden Gesetzen eines Staates zu Dienst oder Arbeit verpflichtet sind", bezeichnete, um nicht der Sklaverei, als solcher, gewissermaßen eine verfassungsmäßige und unwiderrufliche Sanction zu geben. Man nannte vielmehr die Sklaven ausdrücklich „Personen", um dem Begriff, daß sie, wie anderes Eigenthum, blos als Sache zu betrachten seien, zu widersprechen. Wie kommt es nun, daß die heutige Sklavenpartei sich von der humanen und christlichen Gesinnung der Stifter des großen Freistaatenbundes so weit entfernt hat? Ihre Gegner legen dies ohne Weiteres einer moralischen Ausartung ihres Charakters zur Last und behaupten, daß Sittlichkeit, Christenthum, Rechtsgefühl und echte Civilisation überhaupt in den Sklavenstaaten seit jener bessern alten Zeit stete Rückschritte gemacht haben. Wie viel oder wenig Wahres an dieser Beschuldigung ist, läßt sich schwer bestimmen. Denn wenn es auf der einen Seite seltsam klingt, in unsrer Zeit und in einem Lande, das sich der freiesten Verfassung erfreut, von Rückschritten der Civilisation zu sprechen, so läßt sich auf der andern Seite nicht bezweifeln, daß nichts so sehr geeignet ist, die Sittlichkeit und das Rechtsgefühl in allen Richtungen zu gefährden, als das Institut der Sklaverei, die nicht nur an sich so durchaus inhuman, sündlich und rechtswidrig ist, sondern auch allen Ausbrüchen roher Leidenschaft und Sinnlichkeit Thür und Thor öffnet. Allein dies erklärt nicht, warum die Sache in neuerer Zeit so viel schlimmer geworden, da doch die Sklaverei schon lange vor der Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten dort bestand. Das Räthsel löst sich vielleicht durch die historische Thatsache,

daß vor dem Anfang und in der ersten Zeit dieses Jahrhunderts das materielle Interesse, welches sich an die Sklaverei knüpfte, weit schwächer war als späterhin. Die Abtretung von Louisiana an die Vereinigten Staaten und die Folgen derselben vermehrten dieses Interesse um mehr als das Zehnfache, denn jetzt erst wurde bekanntlich die Production von Zucker und Baumwolle von großer Bedeutung und verbreitete sich auch mehr in den andern südlichen Staaten. Dazu kam später die Anschließung von Florida und noch später die von Texas. Wenn man früher weniger leidenschaftlich an der Sklaverei hing, so lag der Hauptgrund darin, daß man sie für weniger unentbehrlich hielt, und so zeigt sich auch hier wieder die alte Wahrheit, daß das materielle Interesse mehr als alles andere die Welt regiert. Wir geben unsere Ansicht nicht als etwas Tröstliches, — vielmehr ergibt sich daraus, wie viel schwieriger die Abschaffung der Sklaverei jetzt ist, als sie es zur Zeit der Unabhängigkeitserklärung gewesen wäre. Aber jedenfalls darf eine so wichtige Thatsache, wie die erwähnte, bei der Beurtheilung der Sklavenhalter und ihres Benehmens nicht außer Acht gelassen werden.

Als merkwürdige Belege dieser Sinnesänderung mögen übrigens einige specielle Beispiele dienen. Der verstorbene Col. R. M. Johnson, ein höchst angesehener Mann in Kentucky, war mit einer seiner Sklavinnen verheirathet, und die aus dieser Ehe entsprungenen Töchter gab er weißen Farmern zur Ehe. Dies fiel damals so wenig auf und machte ihn so wenig unpopulär, daß er im Jahre 1836 zum Vicepräsidenten der Vereinigten Staaten gewählt wurde, wobei auch die südlichen Stimmen in großer Mehrheit ihm zufielen. Dagegen bat im Jahre 1854 ein Mann aus dem freien Staat Ohio einen Sklavenhalter in Kentucky um die Hand eines fast ganz weißen Mulattenmädchens, der Sklavin des Kentuckiers, und bot ihm den Kaufpreis an. Der Herr des Mädchens aber verwarf nicht nur das Gesuch mit rauhen Worten und Vorwürfen, sondern ließ auch sofort einen häßlichen Vollblutneger kommen und diesen eine Zwangsehe mit der Sklavin schließen, die darüber aus Kummer starb. — Ein Mann aus Südcarolina, Namens Elijah Willis, hatte dreizehn Jahre lang mit seiner Sklavin ehelich gelebt und mehre Kinder mit ihr erzeugt. Er starb zu Anfang des Jahres 1855, nachdem er durch ein Testament sie und die Kinder emancipirt und zu Erben eines Vermögens von 150,000 Dollars eingesetzt hatte. Allein das Testament wurde von Verwandten angefochten und ein Schwurgericht erklärte es für ungiltig, hauptsächlich aus dem Grunde, weil die Thatsache selbst beweise, daß der Mann nicht bei gesundem Verstande gewesen, und weil der Inhalt des Testaments der Politik des Staates zuwiderlaufe. — Noch in den Jahren 1831 und 1832 kämpfte der geist- und talentvolle Virginier Thom. Ritchie, Herausgeber des „Richmond Enquirer", muthig und kräftig für die allmälige Abschaffung der Sklaverei, die er als die Pest des Südens bezeichnete. Heute überläßt sich dessen Sohn, jetziger Herausgeber desselben Blattes, den heftigsten Angriffen und Schmähungen gegen die Freibodenmänner des Nordens, die doch nicht die Abschaffung der Sklaverei verlangen, sondern nur die weitere Ausdehnung derselben zu verhindern suchen.

Die Besorgnisse wegen eines Sklavenaufstandes dauern fort, besonders in den Staaten Tennessee und Mississippi. Alle Vorsichtsmaßregeln werden verschärft und in Tennessee müssen alle freien Farbigen den Staat verlassen. Am Cumberland-

fluſſe ſtehen 25 Eiſenwerke, wo ſonſt Neger die Arbeit verrichteten, gänzlich ſtill. Jeder Farbige, gegen den irgend ein Verdacht ſich erhebt, wird mit der größten Grauſamkeit ausgepeitſcht, um Geſtändniſſe zu erlangen und viele haben wirklich geſtanden. Iſt dies geſchehen, ſo wird der Delinquent in der Regel ſogleich aufgeknüpft. Von Seiten der Neger kommen einzelne Acte der Rache vor; ſo wird gemeldet, daß ein farbiger Koch eine weiße Familie von acht Perſonen vergiftet habe, von denen ſechs geſtorben ſeien. Es iſt gewiß, daß eine Sklavenverſchwörung im Gange war, aber es ſcheint ihr an dem Zuſammenhange gefehlt zu haben, der ihr eine allgemeine Gefährlichkeit hätte verleihen können. Sie wird ohne Zweifel bald gänzlich unterdrückt ſein. Aber man ſieht aus dieſen Vorfällen deutlich genug, was aus den Sklavenſtaaten werden würde, wenn ſie jemals die unſinnige Idee, ſich von dem freien Norden zu trennen, in Ausführung bringen ſollten.

In Bezug auf Kanſas berichtet eine ſehr neue Correſpondenz (vom 7. Januar 1857) — der wir übrigens die Verantwortlichkeit für die volle Wahrheit ihrer Angaben überlaſſen müſſen — daß dort ein neuer Geiſt des Friedens und der Brüderlichkeit ſich geltend mache; daß man Verſammlungen halte, um eine Eiſenbahn durch das Territorium zu bauen und eine Hochſchule zu errichten und um den Congreß der Vereinigten Staaten zu bitten, dieſe Zwecke durch eine Schenkung von öffentlichen Ländereien zu befördern, u. ſ. w. Der Bericht ſchließt mit den Worten: „Kanſas wird ohne allen Zweifel ein freier Staat werden; dies iſt ein Punkt, der von jedermann zugegeben wird, ſelbſt von den Staatsmännern des Südens.“ — Faſt fühlt man ſich verſucht, hier das amerikaniſche Sprüchlein anzuwenden: „it is too good to be true,“ — es iſt zu gut, um wahr zu ſein.

Poſtweſen der Vereinigten Staaten. Die Zahl der Poſtämter in den Vereinigten Staaten beträgt dermalen nicht weniger als 25,662! Die Länge der Poſtſtraßen iſt, zuſammengenommen, 239,642 engl. Meilen, wovon 20,323 auf Eiſenbahnen zurückgelegt werden, 14,951 durch Dampfboote, 50,453 durch Poſtwagen, der Reſt auf andere Weiſe. Die Geſammtkoſten des Poſtweſens der Vereinigten Staaten betrugen im vergangenen Verwaltungsjahre (vom 30 Juni 1855 bis dahin 1856) 8,576,128 Dollars, die Einnahme nur 7,620,824. Mithin ergab ſich ein nicht unbedeutendes Deficit. Allein in den Vereinigten Staaten betrachtet man den Ertrag dieſes Departements nicht als Einnahmsquelle für den Schatz, ſondern das Poſtweſen wird, wie billig, blos als eine Anſtalt für den öffentlichen Nutzen angeſehen und das erwähnte Deficit hat um ſo weniger zu bedeuten, als die Geſammteinnahme der Union einen ſehr großen Ueberſchuß über die Geſammtausgabe darbietet. Die wohlthätige Folge jener Anſicht iſt ein äußerſt geringer Portoſatz. Im ganzen weiten Umfange der Vereinigten Staaten (mit Ausnahme der Gebietstheile jenſeits der Felſengebirge) koſtet ein einfacher Brief nur drei Cents (4½ Kreuzer oder 1⅞ Silbergroſchen). Da übrigens die Ernennung ſämmtlicher Poſtbeamten dem Präſidenten der Vereinigten Staaten allein (ohne Zuſtimmung des Senates) zuſteht, ſo bilden die 25,662 Poſtmeiſter ein nicht unbedeutendes Heer von Anhängern des Präſidenten, und der Einfluß derſelben iſt um ſo wirkſamer, da ſie auf allen Punkten der Vereinigten Staaten zerſtreut ſind und vermöge ihres Amtes ſehr viel mit den übrigen Bewohnern in Berührung kommen. Dies erklärt aber auch, warum jeder Präſidentenwechſel in der

Regel auch einen gewaltigen Postmeisterwechsel nach sich zieht, zumal wenn der neue Präsident einer andern politischen Partei angehört, als der vorhergehende.

Veräußerung öffentlicher Ländereien. Während des Verwaltungsjahres vom 30. Juni 1855—56 fanden in den Vereinigten Staaten folgende Veräußerungen öffentlicher Ländereien statt, die manches Charakteristische darbieten: a) Verkauft wurden 6,227,878 Acker*) für 8,821,414 Dollars. b) Verschenkt an Soldaten oder Freiwillige, die den mexikanischen Krieg mitgemacht (und deren jeder, nach einem Beschlusse des Congresses, entweder 160 Acker Landes oder 100 Dollars in baarem Gelde als besondere Vergütung zu beanspruchen hatte) 8,382,408 Acker. c) Verschenkt für Eisenbahnzwecke, 15,680,000 Acker; zusammen über 30 Millionen Acker. Dagegen liegen dem Senate mehre neue Indianertractate zur Genehmigung vor, und zwar über die Abtretung von ohngefähr 122 Millionen Acker an die Vereinigten Staaten, wofür gegen 11 Millionen Dollars bezahlt werden sollen. Man sieht, daß dies alles in ziemlich großartigem Stile geht.

Indianer in den Vereinigten Staaten. Nach den neuesten amtlichen Berichten beläuft sich die Gesammtzahl der Indianer, die noch in dem weiten Gebiete der Vereinigten Staaten leben, auf etwa 300,000. Wäre diese Zahl beisammen, einig und von energischem Haß gegen die Vereinigten Staaten beseelt, so würde sie ein ziemlich gefährliches Element bilden. Da aber die Indianerstämme sehr zahlreich und sehr weit auseinander zerstreut sind, auch meist blutige Fehden über traditionelle und kleinliche Streitigkeiten unter sich führen, so kommen sie als Feinde der Vereinigten Staaten sehr wenig in Betracht. Doch verwendet die Union fast ihr ganzes stehendes Heer (jetzt etwa 15,000 Mann) zur Beschützung ihrer Grenzen gegen gelegenheitliche Einfälle und Räubereien der Indianer. Mit den meisten Stämmen derselben stehen die Vereinigten Staaten vertragsmäßig auf friedlichem Fuße und sind bei ihnen durch Agenten vertreten, deren Ansehn und Einfluß viel dazu beiträgt, Ruhe und Ordnung unter ihnen zu erhalten. Die Regierung der Vereinigten Staaten gibt sich viel Mühe, die Indianer durch Anleitung zum Ackerbau und zur Errichtung fester Wohnsitze zu civilisiren, und bei einigen Stämmen ist dies bereits in bedeutendem Maße gelungen, namentlich bei den Cherokees, Creeks, Choktaws und Chikasaws, die jenseit des Missisippi zwischen den Flüssen Arkansas und Redriver abgegrenzte Gebiete bewohnen, welche ihnen von den Vereinigten Staaten angewiesen wurden. Die Cherokees haben sogar bereits Zeitungen, die in ihrer eignen Sprache, jedoch in englischen Lettern gedruckt sind. Die Stämme der nördlichern Gegenden halten meist zäher an ihrer wilden Sitte und Lebensweise und werden daher nach und nach untergehen, während diejenigen, die sich der Civilisation anschließen, gedeihen und an Zahl zunehmen.

---

*) Ein amerikanischer Acker (acre) enthält 43,560 Quadratfuß, ist also größer als die meisten deutschen Morgen. 640 Acker bilden eine Section oder engl. Quadratmeile. Das ganze Land ist nach Sectionen vermessen und die Verkäufe geschehen von Seiten der Vereinigten Staaten sowol in ganzen Sectionen als in einzelnen Sectionstheilen bis zu $^1/_{16}$ Section oder 40 Acker. Der feste Preis dieser Verkäufe ist $1^1/_4$ Dollar (fl. 3. 8 kr.) für den Acker.

Deutsches Element in den Vereinigten Staaten. — Es ist in Deutschland und noch mehr unter den Deutschen in Amerika gar viel die Rede von dem deutschen Elemente in den Vereinigten Staaten, von dessen Berechtigung, von der besten Weise, wie es sich im amerikanischen Leben geltend machen sollte, von dem Widerstande, den es von Seiten der Amerikaner erfährt u. s. w. Will man sich aber in dieser allerdings wichtigen Angelegenheit nicht mit bloßen Redensarten begnügen, so muß man vor allen Dingen darüber ins Klare zu kommen suchen, was man unter dem deutschen Elemente, so weit es eine wirkliche Berechtigung in den Vereinigten Staaten in Anspruch nehmen darf, zu verstehen hat; sonst läuft alles auf leere Worte und Mißverstand hinaus, wie überall, wo der Gegenstand einer Discussion nicht klar genug definirt ist. — Daß es nicht gut wäre, wenn alle Eigenthümlichkeiten, welche die deutsche Einwanderung mitbringt — auch die schlimmen — in Amerika Eingang und Verbreitung fänden, das wird selbst der ärgste Deutschthümler zugeben müssen; — wir meinen damit namentlich die deutsche Pedanterie, Kleinlichkeit, starre Rechthaberei, Unbeholfenheit, Bedenklichkeit, Gleichgiltigkeit oder Unerfahrenheit in öffentlichen Angelegenheiten, Phantasterei in vielen Dingen, großen, aber schnell verrauchenden Enthusiasmus für unhaltbare Ideen, — ferner die etwas zu starke Neigung deutscher Nation zu behaglichem Sinnengenuß, zum Gläschen, zu vollen und delicaten Schüsseln und zu Lärm, Ausgelassenheit und Uebermaß bei diesen Genüssen. Es wäre gewiß kein erfreuliches Resultat, wenn die Vereinigten Staaten sich nach und nach in eine Carricatur von Deutschland verwandelten. Selbst die deutsche Sprache — so wünschenswerth es auch sein mag, daß sie sich im Privatkreise deutscher Familien erhalte, — darf keinen Anspruch darauf machen, als öffentliche Sprache neben der englischen und mit gleicher Berechtigung anerkannt zu werden. Denn die deutsche Einwanderung, obwol bereits auf mehre Millionen anzuschlagen, bildet immer nur eine geringe Minderzahl unter 27 Millionen, und überdies ist Einheit der Sprache eine der wesentlichsten Bedingungen der Nationaleinheit. Wo mehre Sprachen herrschen, da ist ein echt einheitlicher Nationalgeist nicht denkbar, und doch beruht auf diesem die Größe und Wohlfahrt einer Nation. Zudem ist es recht und billig, daß diejenigen, welche die Gastfreundschaft eines fremden Landes in Anspruch nehmen, um ihre Zukunft dort zu gründen, sich den Verhältnissen der Adoptivheimath fügen und nicht störend auf dieselben einwirken. Daher ist es auch völlig unzulässig, daß in politischen und andern öffentlichen Angelegenheiten ein deutsches Interesse als solches dem amerikanischen feindselig entgegentrete, — daß eine deutsche Partei sich geltend zu machen suche. Nicht Absonderung, sondern Verschmelzung ist die wahre Aufgabe; denn nur aus letzterer kann Einheit, Kraft und Nationalgröße hervorgehen. Man bedenke nur, daß eine so anmaßende Rolle, wenn sie für die Deutschen statthaft wäre, auch den Eingewanderten aller andern Nationen zugestanden werden müßte, — und welcher Stand der Dinge, welche Verworrenheit und Zerrissenheit würde daraus für die Vereinigten Staaten entspringen! Man stelle sich den umgekehrten Fall vor, nämlich daß Deutschland das Ziel einer zahlreichen Auswanderung wäre, und daß die Ankömmlinge, zum Dank für die gewährte Aufnahme, durch Oppositionsgeist und Geltendmachung von zehnerlei verschiedenartigen Nationalitäten, Verwirrung in die

öffentlichen Verhältnisse brächten und die Nationaleinheit gefährdeten. Was würden wir Deutsche zu einer solchen Unverschämtheit sagen und wie würden wir uns gegen die übermüthigen Fremdlinge benehmen? — Und doch haben manche eingewanderte Deutsche, besonders solche, die durch die Stürme von 1848 und 1849 nach Amerika getrieben wurden, diesen falschen Weg eingeschlagen und andere Deutsche mit sich fortzureißen gesucht, — eine Frucht ihrer exaltirten, unpraktischen Ideen, ihrer vermeintlichen Wichtigkeit und ihres Ehrgeizes, der um jeden Preis eine Rolle zu spielen suchte. Sie nannten sich das „neue Element", wurden aber selbst von andern Deutschen, die reifere Ansichten und Erfahrungen besaßen, kräftig bekämpft. Auch unterlagen sie im Wesentlichen und bilden nun eine Classe von Unzufriedenen, die gern ihre Galle durch Schmähschriften gegen die Vereinigten Staaten und durch die bitterste Kritik aller dortigen Verhältnisse und Zustände ausläßt. Diese Leute haben nicht wenig dazu beigetragen, die unfreundliche Stimmung der Knownothings und anderer Nativisten gegen die Einwanderung hervorzurufen oder doch zu steigern.

Aber es gibt wirklich ein deutsches Element, welches mit dem größten Rechte und mit entschiedenem Vortheil für beide Theile sich in Amerika geltend machen darf und auch wirklich geltend macht. Ja es trifft sich, daß grade diejenigen nationalen Vorzüge, die man gern als deutsche bezeichnet, nämlich heitere Gemüthlichkeit, Offenheit, Wissenschaftlichkeit, Kunstsinn, Hang zu einer poetischen Auffassung der Dinge, und überhaupt Streben nach dem Idealen, den Amerikanern mehr oder minder fehlen, während umgekehrt die Deutschen an dem Mangel leiden, was die Amerikaner besonders auszeichnet, wir meinen ihren praktischen Sinn und Takt, ihren energischen, großartigen, unermüdlichen, kein Hinderniß scheuenden Unternehmungsgeist, ihre Gewohnheit, alles erst ruhig zu prüfen und den Dingen auf den Grund zu schauen, ehe sie dafür in Enthusiasmus gerathen; sodann im Privatverkehr ihren Ernst und ihre ruhige Gemessenheit des Benehmens, im Politischen aber ihr stets lebendiges Interesse für öffentliche Angelegenheiten, ihre ununterbrochene Wachsamkeit und männliche Entschlossenheit in Wahrung ihrer Rechte und ihren ungemeinen Scharfsinn in Entdeckung aller nahen oder entfernten Gefahren, die diese Rechte bedrohen. Ein gegenseitiger Austausch, eine glückliche Mischung dieser beiderseitigen Vorzüge würde gewiß zur Ausbildung eines höchst ausgezeichneten Nationalcharakters führen, und in diesem Sinne ist die Belebung des deutschen Elementes in Amerika und dessen Einwirkung auch auf das Leben der eingebornen Amerikaner hauptsächlich wünschenswerth. Auch steht dieser Einwirkung kein äußeres Hinderniß im Wege, und die innern Schwierigkeiten — die, welche aus der Gesinnung entspringen, werden mehr und mehr verschwinden, so wie die Deutschen mehr und mehr jeden Gedanken an eine oppositionelle Stellung aufgeben und auf eine herzliche Anschließung und Verschmelzung hinarbeiten.

Wir schließen für heute unsern Artikel mit diesen allgemeinen Betrachtungen, behalten uns aber vor, nach und nach über die Fortschritte, welche das deutsche Element in Amerika in dem erwähnten Sinne bereis gemacht hat, Näheres mittheilen.

**Aus Paris.** — Ein Proceß, wie sie in Paris nur zu häufig vorkommen, hat seit ich nicht geschrieben, das Publicum eine Woche lang und noch mehr beschäftigt. Natürlich, die Heldin ist Sängerin und Lorette zugleich, ihre Mitschuldigen waren eine Hebamme und ein bekannter Hemdfabrikant aus der Rue Richelieu. Die leichte Sängerin ist weiß gewaschen, der Hemdfabrikant zu fünf Jahren Gefängniß und die Hebamme zu fünf Jahren Zuchthaus verurtheilt worden. Das Verbrechen, um das es sich gehandelt hat, ist leicht zu errathen, aber das psychologische Interesse dieses abscheulichen Dramas liegt außerhalb der handelnden Namen. Eine Schwester der Angeklagten ist als Angeberin aufgetreten und das Zurückstoßende, was in diesem Acte liegt, hat nicht wenig zur Freisprechung der Schuldigen beigetragen. Man hat einen Brief dieser Schwester zu den Actenstücken gelegt, der die Zuhörer mit Recht empört hat. Fräulein Emma hat ihre Schwester ins Unglück gebracht wegen eines vergoldeten Armbandes und wegen einiger Kleiderlumpen, sie selbst war eine Schülerin des Conservatoriums und ist ein ganz junges Mädchen. Die Mutter der Sängerin begab sich mit dieser nach dem Processe zum Director der komischen Oper, ihn zu bitten, daß er ihre Tochter neuerdings engagire, indem sie geltend machte, dieselbe sei infolge ihres Processes der Neugierde des Publicums nur um so näher getreten. H. Perrin, der ein Ehrenmann ist, und sich vielleicht gern nicht strenger gezeigt haben würde, als die Geschwornen, mußte nach einer so unwürdigen Reclame unerbittlich bleiben.

Es ist traurig, daß jetzt bürgerliche Leute, nicht blos wie ehemals Leute von Hof und Adel, den Ton des liederlichen Lebens angeben. Der Präsident war wol inspirirt, als er dem Hemdfabrikanten das Gehässige und Lächerliche des bourgeois roué zu Herzen zu führen gesucht, und ein solcher ist allerdings nicht weniger verächtlich und belachenswerth als der bourgeois gentilhomme. Der Krebsschaden ist leider zu tief gedrungen, und das Laster hat sich in Frankreich seit Ludwig XV. ziemlich als tiers-état eingebürgert. Es kann nichts Verabscheuungswürdigeres geben, als diese Picknicks der Laster, welche das Grundwesen der heutigen frivolen Gesellschaft bilden. Ein Wüstling, dem eine ehemalige Freundin ihre prachtvollen Gemächer, und die darin aufgehäuften Reichthümer zeigte, blieb wie in tiefes Sinnen versunken. „Beneiden Sie mich etwa" fragte die Lorette, „weil Sie so stumm da stehen?" „„Ach nein"" erwiederte der Gefragte „„ich dachte blos an Louis Blanc und an die Wunder der Association."" Wer in seinen Beziehungen zum Weibe eine solche Erniedrigung erträgt, der kann auch im Staate nur eine erbärmliche Rolle spielen.

Ich habe, Sie werden mir das Zeugniß geben, Ihre Leser selten ins Bereich der Gazette des Tribuneaux geführt, und wenn ich heute eine Ausnahme mache, so geschieht es, weil mein Geist von der Erinnerung an eine Unzahl von scandalösen Geschichten dieser Art gequält wird. Ich wollte, und wäre es auch nur vorübergehend, Notiz auch von dieser Seite des pariser Lebens nehmen, da das Bild davon, das sich in diesen Briefen entrollen soll, sonst kein treues wäre.

Ich hole Versäumtes nach. Die Akademie, die Literatur und die Politik haben, seit ich nicht geschrieben, eine Illustration eingebüßt. Herr von Salvandy ist gestorben, ein Mann, den seine Gegner wie seine Freunde als

einen ehrlichen Mann betrauern, wenn auch der Abend seiner Lebensbahn nicht dem Anfange derselben entsprochen haben mag. Als Privatcharakter stand Salvandy allgemein geachtet da, und als Politiker mochte man ihn zwar häufig tadeln, aber man sagte ihm keine Motive nach, welche das Leben so vieler Berühmtheiten verdunkeln.

Salvandy muß als ein wohlwollender, kenntnißreicher, talentvoller Mann bezeichnet werden, der, was in Frankreich eine Seltenheit ist, berühmt geworden ist, ohne esprit zu besitzen.

Er war in Condom im Departement von Gers (1796) geboren, und stammte aus einer Familie irländischen Ursprungs. Er trat infolge seines Fleißes und seiner Begabung als Stipendiat ins Lycée Napoléon. Das Collegium verlassend, trat er gegen den Willen seiner Eltern in die Ehrengarde, machte die Feldzüge von Sachsen und Frankreich mit, und rückte schnell zum Adjutantmajor vor. Dreimal während dieser beiden Campagnen verwundet, erhielt er aus den Händen Napoleons in Fontainebleau das Kreuz der Ehrenlegion.

Nach dem Kaiserreich verließ Salvandy das Kriegshandwerk und kam nach Paris. Eine neue Zeit begann. Der junge Offizier wurde Hörer der Rechte, und trat zugleich, um seinen Grad nicht zu verlieren, in das Haus des Königs ein. Er war Mousquetaire noir geworden, und begleitete als solcher Ludwig XVIII. bis an die Grenze. Während der hundert Tage veröffentlichte er zwei Broschüren, in welchen ein lebhaftes Gefühl für Freiheit athmete. Nach der Invasion hatte er den Muth, eine Broschüre zu veröffentlichen (die Coalition Frankreichs), die ihm die Feindschaft „der guten Freunde unserer Feinde" zuzog. Man verlangte von Ludwig XVIII., den kühnen jungen Mann zu verhaften. Der König war aber ehrenhaft genug, dieses Geheiß zu verweigern. Der Herzog von Richelieu, dem diese Broschüre aus dem Gedächtniß gekommen war, stellte den dreiundzwanzigjährigen Salvandy im Jahr 1819 als Requetenmeister beim Staatsrathe an.

Im Jahr 1820 unternahm er eine Reise nach Spanien, um daselbst die Entfaltung der spanischen Revolution zu studiren. Als ihn der Minister Peyronnet aus den Listen des Staatsrathes strich, warf sich Salvandy ganz auf Schriftstellerei. Er legte auch seinen Titel als Generalstabshauptmann nieder, und gab so auch seine Pension auf, welche sein einziges Vermögen ausmachte. Um jene Zeit schickte er seinen Halbroman Alonzo (ou l'Espagne) heraus, der später den Witzblättern zur Zielscheibe diente. Als Roman ist das ein schlechtes Buch, doch enthält es viel dankenswerthe Beiträge zur Kenntniß des Landes, von welchem es handelt. Der Stil ist schwülstig und breit zugleich. Von letzterem Mangel hat sich Salvandy niemals ganz befreien können. Nach Alonzo erschien Islaor oder der christliche Barde. Es war ein Unglück für Salvandy, daß ihn die Lorbeeren Chateaubriands nicht haben diesen Versuch verschlafen lassen.

Als die Censur wieder hergestellt wird, veröffentlichte Salvandy eine Broschüre, die viel Lärm machte. Er schrieb im Verein mit Chateaubriand eine Reihe von Artikeln für das Journal des Debats, welche nicht wenig zum Sturze des Cabinets Villèle beigetragen haben. Unter Martignac in den Staatsrath berufen, gibt Salvandy seine Entlassung, so wie Polignac an die Spitze der Regierung tritt. Er geht mit neuer Energie zur Journalistenfeder. Der berühmte Artikel, der mit

den Worten schloß: „Unglücklicher König! Unglückliches Frankreich!“ rührt von ihm her.

Salvandy verdankt man noch einen anderen historischen Ausspruch. Er war es gewesen, der vom Feste, das Philipp von Orleans dem Könige von Neapel im Palais royal gegeben hatte, sagte: „wir tanzen auf einem Vulkan.“

Nach der Julirevolution scheint Salvandy den Compaß seiner Grundsätze zu verlieren; der Doctrinarismus hat ihn um seine Persönlichkeit gebracht und er kam namentlich seit 1836 nicht mehr von der Kette los, an welche ihn Guizot geschmieden hielt. Er hat mit diesem an dem Untergang des Julithrones gearbeitet und sich nach der Februarrevolution für die eigne Ohnmacht durch blinde Reaction gegen die Republik gerächt. Salvandy war zweimal Gesander in Madrid und in Turin und mußte beide Male wegen Schwierigkeiten mit den Regierungen, bei welchen er accreditirt war, seinen Posten aufgeben.

Während der letzten Jahre seines Lebens hat Salvandy durch seine Fusionsversuche sich blamirt.

Als Privatcharakter verdiente er, ich wiederhole das, alle Hochachtung.

Noch ein nachholendes Wort über die Theater. Verdis Triviala, wie man hier die Traviata hieß, ist gehörig durchgefallen. Von Verdienste nicht ein einziges Stück in dieser erbärmlichen Partitur, nichts, das sich durch musikalischen Charakter auszeichnete, nicht eine Phrase, die anzöge und dazu noch ein Mangel an Originalität, wie man ihn selbst Verdi sonst nicht nachsagen konnte. Die Orchestration ist kalt, leer und sie bält es mit dem Gesange, wie Abraham mit Loth, sie geht nach links, wenn er nach rechts geht, und umgekehrt. Verdi hat sonst wenigstens dramatisches Geschick und er bewährt sich als tüchtiger Arrangierer des modernen musikalischen Spectakels. Dies Mal ging es ihm, wie es allen Talenten zweiten Ranges geht, die ihre Individualität aufgeben wollen, um sich aus der mühsam geschaffenen Sphäre in fremde zu wagen. Meyerbeer sollte diese Traviata anhören, um sich vor einem ähnlichen Fiasko zu hüten — denn wenn er seine mathematischen Combinationen, seine gesuchten Effecte, seine lärmende Toilette fort nimmt, dann bleibt gewiß etwas, das dieser Traviata ähnlich sehen wird, der Text ist eine Verunstaltung der dame aux camelias, — eine Verunstaltung aber, die bis zur Virtuosität geht. Fräulein Piccolomini, welche den Engländern Thränen der Bewunderung und tausende von Pfunden gekostet hat, ist eine kleine Person, die, was Stimme betrifft, schöne Augen hat und deren Gesang durch eine kokette Art den Mund zusammenzuziehen und den Kopf graziös zu schütteln, sich auszeichnet. Die Dame hat drei erträgliche Töne, f, g, a, und wo diese aufhören, fängt das Geberdespiel an und hilft die Nase und der zu einem Kropfe anschwellende Hals aus, musikalisches Wissen hat sie wenig, aber viel Muth, und sie stürzt sich ohne Fallschirm von der Höhe in die Tiefe, unbekümmert darum, wie es ihr auf der Reise geht, und es geht ihr oft schlecht genug. Es fehlt ihr sogar an musikalischem Gefühle. Als Schauspielerin hat sie wenigstens einige Begabung. Sie besitzt innere Emotion und Koketterie und ist auch nicht ganz ohne liebenswürdige Schelmenheftigkeit, aber das alles wird dillettantenhaft benutzt und in wichtigen Momenten wird die Intention so offenbar, daß keine Illusion möglich bleibt. Fräulein Piccolomini verdankt ihre Erfolge in London Lumley Barnum, Lord Ward, ihrem histori-

schen Namen und der Tugend der Engländerinnen, welchen jede Traviata (Verirrte) das Interesse einer neuen Erscheinung bietet. Die komische Oper hatte die alte Farce vom avocat Patelin fast ganz ohne Veränderung des Textes (was den Gang des Stückes und den wesentlichen Inhalt betrifft) auf die Bühne gebracht und einen immensen Erfolg gefunden. Die Musik hat das Verdienst, den Localton des Stückes, die Färbung der Zeit getroffen zu haben und sich in ehrerbietiger Entfernung neben dem Stücke zu halten. Ueber jedes Lob erhaben aber sind die Darsteller.

---

# Literatur.

Sebastian Franck und deutsche Geschichtschreibung. Beitrag zur Culturgeschichte vorzüglich des 16. Jahrhunderts. Von Hermann Bischof. Tübingen, E. Riecker. — Sebastian Franck, der jüngere Zeitgenosse Luthers (geb. um 1500, gest. 1545) greift durch seine historischen und philosophischen Arbeiten sehr bedeutend in die culturhistorische Bewegung des 16. Jahrhunderts, namentlich der historischen Studien ein. Die philosophische Facultät zu Tübingen hatte 1854 die Charakteristik dieses bedeutenden Mannes als Preisaufgabe gestellt, und krönte die vorliegende Schrift aus den folgenden Motiven. „Die Abhandlung zeichnet sich durch umfassende Belesenheit auch in der Quellenliteratur; bestimmte wissenschaftliche Begriffe; Schärfe, Umsicht und Unbefangenheit des Urtheils; tieferes Eindringen in das Wesen des Gegenstandes; Planmäßigkeit; Abrundung; gebildete Sprache und fließenden, belebten Stil vortheilhaft aus. Ueberall wird auf den Kern der Sache, auf die eigenthümlichen Grundideen des Schriftstellers zurückgegangen; diese auf oft geistvolle Weise in Beziehung gesetzt zu den Zeitideen; und sein Verhältniß zu der Reformation, zu seinen Vorgängern, den Chronisten des Mittelalters, wie zu der modernen Historiographie, — seine Stellung im Entwicklungsproceße der Wissenschaft klar und treffend bestimmt." Zum Theil aus Pietät gegen das Urtheil der Facultät hat der junge Verfasser sich bestimmen lassen, das Buch im Wesentlichen in der Form herauszugeben, in der es zuerst geschrieben ist. Wir können das nicht für zweckmäßig halten, denn so sehr wir dem Urtheil der Facultät in der Anerkennung der gründlichen und gelehrten Forschung beipflichten, so wenig können wir das für richtig halten, was sie über die künstlerische Behandlung des Stoffes sagt. Der Stil ist im höchsten Grade manierirt und wird namentlich durch die Neigung zu Citaten und Anspielungen entstellt — wir meinen damit natürlich nicht die Citate aus den Quellen, die vielmehr alles Lob verdienen, namentlich das genaue Register der Parallelstellen, um nachzuweisen, wie Franck seine Quellen benutzt hat, sondern die Citate aus belletristischen und philosophischen Schriftstellern, die sammt und sonders überflüssig sind und den Verfasser nicht selten zu einem gespreizten Wesen verleiten, das sich für die Natur des Gegenstandes nicht eignet. Bei einer Erstlingsarbeit halten wir es um so nöthiger,

auf diesen Fehler hinzudeuten, da man die wahre Bedeutung eines guten historischen Stils nicht selten verkennt. Der gute historische Stil besteht darin, daß man sich streng an die Sache hält und die eigne Person aus dem Spiel läßt.

Loiseau par l. Michelet. Deuxième édition revue et augmentée, Paris, Hachette & Co. — Was sich der berühmte Historiker bei diesem Buch, das bereits in zweiter Auflage erscheint, eigentlich gedacht hat, ist schwer zu ermitteln. Er gibt zwar eine ziemlich ausführliche Vorrede, aber in dieser erfährt man auch nichts Bestimmtes: das Buch sei aus dem Schoß der Familie hervorgegangen, aus den Tischgesprächen, den Winterlectüren, dem Geplauder im Sommer u. s. w. Es ist allerdings viel von Vögeln darin die Rede. Der Verfasser beklagt sich, daß „diese geflügelte Classe, die höchste, zarteste, die mit dem Menschen am meisten verwandt ist, doch am meisten von den Menschen verfolgt wird; um ihm Schutz zu geben, sei es nöthig, in dem Vogel die Seele zu enthüllen, nachzuweisen, daß er eine Person ist", und nun folgen eine Reihe von Schilderungen, zum Theil sehr poetisch, aber von jener eigenthümlichen Art Poesie, die man bei uns in Deutschland als toll gewordene Prosa bezeichnet, wo die Phantasie und die Empfindung völlig mit dem Schriftsteller durchgeht und sich doch nicht so weit über die endlichen Bedingungen erhebt, daß eine poetische, auf sich selbst ruhende Gestaltung daraus hervorgehn könnte. Michelet ist reich an warmen Anschauungen und geistvollen Einfällen; aber wenn es ihm schon auf seinem eignen Gebiet, der Geschichtschreibung, sehr schwer wird, diesen Inspirationen die nothwendige Kritik entgegenzusetzen und sie dadurch zu formen, so scheint das bei einem Stoff, dessen Wahl an sich schon eine Caprice ist, völlig unmöglich zu sein. Wir Deutsche kommen in dem Buch sehr gut weg; unsere Dichter werden häufig citirt, das Poetische unserer Lebensanschauung wird mit Wärme hervorgehoben. Aber diese freundliche Gesinnung, die Michelet immer gegen uns entwickelt hat, kann uns doch nicht darüber täuschen, daß für die Existenz dieses Buchs kein innerer Grund vorhanden ist. —

S.

Dasselbe Werk in deutscher Uebersetzung unter dem Titel: „Aus den Lüften", das Leben der Vögel von J. Michelet. Berlin 1857. Sigismund Wolff, in vortrefflicher Ausstattung. Aber das Gezierte und Seichte des französischen Textes wird in dem klaren Licht unserer Sprache noch peinlicher; wir lernen gegenüber der dreisten Unwissenheit des Franzosen die bescheidenen Naturschilderer der Deutschen, die Herren Masius, Osterwald u. s. w. wahrhaft hochachten. Denn ihre liebevollen Darstellungen der Störche, Frösche, Haselsträucher und anderer gemüthlicher Existenzen gewähren wenigstens der heranwachsenden Jugend eine passende Lectüre, während der geschmacklose Esprit des H. Michelet weder die Anschauungen, noch das Urtheil, noch endlich den Geschmack unserer Jugend bilden wird.

---

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt.**

Als verantwortl. Redacteur legitimirt: F. W. Grunow. — Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

# Antike Versuche auf dem modernen Theater.

Alexandrea. Tragische Trilogie. Von F. A. Maercker. Berlin, Decker.

Der vorliegende Versuch verdient zunächst das Lob einer gewissenhaften Arbeit. Was zu den Aeußerlichkeiten eines Kunstwerks gehört, Versmaß, Stil, poetisches Colorit, ferner die Technik in Bezug auf die Anordnung der Scenen, die Gruppirung der Figuren ꝛc., alle diese Dinge, mit denen man es heutzutage nur zu leicht zu nehmen pflegt, hat der Verfasser mit großem Ernst und mit Sachverständniß behandelt. Es ist heute schon wohlthuend, wenn man im Drama einen gutklingenden Vers antrifft; und das ist hier in reichem Maße der Fall. Ferner macht das Drama durchweg den Eindruck, daß es von einem gebildeten Mann herrühre. Die Ideen sind weder sehr neu, noch sehr frappant, aber sie stehen auf der Höhe der Cultur. Das alles berechtigt den Verfasser, bei dem Leser einen Succès d'estime zu erwarten; ob auch auf dem Theater, das ist eine Frage, die wir verneinen müssen. Wol aber regt das Drama seiner Tendenz wegen zu der allgemeinen Besprechung eines poetischen Princips an, die bei den Ferien, die uns die eigentlichen Theaterdichter geben, wol zeitgemäß sein möchte.

Dieselbe Reaction, die wir seit 17 Jahren auf dem französischen Theater verfolgen, fängt sich auch bei uns an zu regen. Seit 1838 sehen wir in Frankreich die römischen Tyrannen und die römischen Jungfrauen, die Tarquinier und Appier, die Virginia und Lucretia, die man seit den ersten Stücken V. Hugos und A. Dumas von den Theatern auf immer verbannt glaubte, mit dem ganzen Apparat von Declamationen, an die man in der altclassischen Zeit gewöhnt war, wieder auftreten. Seitdem das Drama der Renaissance und des Mittelalters sich in dem Thurm von Nesle und in den kolossalen Hallen der Burggrafen versteinert hatte, war man der Gothik und der Romantik müde geworden. Eine geniale Schauspielerin beschwor die Schatten Corneilles und Racines wieder herauf; ein junger talentvoller Dichter ging, um etwas Neues zu leisten, wieder bei Boileau in die Schule. Auf den ersten Beifallssturm ist freilich wieder eine gewisse Blasirtheit eingetreten, aber wenn die Menge den römischen Tugenden nicht mehr zujauchzt, so ist dafür die feine

Welt dem neuen poetischen Princip, das eigentlich nur eine Wiederaufnahme der alten Tradition war, beigetreten, und die französische Akademie, die sich in den letzten Jahren fast ganz aus dem Heerlager der Romantik recrutirt hatte, hat ihre geheiligten Pforten dem Dichter der Lucrezia geöffnet. Herr Ponsard hat nicht verfehlt, bei dieser Gelegenheit Shakespeare und Goethe abzukanzeln und ihnen Corneille als Muster vorzuhalten, was doch selbst den leidenschaftlichsten Anhänger Boileaus, Herrn Nisard, mit einiger Verwunderung erfüllt hat.

Wenn bei den Franzosen die classischen Stoffe und die classische Form ein Ausdruck der nationalen Kunst sind, so ist sie bei uns nur in der Form von Experimenten aufgetreten. Iphigenie, die Braut von Messina und Ion haben zwar das Gemeinsame, daß sie auf Griechenland hinweisen, aber sie sind in ihrer Tendenz so verschieden, daß sich daraus keine Schule hat entwickeln können. Der moderne Dichter kann sich an kein bestimmtes Vorbild anlehnen, weder an Goethe, noch an Schiller, noch an Schlegel, er muß sich auch in der Form seiner eignen Schöpferkraft überlassen. Am nächsten liegt es, auf das Urbild dieser Kunstform, auf die griechischen Tragiker zurückzugehen. In den letzten Jahren sind eine Reihe Uebersetzungen aus dem Aeschylus, Sophokles und Euripides erschienen, zum Theil mit einer sehr genauen Nachbildung der Form und einem wesentlichen Fortschritt in der Technik, zum Theil in der schillerschen Weise modernisirt, z. B. die Stücke von Gravenhorst. Wenn man erst anfängt in der Sprache zu modernisiren, so gehen dem modernen Dichter bald Lücken im Zusammenhang der Handlung auf, er findet, daß in diesem und jenem Punkt sich die Ansichten wesentlich geläutert haben, und er versucht dann die Lücken auszufüllen, die antike Fabel mit dem sittlichen Geist des Christenthums zu durchdringen und demnach auch die Begebenheiten selbst, oder wenigstens ihre Motivirung zu verändern. Dieser Methode verdanken in den letzten Jahren mehre Stücke ihre Entstehung, die sogar mit einigem Erfolg über die Bretter gegangen sind. Hatte man doch schon früher den noch kühnern Versuch gemacht, das griechische Theater in seiner strengen Form zu restauriren, freilich mit einer Musik von Mendelssohn und Taubert, die den Zeitgenossen des Perikles wunderlich genug geklungen haben würde.

Abgesehen von dem Trieb nach Neuerungen, der sich in einem unproductiven Zeitalter am lebhaftesten regt, sind für diese Reaction zwei vollwichtige Gründe anzuführen.

Einmal fühlt man das Bedürfniß, die theatralischen Mittel zu vereinfachen. Die blinde Nachahmung Shakespeares hat auf unser Theater manche schädlichen Einflüssen gehabt. Die Reformatoren unserer Bühne, Lessing, Schiller und Goethe, haben zwar genau gewußt, wie weit Shakespeare nachzuahmen sei; sie haben nicht geglaubt, daß man jede dritte Minute mit der Decoration

wechſeln, daß man Perſonen zum Behuf einer einzelnen Scene einführen, daß man die Handlung beliebig retardiren dürfe. Dann aber kamen die romantiſchen Kritiker und ſuchten nachzuweiſen, daß in Shakeſpeare jede Scene künſtleriſch nothwendig ſei, und ſo finden wir denn namentlich in den hiſtoriſchen Tragödien faſt regelmäßig eine Unzahl von Perſonen, für die kein mittleres Theater die nöthigen Kräfte beſitzt, und einen beſtändigen Wechſel des Orts und der Zeit, der die Aufmerkſamkeit des Publicums von dem Innern auf das Aeußere ablenkt, was gewiß gegen den Sinn der Kunſt iſt. Nachgrade ſieht man ein, daß die vielgeſchmähten ariſtoteliſchen Regeln doch ihren verſtändigen Sinn haben. Man wird ſie zwar nicht mehr ſo äußerlich nehmen, wie die Franzoſen, bei denen die jungen Lieutenants und Stutzer die beiden Seiten des Theaters ausfüllten, ſo daß zwiſchen ihnen höchſtens drei Acteurs Raum hatten, ſich ſchicklich aufzuſtellen, und daß weder von einem Wechſel der Decorationen, noch von einem lebhaft bewegten Spiel die Rede ſein konnte, aber daß die Einheit der Handlung künſtleriſch nothwendig ſei, davon iſt heute jeder überzeugt und nicht weniger davon, daß die Aufmerkſamkeit des Publicums ſo wenig als möglich durch den Wechſel der Decorationen, durch die Maſſenhaftigkeit des Perſonals und durch Sprünge in der Zeit geſtört wird; mit andern Worten, man weiß, daß man mit den materiellen Mitteln haushälteriſch umgehn muß, um künſtleriſch zu wirken, und daß in dieſer Beziehung die Alten ein ernſthaftes Studium verdienen.

Man fühlt ferner das Bedürfniß eines einheitlichen edlen Stils, der uns der Sphäre des gemeinen Lebens entrücken ſoll. Auch hier iſt durch eine mißverſtandene Auffaſſung Shakeſpeares das Theater mehr und mehr dem Naturalismus verfallen. Die Grenzen des Luſtſpiels und der Tragödie haben ſich verſchoben, und ſelbſt demokratiſche Dichter, die uns die Herrlichkeiten der Revolution vorführen, verſäumen niemals, die bekannten Volksſcenen aus Cäſar und Coriolan auszuſchreiben, in denen ſich die majestas populi nicht ſehr glänzend offenbart. Sowol die Dichter als die Schauſpieler ſind nur zu geneigt, den Naturalismus mit dem Realismus zu verwechſeln und ihre Helden ſo zu ſchildern, als ob ſie die Kenntniß derſelben den Kammerdienern verdankten. Trotz einzelner Verſuche in der alten idealiſtiſchen Schule hat ſich dieſer Naturalismus auf unſerm Theater mehr und mehr ausgebreitet, und die Kritiker mögen gegen die Birch-Pfeiffer eifern, ſo viel ſie wollen, ſie macht noch immer volle Häuſer. Auf der andern Seite iſt es ſehr ſchwer, zu dem Idealismus des ſchillerſchen Theaters zurückzukehren, denn die Rhetorik dieſes glänzenden Dichters iſt durch ſeine ſchlechten Nachahmer ſo verwäſſert worden, und ſie hat zu dieſer Verwäſſerung ſo viel Gelegenheit geboten, daß in unſern Tagen eine Art von Studium dazu gehört, zu entdecken, wie ſehr ſich die ſchillerſche Sprache z. B. von der raupachſchen unterſcheidet. Das alles ſind

Gründe, welche die Abwendung zur Antike wol erklären, aber freilich noch nicht rechtfertigen.

Zunächst widerstreben die antiken Stoffe, wenn man sie so auffaßt, wie sie aufgefaßt werden müssen, um auf unserm Theater zu wirken, grade dem Zweck, den die neue Schule sich setzt, der Vereinfachung der Mittel. Corneille und Racine nahmen es mit ihren antiken Stoffen nicht so genau, sie idealisirten sie nach dem Vorbild von Versailles, und wurden dazu nicht blos durch die unvollkommene historische Bildung ihres Publicums berechtigt, das sich wenig darum kümmerte, wie man zu den Zeiten des Perikles und des Alexander empfunden habe, sondern durch den Geist der französischen Poesie überhaupt, die niemals darauf ausgegangen ist, Zustände zu charakterisiren, sondern die nur Leidenschaften und Actionen ausgemalt hat. Wenn die Dichter dem Publicum eine starke, spannende Action vorführten, so fragte dieses nicht danach, ob sie richtig oder unrichtig motivirt wäre. Bei uns ist das anders. Wir verlangen von unsern Dichtern eine scharfe Charakteristik und eine bedeutende, überzeugende Motivirung. Nun sind aber die Sagen und Geschichten des Alterthums von einem sittlichen Geist ausgegangen und eingegeben, der von dem unsrigen himmelweit abweicht. In der Form der Erzählung lassen wir uns auch das Seltsame gefallen, auf dem Theater aber wollen wir die uns fremde und seltsame Empfindung und Handlung gründlich motivirt sehen. Das kann nur durch zwei Mittel geschehen, entweder durch ängstliches psychologisches Raffinement, ein Mittel, durch welches Hebbel zum Theil sein großes Talent ruinirt hat, oder durch Anwendung der modernen Geschichtsphilosophie, indem wir unser Bewußtsein über die historische Bedeutung der Helden auf ihre eigne Empfindung übertragen. Dieses Mittel hat Herr Maercker angewandt. Er läßt seine Helden und ihre Begleiter nicht so reden, wie sie etwa in ihrer Zeit geredet haben mögen, sondern wie der Schüler Hegels in ihre Seele hinein empfindet. Durch dies Uebergewicht der Reflexion wird nicht blos die Naturwahrheit der Charakteristik beeinträchtigt, sondern auch der Hauptzweck des Dichters, die sittliche Erregung. Um auf seine Art Schuld und Schicksal miteinander zu verketten, hat der Dichter eine Reihe von Zügen erfunden, die weder zu unsern Kenntnissen stimmen, noch in den Zusammenhang der übrigen Handlung gehören, und die uns völlig kalt lassen. Wenn sich König Philipp für einen Gott ausgibt, und diese Schuld dadurch sühnt, daß der Dolch eines Meuchelmörders ihn trifft, wenn er dann als Geist seinem Sohne erscheint, um ihn vor einem ähnlichen Frevel zu warnen, so ist das für uns ein leeres Schattenspiel, dem wir vielleicht mit Neugierde, aber nicht mit innerer Theilnahme zusehen; und dazwischen schmecken die Reflexionen des Helden und seiner Untergebenen so sehr nach dem modernen Bewußtsein, daß man auch dadurch in seiner Andacht gestört wird. So erregen

namentlich die Unterhandlungen Alexanders mit den persischen Prinzessinnen nur Verwunderung.

Statira. Nicht ganz untrüglich schien mir stets der Richterstuhl
Des eignen Herzens: sinnig und erfindungsreich
Verückt es uns, umschleiert unser wahres Bild:
Vor Augen stellt es schmeichelnd uns und kunstgewandt
Ein Seelenabbild, welches zaubrisch wol uns malt
Den höchsten Ruf, die Ziele, denen wir gefolgt,
Wenn wirklich eines Gottes Stimm' uns zieht empor;
Doch wie in Wahrheit wir gestaltet, zeigt es nicht.
Hast du nicht selbst geboten, daß ein Bildner nur
Dich meißeln dürf', und hat er wol dich ganz durchschaut?
Untrüglich blickt der Himmel nur dir tief ins Herz
Und sagt, ob Du mit reinem Sinne jetzt erschienst.

Alexander. Wenn unsre wahre Bildung nur die Götter schaun,
So gibt ihr Urtheil uns der Wahrheit volles Licht.
Dem Himmel ist der Menschen Weisheit kein Gesetz:
Nach andrem Maßstab messen sich Entschlüsse dort,
Nicht nach Phantomen, sondern nach des Schicksals Schluß,
Und Göttermahnung lenkte meinen Schritt zu dir,
Zu sagen, daß ein höhrer Ruf an dich ergeht. . . . . .
Nie zwang das Herz ich, wo nur Ueberzeugung gilt:
Aufrichtge Diener sind allein die Freunde mir.
Die Kunst der Herrschaft übt' ich nimmer als Tyrann.
Das Reich, in dem ich walte, fordert Seel' und Geist;
Sie will ich pflegen, nicht ersticken durch Befehl. . . . . .

Statira. Ich kenne Herrscher durch des Volkes Liebe nur,
Und ihre Wurzel hat Gewaltthat überall
Zerstört, wo du erschienen in der Fürsten Haus,
Das jedem Volk durch Götterordnung angehört u. s. w.

Diese Unterredungen wird man mit den Gewohnheiten eines orientalischen Hofes kaum in Einklang bringen können, und sie sind andererseits nicht bedeutend genug, um uns für diese historische Unwahrheit zu entschädigen. Noch wunderlicher wird uns zu Muth, wenn diese Rhetorik ins Naturphilosophische übergeht:

Statira. Hast nie die Seele sinnend du versenkt ins All?
Hat sein Geheimniß nimmer dir es offenbart?
Blick auf zum Himmel, schau der Erde weiten Raum:
Zeig ein Gestirn, zeig eines Wesens Bildung mir,
Das fest in sich geschlossen, nicht sich selbst gehört.
Schau dort die Rose, liebst du nicht als Rose sie?
Was bleibt dir, wenn vergehend sie ins Nichts zerfließt?

Der ganzen Schöpfung Lebenskraft zeigt uns ihr Bild:
Unwandelbar im Wandel blüht sie neu und neu;
Und was der Schöpfung Leben gibt, ist auch für uns
Gesetz und Pflicht. . .

Alexander. Nennt gleich der Blumen Königin die Rose sich,
So sprießt aus edlerm Grunde doch des Menschen Geist,
Als Blum' und Thier und selbst der Sterne reines Licht.
In aller Wesen Tiefe birgt sich treibend dies:
Was schaffend sich vollendet, wirkt des Lichtes Kraft,
Zur schönsten Einheit ordnet es der Welten Bau,
Ihn hält es fest verbunden als ihr ew'ges Band.
So wirkt im Reich der Geister eine Himmelsmacht,
Die auch den Sonnen ihre Wunderkraft verliehn:
Es ist die Macht der Lieb' in ihrer Urgewalt.
Der Schöpfung tiefstes Räthsel hat nur sie gelöst,
Und ihre reinste Bildung ist des Weibes Herz.

Schon aus dieser parfümirten Blumensprache, die im Munde des macedonischen Napoleon fast wie Spott klingt, wird man entnehmen, daß es dem Dichter weniger darauf ankommt, seinen Stoff in lebendiger Action zu entfalten, als ihn in lyrische Stimmungen zu zersetzen, und daß er keinen Anstand nimmt, wo diese Stimmungen in dem Stoff selbst nicht liegen, sie von außen hineinzutragen. Es ist das zum Theil persönliche Neigung, zum Theil Schuld der Form; aber auch der Gegenstand hat ihn dazu verführt. Denn zu Dithyramben gibt die Eroberung Asiens hinreichende Veranlassung; ein Drama ist nicht daraus zu machen. Was fesselt uns an diesen Stoff? Zunächst die gerechte Begierde, uns so erstaunliche Thaten, die aller Analogie spotten, verständlich zu machen. Das Factum, daß Alexander die persische Monarchie gestürzt hat, genügt uns nicht, wir wollen ihn auf seiner Siegerlaufbahn Tag für Tag verfolgen, wir wollen die Mittel kennen, die er anwandte, um so ungeheure Erfolge zu erzielen, wir wollen unterscheiden, welche Rolle dabei der Zufall und welche der tief und weithin blickende Verstand gespielt hat. Man mag Alexander mit Achilles vergleichen, der Vergleich genügt doch nur einer ganz oberflächlichen Geschichtsphilosophie; zu der echten, dauernden Bewunderung erheben wir uns erst, wenn wir an der Hand eines gründlichen Geschichtschreibers seine Feldzugspläne studiren, und in unserer Zeit, wo die kindliche Neugierde den Spielraum in der gebildeten Welt verloren hat, ist nur derjenige berechtigt, den Helden zu preisen, der seine Größe im strengsten Sinn des Worts ermißt. Wenn wir das Werk von Droysen aufmerksam verfolgen, so werden uns nicht blos die militärischen und politischen Details klar, wir erkennen nicht blos die Bedeutung seiner Thaten für die Entwicklung der gesammten spätern Cultur, sondern wir lernen auch uns

in seine Seele versetzen und die Wandlungen begreifen, die in einer so mächtigen Natur der Rausch traumähnlicher Erfolge hervorbringen mußte. Wenn hier die Poesie mit der Geschichte wetteifern will, so kann sie es nur in der Form des Epos. Alexander ist nicht blos eine historische, er ist im Bewußtsein aller orientalischen Völker eine mythische Person geworden; und der epische Dichter hat den doppelten Vortheil, seiner Phantasie eine große Freiheit geben zu können und dabei doch zu seinen Schilderungen und Gemälden die glänzendsten Stoffe zu benutzen, welche die Geschichte überhaupt darbietet. Etwas davon findet man schon bei Curtius, der sich fast so liest, wie ein episches Gedicht.

Der Dramatiker kann von diesem Stoffe nichts benutzen, denn wollte er im Wechselgespräch oder im Recitativ die orientalische Natur charakterisiren, so würde er den Zuhörer ermüden, und wollte er die entscheidenden Momente im Leben des Helden mit Auslassung der Mittelglieder combiniren, so würden sich daraus so schreiende Contraste ergeben, daß die behendeste Phantasie ihm nicht folgen könnte.

Indem der Dichter die Geschichte Alexanders in einer Trilogie behandelt, glaubt er diesem Uebelstand abzuhelfen. Wie sehr er sich aber über die Natur seiner eignen Aufgabe täuscht, zeigt sich schon darin, daß er die Ansicht ausspricht, jedes seiner drei Stücke könne abgesondert aufgeführt werden: nur das dritte würde einen Eindruck machen, den beiden ersten würde jede Pointe, jedes Interesse fehlen. Von der Idee der Trilogie könnten wir allmälig zurückkommen. Sie hatte in Athen einen Sinn, wo die drei Stücke unmittelbar hintereinander an einem Tage aufgeführt wurden, aber nicht bei uns, wo das Publicum beim Schluß des fünften Acts die Geduld verliert. Wenn Schiller dem bedeutendsten seiner Stücke durch diese ungeschickte Form den Zugang zur Bühne erschwert hat, wie soll es dann den kleinern Talenten gelingen, ein ähnliches Resultat zu vermeiden.

Das Ungeschickte der Form liegt aber nicht blos in dieser übermäßigen Ausdehnung, sondern in den Versmaßen, in dem gräcisirenden Dialog, in der ganzen akademischen Haltung. Was die Versmaße betrifft, so hat der Verfasser allerdings gezeigt, daß der Deutsche im Stande ist, wohlklingende jambische Trimeter, anapästische und trochäische Tetrameter zu dichten, aber er hat nicht gezeigt, daß es dramatische Verse sind, und darauf kommt doch alles an. Für den lebhaften Fluß des Gesprächs, für die Action eignet sich in jeder Sprache nur ein bestimmtes Versmaß, und wenn in einem Verse so glänzend vorgearbeitet ist, wie bei uns durch Schiller und Goethe im fünffüßigen Jambus, so sollen die Dichter dabei bleiben, denn nur aus dem Festhalten der Tradition geht ein bestimmter Stil hervor. Der Trimeter paßt für unser Drama so wenig wie der Alexandriner, denn wenn der letztere bei uns schwer-

fällig klingt, weil wir die Silben nicht blos zählen, sondern messen, so reicht für den ersten unser Athem nicht aus. Die Griechen haben längere Worte, sie haben eine freiere, elastischer gegliederte Construction. Bei uns verführen alle jene Versmaße augenblicklich zur Rhetorik. Durch nichts wird aber die dramatische Action so gehemmt, als durch eine ununterbrochen feierliche Stimmung. Nachahmen kann unsere geschmeidige Sprache alles, haben wir doch auch die zerhackten calderonischen Rhythmen bei uns eingeführt, aber freilich klingen sie bei uns ganz anders als bei den Spaniern, wo der Reim sich von selbst darbietet, während wir ihn mühsam suchen müssen.

Wenn die realistischen Neigungen der neuern Zeit unsere Dichter zu manchen Abwegen verleitet haben, wenn die schillersche Schule seichten Köpfen den Zugang zur Bühne erleichtert hat, so können wir doch beides, wenn die dramatische Kunst sich naturgemäß entwickeln soll, nicht umgehen, und namentlich sollten Dichter, deren Bildung das productive Talent überwiegt, streng an der Tradition festhalten, damit die Brücke, die uns zur Vergangenheit führt, nicht abgebrochen wird. Wenn ein wirklicher Genius kommt, so wird er vielleicht auch eine neue Form hervorbringen, der die Kritik sich fügen muß wie die Masse; dem bloßen Talent gegenüber muß man conservativ sein.

J. S.

---

## Aus dem griechischen Alterthum.

### Die Heldensagen des Alterthums und des Mittelalters.

Ein großer Vorzug von Grotes Geschichte Griechenlands besteht darin, daß dem Verfasser überall Analogien und Gegenbilder aus andern Perioden der Geschichte zu Gebote stehn, die häufig ein überraschendes Licht auf den grade in Betracht gezogenen Gegenstand werfen. Nichts ist so geeignet, das Urtheil über zweifelhafte Fälle festzustellen, als die Erinnerung an solche entsprechende Fälle, über die das Urtheil sich fixirt hat. Grote besitzt alle Eigenschaften im höchsten Grade, die zu solchen Vergleichungen erforderlich sind. Seine Kenntniß der Geschichte aller Zeiten und Länder, der Literaturen aller Völker, der Culturzustände durch die ganze Stufenleiter menschlicher Entwicklung, von der Rohheit kalmuckischer Hürden und indianischer Kraals bis zu der Eleganz moderner europäischer Höfe — ist von einer staunenswürdigen Universalität; und seine Methode, Beispiele, über deren Bedeutung alle Welt einig ist, zur Beleuchtung solcher anzuwenden, über welche die Urtheile nach den entgegengesetzten Extremen auseinandergehen, ist stets äußerst besonnen und vorsichtig, daher die Wirkung auch gewöhnlich um so überraschender. Daß

auch für das richtige Verständniß der griechischen Mythologie die Kenntniß der Sage und des Götterglaubens in andern Ländern und zu andern Zeiten höchst wichtig ist, hat unter andern schon Ottfried Müller anerkannt. Erscheinungen und Vorzüge der Sagenbildung und des Sagenglaubens im Mittelalter, im Norden von Europa, im alten Persien und Indien, über deren Natur kein Zweifel ist, sind am besten geeignet, entsprechende dunkle Partien der griechischen Mythologie ins richtige Licht zu setzen. Die höchst interessante Vergleichung, die Grote im siebzehnten Capitel des von Dr. Fischer übersetzten Bandes zwischen den katholischen Heiligenlegenden und dem romantischen Heldengedicht im Mittelalter einerseits und dem griechischen Mythus andrerseits angestellt hat, wird dies, wie wir hoffen, deutlich zeigen.

Zwischen der griechischen und der mittelalterlichen Sagenpoesie ist ein sehr wesentlicher Unterschied. Der Genius des griechischen Volks vollendete seine Entwicklung aus der Jugend zum männlichen Alter aus eigner Kraft, ohne fremde Einflüsse und Unterstützungen: aus dem frommen Glauben des Sagenzeitalters geschah der Uebergang zu historischer Betrachtung und vernunftgemäßer Kritik allmälig ohne gewaltsame Eingriffe von außen oder eine zwangsweise hervorgebrachte Veränderung in der Sinnes- und Gefühlsweise der Nation. Der Abstand zwischen Homer und Hesiod einerseits und Thucydides und Aristoteles andrerseits ist ungeheuer; aber die Durchmessung dieses Abstandes ist durch einen naturgemäßen ungestörten Fortschritt geschehen; die Entwicklung der griechischen Nation (und das ist einer ihrer Hauptvorzüge) ist eine organische, von innen heraus erwachsene gewesen. Wenn also auch das sittliche Gefühl und das kritische Urtheil im Zeitalter des Perikles und Alexander dem Bewußtsein der sagenbildenden Periode entwachsen war, so blieben ihre Schöpfungen immer noch Gegenstand der Liebe und Verehrung und behielten ihren Einfluß auf die geistige Bildung der spätern Griechen.

Ganz anders erfolgte die Entwicklung der germanischen Stämme in Mitteleuropa. Sie wurde ganz und gar durch einen fremden Einfluß bewirkt, die Germanen empfingen nicht nur ihre Cultur, sondern auch, was hier am wichtigsten ist, eine neue Religion von den Römern. So erfolgte ein vollständiger Bruch mit der Vergangenheit, die Gestalten, die das sagenbildende Zeitalter geschaffen hatte, wurden auf einmal von ihren Stellen gestürzt. Wodan und Thor, Baldur und Freia fielen von ihren Thronen, und die Neubekehrten, die natürlich nicht im Stande waren, sogleich allen Glauben an die Realität der so lange angebeteten Götter aufzugeben, hatten die Wahl, sie fernerhin als Menschen oder als böse Geister anzusehen. Die lateinisch gebildete Priesterschaft bildete eine Phalanx, die den Gläubigen und Verbreitern der alten Bardenlieder feindlich gegenüberstand: die lateinische Literatur verband sich mit dem Christenthum, um die alten Götter- und Heroenmythen zu verdrängen.

Es ist ein für das gewaltige, seinem Zeitalter weit vorausgeschrittene Genie Karls des Großen sehr charakteristisches Factum, daß er die Schöpfungen des heidnischen Glaubens, den er mit den härtesten Zwangsmitteln bekämpfte, doch als Denkmäler einer merkwürdigen Vergangenheit zu erhalten bestrebt war; seine Sorge für die Aufzeichnung der alten heidnischen Gesänge ist bekannt. Sein Sohn Ludwig der Fromme repräsentirt den Standpunkt seiner Zeit dafür um so genauer. Er hatte die alten Bardenlieder als Knabe gelernt, verabscheute sie aber in seinem reifern Alter so sehr, daß er nie dazu gebracht werden konnte, sie zu wiederholen oder zu dulden.

Wie im griechischen Alterthum die Stammbäume der Königs- und Heldengeschlechter auf Zeus, so waren die der nordischen auf Odin zurückgeführt gewesen. Als Odins Verehrung erloschen, verlängerte man sie bis Noah oder Japhet, und Odin ward aus dem göttlichen Urheber des Geschlechts nur ein menschliches Glied in der Reihe. Bedürfte es noch eines Beweises, daß diese Genealogien nicht aus umgeformten und geschmückten historischen Erinnerungen entstanden sind, sondern aus dem religiösen Gefühl; daß ihr Werth nicht in ihrer Länge bestand, sondern in der herbeigeführten Verbindung der gegenwärtigen Geschlechter mit den alten Göttern: so würde diese Veränderung ihn liefern. Hätte Griechenland das Christenthum erhalten, bevor die Thätigkeit der mythenbildenden Substanz völlig erloschen war, so würden auch hier die Namenreihen der Pelopiden, Aeakiden, Herakliden von Zeus aufwärts weitergeführt sein und sich in längern Reihen verloren haben, die in den Genealogien des alten Testaments geendet hätten. Der Geist der Weltgeschichte wollte es anders; und die mythenbildende Strömung behielt in Hellas ihren Lauf, wenn sie auch mit verminderter Gewalt dahinfloß. Im modernen Europa dagegen wurde ihr Bett umgedämmt und in neue Kanäle geleitet. Die alte Religion war als herrschender Glaube gestürzt, aber in veränderter Gestalt lebten die Heidengötter doch in den Gemüthern der Menschen fort. Die christlichen Schriftsteller, die die alten skandinavischen Skaldengesänge aufzeichneten und zu einer zusammenhängenden Erzählung verbanden, wie Saxo Grammaticus und Snorre Sturleson, verfuhren mit den Gestalten der Sage zum Theil wie die Kirchenväter mit den Griechengöttern d. h. sie erklärten sie für böse Dämonen und schlaue Zauberer, die die Menschen mit falschem Glauben an ihre Göttlichkeit zu beschwören vermocht hätten. So wie Apollo, der herrliche Gott der Cither und des Bogens, dem Mittelalter durch die Lehre der Kirche zu einem bösen Teufel geworden war, der mit den Erzfeinden des Christenthums, den Muselmännern, gemeine Sache machte (mittelalterliche Gedichte nennen ihn Apollis oder Apollyon): ebenso erklärt Saxo Grammaticus den Odin bald als einen Zauberer, bald als einen Dämon oder als den hohen Priester des Paganismus, der seinem Volk so mächtig imponirte,

daß er göttliche Ehren empfing. Es ist sehr interessant, daß Mohammed auf ganz ähnliche Weise das persische Epos zu beseitigen suchte, wie die christliche Kirche Homer und Hesiod. Zuweilen behandelten übrigens die christlichen Schriftsteller des Mittelalters die heidnischen Götter auch nach der Methode des Euemerus d. h. als ausgezeichnete und hochbegabte Männer, die durch große Thaten oder ungemeine Weisheit göttliche Verehrung erlangt hätten.

Indessen, obwol die alten Sagen ihre Stelle in den Gemüthern der Menschen verloren hatten, dauerte das Verlangen nach mythischer Erzählung ungeschwächt fort. Dieses Verlangen fand seine volle Befriedigung in zwei neuen, bald massenhaft auftretenden Formen der Sagenbildung: der Heiligenlegende und der ritterlichen Poesie, in welchen die beiden hauptsächlichsten Ideale des Mittelalters, das der christlichen Heiligkeit und das des christlichen Ritterthums ihren Ausdruck erhielten.

Beide Gattungen der Sage stimmen sowol ihrer Natur, als auch ihrem Zweck nach mit dem griechischen Mythus völlig überein. Sie wurden in der Absicht erdichtet, Sympathie, Interesse und Ehrfurcht für die Gegenstände der Erzählung hervorzurufen, und entsprachen diesem Zweck nicht nur völlig, sondern fanden auch unbedingten Glauben in einem ganz unkritischen und für die Aufnahme solcher Eindrücke im höchsten Grade disponirten Zuhörerkreise. Die Heiligenlegenden mit ihren zahlreichen Wundern, Heilungen von Krankheiten, Versuchungen und Leiden, Lehren und Geboten sind ebensowenig, als die griechischen Heldensagen, Uebertreibungen und Ausschmückungen wirklicher Thatsachen, sondern es sind Ausströmungen eines allgemein verbreiteten Gefühls, zu dessen Befriedigung sie dienten und von dem sie ihrerseits kräftig unterstützt und bestätigt wurden. Une foi vive, sagt Alfred Maury in seinem essai sur les legendes pieuses du moyen âge, une foi vive veut sans cesse de nouveaux faits qu'elle puisse croire. In den Lebensgeschichten der Heiligen offenbart sich dieselbe Vorstellung von dem beständigen Eingreifen der Gottheit in die Verhältnisse der Menschen und die Gesetze der Natur, wie in den homerischen Gedichten: fortwährend zeigt sich Gottes Hand auch in den geringfügigsten Umständen, um der begünstigten Persönlichkeit Hilfe zu leisten, so völlig ist der wissenschaftliche Standpunkt bei Betrachtung der Naturerscheinungen von dem religiösen absorbirt. Vermöge des unmittelbaren Einflusses der Gottheit thun die Heiligen eine Reihe von Wundern, die bei allen ziemlich dieselbe ist. Gewöhnlich wird ihnen in ihrer Jugend durch eine Vision oder Prophezeihung ihre Zukunft enthüllt. Sodann vollbringt der Heilige die nöthigen Wunder; er gibt Blinden das Gesicht, Tauben das Gehör, Stummen die Sprache, Lahmen den Gang wieder, heilt Besessene, weckt Todte und wird von seinem bevorstehenden Ende durch einen Traum in Kenntniß gesetzt. Auf seinem Grabe geschehen schließlich noch andere Wunder, die den obigen ähnlich

sind. Das Bedürfniß der Gläubigen nach diesen Legenden war unersättlich, aber die mythenbildende Substanz war nicht minder unerschöpflich in seiner Befriedigung. Die große bollandische Sammlung von Lebensgeschichten der Heiligen, die das ganze Jahr umfassen sollte, erstreckt sich nur auf die neun ersten Monate von Januar bis October, die dreiundfunfzig Foliobände einnehmen. Der Monat April füllt drei Bände und gibt die Biographien von 1472 Heiligen. Hätte sich die Sammlung über das ganze Jahr erstreckt, so würde die Gesammtzahl der Biographien mindestens 25,000, vielleicht noch mehr betragen haben.

Wenn der Glaube, den die katholische Heiligenlegende im Mittelalter fand, völlig dem Glauben der Griechen im mythenbildenden Zeitalter an ihre Heldensage entspricht, so gleicht sich auch die Kritik, die spätere ungläubige Perioden in Bezug auf beide Gattungen der Sage geübt haben, außerordentlich. Diese Kritik findet eine Intervention der Gottheit in außerordentlichen Fällen und bei großen Ereignissen glaubwürdig oder doch wenigstens motivirt, aber ein fortwährendes Eingreifen in den naturgemäßen Gang der Dinge erscheint ihr nicht mit der göttlichen Würde verträglich. Der geistvolle Literarhistoriker Ampère findet es in der Legende des heiligen Columbanus kindisch, daß ein Rabe dem Heiligen seine Handschuhe holt. Aber dieser Zug ist ganz im Charakter des mythenbildenden Zeitalters. Nach einer griechischen Sage, die Hesiod erzählt, wurde Apollo von der Untreue einer Geliebten durch einen Raben benachrichtigt. Pindar, der einen sehr hohen Begriff von der Würde der Götter hatte, fand dieses mit der Allwissenheit des Orakelgottes nicht vereinbar und ließ es aus; wofür er von einem altgriechischen Commentator sehr gelobt wird, der ganz wie Ampère die Geschichte mit einem Raben für kindisch erklärt. Sobald man einmal Wunder statuirt, muß es in der That dem Gefühl jedes Einzelnen überlassen bleiben, welche Erscheinung er zu den wunderbaren, und welche zu den natürlichen rechnen will. Die Worte des alten Geschichtschreibers Dionysius von Halikarnaß über ein Wunder, das Vesta geschehen ließ, um eine ungerecht beschuldigte Jungfrau von der Anklage zu reinigen, könnten heute von einem katholischen Geistlichen geschrieben sein, wenn man überall statt „die Götter", Gott oder die Heiligen setzt. „Die Anhänger der atheistischen Formen der Philosophie (wenn wir diese Philosophie nennen dürfen), die alle sichtbaren Offenbarungen der Götter unter Griechen und Barbaren verspotten, werden natürlich auch diese Erzählungen ins Lächerliche ziehen, und sie dem eiteln Gerede der Menschen zuschreiben, als wenn überhaupt keiner der Götter sich um die Menschheit kümmere. Diejenigen aber, die ihre Forschungen weiter fortgeführt haben und glauben, daß die Götter nicht gegen die menschlichen Angelegenheiten gleichgiltig, sondern dem Guten geneigt und dem Schlechten feindlich gesinnt seien, diese werden solche sicht-

bare Offenbarungen nicht für unglaublicher als andere halten." Auch Plutarch (ein Schriftsteller, der bei aller Liebenswürdigkeit äußerst wenig Urtheil besaß) war sehr im Zweifel darüber, wo bei der Erzählung von Wundern der Historiker die Grenze zu ziehen habe, und eine große Anzahl der Schriftsteller des späteren Heidenthums (die Epikuräer ausgenommen) steht auf demselben mittleren Standpunkte: ihre Pietät erlaubt ihnen nicht die Sage ganz zu verwerfen und ihre Kritik nicht sie ganz zu glauben.

Dieselbe Disposition der Gemüther, welche dies Verlangen nach der Heiligenlegende hervorgerufen hatte, schuf auch den reichen Vorrath romantischer Epen, in denen das chevalereske Ideal des Mittelalters seinen Ausdruck fand. Die Sagen von König Artus, Karl dem Großen, den Nibelungen waren für die Engländer, Franzosen und Deutschen des 12. und 13. Jahrhunderts dasselbe, was die Sagen von Herakles und Theseus, den Argonauten und dem trojanischen Kriege für die Griechen gewesen waren. Sie waren weder anerkannte Dichtung noch beglaubigte Geschichte, sie waren Erzählungen, wie sie von Geistern aufgenommen und festgehalten wurden, die nicht das Verlangen haben, nach der Evidenz zu forschen und die Nothwendigkeit davon nicht einsehen. Die Chronik Turpins wurde bekanntlich nicht nur für echte Geschichte gehalten, sondern auch durch eine infallible Autorität, Papst Calixtus II., dafür erklärt. Noch im Jahr 1566 wurde sie in die von Skardius zu Frankfurt gedruckte Sammlung der ältesten deutschen Schriftsteller aufgenommen. Nun ist zwar Karl der Große eine geschichtliche Persönlichkeit, aber wenn wir dieses nicht durch Zeugnisse wüßten, die von der Sage unabhängig sind, so hätten wir durchaus keinen Beweis dafür. In der That hat auch der Karl der Große der Sage mit dem Karl dem Großen der Geschichte außer dem Namen fast nichts gemein. Der Karl der Große der Sage unternimmt einen Zug in das heilige Land, erobert Jerusalem und bemächtigt sich der Dornenkrone und anderer Reliquien aus der Zeit Christi. Diese bringt er nach Rom, von wo sie aber durch einen Saracenenemir Namens Balan an der Spitze eines Heeres nach Spanien entführt werden. Nun zieht Karl der Große wieder nach Spanien, um die Reliquien den Saracenen zu entreißen. Auch König Artus ist vielleicht eine historische Person, obwol dies aus Mangel an Zeugnissen außerhalb der Sage nicht zu constatiren ist; aber ihn sowol als Karl den Großen haben die romantischen Dichter zum Gegenstande ihrer Erzählungen gemacht, nicht um geschichtlich beglaubigte Thatsachen zu verherrlichen, sondern um ihren Idealen Gestalt zu geben. Diese Erzählungen wurden ohne Verdacht angenommen und für wahr gehalten, weil sie mit der Empfindungsweise der Zeit im Einklange waren und ebensowol die Wißbegierde als die Sympathien der Hörer zufrieden stellten.

Ganz auf demselben Boden wie in Frankreich die Romane von den karo-

lingischen Helden und in England die Geschichte von der Tafelrunde, sind im skandinavischen Norden die Wolsungensage und in Deutschland die Nibelungen erwachsen. Auch hier hat man versucht, aus Siegfried und Dietrich von Bern historische Personen zu machen, aber der große Kenner des deutschen Alterthums, auf den sich Grote hier beruft, Jacob Grimm, hat in seiner Mythologie ihren rein mythischen Charakter nachgewiesen. Doch ebensowenig wie hier die richtige Ansicht allgemein anerkannt ist, hat sie auf andern Gebieten der Sage sich allgemeine Geltung verschaffen können; so z. B. kommen unsre Historiker immer von neuem in Versuchung, die Epen Ferdusis als Quellen der ältesten persischen Geschichte zu behandeln. Diese Mythenforscher, die sich von der halbhistorischen Theorie nicht losmachen können, sind also nicht viel strengere Kritiker, als die gegenwärtigen Perser, von denen der geistvolle Verfasser des Hadschi-Baba, Morier, mittheilt, daß sie das Schah-Nameh für ihr ältestes Geschichtsbuch halten.

Der geistige Standpunkt des Publicums der Sagenpoesie war im Ganzen zwar im Mittelalter derselbe wie im griechischen Alterthum; auf beiden Seiten dasselbe lebhafte Verlangen nach Erzählungen, die den allgemein verbreiteten Gefühlen entsprechen, und dieselbe Abneigung und Unfähigkeit ihre Wahrheit zu prüfen. Aber für die griechische Sage waren die Hörer ungleich günstiger zum unbedingten Glauben disponirt. Sie war bis zum sechsten Jahrhundert vor Christus die einzige geistige Nahrung, die ihnen geboten ward: es gab keine Prosa, keine Geschichte, keine Philosophie. Im Mittelalter waren wenigstens die Anfänge von allem diesem vorhanden, ein Theil der Gesellschaft hatte eine Art von wissenschaftlicher Bildung und folglich eine Art von Befähigung zur Kritik. Außerdem war im Mittelalter die Epik, obgleich mit religiösen Ideen erfüllt, doch nicht gradezu mit der Religion verwachsen und fand nicht immer bei der Geistlichkeit Gunst; während die Heroen der griechischen Epik nicht nur auf tausend Arten mit der bestehenden Verehrung, den Gebräuchen und heiligen Orten verbunden waren, sondern Homer und Hesiod sogar für die Begründer der griechischen Theologie galten. Die griechische Sagenpoesie war also von störenden Einflüssen freier und mit der Denk- und Gefühlsweise des Publicums in innigerem Einklang als die mittelalterliche. Wenn diese trotzdem bis zu einem so hohen Grade Glauben fand, daß die höchste Autorität der Christenheit Turpins Chronik für eine geschichtliche Quelle erklärte, wie völlig und unbedingt muß dann im Zeitalter des epischen Gesanges der Glaube der Griechen an „die ruhmvollen Thaten früherer Männer" gewesen sein!

Diese Mittheilungen werden hoffentlich hinreichen, um von Grotes Behandlung der griechischen Mythologie einen Begriff zu geben. Wir enthalten uns weiterer Bemerkungen; den wen diese Proben nicht von ihrer Tüchtigkeit

überzeugen, für den wäre weitere Empfehlung überflüssig. Wir hegen die zuversichtliche Hoffnung, daß das Buch in der Uebersetzung von Dr. Fischer einen weiten Leserkreis finden werde. — er.

---

# Die Elbzölle.

2.

Wir haben in dem vorigen Hefte dieser Zeitschrift die Elbzölle im Allgemeinen und den stader Zoll insbesondere betrachtet, es liegt uns noch eine kurze Orientirung ob über die sonstigen Zölle, welche die Schiffahrt auf der Elbe belasten. Wie erwähnt, verzögerte sich die Zusammenkunft der Bevollmächtigten der Elbuferstaaten zur Feststellung einer Elbschiffahrtsacte bis zum Juni 1819 und erst 1821 kam die Vereinbarung über die künftig zu erhebenden Zölle zu Stande. Man wird nicht sagen können, daß dieselbe auch nur den gemäßigtsten Wünschen des Verkehrs entsprochen hätte, es klingt fast wie ein Spott, wenn der Vertrag sagt, die Schiffahrt auf der ganzen Elbe solle frei sein, und gleich darauf hinzufügt, die Zahl der Zollstätten zwischen Melnik und Hamburg sollte auf vierzehn reducirt, und der Normalzollsatz für den Centner solle auf 27 gGr. 6 Pf. C. M. herabgesetzt werden; außerdem blieb noch eine Recognitionsgebühr für das Fahrzeug bestehen, nur wenige Artikel und außer Getreide fast ohne Bedeutung wurden niedriger tarifirt. Dies war sicherlich nicht die Verwirklichung der Verheißung, welche die wiener Congreßacte Art. 111 gegeben: „On partira néanmoins en dressant le tarif du point de vue d'encourager le commerce en facilitant la navigation," und keineswegs war, wie derselbe Artikel weiter zusagt, die Rheinschiffahrtsoctroi als „norme approximative" genommen. Die Elbuferstaaten, welche am meisten bei der Herabsetzung der Zölle interessirt waren, und diese doch gegen das Widerstreben der andern Staaten nicht durchsetzen konnten, brachten wenigstens eine Bestimmung in den Vertrag (Art. 30), daß sich von Zeit zu Zeit eine Revisionscommission versammeln solle, welche die Beobachtung der bestehenden Stipulationen überwachen und alle thunlichen Erleichterungen für Handel und Schiffahrt berathen solle. 1824 kam eine solche Commission zum ersten Male in Hamburg zusammen, aber die liberalen Vorschläge Preußens, Sachsens und Hamburgs in Bezug auf die Herabsetzung des Tarifes scheiterten an dem Widerstande Dänemarks, Hannovers und hauptsächlich Mecklenburgs, welche meinten, der Zeitraum des Bestehens der Elbschiffahrtsacte sei zu kurz, die Erfahrung über die Wirksamkeit der bestehenden Stipulationen zu gering, um durchgreifende Aenderungen zu motiviren. Der Zusammentritt der nächsten Revisionscommission

ward auf den 1. Mai 1828 in Dresden verabredet, es kam indessen nicht allein dazu nicht, sondern auch in den folgenden dreizehn Jahren fand keine Revision der Flußzölle statt. Diese mußten immer drückender werden, da inzwischen die Tarife andrer Flüsse herabgesetzt wurden, und Waarenpreise wie Frachtsätze durch die Concurrenz sanken, das Mißverhältniß zu der hohen Zollbelastung also desto empfindlicher wurde. Außerdem wurden in diesem Zeitraume die mit der Elbe concurrirenden Landstraßen durchgängig verbessert. In der That würde der Elbverkehr unter diesen Verhältnissen kaum noch haben bestehen können, wenn nicht Preußen, das zu der bei weitem bedeutendsten Elbzollquote berechtigt war, auf deren Erhebung für den Verkehr von und nach Plätzen seines Gebiets verzichtet und noch eine Vereinbarung mit den anhaltischen Fürstenthümern getroffen hätte, wodurch der preußische Verkehr von den anhaltischen Elbzöllen und der anhaltische Verkehr von den preußischen Elbzöllen befreit wurde. Dies Beispiel fand bei Sachsen, das überhaupt stets auf der Seite der liberaler gesonnenen Staaten stand, Anklang, es führte ähnliche Maßregeln für seine Elbhandelsplätze ein und durch den Vertrag von 1833, durch den es dem preußischen Zollverein beitrat, ließen sowol Sachsen als Preußen für die Schiffahrt ihrer Unterthanen eine gegenseitige Herabsetzung ihrer Elbzölle auf ein Viertel eintreten. Gewiß war dies eine anerkennenswerthe Liberalität, aber wir können unsere Ueberzeugung nicht verhehlen, daß Preußen bei einem energischern Auftreten gegen Mecklenburg und Hannover und eventueller Ergreifung von volkswirthschaftlichen Zwangsmaßregeln allgemeinere Resultate würde erzielt haben. Es war ebenso von preußischer Seite sehr anerkennenswerth für den Handel seiner Ostseeprovinzen, daß es sich in den vierziger Jahren entschloß, seinen baltischen Häfen einen Theil des Sundzolles zu vergüten, aber gewiß konnte es auf größere Anerkennung zählen, wenn es energisch gegen den Sundzoll selbst und Dänemarks Ansprüche auftrat. — Die Elbzölle blieben trotz der erwähnten Erleichterung drückend genug, sie trugen im Jahr 1842 Einnahmen für

| | | | |
|---|---|---|---|
| Oestreich | ca. 20,000 | Thlr. | C. M. |
| Sachsen | „ 20,000 | — | — |
| Anhalt | „ 20,000 | — | — |
| Preußen | „ 64,000 | — | — |
| Hannover, oberelbische Zölle | „ 316,000 | — | — |
| — stader Zoll | „ 240,000 | — | — |
| Mecklenburg | „ 226,000 | — | — |
| Lauenburg | „ 108,000 | — | — |
| Eßlinger Zoll für Hamburg und Lübeck | „ 8,000 | — | — |
| Summa | 1,022,000 | Thlr. | C. M. |
| | = 1,073,100 | „ | preußisch. |

1842 im August trat endlich die zweite „Elbschiffahrtsrevisionscommission" in Dresden zusammen; ihr Hauptwerk ist der im vorigen Artikel näher erwähnte Staatsvertrag von 1844 über den stader Zoll, sonst hat das Ergebniß dieser Conferenz wenig den Wünschen des Verkehrs entsprochen. Wenn z. B. die Recognitionsgebühr in einen Zuschlag zum Waarenzolle umgewandelt wurde, so blieb sich die eigentliche Besteuerung ziemlich gleich und hatte nur für die niedrig tarifirten Artikel einen kleinen Vortheil. Man hätte aus dem Umstand, daß damals die hamburg-berliner Bahn im Bau begriffen, den triftigsten Grund zur Herabsetzung der Elbzölle herleiten sollen, da der neue Schienenweg dieser Wasserstraße eine gefährliche Concurrenz machen mußte, aber man zog den umgekehrten Weg vor und belastete auch die Eisenbahn mit schweren Transitzöllen, damit sie nicht im Stande sei, den Elbzöllen Abbruch zu thun! Unaufhörliche Klagen des Handelsstandes, zahlreiche Denkschriften der Kaufmannschaften von Magdeburg, Hamburg, Berlin, Leipzig ꝛc. waren die Folge dieses Zustandes, der im Wesentlichen auch nach der dritten Revisionscommission von 1850 noch fortdauert, nur einzelne voluminöse Artikel (belky articles) sind den niedriger tarifirten Waaren beigefügt, und bei diesen hat sich sofort eine große Zunahme des Verkehrs gezeigt z. B. passirten Wittenberge 1847 an Farbeholz 56,980 Centner, 1849, nachdem dieser Artikel herabgesetzt war: 160,097 Centner; Heringe 1847: 40,735 Centner, 1849: 119,974 Centner u. s. w. Andere Erleichterungen, die alle einzeln aufzuführen zu weitläufig wäre, sollen nicht verkannt werden, im Wesentlichen aber ist die Belastung der Elbe sowol als der hamburg-berliner Bahn ungebührlich hoch und kann bei der fortschreitenden Concurrenz anderer Wasser- und Schienenstraßen nicht fortdauern, ohne dem Verkehr die tiefsten Wunden zu schlagen.

Diejenigen, welche die Flußzölle hauptsächlich im Interesse der Finanzen der betheiligten Regierungen vertheidigen, heben hervor, daß diese Abgaben genau genommen in zwei Theile zerfallen.

1) ein Wasserweggeld d. h. eine Abgabe, welche dem Staate einen Ersatz für den mit der Instandhaltung des Flußbettes, so wie der Unterhaltung der Ufer und der Leinpfade verbundenen Kostenaufwand gewährt.

2) einen Durchgangszoll.

Was das Wasserweggeld betrifft, so bestreiten wir nicht, daß gegen dasselbe als ein Analogon des Chausseegeldes, Brückengeldes ꝛc. vom Gesichtspunkt einer gerechten Besteurung nichts zu sagen ist, so lange überhaupt noch Abgaben von den Communicationswegen erhoben werden. Ob letzteres vom politisch zweckmäßigen Gesichtspunkte richtig, ist eine andre Frage. Jedenfalls müßten solche Wasserweggelder genau dem Aufwand entsprechen, welchen die Unterhaltungskosten der betreffenden Schiffahrtsanstalten erfordern. Diese Abgabe

aber würde sehr gering sein und wenn man sie in zweckmäßiger Weise erhöbe, so daß die Abfertigung für die Schiffer mit keinem erheblichen Verlust von Zeit und Kosten verbunden wäre, so würde man schwerlich Klagen über das Drückende der Flußzölle für den Verkehr hören. Diese Wasserweggelder machen aber nur einen sehr geringen Theil des Betrages der Flußzölle aus, die Budgets von Hannover, Mecklenburg, Lauenburg, Nassau, Hessen-Darmstadt zeigen vielmehr sehr erhebliche Ueberschüsse und Reineinnahmen, welche lediglich als Durchgangszölle, also ganz unproductiv für den Verkehr, im Interesse der betreffenden Einzelstaaten erhoben werden. Daß diese Zölle vertragsmäßig begründet sind, kann in den meisten Fällen nicht bestritten werden, aber dies beweist nur, daß man das Aufhören derselben nicht sofort decretiren kann, keineswegs, daß nicht ihre Verminderung gebieterisch durch die volkswirthschaftlichen Interessen gefordert wäre. Wenn man sagt, die Flußzölle, welche der Schiffer entrichte, lasse sich derselbe vom Waarenempfänger ersetzen und dieser schlage sie auf den Preis der Waare, so daß die Abgabe in ihrer endlichen Wirkung von den Consumenten getragen werde, die als Steuerpflichtige sonst auf andre Weise die Summe aufbringen müßten, welche die Flußzölle eintragen, so ist das ein Raisonnement, welches die ersten Grundlagen des Verkehres mißkennt und keine Widerlegung verdient, mit demselben Argument ließen sich die oppressivsten Zölle vollkommen rechtfertigen. In Folge der Vereinigung des Steuervereins mit dem Zollverein und des zwischen diesem und Bremen letzthin abgeschlossnen Handelsvertrages hat die Erhebung der Weserzölle bis auf weiteres aufgehört. Der Sundzoll wird abgelöst, die ihm entsprechenden Landtransitzölle erheblich ermäßigt. Wenn die Elbzölle schon an sich drückend sind, so wird dieser Druck sich künftig noch viel empfindlicher fühlbar machen, sobald die entsprechenden Belastungen andrer Ströme oder concurrirender Landstraßen wegfallen oder vermindert werden und die gleichen Abgaben vom Elbtransport unverändert fortbestehen. Was den stader Zoll betrifft, so haben wir im ersten Artikel bereits auf eine Ablösung, ähnlich der des Sundzolles hingewiesen, aber auch für die Verminderung der oberelbischen Zölle muß etwas geschehen. Möge Preußen es als seine Aufgabe erkennen, nicht nur für den Elbverkehr eigne Opfer zu bringen, sondern vornehmlich energisch gegen die engherzigen Sonderinteressen gewisser Uferstaaten aufzutreten, die Sympathien des deutschen Handels werden ihm hierbei zur Seite stehen.

Nachschrift. Seitdem der erste Artikel über die Elbzölle geschrieben, ist uns in einer interessanten Correspondenz der Times über den stader Zoll noch folgendes Factum bekannt geworden. Damit Georg I. seinen Lieblingswunsch, das Kurfürstenthum Hannover zu vergrößern, erfüllen könne, gaben die englischen Minister Walpole und Townshend 220,000 Pf. St. aus der englischen Kasse zum Ankauf des Herzogthums Bremen, womit die Erhebung des stader

Zolls an Hannover kam. Bei Trennung der Personalunion 1837 hat Hannover nichts von dieser Summe an England zurückerstattet. Da nun Englands Antheil am stader Zoll capitalisirt ca. 200,000 Pf. St. beträgt, so könnte es vielleicht verlangen, mit dem von ihm früher gezahlten Kaufpreis dafür zu compensiren.

---

## Sport und Turf in England.

Es gab eine Zeit — und diese Zeit ist noch im Nebel der Vergangenheit zu erkennen — wo man in England wenig begriff, von welcher Bedeutung es sein könne, ob Ajax oder Little Bob oder Annie Laurie oder gar Young Lion einander um eine Kopflänge schlagen würden. Man schätzte das schnellfüßigste Pferd, nicht weil es einen Silberpokal von hohem Geldpreis seinem Züchter gewann, sondern weil es zur Erlangung eines Fuchsschwanzes die besten Aussichten bot. In der That war die Leidenschaft des Fuchsjagens eine so verbreitete, daß der Geistliche auf der Kanzel, wenn das Hallo Halli der Jäger an sein Ohr klang, mitten im Predigen mit einer kurzen Nutzanwendung schloß und in der nächsten Minute schon den Fuß im Bügel hatte, um Reinecke den Wind abzugewinnen; freilich nicht die niedere Geistlichkeit, wol aber die Prälaten, welche in England, wie man weiß, der Gentry und dem Adel angehören und zuweilen eine Stellung einnehmen, die es mit derjenigen der lateinischen Cardinäle aufnimmt. Man jagte den Fuchs bei diesen Jagden mit der Peitsche, und das gutgeschulte Roß des Jägers kannte weder Hindernisse von Hecken, noch von Teichen oder fließenden Bächen; wohin der Fuchs lief, folgte auch der Reiter, und es ist keine Uebertreibung, wenn man sagt, daß bei solchen Veranlassungen der Bruch von ein oder zwei Rippen kaum für etwas der Rede Werthes galt. Die weiten Landbesitzungen der englischen Lords boten hierzu ein schätzbares Terrain. Natürlich waren alle Füchse Altenglands für diese Leidenschaft nicht ausreichend. Man verschrieb sie aus Nachbarländern, Frankreich fing die seinigen ein und sandte sie über den Kanal; an Ort und Stelle angekommen und verkauft, ließ man sie los, sobald jedermann im Sattel saß, und fort ging der normännische Fuchs — der englisch-normännische Adel hinterdrein.

Es ist nicht grade erfreulich, daß eine schon beginnende Verweichlichung

des jüngern Geschlechts, eine zunehmende Neigung zu ungefährlichem Paradiren, eine Luft am hohen Spiel unter der Maske von Wetten, bei dem Umschlag der Landessitte wesentlich mitwirkten. Lange hatte der echte Fuchsjäger in rothem Frack und weißen Lederhosen das Behagen des Jagdlebens, auch wenn er nicht auf der Fuchsfährte war, durch sein ungehobeltes, dem Trunk zugethanes Benehmen zur Schau getragen; er hatte geflucht, Karten gespielt, altengliche Lieder gesungen, daß die Ahnenbilder in den ehrwürdigen Ritterhallen vergebliche Bemühungen machten, sich zu bekreuzen; allmälig wurde er ein Gräuel der guten Gesellschaft und das Nasenrümpfen der jungen Ladies erhielt ihn in permanentem Belagerungszustand. So haben die Fuchsjagden sich zwar nicht ganz verloren, aber doch einem Firniß unterworfen, welcher ihnen viele ihrer charakteristischen Seiten genommen hat. Die Wettrennen sind in ihre Stelle getreten. Ohne sie stände es jetzt mit der englischen Berittenheit weit schlimmer; durch ihr Aufkommen hat sich die letztere in der unglaublichsten Weise entfaltet. Wem nicht das Geschick zu Theil ward, einige jener großen Rennen Englands mit Augen zu schauen, der hatte doch vielleicht Gelegenheit, einen Nachmittag im Hydepark zuzubringen und sich an dem bunten Gemisch von Reiterinnen und Reitern zu ergötzen, das unter der Sonne nicht seines Gleichen hat. Paris bietet weder im Bois de Boulogne noch in seinen Champs Elysées etwas Aehnliches, so sehr auch die Liebhaberei der Kaiserin Eugenie für Sattel und Zaum die französische Damenwelt zur Nacheiferung auffordert. Wien weiß, trotz seiner stattlichen Praterbahn, wenig von den Reizen einer Cavalcade beider Geschlechter im Freien. Andere Städte kommen kaum in Betracht. Aber Hydepark! vor allem zur Zeit der Saison und wenn die Königin, sei es zu Pferde, sei es im Wagen, einen ride macht! Da hat man Gelegenheit, sich mit dem fröhlich ungebundenen Verkehr der Engländer von seiner günstigsten Seite bekannt zu machen und eins der vorzüglichsten Mittel zu erkennen, welches auch die höheren Classen dieses Volks gesund und kräftig erhält. Neben der Hauptallee dieses schönen Parks zieht sich ein langer und sehr breiter, an beiden Seiten eingehegter Weg the rotten row hin, welcher der berittenen Welt ausschließlich gehört. Er steigt von der berüchtigten Punch-Wellingtonstatue sanft aufwärts und bietet eine hinreichende Ausdehnung, um, nur einmal zurückgelegt, das ungestümste Vollblut gefügig zu machen. Hier sieht man an Sommernachmittagen Reiter und Reiterinnen bald in langen Reihen und lebhafter Unterhaltung Schritt halten, bald sich in schnellen Gangarten messen, bald die zuschauenden Spaziergänger mustern, bald wieder die Anknüpfungen des letzten Balls fester schürzen, halbverstandene Artigkeiten zu unbefangenerer Aeußerung herausfordern, im Keime begriffene Neigungen argwöhnisch belauschen oder auch wol stören, durch Blicke und Grüße bekräftigen, was im letzten Concert nur flüchtig angedeutet werden

duſte; und Netze der zarteſten Art auswerfen, aus denen Roß und Reiter vergebens ſich wieder zu befreien ſtreben mögen. Aber andres auch wird unter dem Schutze dieſer ehrwürdigen Linden geſponnen, denn jedes Alter und, ſo weit die Kaſſe zum Miethen eines Bucephalus ausreicht, jeder Stand ſind hier vertreten. Der rothhaarige Gentleman dort, deſſen Schweißfuchs ungebührliche Sprünge macht und ſich mit ſo edlem Stolz gegen Stange und Kappzaum zur Wehr ſetzt, daß bereits Wetten im Gange ſind, ob das Thier für 100 Pfund Sterling käuflich ſei oder nicht — dieſer rothhaarige Herr mit der gemüthlichen Pachtermiene iſt der gefährlichſte Roßſchwärzer in Schottland. Fünfzig der Anweſenden wiſſens oder vermuthens, fünfhundert ahnen nichts und laſſen ſich durch den Betrüger, welcher hinter der Mähne des armen Fuchſes lauert, über das Temperament des Pferdes wider Willen irre führen. — Jener windſchiefe Herr auf dem geduldigen Schimmel iſt in den East India docks heute Morgen mit dem Rheder, deſſen Schiff er chartern möchte, nur halb handelseinig geworden; 5 Schilling per Ton hat er geboten, 5 Schilling 6 Pence ſoll er zahlen; er trabt ſeit einer Stunde den Reitweg auf und ab, weil er weiß: der Rheder macht hier mit Frau und Tochter ſeinen Nachmittagsritt und wird ihm Anlaß geben, das Geſchäft noch nach Wunſch abzuſchließen. — Der junge Dandy dort mit der ſeegrünen Halsbinde und dem Aurikelbündel im Knopfloch hat keine andere Verpflichtung, als ſein Vorhandenſein zweien argwöhniſchen Wucherern zu documentiren, welche über die Flucht eines ihrer Opfer, eines Buſenfreundes des ſeegrünen Dandys, möglichſt lange getäuſcht werden ſollen. Ja, auch unter den Damen ſind zwei oder drei, die weder Herzensangelegenheiten noch der Luſt an freier Bewegung ihre Anweſenheit zuſchreiben dürfen, — ſie machen für das neue Reitcoſtume des Hauſes Moſes und Sohn, Nr. 154, 155, 156 und 157 Minories Nr. 83, 84, 85, 86 Oldgate City, London (opposite the Church) Propaganda; Pferd und Decke gratis, 2 Schilling Schaugeld die Stunde, 10% vom reinen Ertrag der eingehenden Beſtellungen.

Und es lohnt ſich ſchon, lebendige Muſter auf dieſen Markt zu ſchicken, denn die Zahl der zierlichen Reiterinnen überſteigt nicht ſelten das zweite Hundert und es iſt manche Altersſtufe vertreten, welche bereits mit Recht auf die Nachhilfe der Toilette einige Sorgfalt verwendet; daneben auch manche ehrbare Mutter mit ſchlichtem grauen Haar, welche die Sorge für ihre Tochter, die Freude an der Nähe ihres noch trefflich im Sattel ſitzenden Hausvaters, die Machtgebote des eignen, Bewegung verlangenden Arztes an den fröhlichen Hydepark feſſeln. Um die Zeit, wenn die Theater ſich aufthun und die Straßenjugend ſich anſchickt, die letzten Kleidungsſtücke abzuwerfen, um in dem künſtlichen Fluſſe des Parkes, in dem Serpentine, dem londoner Kohlenſtaub einen erfolgloſen Krieg zu liefern, um dieſe nicht mehr gentile Stunde leert

ſich der Reitweg und die ſchöne Welt ſtäubt nach allen Seiten auseinander. Die Monate vom Februar bis Auguſt, ſo lange nämlich die Parlamente tagen, gelten für die londoner Saiſon. In den übrigen Herbſt- und Wintermonaten reiſt die feine Welt oder lebt auf ihren Landſitzen. Doch braucht man nicht dieſe Jahreszeit abzuwarten, um ihr auch außerhalb Londons zu begegnen. Schon unter dem hiſtoriſchen Laubdache des Bushyparks bei Hampton Court, dem Lieblingsſitze Wolſeys, Heinrichs VIII., Karls I. und Cromwells, ſieht man die nämlichen Reiterinnen wieder, und hier ſteigert die Freude an ihrem freien Getreibe noch der Hintergrund der ländlichſten Umgebung. Von einem in der Ferne folgenden Diener begleitet, häufig auch ohne dieſen, zu zweien, zu dreien, fliegen ſie auf ungeduldigen Rennern über den Raſenteppich wie weibliche Centauren oder ſie führen ſelbſt die Zügel vom bequemen Sitz eines offnen Ein- oder Zweiſpänners, wobei die Peitſche, mit dem Sonnenſchirme ein Stück bildend, das Pferd nicht minder als die Sonnenſtrahlen in Reſpect hält.

Nirgend entfaltet ſich indeſſen ein reicheres Bild des berittenen Englands als auf den Wettrennen ſelbſt. Die Intereſſen, welche ein Renntag aus den verſchiedenſten Richtungen auf dieſes eine Centrum zuſammenbringt, ſind ſo mannigfacher Art, daß nur ſehr wenige derſelben unter allgemeine Rubriken gebracht werden können. Da ſind zuvörderſt die wirklichen Pferdebeſitzer, deren Vermögen häufig von der Stimmung ihres Hauptrenners oder ſeines gefürchteten Gegners abhängt, und die im letzten Augenblicke nicht ſelten noch im Bedenken ſind, ob das Pferd ſelbſt oder der lockende Preis größere Berückſichtigung verdienen; denn mancher ſolche Renner repräſentirt ein Capital, das unglaubliche Zinſen abwirft und das der Eigner bei jedem neuen Wagniß mit nicht weniger perſönlicher Sorge in die Schranken führt, als ein Spieler empfinden mag, der ſein ganzes Vermögen auf eine einzige Karte ſetzte.

Daneben zittern andere, welche den turf beſuchen, um Wetten zu gewinnen. Die Erlebniſſe Palmers, welcher dieſem Geſchäfte oblag, ſind noch in aller Erinnerung. Die Induſtrie mit falſchen Wechſeln, erſchlichenen Schuldſcheinen, aufgezwungenen Prolongationen ſteht hier in voller Blüte. Es iſt eine andere Art Hazardſpiel auf grünem Teppich, nur verſteckter, weniger durchſichtig.

Wieder gibt es viele, welche da ſind, um wirklich Pferde zu ſehen; um die Kraft des eignen Thieres beiläufig durch ein zeitweiliges Aushalten neben den Rennern von Profeſſion zu erproben; um es Pferdeliebhabern vorzuführen und mit Nutzen zu verhandeln; um ſagen zu können: ich war dabei, und zu Hauſe durchblicken zu laſſen: ich könnte den Preis gewinnen, aber es bleibt ein Geheimniß. Nicht zu reden von dem Gros der Anweſenden, welche Bewegung lieben, ein Vergnügen ſuchen, Leute ſehen wollen und gleich den Römern des alten

Colosseums von Zeit zu Zeit das Bedürfniß empfinden, sich selbst als Theil einer großen, vielköpfigen Gesammtheit zu erblicken, um es wieder einige Monate lang im einsamen Arbeitszimmer aushalten zu können.

Die meisten Wettrennen nehmen solcher Art den Charakter eines Volksfestes an, insofern es immer Schaulustige und Müßige gibt, wo schon das reiche Parquet der zahlungsfähigen Zuschaner ein sehenswerthes Schauspiel bietet. Unzählige Wagen mit herrschaftlichen Wappen, in langer Linie an den günstigsten Punkten aufgefahren und mit geputzten Damen und Herren gefüllt, gemahnen an die alten Wagenburgen, welche die Heere unserer Stammväter gegen die Varus und Caesars in den Kampf führten. Man hat sich mit kalter Küche und feinem Getränke reichlich versehen, und die Aufmerksamkeit theilt sich zwischen dem echt englischen Interesse für alles, was Wettkampf heißt, und der nicht minder nationalen Theilnahme für die Anforderungen eines gesunden Magens. Man sitzt oder steht auf dem Kutscherbock, auf dem Bedientensitz, auf dem Dach des Wagens; die Gewandtheit der Engländerinnen thut es an solchen Tagen derjenigen der Töchter Albanos und Arricias zuvor, welche während der Corsotage Roms auch in allen Stellungen jeden Fuß breit an ihrem Miethwagen zu verwerthen wissen. Es versteht sich von selbst, daß beritten erscheint, wer irgend daheim etwas Lebendiges an der Krippe hat oder bei dem Pferdeverleiher noch Credit findet.

Dieser allgemeinen Theilnahme entsprechend ist die Annoncenliteratur über alles, was Wettrennen betrifft, eine sehr ausgedehnte und kann mit nichts Verwandtem auf dem Festlande verglichen werden. Eine Menge Vermittler für Wetten, für Nachrichten über alles dahin Gehörige bieten fortwährend ihre Dienste an. Z. B. „Wie erlangt man Geld?“ — Fairplay. — Haltet auf mein Pferd für die liverpooler Schale! Es gewinnt ja schon im Trab. Ich sagte immer, Ellington müsse gewinnen. John Fairplay, Ipswich.“ oder „Vorräthig: Fairplays Rathgeber bei Rennen. Ein wichtiges Geheimniß. Jetzt könnt Ihr etwas von Belang gewinnen. Reine Gesundheitsfrage. Sendet 12 Postmarken ein und verheißt etwas Antheil an Eurem Gewinn.“ — Oder „Stamfords großer Derbytriumph.“ „Folgenden Rath gab unsere Firma: „Haltet auf Ellington! Laßt Euch nicht durch seine letzten Niederlagen irre führen! der Epsompreis ist sein! Folgt uns und Ihr macht Geld. Eure ergebenen Stamford und Co.“ „Nachschrift. Die Ihr Gewinner seid, laßt Eure Rathgeber nicht leer ausgehen!“ — Oder „Gewisser Gewinn der Goodwod Stakes! — A. Chester, dessen Voraussagungen in Betreff der gewinnenden Renner Jahr für Jahr sich bewährten, hat wieder für die Goodwoodrennen sichere Winke in Bereitschaft. A. Chester liebt es nicht, von Möglichkeiten als Gewißheiten zu sprechen; dies Mal darf er aber eine Ausnahme machen. Abonnenten werden staunen. Man zahlt für Rathschläge, die ein Rennen betreffen, 2 Schilling

6 Pence; bezüglich auf zwei Rennen: 3 Schilling 6 Pence, für den Reſt der Saiſon 10 Schilling 6 Pence und die üblichen Procente vom Gewinn."

Mit gleichen Anpreiſungen ihres prophetiſchen Scharfblicks empfehlen ſich John Stanley, John Villiers Wear, J. Palmer (Turf-Commiſſioner) Henry Barratt, Aſtel und May und eine hübſche Anzahl anderer. Die meiſten gratuliren den Gewinnern bei Anlaß der letzten Rennen und erinnern ſie an das übliche „Wohlzuthun und Mitzutheilen", was einige mit dem Per Centage kaufmänniſcher ausdrücken. Noch andere geben ein Regiſter der Gewinne: Newmarket habe von 4 Pfd. Sterling Einſatz 10 Pfd. Sterling Gewinn abgeworfen, Cheſterfield von 5 Pfd. Sterling Einſatz 50 Pfd. Sterling Gewinn. Goodwood von 5 Pfd. Sterling Einſatz 100 Pfd. Sterling Gewinn. Worceſter von 5 Pfd. Sterling Einſatz 300 Pfd. Sterling Gewinn. Joſeph Hewitt notirt den Stand der Wetten für den Cumberland Pokal als 6 gegen 4 für Sr Andrew; als 6 gegen 4 für Warlock; als 6 gegen 4 für Claret; für den Goodwood Pokal als 10 gegen 4 für Cannobie, und in ähnlicher Weiſe fort. Die Annoncen mit den Ueberſchriften „Aufgemerkt!" oder „Glorioſe Ausſichten", „Brillanter Erfolg" „Außerordentlichſte Gelegenheit" ſuchen einander ſchon vor dem Rennen den Rang abzulaufen. Wenn man in eine dieſer Wettenzeitungen blickt, ſchwirrts einem ſogleich von lauter Pferde-, Hunde-, Borernamen in den Ohren.

Im letzten Juli allein wurden Wettrennen zu Pferde an zwanzig verſchiedenen Orten Englands gehalten, wobei zu beachten iſt, daß die meiſten Rennen zwei Tage, die von Radcliffe ſogar drei Tage dauern. Im Auguſt gab es abermals zwanzig andere Rennen. Im September vierzehn, im October zehn, und ſogar auf den November waren noch vier Rennen angeſagt.

Ein völlig börſengemäßer Bericht über den Stand der Wettrennangelegenheiten reſumirt in kaufmänniſcher Kürze die Haltung des Markts. Bei Anlaß der Derbyrennen drückte er ſich folgendermaßen aus:

„Geringe Nachfrage; das Rennen im Norden war Schuld, daß der Saal (wo nämlich die Wetten gebucht werden) ſchwach beſucht wurde. Wenig Speculation auf den Northumberlandpreis. Wir hörten von einem einzigen größern Abſchluß in der Derbyangelegenheit, 1000 Pfd. Sterling gegen 200 Pfd. Sterling von Seiten der Weſtgeſellſchaft."

Man ſieht, daß es ſich auch bei ſtillem Geſchäft um leidlich runde Summen handelt. Wir dürfen das Weſen der Rennen ſelbſt: die Alters-, Gewichts- und Preisbeſtimmungen, die gewöhnliche Meilenzahl ꝛc. als ziemlich allgemein bekannt vorausſetzen; es kam uns mehr darauf an, eine weniger bekannte Seite dieſer „Vergnügungen" zu beleuchten; wie ſehr ſich der engliſche Speculationsgeiſt dabei hervorthut, iſt erſichtlich und es würde eine nicht geringe Aufgabe ſein, das Geflecht dieſes Treibens bloßzulegen und nachzuweiſen, in welch zahlloſen Richtungen ſich ſeine Ausläufer verfolgen laſſen und

wie festgewurzelt dadurch das Institut der Rennen im englischen Bewußtsein bereits jetzt ist.

Hat es in vielem Betracht die Eigenschaften, welche das Lotto verwerflich machen, so dient es doch auch dazu, eine Menge vornehmer Nichtsthuer in einer Weise zu beschäftigen, die sie dem Gemeinwohl nicht grabezu schädlich werden läßt, ein Auskunftsmittel, welches am Ende doch dem Spiel an der pariser Fondsbörse noch immer vorzuziehen ist. Die untern und selbst die mittleren Stände, sie mögen noch so sehr die Hälse recken, reichen nur selten bis an den Rand des berauschenden Bechers, der hier unter der vergoldeten Jugend der Hochgestellten kreist. Diese aber, durch ihre sorgen- und pflichtenlose Stellung ohnehin den Gefahren der Ueppigkeit nur zu sehr Preis gegegeben, hat bei dem Wettrennenspiel wenigstens die Vortheile des Herumtummelns in freier Luft, und ist genöthigt, auf körperliche Fertigkeiten mehr Werth zu legen, als dies auf dem Festlande der Fall zu sein pflegt.

Veredeln die Pferderennen die Zucht des Pferdes und führen sie der ritterlichen Reitkunst jährlich neue Jünger zu, so gibt es ein andres, noch volksthümlicheres Kraftmessen in England, um das wir die Vettern beneiden dürfen und das wir auch bei uns einzuführen trachten sollten. Wir meinen das Cricketspiel. Zu diesem Spiele gehört nichts weiter, als ein mäßig großer Rasen, ein Dutzend Bälle, Schlaghölzer und zweimal drei niedrige Stöcke, welche je drei nebeneinander in den Boden getrieben werden und das Cricketbret tragen, dessen Herunterwerfen der Hauptzweck der einen Partei, dessen Vertheidigung der Zweck der Gegenpartei ist. Jede der Parteien hat ihren Stand in einiger Entfernung der andern gegenüber, und sobald die Niederlage der einen vollendet ist, geht sie zum Angriff über. Dieser Angriff gilt immer dem erwähnten Bret, einmal dem diesseitigen, das andere Mal dem jenseitigen. Sein Vertheidiger steht ihm so nahe, daß er im Stande ist, jeden feindlichen Ball zu pariren, wenn anders er sein Schlagholz gewandt handhabt. Das Zurückschnellen des Balls ist natürlich allen Zufälligkeiten ausgesetzt, und die Entfernung, welche der zurückgeschnellte Ball durchfliegt, der Ort, wo er niederfällt, das Wiederbringen desselben gibt den umher postirten Spielern Veranlassung, ihre Schnellfüßigkeit und Gewandtheit zu entwickeln und selbstständig in das Spiel der beiden Hauptstreiter einzugreifen. Eine Menge Einzelfälle, welche sämmtlich vorgesehen und zu Gunsten oder Nachtheil der Angreifenden ausgelegt sind, trägt dazu bei, dem Spiele Mannigfaltigkeit zu geben und das Interesse der nicht als Hauptstreiter Beschäftigten immer rege zu halten.

Die Kleidung der Cricketspieler ist diejenige unserer Turner; je nach dem höhern oder niedern Stande der Clubs nimmt sie wol edlere oder rohere Stoffe an, doch erfüllt sie durchgängig die Bedingungen zwangloser Leichtigkeit,

welche allein den Sieg möglich werden läßt. Jede Partei hat ihre Abzeichen in bunten Farben, und gleichfarbige Fähnchen pflegen den Spielraum abzugrenzen. In dem Schmucke dieser Parteiabzeichen erscheinen nun auch die Freunde und Verwandten der Zuschauer, ja ihre Bedienung decorirt sich in gleich gesinnungstüchtiger Weise. Selbst Babies mit ihren Wärterinnen bekommen ihr buntes Schleifchen, und lernen mit der Sprache zugleich die Bedeutung dieses Aufputzes ahnen.

Man kann sicher sein, wo in der Nähe einer englischen Stadt nur ein glatter Wiesenplan sich findet — und die Sammetweiche des englischen Rasens ist ja bekannt genug — da fehlt es an bestimmten Tagen des Jahres auch nicht an Cricketspielern. Die Herausforderungen der Clubs untereinander dauern das ganze Jahr hindurch, werden mit allen Einzelnheiten und voller Namensnennung durch die englischen Zeitungen aller Welt verkündet, und nehmen das Interesse einer Menge von Personen in Anspruch, die man mit Staats-, oder Handels-, oder Kunst-, oder hundert andern Angelegenheiten vollauf beschäftigt glaubt, und die doch noch Muße genug finden, um die vielen Phasen dieses Spielgetriebes von Anfang bis zu Ende zu verfolgen.

Wo immer gespielt wird, fehlt es nicht an Erfrischungszelten, vagirenden Marketentern, orgelnden Virtuosen und allen jenen ehrenwerthen Befriedigern menschlicher Bedürfnisse, die unsere Jahrmärkte so lärmend und lustig machen, und die unsere Nerven foltern, ohne daß wirs doch anders haben möchten. Kein Stand schließt sich hier aus. Die Söhne der Tories nicht minder, wie die der Whigs, die Alten selbst nicht minder, wie die Jungen, die Studenten Orfords nicht minder, wie die Hopfenmänner aus Kent und Surrey — alles spielt, und wo sich ein Club hervorthut, da gibts Herausforderungen ohne großes Ansehen der Person.

Um einen ungefähren Begriff von dem Zeitaufwande zu geben, welchen in England das Cricketspiel erfordert, lassen wir die Spieltage einiger Clubs folgen, und zwar nur solche, an denen Herausforderungen gemacht wurden.

Unter Maryleboneclub-matches, 1856, finden wir in dem Zeitraum von noch nicht zwei Monaten:

30. Juni Nordenglandclub gegen Südengland. 2. Juli Maryleboneclub gegen Haileyburycollege. 7. Juli Grafschaft Kent und Sussex gegen ganz England. 10. Juli die Gentlemen von Surrey und Sussex gegen diejenigen Englands. 16. Juli die Gentlemen von Kent und Sussex gegen diejenigen von ganz England. 17. Juli die häusliche Brigade gegen die Zigeuner (mit Musik). 18. Juli großes Militärwettspiel: der Krimclub gegen den Rest der Armee (zwei Musikbanden). So geht es am 21., 24., 28. Juli, am 4., 7., 11., 14., 18. August; immer andere Wettkämpfe und immer neue Parteien, nur die letzten vier Tage gelten für Return-Matches d. h. für solche, wo Revanche

gegeben wird. Und diese angeführten funfzehn Schlachttage betreffen nur einen der vielen englischen Cricketclubs. Von den namhaftern übrigen Clubs verkündigten die folgenden ihre Kampftage: die Grafschaft Surrey 4., 5., 10., 11., 17., 24. Juli; Grafschaft Sussex 3., 17., 28. Juli, 18. August; Northkent 3, 4., 24., 25. Juli, 4., 5. August; und 29 andere Clubs bezeichnen 152 weitere Herausforderungen, denen an bereits festgestellten Tagen im Juli und August, einigen wenigen noch im September, genügt werden wird. Man kann nach dem Ueberblick dieser zwei bis zwei und einen halben Monate ermessen, wie groß die Cricketsumme eines ganzen Jahres sein mag, und wie wenig ein gewandter Spieler aus der Uebung zu kommen braucht.

Das Cricketspiel ist eins der Gesundheits- und Kräftigungsmittel der englischen Nation, und wenn wir in den Bewegungen der Söhne Albions so manche Elasticität und Gewandtheit wahrnehmen, die unserm Volke, trotz dem vielen Militärdrillen, abgehen, so ist die Liebhaberei für dies schöne Spiel auf Englands Wiesenteppichen eine der vornehmsten Ursachen jener körperlichen Ueberlegenheit. Wie wenige unserer jungen Leute erklimmen mit gleicher Leichtigkeit die himmelhohen Sitze auf den Dächern der Omnibusse Londons, wie es alte Herren mit schneeweißem Haupte dort täglich thun, zur Verwunderung so manches Nichtengländers, der dabei im vierzigsten Jahre schon an die Verfertigung seines Testamentes denkt.

Wenn man sieht, daß fast auf jeden Sommertag in England ein Rennen oder ein Cricketfest gerechnet werden muß, so fragt man sich, wo nur noch Zeit für die Segel- und Ruderwettstreite bleibt. Dennoch ist eine Inselbevölkerung begreiflicherweise von alten Zeiten her mit allem, was auf süßem oder salzigem Wasser betrieben wird, gut bekannt, und nirgend findet man so viele, die auf der „klaren Woge" heimisch sind, wie grade im kreidefelsigen England. Sehr viele Gentryfamilien haben ihre Landsitze an den Ufern der Themse, dort, wo die Flut schon einen gemischten Geschmack annimmt; auch die Seeküsten selbst sind nicht ohne ähnliche Feenschlösser, von deren Altanen Abends die schlanken Töchter Altenglands mit ihren durchsichtig zarten Farben und langen Hängelocken, ihren langbewimperten Augen hinausschauen in das purpurne Meer, das ewig veränderlich ihre stolze Heimath umwogt. Leichte, buntbewimpelte Yachten rollen unstet in der Nähe des Ufers hin und her, wo sie bei gutem Wetter in einiger Entfernung vom Lande vor Anker liegen; zu anderer Zeit werden sie auf den Strand gezogen oder dem Schutze der nächsten Bucht anvertraut. Besuche in der Umgegend, auch wol ein Trip über den Kanal werden in diesen Yachten mit der ganzen Bequemlichkeit, welche eigne Fahrgelegenheit bietet, gemacht. Auch in die Nord- und Ostsee wagen sie sich hinein, und kommt der Sohn des Hauses in der Ferienzeit aus der Midshipmansschule nach Hause, da vertraut sich der Herr Vater oder die muthigste

der Schwestern dem jungen Nautiker wol auf einen Ausflug nach Oporto, wenn nicht gar nach Gibraltar, und es kommen Fälle vor, wo die Wasserrattennatur der Inselbewohner sie verführt, bis nach Madeira zu steuern, um daheim den selbst herübergebrachten Sect bei der nächsten dinner-party auftischen zu können. Der Luxus in diesen Familienjachten übersteigt nicht selten den eines Boudoirs der Chaussee d'Antin. Der Boden ist mit den seltensten Holzarten ausgelegt, die festgeschraubten Möbel sind von der ausgesuchtesten Arbeit, man hat weder Vergoldung gespart, noch irgend ein Mittel des Comforts vergessen, welches tausendjährige Erfahrung dem Seedienste zugeeignet und für seefest erklärt hat. Dabei ist die Fertigkeit im Aufbewahren von Gemüsen und Speisen aller Art so weit gediehen, daß in den luftdichten Büchsen der Vorrathskabine die Stoffe zu hundert und aberhundert auserlesenen Mahlzeiten verborgen liegen, Keime, welche zu ihrer glänzendsten Entfaltung nur den pfropfensprengenden Arm des Stewards bedürfen. Die Königin Victoria geht mit gutem Beispiel voran. Sie liebt Seefahrten und zieht natürlich ein zahlreiches Gefolge nach sich, obschon es größtentheils aus Freiwilligen gebildet ist. Jeder Unterthan, dem ein Kiel und was der Kiel trägt, vom Schicksal beschert worden, sucht Gelegenheit, die Eigenschaften seiner Seenixe vor den Augen der huldreichen Fürstin glänzen zu lassen, und mancher, der vergebens auf der Rennbahn oder in Hydepark nach Beachtung strebte, bringt plötzlich das Taschenteleskop der hohen Frau in Bewegung, wenn er mit den baumwollenen Segeln seines Klippers um die Kante von Sandrockspring hervorschießt. Der Sommeraufenthalt des Hofes auf der Insel Wight gibt endlosen Anlaß zum Herausfordern derartiger Sonnenblicke des Unterthanenglücks; nicht minder aber dienen dazu die Wettfahrten, die sogenannten Regattas, welche sich häufig der Anwesenheit der Königin erfreuen.

Hier sind abermals, wie beim Cricket, das Clubwesen und die Herausforderungen vorherrschend; der Adel hält Segelwettfahrten und vermehrt dabei von Jahr Jahr den Erfahrungsschatz der Schiffsbaukunde, so daß man bereits zu Geschwindigkeiten gelangt ist, welche noch vor einigen Jahrzehnten für ebenso unglaublich erklärt wurden, als vor einigen Jahrhunderten die Erfindung der Luftschiffahrt. Schiffscapitäne, Nautiker aller Art betheiligen sich bei solchen Regatten, Frankreichs beste Segler treten mitbewerbend auf; selbst Amerika erscheint nicht selten auf dem vielbeweglichen Kampfplatze, und durch alle Staaten der modernen Republik wiederhallts von Freudensalven, wenn John Bull durch Jonathan geschlagen wurde, wie das vor einigen Jahren durch den ersten Klipper, welchen Europa sah, in so launiger Weise geschehen ist. Aber auch an Ruderregatten fehlt es nicht, und hier gibt es die zahlreichsten Spielarten; von der parfümirten Jugend der Piccadilly- und Charingcroßpaläste,

bis zu den Primanern der Klippschulen; von den hornhäutigen Theerjacken der Kohlenhäfen bis zu den goldbetreßten Blaujacken der Admiralität sind alle Schattirungen vertreten.

Wir finden vom letzten Tage des Monats Juni bis zum Ende des Augustmonats nicht weniger als sechzig Regattentage angemeldet und zwar ohne ihre vielen Unterabtheilungen.

Die Regatta vom 1. Juli wird durch die Herausforderung des „königlichen Merseysegelyachtclubs" veranlaßt und ist für alle „königlichen Yachtclubs" offen. Am 5. Juli halten die „königlichen Buchdrucker" eine Ruderregatta. Leanderclub und Westminsterschule messen ihre Kräfte am 8. Juli. Cannon und Wattkins halten am 15. Juli dreißig Pfd. St. gegeneinander. Wer mit concurriren will, hält funfzig Pfund. In dieser Weise geht es einen guten Theil des Jahres hindurch und immer finden sich zahlreiche Zuschauer zu diesen Wettfahrten ein. Dampfboote pflegen an den londoner Brücken Schaulustige einzunehmen, ihnen den ganzen Tag über die Begleitung der Wettenden möglich zu machen, und nach beendigter Regatta sie wieder an der Brückenstation abzusetzen.

Die Royalthamesnationalregatta, welche am 18. 19. und 20. August d. J. stattfand, erfreute sich der Patronage der Königin von England, des Kaisers der Franzosen, des Königs der Belgier, des Herzogs von Cambridge und der Herzogin von Glouceſter. Sie trägt in der That mit Recht ihren Titel National, da sie die Betheiligung Aller zuläßt. Großartig drückt das Programm diese Uneingeschränktheit mit den Worten aus: Open to the World (für alle Welt). Der erste Preis für den Sieg bei dem vierrudrigen Kampf war hundert Pfund, der zweite zwanzig, der dritte zehn, der vierte fünf Pfund. Die zweirudrigen Preise gingen von dreißig bis zu zwei Pfund abwärts. — Pokale und Becher krönen die Sieger in den vier Wettkämpfen der Tradesmen (aus der Geschäftswelt).

Rock, Ehrenzeichen, Dienstfreiheit und zwei Pfd St. erhält der erste Sieger des Wettkampfes der „Wassermannslehrlinge", ohne Rücksicht darauf, wie kurze Zeit er etwa erst diente.

Für Gentlemenamateurs sind nicht weniger als zehn verschiedene Wettfahrten bewilligt, wobei die Preise in Pokalen und Ehrenbechern, einige von Gold, bestehen. Im Ganzen wird zwanzig Mal gerudert. Die Themseufer und der Fluß selbst bieten bei solchen Regattas den belebtesten Anblick. Ist das Durcheinander der Dampfbote an gewöhnlichen Tagen schon anziehend genug, da die Themsebote ohne Ausnahme die größte Geschwindigkeit anstreben, und stromauf- oder abwärts auch wirklich durch ihre starke Maschinenkraft sie in ungewöhnlichem Grade erreichen, so gesellen sich nun zu diesen plutonischen Courieren noch zahllose kleine und große Privatbote, angefüllt mit Schau-

luſtigen, und der volksfeſtliche Charakter ſolcher Wettkämpfe tritt jedem Zuſchauer auf den erſten Blick entgegen. Es iſt wahr, die Farbenpracht der Bewohner des Südens vermißt man ungern; das ſchwarze Kleid des Puritaners hat der Steinkohlennebel Londons und der übrigen engliſchen Städte ſo populär gemacht, daß man ein Volk in Trauer vor ſich zu ſehn glaubt. Um ſo abſtechender iſt die Wirkung ihrer rothen Geſichtsfarben, und ſelbſt das lebhafte und geräuſchvolle Intereſſe an dem Gange der Wettfahrten gewinnt durch die geſchäftsmäßige Nüchternheit der engliſchen Kleidung an Bedeutung. Nur Wenige haben es bis zu der Fertigkeit des alten Philoſophen gebracht, dem ſeine Zeitgenoſſen nachrühmten, er habe ſelbſt bei Schauſpielen der anregendſten Art keine Miene verzogen. Wo ſichs nicht um Wettſtreit handelt, zeigt ſich der Engländer ſonſt als würdiger Nachahmer dieſes ſtoiſchen Muſters.

Mit den großartigſten Vergnügungen dieſer Art ſind wir durch Schilderung der Wettrennen, des Cricketſpiels und der Regattas fertig geworden. Sie alle haben ihre guten Eigenſchaften und erfüllen als Nebenſache noch den ſchönen Zweck, das Volk zu gemeinſamer Beluſtigung zu vereinigen, ihm die Größe ſeiner Maſſenerſcheinung, die Macht ſeines Zuſammenwirkens, das Gefühl ſeines Volksdaſeins immer von neuem ins Bewußtſein zu rufen. Was wir auf dem Heimathboden in ähnlicher Weiſe haben: Jahrmärkte, Militärrevuen, kirchliche Proceſſionen und anderes, kann eine ähnliche Wirkung nicht wol hervorbringen; unſere großen Muſikfeſte nähern ſich dieſer Wirkung noch am meiſten, und verdienen ſchon in dieſem Sinne die ſorglichſte Weiterentwicklung. Man meint, ein Volk, wie das engliſche, das in ſeiner politiſchen Preſſe, in ſeinen Parlamenten, in den wahrnehmbaren Erſcheinungen ſeiner Weltpolitik ſich ſchon als Nation empfindet, könnte eher noch, als wir, darauf verzichten, auch in ſeinen öffentlichen Vergnügungen ſich als Ganzes zu fühlen. Aber freilich iſt das Eine nur die Spiegelung des Andern.

Wir wollen im Folgenden den kleinern und nicht immer erfreulichen Aeußerungen des engliſchen Nationalgeſchmacks für alles, was Wette und Wettkampf heißt, noch einen Blick gönnen. Hierher gehören in erſter Reihe die Borerkämpfe und die übrigen Kraftmeſſungen Mann gegen Mann. Ein eigens dieſen Kämpfen gewidmetes Buch, das in 18ter Auflage vor wenigen Monaten in London erſchien, verbreitet ſich nicht nur über alle derartigen Kämpfe von Anno 1700 bis 1856, ſondern gibt auch Winke über die beſte Erziehungsweiſe der Athleten; die Fechterſchule von Ravenna erſcheint gegen die Erfahrungen dieſer „Training-Hints“, wie Gulliver neben Polipheм. Fistiana heißt dies Buch, ein Name, den man füglich mit Fauſtina überſetzen könnte, inſofern es die Verherrlichung der Fauſt (the fist) bezweckt. Unter den Borernamen finden wir ungewöhnlich viele jüdiſchen

Klanges. Wir sind nicht im Stande zu sagen, ob diejenige Nation, der man am wenigsten Muth und Körperüberlegenheit zuzutrauen pflegt, die israelitische, in England für die Kunst des Boxens besondere Anlagen zeigt, oder ob die Erfolge Davids gegen Goliath zu dem Annehmen jüdischer Beinamen mitwirken. Wir lesen von Cohen, von Aaron, von Josua. Gewöhnlich kommt bei den Herausforderungen das Gewicht der Parteien in Betracht, und wo einer zu leicht ist, wird dies erstere zuweilen auf äußerlichem Wege erhöht, um die Wette möglich zu machen. So fordert in einer der Wettzeitungen der Boxer Spinne jeden beliebigen Boxer im Gewicht von sieben Stein vier Pfund bis acht Stein (112 Pfund englisch) heraus, Preis des Gewinnes hundert Pfund, von beiden Seiten vor dem Kampfe baar einzuzahlen. Bei einem Gewicht von acht Stein acht Pfund will ers mit Ben Robinson aufnehmen. Ein anderer, Bill Barry, nachdem er Ben Caunt besiegte, will es mit der ganzen Welt aufnehmen, ohne Gewichtsbeschränkung. Brettle erwiedert auf eine Herausforderung Bob Broomes, er wundre sich, wie dieser ihn auf zehn Stein vier Pfund herausfordern möge, da er doch wisse, sein Gewicht sei neun Stein zwölf Pfund. Bis zu zehn Pfund aber wolle er mit Grant kämpfen, und zwar halte er auf Verlangen bis 500 Pf. St.

In dieser Weise geht es noch durch ein halbes hundert Anzeigen fort. Natürlich sind die Boxer selbst arme Schlucker. Reiche Taugenichtse, welche auf die Knochen und Gliedmaßen jener halten, um die Leidenschaft des Wettens zu befriedigen, stehen hinter ihnen. Für die Witwe eines dieser Opfer der britischen Arena, Mrs. Wharton, wird in einer der Zeitungen gesammelt. Uebrigens hat die Gesittung doch so weit Fortschritte gemacht, daß man sich in den Kampfbulletins der größten Kürze befleißigt, und das Detail zerquetschter Nasen und eingestoßener Schlüsselbeine bei Seite läßt. Von Jack Bath heißt es da kurzweg, er habe zuerst geblutet; von Bill Barry, er sei zuerst gestürzt. O'Neil und M'Glone haben 243 Gänge gemacht; das Geld des letztern, welcher erlag, wird dem Sprithändler Mr. M'Nulty zugesandt. Dieser veranlaßte natürlich den Kampf, um Gäste heranzuziehen, und vermittelte die Einzahlungen zu den Wetten. — Jemmy Massey zeigt seine Wiederherstellung an.

Eine große Anzahl von Wirthschaftslocalen, Tempel des Faustandschuhs und der sogenannten Grogmusik, laden behändig zum Besuch ein. Gentlemen finden die größten Bequemlichkeiten, können Anweisungen zum Gebrauch des Faustandschuhs, der Dumb bells (Handeln) ꝛc. erhalten, und ihr Besuch dieser Locale „bleibt das sicherst versiegelte Geheimniß". Athleten ringen oder boxen miteinander und bleiben dem Wohlwollen ihrer Gönner empfohlen.

Bulwer hat in seinen „letzten Tagen von Pompeji" das heimische Fechter-

wesen mit seinen Rohheiten conterfeit, als er ein Gemälde des pompejanischen Fechtertreibens entwarf.

Wir haben hier übrigens mit den letzten Mohicanern des Borerthums abzurechnen gehabt. Die Borer sind als Männer von Profession eine verschwindende Race. Jeder Engländer borxt, aber wer für Geld borxt oder boren läßt, ist längst der Verachtung Preis gegeben.

Wettringen ist in England noch ebenso wenig volksthümlich, wie bei uns. Es vegetirt als fremde Pflanze, welche die englische Luft nicht zur Entfaltung gelangen läßt. Zwar Enoch Walker wird von Wm. Coterell herausgefordert, Wettpreis 25 Pf. St.; eine Gesellschaft von Ringern untergeordneter Stellung in Carlisle läßt hin und wieder von sich hören; ein gewisser Isaak G. Tate gilt als erfahrener Richter für Wettringer — aber man merkt dem Dinge an, daß von irgend welcher Bedeutung des Wettringens in England noch nicht die Rede ist. Könnte man nur aller Welt die Augen öffnen über die Volksthümlichkeit und Verbreitung des öffentlichen Ringens in der Schweiz und über seine wohlthätigen Wirkungen auf die männliche Entwicklung des Volksgeistes! Aber nur die wenigsten Touristen, welche das berner Oberland bereisten, waren bei Schwingfesten zugegen, und man hat im Allgemeinen keine Ahnung davon, was sich aus ihnen machen läßt.

Eine auf dem Festlande zum Glück kaum gekannte Art von Wettstreit sind in England die Rennen der sogenannten Pedestrians. Das Schnellläuferthum hat mit den Pferderennen zu viele Verwandtschaft, als daß der große Aufschwung der letzteren nicht seine Rückwirkung geäußert hätte auf die Liebhaberei für menschliche Schnellfüßigkeit. An sich hat ein Wettlauf weder etwas Rohes, noch etwas dem Manne Unwürdiges. Sind auch die Zeiten nicht mehr, wo die Gunst einer Atalante durch die Geschwindigkeit unserer untersten Körpertheile zu gewinnen war; haben wir auch wenig Aussicht in Lagen wie diejenige zu gerathen, aus welcher der hörnerne Siegfried mit so gutem Erfolge hervorging; — es spricht sich in der Schnellfüßigkeit doch ein hohes Maß körperlicher Gewandtheit aus und als solche schon dürfen wir auf sie noch heute nicht minderes Gewicht legen, als es Homer und Pindar thaten.

Aber in England handelt sichs bei diesen Schaustellungen um nicht viel Anderes als um ein Pferderennen zu Fuß; die Preise, das Wetten, das Halten auf diesen oder jenen Mann wie auf eine Karte im Spiel, der bloße Reiz des Geldes für die Renner und für die Veranstalter — dies alles nimmt den Fußrennen jede Spur von Aehnlichkeit mit den schönen Volksfesten dieser Art in Griechenland. Auch damals wurden Preise vertheilt, Vasen und andere Geräthe brachte der Sieger heim, aber der Ruhm war sein Hauptziel und der Glanz des Triumphs warf einen Wiederschein bis in die oft weit entfernte Heimath des Preisgekrönten, sie betrachtete sich als Theilhaberin seines Ruhms,

und feierte ihn bei seiner Rückkehr durch Feste und pindarische Ehrengesänge. „O beseligt, wem ein ehrender Ruf sich gesellt!“ heißt es da, und „Auf manchem Pfad führet der Gott zum Segen hin!“ Ja, so allgemein war die Zurückbeziehung eines solchen Sieges auf die ganze Heimath, daß der griechische Sänger sparsam im Lobe des Einzelnen sein mußte, um der Gesammtheit nicht das Gefühl ihres Ruhmantheils zu verkümmern. „Auch reizt es zumeist im Geheim der Bürger Sinn, wenn dein Gesang ein fremdes Gedeihen erhebt!“ So feierte man Siege und Sieger in den Zeiten olympischer Festspiele. Sehen wir dagegen, was zwei Jahrtausende und ein anderer Boden aus diesen Wettspielen gemacht haben. James Patterson (alias der fliegende Schneider) hat Georg Cook von Nottinghill zu einem Rennen mit Hindernissen herausgefordert. Acht Barrikaden sind errichtet. Es soll eine Strecke von 150 Ellen durchlaufen werden. Um sieben Uhr Morgens am 23. Juni versammeln sich zahlreiche Zuschauer bei dem sogenannten Shepherds Bush, wo der Wettrenner Cook einen ihm gehörenden Rennplatz hat. Der Preis ist eine silberne Uhr, die Wetten stehen ziemlich gleich, da beide Renner gleich tüchtig sind. Auf ein gegebenes Zeichen gehen beide in mäßigem Trabe vorwärts. Schulter an Schulter bleibend, überspringen sie, ohne einander zuvorzukommen, sieben der Hindernisse. Cook gelangt auch noch über das achte. Patterson dagegen stürzt mit der Brust gegen die Hecke und muß den Kampf aufgeben. — Aber ein andres Rennen folgt gleich darauf. Dies Mal handelt sichs um vier englische Meilen. Vier Renner haben sich gestellt. Spooner, der rascheste, hat keinen ebenbürtigen Gegner herbeiziehen können und muß daher seinen Mitbewerbern einen Vorsprung zugestehen: Burton und Clarke 1½ Minute, einem Novizen des fliegenden Schneiders sogar 2½ Minute. Dieser ist dünn wie eine Angelruthe, geht, trabt, rennt abwechselnd und ohne System und muß nach der ersten Meile sich zurückziehen. Die andern beiden sind Spoonern voraus. Bald aber macht er Ernst. Burton wird überholt und gibt den Kampf auf. Nicht minder Clarke, nachdem Spooner eine Weile zum Spott neben ihm Schritt gehalten hat. — Ein drittes Rennen bringt abermals eine silberne Jagduhr in die Hände des hierbei Siegreichen. Es handelt sich um die ganze Bahnlänge und Ueberspringung der acht Hindernisse, wobei sich Cook nochmals als Sieger zeigt. Die Zuschauer und glücklichen Wetter gehen sehr befriedigt auseinander. Die einen haben eine Augenweide gehabt, die andern eine Ernte. Es wird von einigen hinter den Zelten etwas Blut ausgeworfen, doch hat es nicht viel zu bedeuten.

Weniger gut bekommt Enoch Whittington ein paar Tage später die Wette, 10 englische Meilen in 55 Minuten laufen zu wollen. Er gewinnt den Preis und wird es noch eine Zeitlang forttreiben können, doch meint Doctor Cox:

die Lungen „werdens nicht mehr lange gut machen.“ Hier handelte sichs freilich um 50 Pfd. St. sage 325 bis 330 Thlr. Pr.

Die älter werdenden Renner pflegen Knaben für diese Fertigkeit heranzuziehen, und dann mit ihnen zu speculiren. So zeigt Clarke von Oxford an, er habe einen Jungen, den er gegen David Lovegrove stellen wolle, drei oder fünf Meilen, drei Pfd. St. Einsatz, und 100 Ellen Vorsprung; oder gegen Bane, wenn dieser ihm 200 Ellen Vorsprung bewillige. — Ein dreizehnjähriger Renner in Wolverhampton fordert die ganze Jugend von Staffordshire heraus, ein oder zwei Meilen mit ihm zu laufen, fünf bis zehn Pfd. St. Einsatz.

Es ist schade um diese frischen Burschen, sie kommen durch ihre Schnellfüßigkeit zu einem höchst zweifelhaften Ruhm, richten ihre Brust zu Grunde und sind zuletzt in den Augen ihrer Gönner doch nichts Anderes, als der Walach Bolton des Lord Scott oder der Pony Hercules des Colonel Crawford.

Diesen allen übrigens geht es noch wesentlich besser, als den Wettläufern auf Tod und Leben, welche in England noch immer nicht aussterben wollen. Es ist noch nicht gar lange her, daß ein solcher, durch hohe Geldversprechungen gelockt, sich erbot, in 500 aufeinander folgenden Stunden 500 englische Meilen zu Fuß zurückzulegen. Eine englische Meile geht man etwa in 20 Minuten, er braucht also nur $^1/_3$ Theil der ihm bewilligten Zeit auf den Beinen zu sein. Aber die Aufgabe erhielt ihre eigentliche Grausamkeit erst durch die winzige Nebenbedingung, daß er in jeder Stunde nicht mehr als 1 Meile zurücklegen sollte. Somit behielt er keine Stunde ruhigen Schlafs in vollen drei Wochen, sondern mußte seinen Körper an die unnatürliche Aufgabe gewöhnen, in fortwährenden Unterbrechungen jene sonst in Nacht und Taglängen auseinander geschobene Verrichtung abzumachen. Nicht nur Stellvertreter der Wettenden begleiteten ihn, die Uhr in der Hand und lösten einander ab; ihm selbst war auch die beständige Aufrüttelung Seitens eines Begleiters nöthig, der in der dritten Woche alle Mittel des Schlafverscheuchens erschöpfen mußte, um den kaum mehr aus dem Schlaf zu reißenden Läufer auf seine Füße zu bringen, so oft die Stunde schlug. Er hat seine 500 englischen Meilen in der ihm zugemessenen Zeit wirklich zurückgelegt und ein anderer, dem seine Gesundheit noch weniger werth ist, hat seitdem eine Wette für die doppelte Zeit und Strecke übernommen; aber die Rohheit derjenigen, welche Menschen für solche Wetten auftreiben, wird dadurch nicht verringert, und die scheußliche chinesische Erfindung des zu Tode Marterns schwerer Verbrecher durch beständiges Schlafvertreiben ist nur wenig empörender als jene barbarische Art zu wetten.

Das Wettrennen zwischen Mensch und Pferd gehört auch zu den seltneren, jedoch häufig genug aufreibenden Wettanstrengungen. Es hat sich durch manche Erfahrung herausgestellt, daß, über gewisse Entfernungen hinaus, die

menschliche Kraftausdauer der Geschwindigkeit des Pferdes immer überlegen ist. Hier die Scheidelinie zu finden, ist nun natürlich der brennende Punkt für Wettlustige. — Während des Monats Juli 1856 wurden von den anfangs beschriebenen Wettläufen zwischen Mensch und Mensch, 31 in allem abgehalten. Die Theilnahme ist also eine verhältnißmäßig noch immer große, und da eine Menge Wirthe ihr Interesse dabei haben und die Gelegenheit zum Wetten überhaupt immer Liebhaber findet, so ist wenig Wahrscheinlichkeit, daß die Pedestrians so bald eingehen werden.

Das Tauchen und Schwimmen zum Behufe von Wetten hat in England geringe Verbreitung. Der Engländer hat zu viel von einem Seemann, um nicht auch dessen gewöhnliche Scheu vor körperlichem Naßwerden zu theilen. Deutschland und Frankreich sind in dieser Rücksicht weniger zurückhaltend. Die Geschichte von dem Gascogner, der mit seinem Korktornister und der Versicherung, er habe sich für eine achttägige Reise in die Dardanellen verproviantirt, dem Engländer imponirte, so zwar, daß dieser nicht mit ihm wettschwimmen wollte, — diese Geschichte würde noch heute das Verhältniß der beiden Nationalitäten im Punkte des Schwimmens richtig bezeichnen, wenn man den Korktornister weglassen will. Der St. Georgesclub erhält noch einiges Interesse für dies edle Vergnügen wach. Am 25. Juni schwammen seine Mitglieder um den Preis von drei Silbermedaillen, auch drei Taucher wetteiferten miteinander; die größte Tiefe, welche erreicht ward, betrug 33 Fuß, die mittlere 28 Fuß, die mindeste 24 Fuß. Außerdem zeigen sich hin und wieder noch sogenannte Fancy Wettschwimmer, wobei es auf Zuschauer und sonstiges Gönnerthum abgesehen ist. Ein Amateur fordert den Schwimmmeister Beckwith öffentlich auf, um den Einsatz von 15 Pfd. St. mit ihm zu schwimmen, wobei er sich einen Vorsprung von 12 Ellen auf 100 ausbedingt. Ein anderer Schwimmer, Wallace Ramage, von der alten Garde, weist mit Befremden die Herausforderung eines Mr. Woodbridge zurück, indem er seit 16 Jahren sich vom Wasser zurückgezogen habe, wie doch alle Welt wisse.

Scheibenwerfen übt man noch in einigen Theilen Englands. Es ist etwas Aehnliches wie das alte griechische Discuswerfen, worin sich die jetzigen Römer noch mit gutem Geschick hervorthun. Zu einem Wettwerfen mit siebenzölligen Scheiben auf 21 Ellen Entfernung fordert Jos Paß von Turton einen ebenbürtigen Gegner heraus und will einen Einsatz von fünf bis zehn Pfd. wagen. Fünf bis sechs andere erfreuen sich des nämlichen Rufes, tüchtige Scheibenwerfer zu sein — ein zweideutiger Ruf in der Auffassung unbeliebter Bewohner vielfensiriger Häuser.

Wir haben in vorstehenden Aufzeichnungen die Leidenschaft des Engländers im Wetten nach verschiedenen Richtungen hin verfolgt. Auf die Geschwindigkeit von Mensch und Thier haben wir ihn speculiren gesehen; nicht

minder auf diejenige seiner Ruder-, seiner Segelbote; der Schwimmer und Taucher selbst hat ihm, so weit sichs um Wettanstrengungen handelte, noch ein schwaches Interesse abgewonnen. Was Wunder, wenn er auch für eine andere Art von Kraftmessung Zeit, Geld und Theilnahme übrig hat, eine Art, von der wir selten oder nie auf dem Festlande etwas zu sehen bekommen. Wir meinen die Hunderennen und diejenigen — der Kaninchen. Bei den ersteren kommt wie bei Jockeis und Borern das Gewicht in Betracht. Mr. Jas. Smith von Tunstall veranstaltet ein solches Rennen mit seinem Hunde Gip; eine ungenannte Hündin, Eigenthum des Mr. Green, acceptirt die Herausforderung. Sie wiegt 98, ihr ritterlicher Gegner $2^1/_2$ Pfd. mehr. Seine stärkeren Muskeln müssen den Gewichtsunterschied ausgleichen helfen. 60 Ellen ist die Entfernung. 21 Mal strebt Gip, der unbekannten Schönen den Rang streitig zu machen. Aber seine angeborene Galanterie — wenn nicht die $2^1/_2$ Pfd. Mehrgewicht an Fleisch und Knochen — vereiteln alle Mal seines Gebieters Hoffnungen. Nach einer Niederlage, die in der Geschichte ihres Gleichen sucht, zieht sich Gip unter seine Wollendecke zurück, den Schwanz zwischen den Beinen; sein Ernährer zahlt mit einem himmelerschütternden Fluche die verwetteten 25 Pfd. St., die Siegerin aber dehnt sich gemächlich auf der Damastottomane des Siegeszeltes, läßt sichs gefallen, daß der glückliche Gewinner nicht müde wird, ihr eine Portweinflasche vor die Nase zu halten, und bewegt nur zuweilen, wenn die vielen Hundeliebhaber um sie her mit Lobeserhebungen allzu überschwänglich werden, das rechte lang herabhängende Ohr — man weiß nicht ob als ablehnende Geberde gegen Lob oder gegen die Zudringlichkeit einer sie umschwärmenden Bremse.

Minder gut geht es, ein paar Stunden später, Miß Ellen Mischief, Miß Flora Popplewell und Mistreß Blanche Marsland. Sie müssen in ihrer Eigenschaft als Kaninchen das Rabbitrennen im Granthampark mitmachen und rennen sich todt. Mr. Peacock hatte zehn, Mr. Gould elf Kaninchen ins Treffen geführt. Zehn Pfd. St. war der Siegespreis, 21 Mal wurde gerannt. Mr. Gould ging mit drei todten Kaninchen und einer um zehn Pfd. erleichterten Börse heim.

Kommt hier schon wieder ein roher Zug zum Vorschein, welchen die Arena nun einmal nicht ganz untergehen läßt, so ist dies bei den Hundekämpfen noch weit mehr der Fall. Unter dem Namen „Hundeliebhaberei" rubriciren die betreffenden Zeitungen eine Menge Vergnügungen dieser Art, wo Bulldogs Greyhounds, Terriers und andere Vierfüßer einander das Fell und die Schnauze zerfleischen. Die „Bühne" ist immer für Amateurs frei, welche ihre Hunde sich gegeneinander messen lassen wollen; außerdem turniren auf ihr Hunde von bewährtem Namen, von deren Siegen die Eigenthümer leben. Seit die Rattenfänger aufgekommen sind, hat sich die Theilnahme der Hunde-

verehrer besonders der Rattenvertilgung zugewendet. Die sonst so beliebten Bulldogs sogar sehen sich durch diese häßlichen, aber behenden Neulinge in „ruhmlosen Schatten" gestellt. So oft Mitchells Hund Crib es auf sich nimmt, 50 Scheunenratten innerhalb vier Minuten todt zu beißen, ist Jemmy Shaws Wirthschaft in Windmill Street gedrängt voll Schaulustiger. Wer einen Tropfen Regenwasser unter dem Hydrooxygenmikroskop beobachtet hat, und mit Widerwillen die umherschnellenden Wasserungethüme erst unruhig werden, dann in höchster Hast hin und her huschen, endlich dem glühenden Lichtstrahle erliegen sah, der hat ungefähr einen Begriff von der Augenweide, welche eine solche Rattenvertilgung in geschlossener Arena bietet.

Es genüge diese Andeutung, da eine Vergnügung dieser Art schon in der Schilderung die Feder rebellisch macht.

Um aber nicht mit demjenigen Reizmittel des Humors zu schließen, welches Jean Paul in seiner Vorrede zum Dr. Katzenberger mit Nachdruck, aber ohne Erfolg in Schutz nimmt, wenden wir uns noch im Scheiden zu einer dem Festlande völlig fremden Erscheinung — einer Blüte des Clubwesens, die in dem unmusikalischen Albion überrascht und doch nur dort zu Hause ist. Wir meinen das private Musiziren auf Glockenthürmen.

Hier handelt sichs nicht um Wetten, wol aber um ein in die Oeffentlichkeit Hinaustreten privater Kunstfertigkeit, wobei die Berichterstatter wiederum der englischen Gewohnheit des Zählens, die Uhr in der Hand, nicht untreu werden. Es ist bekanntlich für die musikalische Auffassung und Wiedergabe eines Tonstücks nicht gleichgiltig, wie viel Takte in einem gegebenen Zeitraume durchgangen werden, aber der Engländer legt besondern Werth auf die Schnelligkeit, und so erfahren wir denn Tags darauf, wenn wir die rechte Zeitung ausfindig machen, daß 5021 Changes in 3 Stunden 28 Minuten erledigt wurden. Zu dieser Production zwischen Himmel und Erde wurden die Glocken der Kirche St. Magnus, des Märtyrers, bei London Bridge benutzt, und zwar verdankt man diesen Genuß den Mitgliedern der Ancient Society of College Youths unter Leitung des Herrn H. W. Haley.

Es mögen die Kentvariationen, welche die Gesellschaft der Glockenspieler von St. Peter, Sheffield, kurz vorher in Derbyshire auf dem dortigen Thurme spielte, vielleicht weniger zart ausgeführt worden sein, aber es bleibt immer für die College youths ein herbes Gefühl, daß diese Variationen etwa 100 Changes mehr zählten und dennoch in 12 Minuten kürzerer Zeit zu Ende kamen.

Berücksichtigt man vollends, daß die Glockenspielgesellschaft von Hyde, unter Mr. Fletchers Leitung auf dem St. Georgesthurme 5040 Changes in nur 2 Stunden 55 Minuten fertig brachte, so müßte man den Wahlspruch time is money (Zeit ist Geld!) nie gehört haben, um nicht zu begreifen, wie

sehr solche Geschwindigkeitserfolge die Gemüthsart der minder Raschen von Dur in Moll umzustimmen geeignet sind.

Der Straßenlärm Londons übertönt natürlich schon in geringer Entfernung die Aeußerungen dieses eigenthümlichen Dilettantismus, und wir dürfen daher nicht wagen, ein Urtheil über den musikalischen Werth derselben auszusprechen. Was wir davon vernahmen, hat nur bei nicht zu großer Nähe einen bedenklichen Eindruck gemacht, wenngleich wir nicht dafür stehen wollen, daß die nächsten Nachbarn unserm Ausspruche beipflichten möchten. 3 bis $3^1/_2$ Stunden unausgesetzter Glockenmusik ist freilich ein etwas langer Genuß und es gehört englische Ausdauer dazu, die sich solcher Art auch bei diesem nationalen Vergnügen nicht verleugnet.

Daß in England die männliche Jugend im Allgemeinen keine musikalische Bildung erhält, ist etwas, was bei Beurtheilung englischen Thun und Treibens wesentlich ins Gewicht fällt. Wir haben dieser Glockenspieler, wenn auch nur als Curiosum, eben aus diesem Grunde Erwähnung gethan. Die Sitte des privaten Glockenspiels ist ohne Zweifel uralt und erhält sich fort, wie das einmal die britische Anhänglichkeit an die alten, guten Zeiten mit sich bringt. Ob in dieser musikalischen Unerzogenheit des männlichen Geschlechts in England ein so wesentlicher Grund seiner Kraft und Härte liegt, wie Gervinus in seiner Parallele zwischen deutscher und englischer Männlichkeit anzunehmen scheint? Die bejahende Antwort darauf ist leichter als die Nachweisung eines Ersatzes für die Musik. Wer zum Schweigen verurtheilt ist, wird schwer eine Sprache entbehren, in der er ungestraft alles herausagen darf, was seine Seele bewegt. Das ist uns die Musik. Es müßte uns recht gut gehen, wenn wir, wie die Engländer, im Stande wären ohne sie zu leben.

---

## Literatur.

**Bildende Kunst.** — Rudolph Weigels Kunstkatalog Nr. 27, enthaltend 1) Schriften über die schönen Künste, Galeriewerke, Bücher mit künstlerischer Ausstattung, Illustrationen u. s. w., und 2) Verzeichniß einer Sammlung von Künstlerporträts in Werken und einzelnen Blättern von frühester Zeit bis zur Gegenwart. Leipzig, R. Weigel, 1856 (Preis $1^1/_4$ Thlr.). Die Bände dieses Katalogs haben für den Kunsthandel große Wichtigkeit gewonnen und sind Sammlern, Antiquaren, Cabineten und Bibliotheken unentbehrliche Hilfsmittel. Der vorliegende Katalog enthält Bücher und Druckwerke von Nr. 20557 bis 20933, und im Verzeichniß der Künstlerporträts Sammelwerke 67, und einzelne Porträts 3528 Nummern. Mit jedem Jahre steigt im Antiquargeschäft die Zahl der Liebhaber und Sammler und deshalb auch der Preis der irgendwie beachtungswerthen Bücher und

Blätter. Die weigelschen Kataloge mit ihren Preisangaben sind für den stillen, aber emsigen Verkehr der Eingeweihten bereits eine Art allgemeingültiger Regulator, denn seit außer England und Rußland auch Amerika ein starker Käufer deutscher Antiquitäten und Kunstsachen geworden, zieht sich der Handel mit diesen idealen Werthen über die ganze Erde. Dadurch aber haben auch die deutschen Kunstsammlungen aller Art eine erhöhte patriotische Bedeutung gewonnen, weil sie nicht nur unserer Kunst- und Wissenschaft dienen, sondern auch die Rettungshäfen sind, welche der Verschleppung deutscher Alterthümer und Kunstwerke in das Ausland entgegenarbeiten.

Leben und Wirken des unvergleichlichen Thiermalers und Kupferstechers Johann Elias Ridinger, mit dem ausführlichen Verzeichniß seiner Kupferstiche, Schwarzkunstblätter und der von ihm hinterlassenen großen Sammlung von Handzeichnungen, geschildert von Georg Aug. Wilh. Thienemann. Nebst Ridingers Porträt in Stahlstich und 12 aus seinen Zeichnungen entlehnten Kupferstichen. Leipzig, R. Weigel, 1856. — Das Muster eines ausführlichen Katalogs. In der Einleitung Abdruck einer Lebensbeschreibung des berühmten Thierzeichners (1698—1767), welche seine beiden Söhne nach seinem Tode herausgegeben haben. Darauf folgt das Verzeichniß der Blätter von und nach Ridinger, Kupferstiche (1102 Nummern), Schwarzkunstblätter (195 Nummern), Zeichnungen, nach Mappen beschrieben, darauf Nachträge und Berichtigungen. Die heitere Kunst des großen Thier- und Jagdkenners hat demselben auch außer dem Kreise der Eingeweihten nicht wenige Verehrer bewahrt; das vorliegende Werk, ein glänzendes Document deutschen liebevollen Fleißes, möge dazu beitragen, die Anzahl derselben zu vermehren. —

Thorwaldsens Leben nach den eigenhändigen Aufzeichnungen, nachgelassenen Papieren und dem Briefwechsel des Künstlers von Just Mathias Thiele. Deutsch von Henrik Helms. Zweiter und dritter Band. Leipzig, L. Wiedemann, 1856. — Nach dem Erscheinen des ersten Bandes ist in d. Bl. Tendenz und Methode der ausführlichen Biographie besprochen worden, von den vorliegenden Bänden enthält der zweite Thorwaldsens Glanzperiode in Rom von 1819—1839, der dritte seinen Aufenthalt in Kopenhagen 1839 bis 1844. Die sorgfältige und detaillirte Darstellung hat sich bekanntlich zur Hauptaufgabe gemacht, die Verhältnisse, unter welchen der Meister seine einzelnen Werke ausführte, mit documentarischer Genauigkeit zu erzählen. Es wird nicht leicht möglich sein, nach dieser Richtung Vollkommneres zu leisten, die Sichtung und Ordnung des biographischen Materials ist vortrefflich, die Erzählung klar, einfach, sehr verständig, die Schilderung des großen Künstlerlebens voll Pietät, aber ohne Schönrednerei. Wenn man bei dem ehrenwerthen Unternehmen noch etwas vermißt, so ist es das straffe Zusammenfassen der vielen einzelnen Züge zu einem Totalbild, in welchem das Charakteristische von Thorwaldsens Kunst und Leben leicht greifbar wird. Für die Kunstgeschichte ist das Werk dadurch besonders brauchbar gemacht, daß dem dritten Bande ein alphabetisches und ein chronologisches Register der sämmtlichen Arbeiten Thorwaldsens, so wie ein Verzeichniß aller in der Biographie vorkommenden Namen angehängt ist. —

Geschichte der liturgischen Gewänder des Mittelalters oder Entstehung und Entwicklung der kirchlichen Ornate und Paramente in Rücksicht auf

Stoff, Gewebe, Farbe, Zeichnung, Schnitt und rituelle Bedeutung nachgewiesen und durch 110 Abbildungen in Farbendruck erläutert von Fr. Bock. Mit einem Vorwort von Dr. Georg Müller, Bischof von Münster. 1. Band. 1. Lieferung. Bonn, Henry und Cohen. 1856. — Das Werk, dem Fürsten Karl Anton von Hohenzollern-Sigmaringen, Protector des Unternehmens, gewidmet, ist wieder ein echt deutsches Exempel emsigen Fleißes, der Zeit und Kraft der Erforschung eines fest begrenzten Details hingibt und dadurch in den Stand gesetzt wird, nach verschiedenen Richtungen in Kunst und Wissenschaft fördernd zu wirken. Das ganze Werk soll zwei Bände in sechs Lieferungen enthalten, nächster Zweck desselben ist die für die Culturgeschichte und die deutschen Alterthümer durchaus nicht zu entbehrende Untersuchung über die Technik der Weberei und Stickerei im Mittelalter, wobei sich unter anderm ergibt, daß der Zusammenhang mittelalterlicher Kunstfertigkeit mit der antiken ein viel innigerer ist, als man wol angenommen hat; ferner eine gründliche Untersuchung über den Ursprung des bischöflichen Ornats und den Krönungsornat der deutschen Kaiser; so wie eine Darstellung der Modificationen, welche die Gewänder bis zu ihrer Modernisirung im 16. Jahrhundert erfahren haben. Dabei soll Ursprung und Bedeutung, Name, Form und Stoff der einzelnen Bestandtheile dieser heiligen Ornate auseinandergesetzt werden, eine wünschenswerthe Abhandlung, da über diesem Theile des antiquarischen Wissens noch manche Ungenauigkeit schwebt und z. B. die Erklärungen im Ducange durchaus nicht für das Verständniß der betreffenden Ausdrücke in mittelalterlichen Poesien und Chroniken ausreichen. Endlich soll das Werk noch eine chronologisch geordnete Aufzählung der antiquarisch merkwürdigen Gewänder, Stoffe ꝛc. enthalten, welche von Karl dem Großen ab sich erhalten haben, zuletzt Stoff und Behandlung der liturgischen Gewänder in der Renaissance- und Rococozeit bis zu den neuesten Productionen Lyons und Crefelds nach ältern Kirchenmustern besprechen. Schon aus dem vorliegenden Heft läßt sich erkennen, wie ernst und wichtig der Verfasser seine Aufgabe gefaßt hat. Das Buch ist reich mit Tafeln in Farbendruck ausgestattet, welche die ältesten Stoffmuster enthalten. Wenn man nach der vorliegenden Lieferung gegen den Verfasser einen Wunsch aussprechen darf, so ist es der nach knapperem stilistischen Zusammenarbeiten der Untersuchung; er, das Publicum und der Verleger werden dabei gewinnen. —

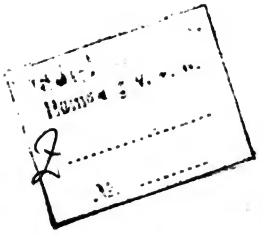
Marci Vitruvii Pollionis de architectura libri decem. Nach den Handschriften herausgegeben und ins Deutsche übersetzt von Dr. Carl Lorentzen. Bd. 1. Heft 1. Gotha, H. Scheube, 1857. — Diese neue Ausgabe des römischen Architekten fällt in den Kreis der Werke, welche d. Bl. den Lesern warm zu empfehlen Veranlassung hat, zunächst weil eine sehr sorgfältige und mit gutem philologischen Wissen gearbeitete Uebersetzung dem endlich gereinigten lateinischen Text gegenübergestellt ist; ferner weil die tüchtige Bildung des Herausgebers verbürgt, daß die Commentare und Abhandlungen der folgenden Bände auch für die Kunstgeschichte des Alterthums von Wichtigkeit sein werden, endlich auch weil das Buch in seiner äußern Ausstattung besonders zierlich, ja elegant ist. Seit der Uebersetzung von A. Rode (1796) und der großen Ausgabe von J. G. Schneider (1807) ist wenig geschehen, unseren Architekten das Werk des Römers lesbar und zugänglich zu machen, und die begonnene Ausgabe verheißt eine fühlbare Lücke in unserer philosophischen und kunsthistorischen Habe auszufüllen. — Bls.

---

Herausgegeben von Gustav Freytag und Julian Schmidt.

Als verantwortl. Redacteur legitimirt: F. W. Grunow. — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.



# Bilder aus dem römischen Alterthum.

## Ein reicher Parvenu in der Kaiserzeit.

### 2.

Um die gesellschaftlichen Zustände einer italienischen Stadt zweiten und dritten Ranges im Anfang der Kaiserzeit zu verstehn, und die Stellung, die ein Mann, wie der Trimalchio des petronischen Romans darin einnahm, richtig aufzufassen, ist es nöthig, die damals bestehende Communalverfassung wenigstens nach ihren Grundprincipien zu kennen. Wie in Rom zerfiel in den übrigen Städten die Einwohnerschaft in drei Rangclassen. Dem Senat, Ritterstand und der Bürgerschaft in der Hauptstadt entsprachen die Decurionen, Augustalen und die Bürgerschaft der andern Communen. Diese Stände waren aufs strengste geschieden, sogar durch Abzeichen an ihrer Kleidung, hatten bei öffentlichen Mahlzeiten und im Theater getrennte Plätze, und in den ersten Stand konnte ein Freigelassener, wie Trimalchio, niemals aufgenommen werden. Diese Rangunterschiede wurden während der Kaiserzeit mit der größten Consequenz aufrecht erhalten, und kaum dürfte ein Beispiel gefunden werden, daß sie in irgend einem italienischen Krähwinkel jemals ignorirt worden sind. Auf die Aufnahme in das Decurionat durften erst die Söhne von Freigelassenen zu hoffen wagen, und die höchste Ehre, auf welche Leute wie Trimalchio aspiriren konnten, war die Verleihung der äußerlichen Auszeichnungen der Decurionen, namentlich eines Platzes im Theater unter ihnen. Auch wer ein für unanständig geltendes Gewerbe trieb z. B. das eines Ausrufers oder Leichenbesorgers, war vom Eintritt in den ersten Stand ausgeschlossen. Aus den Decurionen wurde der gewöhnlich aus hundert Mitgliedern bestehende Gemeinderath gebildet, und dieser wählte die Communalbeamten, deren Aemter nicht nur unbesoldet, sondern immer mit Kosten verknüpft waren. Die Befugnisse dieser Beamten waren natürlich sehr eingeschränkt. Sie präsidirten im Gemeinderath, verwalteten die unblutige Ortsjustiz, die Stadtkasse und die Polizei; die Polizeibeamten, die wie in Rom Aedilen hießen, hatten auch in den andern Städten die Aufsicht über die öffentlichen Gebäude, den Straßenbau, die Märkte, die Zufuhren und die Richtigkeit der Maße und Gewichte. Alle einigermaßen wichtigern Angelegenheiten, namentlich die finanziellen, wur-

den jedoch den Communalbeamten allmälig entzogen, und in den Händen von Commissarien vereint, welche die Regierung ernannte. Dagegen erfreuten sich die Communalbeamten verschiedener Auszeichnungen, die ihnen zu großer Befriedigung gereichten. Ihre Toga war wie die der römischen Magistrate mit Purpur gesäumt, und dies Ehrenkleid behielten sie noch auf der Bahre an; auch sie saßen auf curulischen Stühlen und erschienen unter dem Vortritt von Lictoren, die zwar nicht Beile, aber Stäbe trugen; mit den Namen der beiden obersten Beamten wurde wie mit denen der Consuln das laufende Jahr bezeichnet. Die gespreizte Würde dieser kleinen Stadtregenten erschien den Bewohnern der Hauptstadt ungefähr so spaßhaft, wie einem Pariser die Prätentionen eines Maire in einer kleinen Provinzialstadt, und sie ermangelten nicht, sich darüber lustig zu machen. Der Held des bereits angeführten Romans von Apulejus hält sich auf einer Reise an einem kleinen Ort auf. Er hat grade auf dem Markt ein Gericht Fische gekauft und bereits bezahlt, aber noch nicht in Empfang genommen. Da wird er von einem Universitätsbekannten begrüßt, der sich mit Selbstgefühl als Aedilen zu erkennen gibt. Er erkundigt sich nach dem Preise des Einkaufs, und da er ihn ungebührlich hoch findet, fährt er den Verkäufer heftig an, stürzt seinen Fischkorb um, läßt die Fische von dem Amtsdiener zertreten und entfernt sich dann mit dem Bewußtsein, seinem Freunde imponirt zu haben: während dieser, der zugleich um sein Geld und seine Fische gekommen ist, ihm erstaunt nachsieht.

In den zweiten Stand, die Augustalen, wurden Freigelassene aufgenommen, und ihm gehört Trimalchio an; ja er durfte sich sogar rühmen, daß er, obwol abwesend, in den Vorstand der Augustalen gewählt worden war, eine Ehre, die ihm groß genug erschien, um sie in seiner Grabschrift ausdrücklich zu erwähnen. Auch die Würde der Augustalität war mit Kosten verbunden; denn nicht nur wurde bei der Aufnahme ein Eintrittsgeld gezahlt, sondern auch später von den Mitgliedern Gastmahle und Schauspiele veranstaltet.

Außer dieser ihm widerfahrenen Auszeichnung will Trimalchio noch ein andres denkwürdiges Ereigniß durch sein Grabmonument verewigen: ein Gastmahl, das er der ganzen Stadt gegeben hat. Solche allgemeine Bewirthungen der Einwohnerschaft durch reiche oder vornehme Personen waren wie in Rom so auch in den übrigen Städten nichts Seltenes. In der That gab es dazu so viele Veranlassungen, daß von dem Vermögen der Honoratioren die gesammte Bürgerschaft einen nicht unerheblichen Theil mitgenossen haben muß. Wenn jemandem auf Beschluß des Gemeinderaths eine Ehrenbildsäule gesetzt, ein Communalamt, eine Priesterwürde übertragen wurde; wenn er einen zum Besten der Stadt ausgeführten Bau feierlich einweihte, ein für die Stadt bestimmtes Geschenk aufstellen ließ — in diesen und manchen andern Fällen veranstalteten die edeln Geber, um dem Nützlichen das Angenehme hinzu-

zufügen, ein mehr oder minder ausgedehntes Gastmahl, eine Geldvertheilung oder beides zugleich. Gewöhnlich richtete sich die Art der Geldvertheilung nach den Rangclassen der Einwohnerschaft. Sehr häufig erhielten die Decurionen je drei, die Augustalen je zwei, die Bürger je einen Denar*), in kleinern Städten sogar nur die Hälften dieser bescheidenen Summen; mitunter kamen jedoch auch viel höhere Spenden vor. Ausnahmsweise empfingen auch die Frauen ein Geldgeschenk, welches dann bedeutend geringer zu sein pflegte, als das der Männer. Eine noch größere Last als diese Geldspenden waren begreiflicherweise die Mahlzeiten, zu denen die halbe oder ganze Stadt geladen werden mußte. Deshalb wurde auch statt der Speisen mitunter Geld gegeben, oder nichts als Brot und Wein gereicht und Geld statt des Uebrigen. Wer sich freigebiger zeigen wollte, ließ statt dieser beiden einfachsten Nahrungsmittel Gebackenes und Meth (d. h. ein Gemisch aus Wein und Honig) reichen. Diese Bewirthung ist in Italien Jahrhunderte hindurch bei öffentlichen Festlichkeiten üblich gewesen, und aus ihrer Häufigkeit darf man schließen, daß sie äußerst beliebt war. Eine in der kleinen Stadt Ferentino im Kirchenstaat noch erhaltene Inschrift verkündet: Mitbürger! Gebäck und Meth wird bis zur Mittagsstunde auf Verlangen vertheilt werden. Wer zu spät kommt, hat sich nur über seine eigne Trägheit zu beklagen. — Fanden aber diese Festessen an Tafeln statt, die ohne Zweifel meistens im Freien aufgeschlagen wurden, so fehlte es natürlich nicht an substanziellern Gerichten. Bei einer solchen Mahlzeit in einer Stadt des jetzigen neapolitanischen Gebiets wurden (laut der erhaltenen Inschrift) außer Brot und Wein zwei Ochsen und funfzehn Schöpse verzehrt, was auf mehre hundert Gäste schließen läßt; in einer andern wurde an 247 Tischen gespeist, was, den Tisch zu neun Personen gerechnet (dies war die gewöhnliche Zahl) 1953 Gäste gibt. Zu diesen Festessen wurden Frauen häufig mitgeladen, zuweilen veranstalteten die Honoratorenfrauen Mahlzeiten für das schöne Geschlecht allein, die dann auch mit Geldvertheilungen an alle Theilnehmerinnen verbunden waren. In einer Stadt im Neapolitanischen gab einmal eine Dame, deren Söhne mit Statuen geehrt worden waren, ihren Mitbürgerinnen eine Mahlzeit und jede Geladene erhielt noch außerdem einen Denar. In einem kleinen Wallfahrtsort in der Nähe von Rom bestand ein Damenverein, über dessen Einrichtung und Bestimmung wir sonst nichts Näheres wissen. Ein Gönner der Stadt, der sich für die Errichtung einer Reiterstatue bei dem Gemeinderath und den Augustalen mit Geld abfand, gab diesem Damenverein „eine doppelte Mahlzeit". Auf dem Grabdenkmal einer Dame aus Veji liest die staunende Nachwelt Folgendes: „Sie hat den Müttern, Schwestern und Töchtern der Gemeinderäthe und den

*) Ein Denar ist etwa ein Frank.

Frauen von jedem Stande ein Gastmahl gegeben, und an den Tagen, wo ihr Mann öffentliche Schauspiele veranstaltete, ein Bad nebst unentgeltlichem Oel.“ So streng wie in dieser Inschrift die gemeinderäthlichen Damen von den Erdentöchtern niedern Ranges geschieden sind, waren sie es auch bei Tafel, und ohne Zweifel hätte um alle Schätze der Welt keine von ihnen mit den Augustalenfrauen an einem Tische gegessen. Die Benutzung eines Bades und das zur Salbung unerläßliche Oel war übrigens ein sehr beliebtes und bei feierlichen Gelegenheiten nicht selten vertheiltes Geschenk. In Turin existirt ein Monument, laut welchem ein Bürger der Stadt bei der Errichtung zweier Statuen, die ihm die Unteroffiziere einer von ihm im jüdischen Kriege unter Vespasian kommandirten Schwadron der afrikanischen Cavalerie setzten, an die Bürgerschaft beiderlei Geschlechts Oel vertheilen ließ. Agrippa, Augusts Freund und Schwiegersohn, stellte während seiner durch ihre fürstliche Freigebigkeit berühmten Aedilität die sämmtlichen Bäder Roms Männern und Frauen zur Benutzung frei, und ließ nicht blos Oel vertheilen — sondern bezahlte auch die Barbiere.

Aber auch an Geburtsfesten und bei andern freudigen und festlichen Ereignissen, die innerhalb der Honoratiorenfamilien stattfanden, erhielten die Mitbürger ihren Antheil. Diese Sitte bestand nicht blos in Italien, sondern vermuthlich in allen Städten des römischen Reichs, und zwar in einer solchen Ausdehnung, daß sie den Regierungen Besorgnisse einflößen konnte. Der jüngere Plinius schreibt als Statthalter einer Provinz in Kleinasien an den Kaiser Trajan: in seiner Provinz sei die Sitte bei Anlegung der Männertoga, (die Ceremonie, die den Eintritt des jungen Mannes in das bürgerliche Leben bezeichnete), bei Hochzeiten, bei Antritt eines Amts oder bei Einweihung eines öffentlichen Baues den ganzen Gemeinderath und auch aus der Bürgerschaft eine nicht geringe Zahl einzuladen und jedem Einzelnen Geldgeschenke zu geben, im Betrage von ein bis zwei Denar. Diese Einladungen umfaßten manchmal tausend Personen, mitunter noch mehr. Er fragt an, ob und wie weit diese Festlichkeiten zu gestatten seien, und der Kaiser empfiehlt eine Beschränkung.

Diese lange Abschweifung war nothwendig, um zu zeigen, welche gesellschaftliche Stellung ein Trimalchio an seinem Wohnort einnahm, welche Auszeichnungen ihm durch seinen Stand verschlossen blieben, welche andere dagegen sein Vermögen ihm verschaffen konnte. Gemeinderath werden oder gar eins der obern Communalämter bekleiden konnte er nicht, er mußte sich begnügen „Vorstand der Augustalen“ hinter seinen Namen zu schreiben. Dagegen hatte er reichliche Gelegenheit, mit seinem Gelde großzuthun. Entweder konnte er seine Freigebigkeit in Unterstützung öffentlicher Bauten oder nützlicher Institute oder in Veranstaltung eines großen Volksfestes zeigen, in beiden Fällen war

er ſicher, als Wohlthäter der Stadt eine Anerkennung zu erhalten. Es iſt kein Wunder, daß ein Trimalchio das letztere vorzog. Außer den allgemeinen Mahlzeiten gab es zwar in den damaligen Municipien noch eine andere ſtehende Volksluſtbarkeit, die barbariſchen Schauſpiele des Amphitheaters. Wie im heutigen Italien ſelten ein Feſt ohne Timbeln und Feuerwerk, ſo ging im alten Italien ſelten eines ohne Gladiatorenſpiele oder Thierhatzen vorüber. Kaum war ein Städtchen ſo klein und armſelig, daß ſich nicht dann und wann zur Unterhaltung des Publicums ein paar Klopffechter zerhackt hätten, oder ein paar unglückliche Bären oder Wildſchweine zu Tode gehetzt worden wären. Auch iſt Trimalchio ein leidenſchaftlicher Verehrer dieſer Luſtbarkeiten, aber es ſcheint, daß es Freigelaſſenen nicht geſtattet war, ſie zu veranſtalten; er mußte ſich daher mit einem öffentlichen Schmauſe nebſt Geldvertheilung begnügen. Daß er dies als das wichtigſte Ereigniß ſeines Lebens auf ſeinem Grabmonument darſtellen laſſen will, war damals nicht ſo lächerlich als es nach unſern Begriffen erſcheinen muß. Noch jetzt lieſt man auf Grabſteinen dergleichen genaue Angaben über die von den Verſtorbenen gemachten Schenkungen und gegebenen Feſte, die ihre ruhmwürdige Pracht und Freigebigkeit auf die Nachwelt bringen ſollten und wirklich gebracht haben; die meiſten angeführten Nachrichten über Feſtſchmäuſe in italieniſchen Städten ſind ſolchen Grabſchriften entnommen. Und die Art, in der Trimalchio ſeine Liberalität verewigen will, iſt wie alles was er thut abſurd und ridicule. Wir laſſen hier die Beſchreibung des ihm zu errichtenden Grabdenkmals folgen, die er ſelbſt dem damit beauftragten Steinarbeiter macht. Da dieſes Monument, (was ebenfalls nichts Ungewöhnliches war) Andeutungen über den Verlauf ſeines ganzen Lebens enthalten ſoll, iſt es am beſten geeignet, die Lebensgeſchichte Trimalchios, ſo weit wir ſie oben in ſeiner eignen Erzählung gegeben haben, fortzuſetzen.

Wir laſſen auch hier Trimalchio ſelbſt reden. Wirſt du, ſagt er zu ſeinem Freunde, dem Steinarbeiter Habinnas, mein Monument ſo erbauen, wie ich es beſtellt habe? Ich bitte dich ſehr, vergiß nicht zu Füßen meines Porträts in ganzer Figur ein Hündchen machen zu laſſen; ferner Kränze, Wohlgerüche und alle Kämpfe des Fechters Petractes; auf dieſe Weiſe werde ich es dir verdanken, nach dem Tode fortzuleben. Der Begräbnißplatz ſoll hundert Fuß Länge und zweihundert Breite haben. Auch will ich haben, daß allerlei Obſtbäume und Weinſtöcke um meine Aſche gepflanzt werden ſollen. Denn es iſt ja ganz unvernünftig, wenn man bei Lebzeiten ein elegantes Haus beſitzt, aber das, in dem wir länger wohnen müſſen, vernachläſſigt; und deshalb ſoll mein Grabmal auch nicht an meine Erben übergehen. Uebrigens werde ich ſchon in meinem Teſtament dafür ſorgen, daß ich nicht nach meinem Tode zum Schimpf und Spott gemacht werde. Ich werde einen von meinen Freigelaſſenen zur Bewachung meines Begräbniſſes anſtellen, damit die Leute ſich

nicht respectwidrig gegen das Monument aufführen. Du mußt auch Schiffe darauf machen, die mit vollen Segeln fahren, und mich selbst auf einer Tribune sitzend, prächtig angethan, an jedem Finger einen goldnen Ring, wie ich aus dem Beutel Geld unter die Leute streue; du weißt doch, daß bei dem großen Schmause, den ich gab, Mann für Mann zwei Denar bekam. Auch Tische mit den Essenden sollen dabei gesetzt werden, denke ich, und die ganze Bürgerschaft, wie sie sich gütlich thut. Mir zur Rechten soll meine Frau Fortunata in Lebensgröße zu stehn kommen, mit einer Taube in der Hand, und ein Hündchen kann sie am Bande halten; auch mein kleiner Cicero soll dabei sein; dann hübsch große Weinkrüge, aber wohl verpicht, daß der Wein nicht herausläuft; und dann kannst du noch eine zerbrochene Urne machen und einen kleinen greinenden Jungen daneben. In der Mitte muß ein Stundenzeiger sein, damit jeder, der nach der Uhr sieht, meinen Namen gar nicht übersehen kann. Nun noch die Inschrift! Laß sehn, ob folgende wol gut genug ist: „Hier ruht H. Pompejus Trimalchio. Er ist während seiner Abwesenheit in den Vorstand der Augustalen gewählt worden. Er war brav und reell. Er hat klein angefangen und hat es weit gebracht. Zwei Millionen hat er hinterlassen und niemals einen Philosophen gehört. Wandrer, der du dies lieſest, lebe wohl."

So sonderbar dies Monument nach heutigen Begriffen erscheint, so ist es doch sehr wahrscheinlich, daß Petron auch hier im Ganzen der Wirklichkeit gemäß geschildert hat. Die Größe des von Trimalchio bestimmten Begräbnißplatzes dürfte bei einem so reichen Manne nicht einmal auffallend gewesen sein, auch waren gartenartige Bepflanzungen der Begräbnißplätze nicht selten, und selbst die Erbauung eines Wächterhäuschens, um das Denkmal vor Beschädigung und Verunreinigung zu schützen, nicht ganz ungewöhnlich. Darstellungen der Verstorbenen in ganzer Figur waren beliebt, und Reliefs, die theils Scenen aus ihrem Leben, theils Andeutungen ihres Berufs, ihrer Lieblingsbeschäftigungen und ihrer Geschmacksrichtung zum Gegenstande hatten, ebenfalls. Nur die Wahl der Scenen, die Art der Darstellung, die Composition, die sehr an das Bild vom reichen Bauer Troll erinnert, die Durcheinandermischung von Allegorie und Realität ist wieder ganz in trimalchionischem Geschmack. Was man aber am meisten geneigt sein wird, für einen Witz zu halten, nämlich daß Trimalchio die Summe seines Vermögens auf seiner Grabschrift angeben lassen will, war damals nichts Unerhörtes.

Daß Trimalchio sich rühmt, nie einen Philosophen gehört zu haben, rührt nicht etwa daher, daß er Verachtung gegen Bildung und Wissenschaft überhaupt zur Schau trägt, im Gegentheil ist sein eifrigstes Bestreben darauf gerichtet, für einen vielseitig gebildeten Mann zu gelten, sondern es ist die Geringschätzung, mit der der pfiffige Praktiker, der es „zu etwas gebracht hat",

auf die nutzloſen theoretiſchen Speculationen herabſieht. Vielleicht kommt noch ein anderes Motiv hinzu, was ihn zu dieſer Demonſtration gegen die Philoſophie veranlaßt, daß ſie nämlich an höchſter Stelle äußerſt mißliebig war. Namentlich die ſtoiſche Schule hatte nicht wenige Anhänger grade unter den hervorragendſten Mitgliedern der ſenatoriſchen Oppoſition, und ohne Zweifel waren ihre Lehren am meiſten geeignet, einen Unabhängigkeitsſinn und Freimuth zu erzeugen, die der neroniſchen Despotie höchſt unbequem werden mußten, und Ideale aufzuſtellen, zu denen die beſtehenden Zuſtände im ſchreiendſten Widerſpruch ſtanden. So war es natürlich, daß die Creaturen der Despotie die Stoiker wegen ihrer trotzigen Anmaßung und wühleriſchen Neuerungsſucht verſchrieen, ſie als Feinde der Monarchie, als Aufwiegler und Majeſtätsbeleidiger und ihr Syſtem als ein deſtructives und ſtaatsgefährliches denuncirten; und ebenſo natürlich, daß ſie bei den Kaiſern des erſten Jahrhunderts bereitwilliges Gehör fanden. Der Oppoſitionsgeiſt der Stoiker (und Cyniker) brachte die Philoſophie überhaupt als regierungsfeindlich in Verruf. Schon unter Veſpaſian, der keineswegs zu den ſchlechteſten Regenten gehörte, erfolgte eine Maſſenausweiſung der Philoſophen aus Rom, und unter ſeinem Sohne Domitian ward dieſelbe Maßregel in noch größerem Umfange angewendet. Zum Theil waren dieſe Verfolgungen durch eine Oſtentation provocirt, die namentlich die beiden genannten Schulen mit ihrem radicalen Idealismus ihrer Principienreiterei und rigoriſtiſche Moral trieben, die ſich ſchon in der äußern Erſcheinung documentirte. Dieſe gab der Hofpartei reichliche Veranlaſſung zu Spott und Witzeleien; ſie behauptete, daß lange Bärte, hinaufgezogene Augenbrauen, abgeſchabte Mäntel, bloße Füße und ein maßloſer Hochmuth ſehr häufig nur eine Maske ſeien, um Hohlheit, Unwerth und unlautere Abſichten zu verbergen. Seneca, der intime Beziehungen zum Hofe Neros und ein Vermögen von zwanzig Millionen mit den Grundſätzen der Stoa zu vereinigen wußte, empfiehlt den Philoſophen mehr als einmal Mäßigung, Toleranz und Vermeidung der Extreme. Wenn die Philoſophie freilich vielen ihrer Bekenner Gefahr gebracht habe, ſo ſei es eben nur durch die Narrheit und Inſolenz in der praktiſchen Anwendung ihrer Lehrer geſchehen. Es ſei ein Irrthum, daß die Philoſophie ihre Anhänger hatnäckig und widerſpenſtig mache, und zu Verächtern der Obrigkeiten und Regierungen erziehe. Vielmehr ſeien grade ſie der Regierung am dankbarſten verpflichtet und am treueſten ergeben; denn durch Erhaltung der Ruhe und Ordnung machte der Regent es ihnen möglich, in Sicherheit ihren Speculationen nachzuhängen. Sie verehren ihn daher mit weit innigerer Liebe, als die Ehrgeizigen, die, von ihm zu Rang und Würden befördert, nie zufrieden ſind und immer mehr geleiſtet als empfangen zu haben glauben. — Aber ſolche Raiſonnements waren begreiflicherweiſe nicht hinreichend, um die Antipathien der damaligen römiſchen Kaiſer zu überwinden.

Deshalb galt es vermuthlich jedem guten Unterthan als das Sicherste, alle und jede Philosophie grundsätzlich zu ignoriren.

---

## Zur italienischen Frage.

Gioberti, Del Rinnovamento civile d'Italia. — Ranalli, Le Istorie Italiane dal 1846 al 1853.

Schon Macchiavelli schrieb an Vettori: „L'unione dell' Italiani! Voi mi fate ridere!" (Die italienische Freiheit! Sie erregen mein Lachen!) Welches sind die Ursachen, die Italien trotz seiner trefflichen geographischen Lage, trotz der hohen geistigen Begabung seiner Bewohner, zu der Ohnmacht und zu der Zerstückelung gebracht haben, in welcher wir es heute erblicken?

Die Hauptursache ist der Geist der Trennung, der jedem Italiener angeboren zu sein scheint. Dieser Geist zeigte sich sofort, als nach dem Sturze des römischen Reiches und nach der Zerstückelung des Landes durch die Barbaren des 5. Jahrhunderts Staaten sich bildeten, die, obwol geeint durch Abstammung, Religion und Sprache, doch untereinander fortdauernd in Feindschaft lebten. Dieser Geist der Trennung zeigte sich am mächtigsten in dem Gegensatz der Guelfen und Ghibellinen. Beide große Parteien wollten dasselbe: die Freiheit Italiens; aber sie wollten diese Freiheit durch ganz entgegengesetzte Mittel erzielen. Die Guelfen wollten eine Conföderation freier italienischer Staaten unter dem Vorsitz des Papstes: sie wollten durch dieses System die beiden großen Errungenschaften ihrer Zeit, die communale Freiheit und die katholische Einheit verewigen; die Ghibellinen dagegen, durchdrungen von der Idee, daß das Priesterthum von dem Kaiserthum, die Kirche von dem Staat getrennt werden müsse, wollten ein einiges Italien unter dem Scepter eines weltlichen Fürsten, und da sie keinen italienischen Fürsten fanden, der fähig war, die Krone Italiens zu tragen, so boten sie diese Krone dem deutschen Kaiser an. Keine der beiden Parteien siegte; ihr Zwiespalt stürzte das Land in eine immer größere Zerklüftung; seitdem war Italien theils der Fremdherrschaft, theils dem Despotismus einheimischer Gewalten unterworfen.

Gegenwärtig zählt Gioberti sechs große Parteien auf, welche Italien theilen: Absolutisten, und zwar geistliche und weltliche, Liberale, und zwar Unitarier und Föderalisten, Constitutionelle und Radicale.

„Die geistlichen Absolutisten," sagt Gioberti, „haben zu Führern die Jesuiten. Sie wollen einfach die päpstliche Theokratie des Mittelalters

wieder herstellen und sie noch verschlimmern, jede Aufklärung ersticken und jede Einrichtung der Freiheit zerstören, sie wollen in ihren Händen die geistliche und weltliche Gewalt vereinigen, Laienthum und Klerus, Staat und Kirche, Fürsten und Völker, Rom und Italien, Europa und die Welt der Gesellschaft Jesu einverleiben. Da indeß ein so schöner Plan sich nicht leicht ausführen läßt, so lange menschliche Erkenntniß blüht und fortschreitet, so suchen die ehrwürdigen Väter die Geister zur Finsterniß des Mittelalters zurückzuführen. Ihre Anhänger sind theils alle diejenigen, welche aus Unwissenheit oder Aberglauben ihren fanatischen Eifer theilen, theils alle die, welche aus Liebe zum Gewinn ihr Patronat erstreben."

„Die weltlichen Absolutisten", fährt Gioberti fort, „wollen das absolute Regiment, allenfalls durch einige communale Freiheiten beschränkt, aber sie sind erklärte Gegner der Priesterherrschaft und stellen die Unabhängigkeit des Staates als Princip jeder Civilisation auf. Ihr Kopf und ihr Arm ist Oestreich."

Als Repräsentanten des weltlichen Despotismus bezeichnet Gioberti den König Ferdinand von Neapel, als Repräsentanten des geistlichen Absolutismus den Cardinal Antonelli. Beide verfolgt er mit gleichem Haß. Ueber den weltlichen Absolutismus sagt er: „Er ist keiner edlen und großen Idee fähig. Diesem Geschlechte ist widerfahren, was gewissen verderblichen Pflanzen begegnet, welche, wenn sie unter eine glühende Sonne versetzt werden, noch giftiger sich erweisen." Ueber den Cardinal Antonelli sagt Gioberti: „Antonelli hat nichts von der Rechtlichkeit und Fertigkeit des Staatsmannes, er schließt sich jeder Partei an, durch die er seine Zwecke zu erreichen hofft. 1848 spielte er den Liberalen, heute übertrifft er an Gewaltsamkeit die Sanfedisten. Ohne wahren Geist, unwissend, ohne Geschäftskenntniß und Geschäftstüchtigkeit, aber vollendet in den Intriguen und Listen, welche oft den ganzen Geist mittelmäßiger Köpfe ausmachen, hat er die Zeit der Verbannung in Zaitta dazu benutzt, heuchlerisch des Vertrauens des Papstes sich zu bemächtigen, ihm gegen die Wahrheit die Ohren und gegen das Gute das Herz zu verschließen, sich zum Herrn seines Gedankens und seines Willens zu machen. Ob die Diplomaten damals, wie man sagt, den armen Papst gezwungen haben, alle politische Gewalt diesem Cardinal zu überlassen, kann ich nicht versichern. Gewiß ist, daß Antonelli seitdem der wahre Papst und wenn nicht der erste Urheber, doch der allmächtige Vollzieher einer Politik gewesen ist, welche heute (1851) mit der Politik des Königs von Neapel um die Palme streitet."

So urtheilt Gioberti, kein Revolutionär, sondern 1851 Gesandter Sardiniens in Paris und kurz vorher Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Turin.

Aber derselbe Haß, welcher die Liberalen gegen die Absolutisten erfüllt, herrscht auch unter den verschiedenen Fractionen der liberalen Partei. Man sollte glauben, die Hauptsache für die liberale Partei wäre die Befreiung Italiens von der Fremdherrschaft; alsdann erst käme die Regierungsform Italiens zur Sprache, ob das Land durch einen König oder mehre regiert werde, ob es eine Republik oder mehre Republiken bilde. Das ist jedoch keineswegs der Fall. Die Hauptfrage für die Liberalen ist, ob Italien unitarisch oder föderalistisch sein soll.

Die Unitarier wollen, daß ganz Italien von Susa bis Reggio mit Aufhebung aller Stammesunterschiede eine einzige Republik bilde, die von einem in Rom sitzenden Convente regiert wird. Der Papst, der nur noch durch die katholischen Vorurtheile einiger Nationen, insbesondere Frankreichs und Oestreichs, existire, müsse aufhören zu regieren. Möge ihm Frankreich eine Residenz in Avignon oder Oestreich ihm einen Sitz in Prag oder Insbruck anweisen oder möge der Papst, wenn Frankreich und Oestreich sich in dieser Beziehung nicht verständigen können, als Nachfolger Jesu Christi seinen Sitz in Jerusalem aufschlagen. Das sind die Lehren des jungen Italiens und Mazzinis, welchen Gioberti und Ranalli als die Geißel Italiens bezeichnen.

Die Föderalisten wollen zwar auch die Einheit Italiens, aber sie verlangen zugleich die unabhängige Existenz jedes Staates und jeder Stadt. Dieser engherzige municipale Geist, der seit fünf Jahrhunderten die Bildung einer nationalen Einheit vereitelt hat, wird von Gioberti und Ranalli scharf getadelt. Letzterer erinnert an die Ereignisse des Jahres 1848. Als damals infolge der Bewegung in Mailand eine Revolution in den Herzogthümern Parma und Modena ausbrach, weigerte sich Reggio, die provisorische Regierung von Modena, Piacenza die provisorische Regierung von Parma anzuerkennen. Länger als einen Monat mußte unterhandelt werden, um es dahin zu bringen, daß diese Städte nicht etwa sich vereinigten, sondern nur in Einverständniß handelten. Als der König Karl Albert von Sardinien an die Spitze der italienischen Erhebung sich gestellt hatte, als er auszog, um die Lombardei von der östreichischen Fremdherrschaft zu befreien, als Europa erwartete, alle waffenfähigen Italiener würden unter seiner Fahne sich versammeln: berieth man in Mailand, Florenz und Rom darüber, ob das unabhängige Italien einen oder mehre Staaten bilden, ob seine Regierung monarchisch oder republikanisch sein, ob Turin oder Mailand die Hauptstadt werden solle, ob das lombardisch-venetianische Königreich, das erst erobert werden mußte, einen oder vier Staaten bilden sollte; ja man verhandelte sogar darüber, ob Piemont selbst, zum Lohn für seine Tapferkeit, zerstückelt und aus seinem Gebiet die alte Republik Genua wieder hergestellt werden sollte. Heiße Thränen

müſſen die Italiener über das Schickſal ihres Vaterlandes vergießen, ſagt Gioberti, wenn ein ſolcher Geiſt fortdauern ſollte.

Aber nicht allein dieſe municipale Engherzigkeit iſt Schuld an dem Unglück Italiens, auch die Vernachläſſigung der nationalen Religion, Literatur, der Mangel an politiſcher Bildung tragen weſentlich zum Verfall der Nation bei.

„Die Selbſtſtändigkeit eines Volkes," ſagt Gioberti, „beruht vor allem auf der Originalität und Eigenthümlichkeit ſeines Geiſtes, und dieſer Geiſt hat zum Ausdruck nicht allein die Geſetze und Inſtitutionen, ſondern auch den Stand der allgemeinen Bildung, den Stand der Religion und Literatur. Wo iſt nun unſer religiöſer Glaube? Wir verachten die Religion unſerer Väter, ſtatt ſie fortzubilden und zu reinigen, ſtatt die Schätze zu benutzen, von denen ſie voll iſt, und wir vergeſſen, daß dies der einzige Reſt jener alten Oberherrſchaft und jenes alten Kosmopolitismus iſt, die wir in der Welt ausgeübt haben!" Merkwürdig genug iſt die katholiſche Religion am wenigſten in dem Lande geachtet, welches die Metropole dieſer Religion in ſich ſchließt. Unter allen katholiſchen Staaten ſind die italieniſchen am wenigſten mit dem römiſchen Hofe in Einverſtändniß. Weder Frankreich noch Oeſtreich haben Streitigkeiten mit Rom gehabt, wie ſie in letzter Zeit zwiſchen Rom und Sardinien, zwiſchen Rom und Neapel vorgekommen ſind. Daß aber der katholiſche Glaube im Volke tief erſchüttert iſt, daß er in Italien weniger Wurzel hat, als in Frankreich und Oeſtreich, iſt bekannt, und wird auch von Gioberti beſtätigt.

In gleichem Zuſtande befindet ſich die Literatur. „Während die uns benachbarten großen Nationen," bemerkt Gioberti, „ihre nationale Einheit dadurch beginnen oder befeſtigen, daß ſie eine eigenthümliche Literatur bilden oder unterhalten, laſſen wir den zweifachen Schatz verfallen und verkümmern, den wir von unſern Vätern und Ahnen ererbt haben." Es iſt Thatſache, daß ſeit ſechzig Jahren, ſeit Alfieri, die Originalität der italieniſchen Literatur verſchwunden iſt. Kein großes Werk der Literatur iſt ſeitdem erſchienen. Die Schriftſprache hat ihre Reinheit verloren und iſt mit Gallicismen und Germanismen verſetzt; die Artikel der Zeitungen leſen ſich wie Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen. Von dieſem literariſchen Trabantenthum (satellizio) iſt Gioberti ſelbſt nicht frei, obgleich er gegen daſſelbe eifert. Das Studium der hegelſchen Philoſophie hat ſeinen Stil bisweilen dunkel und gezwungen gemacht, und wie Ranalli über ihn urtheilt, hat er die abſcheuliche Gewohnheit, die gewöhnlichſten Ideen in abſtracten und unverſtändlichen Formen darzuſtellen.

Nicht minder folgt Italien in der Politik den Eingebungen des Auslandes. Die erſte franzöſiſche Revolution unterbrach gewaltſam die Reformen, welche damals die Fürſten begonnen hatten, und die franzöſiſche Revolution von

1848 ließ die Reformen scheitern, welche zu der Zeit die Völker begonnen hatten. Welche Nothwendigkeit lag für Italien vor, um im Jahr 1848 die trefflichen Reformen zu unterbrechen, welche zwei Jahre zuvor Pius IX. angefangen hatte und nach dem Vorbilde Frankreichs in die Ausschweifungen einer socialen Revolution sich zu stürzen? Gioberti bezeichnet diese Verleugnung des nationalpolitischen Geistes als eine Ursache der traurigen Lage seines Landes und sagt: „In dem Maße, als der eigenthümliche italienische Geist verschwand, trat eine unheilvolle Gelehrigkeit ein, blindlings die Fremden zum Muster zu nehmen. Das grade hat die Ketten unserer Knechtschaft geschmiedet und verewigt, denn nichts ist schwieriger, als ein Volk zu heben, das eben die Triebfeder seines nationalen Lebens verloren hat."

Ein anderer Fehler, der hiermit zusammenhängt und den Ranalli hervorhebt, ist eine eigenthümliche Schlaffheit der Italiener. Als im Jahr 1848 Karl Albert an der Spitze einer piemontesischen Armee den Tessino überschritt, um die Lombardei von der östreichischen Fremdherrschaft zu befreien, erwartete man allgemein, daß ganz Italien in Masse sich ihm anschließen, daß jeder italienische Staat eine Armee ihm stellen würde. Nichts von alledem geschah. Den Italienern fehlt nicht der persönliche Muth, aber sie sind unfähig, Heere zu organisiren und unter dem Befehl *eines* Chefs zu kämpfen. Schon Machiavelli sagt im „Fürsten": „Sehet, wie in Zweikämpfen und in Gefechten gegen eine kleine Anzahl von Angreifern die Italiener in Kraft, Geschicklichkeit und Einsicht überlegen sind; aber wenn sie als Armee vereinigt kämpfen sollen, ist alle ihre Tapferkeit verschwunden."

Nachdem Gioberti und Ranalli das Elend ihres Landes und die Ursachen desselben geschildert, geben sie die Mittel an, um dasselbe zu heilen. Die unsinnigen Aufstände der Mazzinisten hatten das Land in immer größeres Unheil gestürzt, und den Regierungen war der Vorwand zu einer härteren Reaction gegeben. Drei Publicisten Gioberti, Balbo und d'Azeglio, sämmtlich aus Piemont gebürtig, machten das dem Volke klar und schlugen ehrenvollere und zuverlässigere Mittel vor, das Vaterland zu befreien und zu regeneriren. D'Azeglio sagte nach dem Aufstand von Rimini: „Gegen die Ungerechtigkeit offen und öffentlich auf alle Weise und bei jeder möglichen Gelegenheit protestiren, das ist für jetzt die einzig nützliche und einzig wirksame Art zu verfahren. Keine bewaffneten Proteste mehr wie in Rimini! Um so zu protestiren, müßten wir 200,000 Mann und 200 Kanonen haben; aber mit einigen wenigen Bajonetten erregen wir nur das Gelächter Europas! Die Stärke unserer Proteste muß darin liegen, daß wir streng jeder Gewaltsamkeit uns enthalten. Wenn in einer Nation jedermann die Gerechtigkeit einer Sache anerkennt und sie will, so ist diese Sache gemacht. Die Regeneration Italiens ist ein Werk, das wir mit den Händen in der Tasche ausführen können. Diese Worte und die

Broschüre „Degli ultimi casi di Romagna," welche sie enthielt, erhielten den Beifall aller italienischen Patrioten. Bald folgte das politische Programm einer neuen Schule, welche nach der Nationalität ihrer Gründer die piemontesische sich nannte. Gioberti in seiner Abhandlung Del Primato und Balbo in seiner „Speranza d'Italia" stellten dieses Programm auf. Ranalli resumirt dasselbe in folgender Weise: „Die italienischen Staaten sind nicht reif für die Republik. Selbst die constitutionelle Regierungsform ist zu hoch für sie und ihnen nicht nothwendig. Was für sie paßt, ist eine Föderation gemäßigter Monarchien, die übereinstimmend mit den Wünschen der Nation regieren, Wünsche, die gleichzeitig durch berathende Versammlungen, gebildet aus den geachtetsten Leuten der verschiedenen Länder, und durch eine freie Presse unter der Controle einer wohlwollenden Censur (!) ausgedrückt werden. Was für sie paßt, ist, daß diese Conföderation der Fürsten, von der nur verlangt wird, daß sie wohl gesinnt sei und Vertrauen erwecke, sich unter dem Vorsitz des Papstes constituire und Italien wird bald den bürgerlichen und moralischen Vorrang wieder erlangen, welchen ihm sowol die Natur als die Vorsehung verliehen haben." Was Oestreich betrifft, so trägt Gioberti kein Bedenken, dasselbe in die italienische Föderation aufzunehmen, gleichwie Oestreich zu Frankfurt in die deutsche Föderation aufgenommen wurde.

Dieses Programm blieb kein todter Buchstabe. Oestreich freilich war mit demselben sehr unzufrieden, denn es erkannte, daß durch solche Grundsätze für die von ihm angestrebte Aufrechterhaltung des Status quo bei weitem größere Gefahren entstanden, als durch die revolutionären Complote der Mazzinisten herbeigeführt werden konnten. Aber die übrigen Regierungen Italiens wurden von den neuen Ideen ergriffen. Im Juli 1846 eröffnete Pius IX. durch seine Amnestie die Aera der Reformen und alle Regierungen von Palermo bis Turin folgten seinem Beispiel.

Diese hoffnungsreiche Epoche endigte durch die Revolution, welche den Papst zur Flucht nach Gaëta zwang, und nach der Niederwerfung der Revolution ist fast überall in Italien die einfache Restauration der alten Mißbräuche eingetreten. Aber die Reformbewegung ist nicht ganz nutzlos gewesen; zwei Dinge sind von derselben übrig geblieben: die Tribune in Turin und der Abscheu Europas vor den Umtrieben einer Reaction, welche mit Verleugnung der Ideen von 1846 Italien zu einem verhaßten Absolutismns zurückführen will. Geblieben ist auch die piemontesische Schule, deren bedeutendstes Organ gegenwärtig Ranalli, der Verfasser der italienischen Geschichte von 1846 bis 1853 ist. Seine Ueberzeugung ist durch die traurigen Ereignisse, die seit 1848 eingetreten sind, nicht erschüttert worden und er schließt sein Werk mit folgenden gewichtigen Worten: „Die Verachtung der gegebenen und beschworenen Verfassungen befestigt nicht die wiederhergestellten Regierungen, sondern

bringt lediglich der Religion und öffentlichen Moral einen schweren und furchtbaren Schaden. Es ist ein Vorurtheil zu glauben, daß die Staatsraison Acte sittlich zu machen vermag, welche die Privatmoral verdammt. Die öffentlichen Beispiele sprechen noch viel lauter als die Privathandlungen und wenn es wahr ist, daß eine schlechte Regierung in der Regel die Wirkung der Verderbniß des Volkes ist, so ist es ebenso wahr, daß die Verderbniß des Volkes unter einer schlechten Regierung nur noch steigt. Die Massen reflectiren wie Spiegel in größerem oder kleinerem Maßstab die Laster ihrer Regierer. Wenn sie sehen, daß die Regierenden um die beschworenen Eide sich nicht kümmern, ungerecht und rachsüchtig sind, so neigen sie sich ebenfalls zur Unredlichkeit, Treulosigkeit, Anmaßung, zum Zorn und zur Rache. Allmälig lösen und lockern sich alsdann die Bande der Religion und Moral, diese Grundfesten jeder menschlichen Gesellschaft. Man jammert darüber nutzlos und zu spät und man schreibt die Ursache dieser Erscheinung den revolutionären Wühlereien des Pöbels zu. Aber das ist ein Irrthum: die wahre Ursache jener Wühlereien ist die bestehende Corruption, ohne welche die Wühlereien wirkungslos sein und ohne welche auch die Revolutionen nicht stattfinden oder doch friedlich und zur Befriedigung aller enden würden. Man kann daher unbedenklich versichern, daß, wenn bei einer neuen Veränderung der öffentlichen Zustände, was Gott verhüte, die Zügellosigkeit statt der Freiheit siegt, die Hauptschuld denjenigen Regierungen beigemessen werden muß, welche überall und auf alle Weise die Corruption säen. Diese Regierungen sagen sich zwar, daß die Revolutionen, mit denen man sie bedroht und diese selbst durch Nährung des Zwiespalts und des Hasses schüren, Excesse begehen werden, welche die Rückkehr der Tyrannei wieder nothwendig machen werden; aber mögen sie sich hüten, unter den Ruinen begraben zu werden, die sie vorbereitet haben und die Hoffnungen der Restauration, welche sie nähren, theuer zu bezahlen."

So Ranalli. Die piemontesische Schule, welche er vertritt, besitzt jedoch nicht mehr denselben Einfluß als vor zehn Jahren. Sie ist in den Hintergrund gedrängt worden durch eine neue politische Schule, die von Gioberti selbst, dem Vater dieser piemontesischen Schule, gegründet wurde. Bis zum Jahre 1848 hatte Gioberti zu den Grundsätzen sich bekannt, welche noch heute Ranalli vertheidigt. Aber das Unheil und die Täuschungen, die er in jenem Jahr erlebte, führten ihn zu andern Ideen, die er in seinem letzten Werke, dem „Rinnovamento civile d'Italia" entwickelte, nach dessen Abfassung er gestorben ist und das sein politisches Testament bildet. Die piemontesische Schule, sagt Gioberti in diesem Werke, hat sich überlebt. Sie erstrebte die Wiedererstehung (Risorgimento) Italiens durch Mittel, deren Vergeblichkeit die Erfahrung gelehrt hat und die ferner anzuwenden chimärisch sein würde. Das Risorgimento gründete sich im Innern auf die patriotische Einigung der italie-

nischen Fürsten untereinander und es ist fast keiner unter ihnen, der Italien nicht verleugnet und mit dessen Feinden ein Bündniß geschlossen hätte; es gründete sich auf das herzliche Einverständniß der Fürsten und der Völker und es ist wiederum fast keiner dieser Fürsten, den König von Sardinien ausgenommen, der nicht durch seine Unzuverlässigkeit und Rückkehr zu den retrograden Ideen jeden Gedanken, das geringste Vertrauen in ihn zu setzen, lächerlich gemacht hätte; es gründete sich auf die Eintracht der verschiedenen Classen der Bevölkerung untereinander, aber Regierungen und Factionen haben um die Wette diese Classen in eine Zwietracht und in einen Haß gegeneinander gestürzt, der größer ist als je; mit Ausnahme einer kleinen Zahl von Mitgliedern der niedern Geistlichkeit und einer noch kleineren Zahl von Würdenträgern der Kirche, sind alle Geistliche der Gegenwart wieder die Knechte des Jesuitismus, des Absolutismus und des Status quo geworden, und leben mit der übrigen weltlichen Bevölkerung in heftiger und fortwährender Feindschaft. Diese weltliche Bevölkerung selbst hat der Factionsgeist gewissermaßen in Staub verwandelt. Die Adeligen hassen die Bürgerlichen und werden von diesen wiederum beneidet; die Conservativen sind in Krieg mit den Demokraten; das Volk, welches die vornehmen Stände getäuscht haben, sieht diese scheel an und die Reichen gerathen schon bei dem Namen Socialisten in Schrecken. Die Föderalisten richten auf Piemont ihre letzten und vergeblichen Hoffnungen; die Radicalen und die Retrograden führen auf dem Boden des armen Italiens einen verzweifelten Krieg. Die Länder Italiens endlich sind untereinander nicht minder uneins: die Lombardei und Genua hegen mehr oder minder Groll gegen Piemont; Sicilien kann Neapel nicht ausstehen und Rom ist jedermann verhaßt geworden. — Nach außen beruhte das Risorgimento auf einem Princip, das nicht minder vernichtet ist, nämlich auf dem Einverständniß der politischen Tendenzen Italiens mit denen von ganz Europa; vor 1848 erstrebten alle europäischen Völker, und mit ihnen Italien, einmüthig die Eroberung oder die Befestigung der öffentlichen Freiheit. Was ist heute aus dieser Bewegung geworden? — Die Politik des Risorgimento, so viel Verdienst sie ihrer Zeit auch haben mochte, hat sich daher erschöpft und ein neues System ist nothwendig geworden, das mit den Bedürfnissen der Zeit mehr in Einklang steht.

Dieses neue System nun nennt Gioberti die bürgerliche Erneuerung (Rinnovamento) Italiens. Das Risorgimento erstrebte eine allmälige Umwandlung Italiens durch eine Reihe von Reformen, das Rinnovamento hat einen mehr revolutionären Anstrich und Charakter (avra piuttosto aspetto e qualità di rivolutione). Das Risorgimento war eine rein italienische Bewegung; das Rinnovamento dagegen soll in seinem Gange und seinen Resultaten wesentlich eine europäische Bewegung sein; die Regeneration Italiens,

die einſt aus ihm hervorgehen ſoll, wird nur eine Scene in dem großen Drama ſein, das den ganzen Occident umfaſſen wird.

Worin beſteht nun aber das europäiſche Rinnovamento? In dem Siege dreier Ideen und in der Befriedigung dreier Wünſche, welche ſeit 1815 die wiener Verträge überall erſtickt haben: in der Wiederherſtellung der Intelligenz in ihrer natürlichen Herrſchaft (maggioranza del pensiero), in der Reconſtitution der Nationalitäten und in der Erlöſung der Maſſen (redenzione oder riscatto della plebe); einer Erlöſung, welche den Uebergang und die Vertheilung des Eigenthums ſtufenweiſe mit dem Wohle der Mehrzahl mehr in Einklang bringt, beſſer als bisher das unverjährbare Recht eines jeden befriedigt, mittelſt ſeiner Arbeit zu leben (diritto di vivere mediante il lavoro) und die Geißel der Unwiſſenheit des Volkes durch die Erziehung bekämpft. Mit dieſer europäiſchen Revolution ſoll Hand in Hand gehen die religiöſe Regeneration, welche den Katholicismus auf die göttlichen Regeln der apoſtoliſchen Zeiten zurückführt und das Chriſtenthum wiederherſtellt, wie es in der heiligen Schrift ſich ausprägt, als eine Religion des Idealismus, der Freiheit und der Nächſtenliebe. Welche politiſche Form dieſe allgemeine Erneuerung haben wird, die Monarchie oder die Republik, hängt davon ab, welche dieſer beiden Formen am beſten den Bedürfniſſen der neuen Geſellſchaft entſprechen wird und bleibt der Zukunft vorbehalten.

Daß dieſes Werk nicht von den Abſolutiſten durchgeführt werden kann, verſteht ſich von ſelbſt. Aber auch die Föderaliſten, die vom municipalen Geiſte angeſteckt ſind, und die Radicalen, welche vom Dämon der Revolution ergriffen ſind, ſind nicht im Stande, die Erneuerung Italiens zu vollführen. Von den Radicalen entwirft Gioberti folgendes Bild: „Ihre hochmüthige Unwiſſenheit, ihr abſoluter Mangel an Erfahrung und Vorſicht, an praktiſchem Urtheil, ihr fanatiſches Feſthalten an ihren Meinungen, ihre Unduldſamkeit gegen die Meinungen der andern, der Egoismus, der Geiſt der Intrigue, die Ehrſucht, welche ſie verzehrt, endlich und vor allem die unſittlichen Lehren, welche ſie über die Wahl der Mittel predigen, alles dies iſt in jedweder Zeit und in jedwedem Lande nur dazu geeignet, die beſten politiſchen Unternehmungen zu ruiniren . . . Man muß überdies bei jeder Unternehmung dieſer Art das öffentliche Vertrauen beſitzen. Die Radicalen aber ſind in der Achtung aller ehrenhaften Leute ſo geſunken, daß ſie alle Sachen, welche ſie anfaſſen, entehren, ſtatt ihnen zu dienen. Wer ferner zur Vorbereitung nicht geeignet iſt, taugt auch nicht zur Leitung. Die erſte und wichtigſte Vorbereitung einer ſocialen Reform beſteht aber in der Verbreitung von Ideen und von Aufklärung. Was thun in dieſer Beziehung die Radicalen? Welche Wiſſenſchaft lehren ſie? Welche Bücher ſchreiben ſie? Welchen Arbeiten widmen ſie ſich, um die ernſten und ſchweren Probleme der modernen Civiliſation zu behandeln

und zu lösen? Welche neue Lehren tragen sie vor in Stelle der alten? Unfruchtbar bis zur Ohnmacht an Ideen und Erfindungen, zwei oder drei Gemeinplätze ewig wiederholend, wollen sie die Welt neugestalten nicht mit Hilfe des Gedankens, sondern durch Geschrei und Complote!" Nur in zwei Parteien findet Gioberti die wahren Arbeiter an dem Werk des Rinnovamento: in der demokratischen und in der conservativen Partei, vorausgesetzt, daß sie sich vereinigen und ohne Hintergedanken und Groll an der gemeinsamen Befreiung arbeiten.

Als Angelpunkte (cardini) der Umgestaltung Italiens betrachtet Gioberti Rom und Piemont; aber nicht das gegenwärtige, sondern ein neues Rom, und nicht das jetzige Piemont, sondern ein wesentlich verändertes. In Rom sollen geistliche und weltliche Gewalt getrennt werden. Die geistliche Gewalt soll nicht mehr eine Mischung von Heiligem und Profanem, von friedlichen Ceremonien und blutigen Verfolgungen, von Kreuzzügen und Indulgenzen, von Segen und Flüchen, von evangelischer Moral und profaner Politik, von exemplarischen Piestern und übermüthigen, zügellosen und intriguanten Pälaten sein. Die Cardinäle, Namen und Lebensweise von Fürsten aufgebend, sollen wieder Geistliche der heiligen Stadt werden und in der Majestät des Papstes soll wieder die Bescheidenheit des Fischerapostels erglänzen. Die italienische Landesvertretung, aus Laien gebildet, soll neben der geistlichen Vertretung sitzen: Rom zugleich Forum und Heiligthum, Staat und Orakel, Ort des Friedens, Muster der Gerechtigkeit, Quelle der Tugend und Civilisation sein. Piemont ist zwar besser, als das dermalige Rom für das Werk des Rinnovamento geeignet; seine freie Verfassung, die Trennung zwischen den Rechten des Staates und der Kirche, die es vollzogen, das Asylrecht, das es allen Verbannten Italiens gegeben, der militärische Ruhm, den es sich erworben, machen es zu einem vorzüglichen Werkzeug der Umgestaltung Italiens, aber die Piemontesen müssen den engherzigen municipalen Geist aufgeben, der von ihrem Adel und ihrem Advocatenstande unterhalten wird. Gioberti beklagt die specifisch piemontesische Politik, die darauf ausgeht, das Land von dem großen italienischen Verbande zu trennen (di ritivarlo dall' italianità). Diese Politik war die Ursach seines freiwilligen Exils. „Ich liebe Piemont, sagt er, aber nur, weil es ein Theil Italiens ist. Trennt es sich von der Nation, so sage ich mit Dante: ich bin Subalpiner durch Geburt, nicht durch Charakter (natione non moribus) und ich ziehe die Verbannung allen Rechten und Gütern vor, die ich in dem Leben meiner Provinz finden könnte."

So treffliche und patriotische Gedanken aber auch das neue System Giobertis enthält, so ist es doch exaltirt und unpraktisch. Zunächst hat es zur Voraussetzung eine allgemeine Umwälzung Europas, von der es sehr fraglich

iſt, ob und wann ſie eintritt. Wie viel richtiger der im Sinne des Riſorgimento ausgeſprochene Grundſatz des Königs Karl Albert: „L'Italia farà da se“: Italien kann nur durch Italien, durch das italieniſche Volk regenerirt werden. Dieſes Volk muß aber zuvörderſt ſich ſelbſt regeneriren. Sodann verlangt Gioberti eine Abänderung der Geſetze, welche den Uebergang und die Vertheilung des Eigenthums regeln: er verlangt Befriedigung des „Rechtes auf Arbeit“ durch den Staat. Das iſt eine ſocialiſtiſche und revolutionäre Theorie, welche in das Bereich der Staatsgewalt Gegenſtände zieht, die in daſſelbe nicht gehören. Endlich verlangt es, daß in Rom die geiſtliche und die weltliche Gewalt getrennt werde, daß der Papſt nur die geiſtliche Gewalt behalte. Damit würde aber die Exiſtenz des Papſtthums und die Einheit der katholiſchen Kirche vernichtet werden. Wenn der Papſt in Rom neben ſich eine weltliche Gewalt hat, ſo würde er unter dem Einfluß derſelben ſtehen: er könnte nicht mehr das Oberhaupt der katholiſchen Chriſtenheit, ſondern nur noch Biſchof von Rom ſein und die katholiſche Chriſtenheit würde in Nationalkirchen zerfallen. Die Einheit und Macht des Katholicismus anderen Kirchen gegenüber hat zur nothwendigen Bedingung die weltliche Souveränetät des Papſtes. Ohne dieſelbe und dem Einfluß irgend einer Regierung unterworfen, verliert der Papſt auch ſeine geiſtliche Selbſtſtändigkeit.

Es iſt eine ſchöne Sache um die Freiheit und Einheit Italiens, aber dieſelbe wird weder durch revolutionäre Complote, noch durch die Syſteme und Theorien des Riſorgimento und Rinnovamento erzielt. Wollen die Italiener frei ſein, ſo müſſen ſie mit vereinten Kräften der Fremdherrſchaft ſich entledigen, was ihnen ſeit tauſend Jahren nicht gelungen iſt, ſo müſſen ſie ſich durch Bürgertugend für eine freie Verfaſſung fähig erweiſen. Wollen ſie einig ſein, ſo muß der Geiſt des Zwieſpalts ſchwinden, der in Italien die Fürſten und die Völker, die Völker untereinander, den Klerus und die Laien, die Bauern und die Städter, die Reichen und die Armen trennt. Mit einem Worte: die Italiener müſſen den Rath befolgen, den ihnen ſchon Dante gegeben hat, ihre Sitten zu ändern (mutar costume).

---

## Luther als Rationaliſt.

Unter dem Namen des großen Mannes hat ſich ſchon zweimal ſeit einem Menſchenalter eine Reaction gegen den Fortſchritt der Zeiten geltend zu machen gewußt. Zuerſt gegen das wohlgemeinte, von Schleiermacher unmittelbar gepflegte, von Hegel innerlichſt geförderte Beſtreben des verſtorbenen Königs von Preußen, der proteſtantiſchen Kirche durch Union der geſonderten Parteien

zu einer einigen Gemeinschaft mehr Einheit auch im Aeußern zu geben. Die Reaction gegen die neue Agende, welche alle vereinigen sollte und verständigerweise auch recht wohl konnte, hatte aber auch die Aufwallung des lutherischen Gefühls nur zum Ausgangspunkt. Zum Widerstand trieb die Form, in welcher diese Einigung der Parteien durchgeführt werden sollte, — von oben herab statt von den mündigen Gliedern der Gemeinde selbst aus, gar durch Cabinetsbefehl, statt durch eine Synode. Es lag darin, so wohlgemeint der Versuch war und so klug selbst er den Streit zu meiden suchte, ein Cäsaropapismus, ein Eingreifen der weltlichen Macht in das Gebiet des Gewissens und Glaubens, eine Bedrohung der Freiheit, wogegen die Reaction ganz im Rechte war. Und Männer wie Guericke, die lieber ihre Stellen opferten, als dabei nachgaben, werden uns Achtung abnöthigen, wenn sie auch in der Sache für uns dogmatisch Unrecht haben, oder andrerseits in der supranaturalen Reaction sich zu Uebertreibungen hinreißen ließen, die uns wissenschaftlich unrechtfertigbar erscheinen. Das sind die Altlutheraner der neuern Zeit, Männer, wenn auch wissenschaftlich nicht bedeutend, Gemeinden, wenn auch mit dem Schein von Conventikeln, deren Irrthum oder geistige Unklarheit wir beklagen können, für deren Standhaftigkeit, ja deren Freisinn auch der imponirenden Staatsgewalt gegenüber wir eine Art achtungsvoller Sympathie behalten. Sind sie doch auch in neuester Zeit aufs geistvollste und kräftigste die Schützer der wackern Prediger und Lehrer Schleswig-Holsteins gegen die fast brutale Sophistik hengstenbergischer Unchristlichkeit gewesen.

Eine ganz andere Partei und Reaction ist die neulutherische, eine Partei, welche die Kirche augenfälliger, massiver, herrschender haben will, mit einem Worte katholischer. Einer Charakteristik dieser factisch kryptokatholischen, deutsch-puseyitischen Partei, deren Haupttypus Vilmar ist, können wir uns hier überheben, da die noch consequenter katholischen Blätter, die gelben, in ihrem Fache schon ziemlich meisterhaft, wenn auch nicht ganz klug, diese Charakteristik gegeben haben, durchschlagend treffend (E. Schwarz „Zur Geschichte der neuesten Theologie"). Es genügt, mit Verachtung dieses Treiben zu verurtheilen, das nicht mehr lange sein Dasein fristen kann. —

Diesem Urtheil aber hat eine jüngst erschienene Schrift eine zeitgemäße Handhabe gegeben. Sie hat fast keinen Fehler, als daß sie — allerdings aus speciellen Gründen — lateinisch verfaßt ist.*) Ich will das hier so viel wie möglich gut machen, indem ich wenigstens den Hauptsatz daraus mittheile, ich glaube auch am allerbesten ohne irgend welche weitere Reflexion.

Und so seien hier einige Aussprüche des echten Luther mitgetheilt, die Citate nach Walchs Ausgabe.

*) De Luthero, rationalismi praecursore oratio, quam habuit Gustavus Frank, Seminarii quod Jenae floret senior. Lipsiae 1857.

Bd. XXII, 2096: Die Historie des Propheten Jonä ist so groß, daß sie schier ungläublich ist, ja lautet lügerlich und ungereimter, denn irgend der Poeten Fabeln eine, und wenn sie nicht in der Bibel stünde, so lachte ichs wie einer Lügen. Denn wenn man ihm will nachdenken, wie er drei Tage in dem großen Bauche des Walfisches gewesen sei, da er doch in dreien Stunden hätte können verdauet und in des Walfisches Natur, Fleisch und Blut verwandelt werden; heißt das nicht mitten im Tode leben? also daß gegen diesem Mirakel das Wunderzeichen im rothen Meer nichts sei. Es gehet auch eben närrisch zu. Darnach, daß er nun erlöset und errettet sei, fähet er an zu zürnen und zu expostuliren, und sich unnütze zu machen um eines geringen Dinges willen, nämlich um ein Gräslein.*) p. 2098: Diese Historie (von Jonas) soll uns der höchste Trost einer und ein Zeichen der Auferstehung der Todten sein; sie ist sehr lügerlich: ich selbst gläubte es nicht, wenns nicht in der heiligen Schrift stünde. Also pfleget Gott die Seinen zu demüthigen. Aber ward darnach viel ärger, wollte Gott meistern, ward zum großen Todtschläger und Mörder, der da wollte eine so große Stadt, darinnen so viel Volks war, gar vertilgen. Das ist mir ein Heiliger!!

III, 484: Wenn es (was 1. Mos. Cap. 20**) stehet,) vor die Vernunft kömmt, ist es eine schlechte Lection: da schmecket es nicht, hat weder Saft noch Kraft, daß sie muß sagen: ist das so nöthig gewesen zu beschreiben? p. 548: Das ist ja ein närrisch Capitel (1 Mos. 23†) anzusehen. Was hat er so viel Worte zu machen über solchem geringen Dinge, wie Abraham eine Grube kauft, da er einen Todten einleget? Droben (Cap. 22††) haben wir gehöret, daß er das ganze Königreich Christi in drei oder vier Worten fasset, da es wohl noth wäre, daß er hunderttausend Worte machte. Hier wäschet er ein ganz Cap. von dem, daran doch nichts gelegen ist. Es ist vor der Vernunft doch ein lauter närrisch Ding, und unnützes Geschwätze. p. 700: Hier sehen wir abermal ein langes wunderliches Capitel (1 Mos. 30†††), welches, wenn es die Vernunft auf das tiefste ansieht, so ist es doch eitel Narrwerk und schier verdrüßlich, daß mit dem Buche soll umgehen, und so viel davon halten, das doch nichts redet, denn von Ziegen und Schafen und von Kind erzeugen; wie könnte er es doch närrischer vorlegen, denn das ist? sonderlich, wenn es soll von heiligen Leuten geschrieben sein, als diese sollen sein. Aber ich kann nicht darwieder, da lieget es, wer es besser kann, der thue es, wir wollen zusehen.

*) Um das Gewächs, das dem Jona Schatten brachte, aber verdorrete.

**) Wie Sarah dem Abraham von Abimelech genommen, aber mit Gewinn wiedergegeben wird.

†) Das vom Begräbniß der Sarah höchst ausführlich handelt.

††) v. 18 „Durch deinen Samen sollen alle Völker auf Erden gesegnet werden."

†††) Jacobs Kindersegen und Reichwerden.

VIII, 1242: Das ist ja ein ungeschickt Ding, und hat mich selbst oft wunderlich angesehen, und ist wahrlich ein schwerer Artikel ins Herz zu bringen, wenn ich sehe einen Menschen todt hintragen und bescharren, daß ich doch mit solchem Herzen und Gedanken soll davon gehen, daß wir werden miteinander wieder auferstehen. p. 989: Denn man siehet vor Augen, daß alle Welt vom Tod hingerissen wird und stirbt. Einen fressen die wilden Thiere, den andern frißt das Schwert; dieser läßt ein Bein in Ungarn, jener wird mit Feuer verbrannt; den verzehren die Würmer in der Erden, jenen die Fische im Wasser: einen andern fressen die Vögel unter dem Himmel, und so fort an. Da wills schwer sein, gläuben, daß der Mensch, der so mancherlei Weise umkömmt und stirbet, wiederum leben soll, und des Menschen Glieder, die so weit voneinander zerstreuet, zu Asche und Pulver gemacht werden, im Feuer, Wasser, Erde, wiederum zusammenkommen sollen.

VIII, 1240: Es scheinet zu unbillig und ungereimt, daß Gott das Spiel so abentheuerlich angreifen und sich so thörlich zur Sache stellen soll mit seinem Gericht, daß, weil Adam in einen Apfel beißet, soll er so viel ausgerichtet haben, daß alle Menschen nach ihm, bis zu Ende der Welt, müssen des Todes sein. Denn er hat ja noch keinen Mord noch Ehebruch gethan. Ja, wenn es noch der Tod allein wäre: aber daß wir alle, um dieser fremden Sünde willen ewige Strafe und Verdammniß sollten verdient haben, und in der Hölle leiden, das geht viel weniger in eines Menschen Herz; denn es scheinet gar zu unbillig geurtheilet und unbarmherzig gehandelt von solcher hohen Majestät, welche ist die höchste Weisheit und Güte.

XXII, 294: Einer fragte von der Propheten Offenbarung, die immerdar rühmen: „so spricht der Herr", ob Gott persönlich mit ihnen geredet habe? Da sagte Dr. M. Luther: es sind sehr heilige, geistliche, fleißige Leute gewest, die göttlichen und heiligen Sachen haben mit Ernst nachgedacht, und sie betrachtet, darum hat Gott in ihren Gewissen mit ihnen geredt, das haben die Propheten für eine gewisse Offenbarung angenommen.

VII, 1730: Christus nach seinem Einreiten in Jerusalem ist alsbald in Tempel gegangen und hat da rumoret. Aber hier fragt sichs, wie sich die zween Evangelisten, Matthäus und Johannes zusammenreimen. Denn Matthäus schreibt, es sei geschehen am Palmentage, da der Herr zu Jerusalem ist eingeritten; hier (c. 2, 13) lautet es im Joh. also, als sei es bald um die Ostern nach der Taufe Christi geschehen. Aber es sind Fragen und bleiben Fragen, die ich nicht will auflösen: es liegt auch nicht viel dran. Die Evangelisten halten nicht einerlei Ordnung, was einer vorne setzet, das setzet der andre bisweilen hinten. Es kann auch wol sein, daß der Herr solches mehr denn einmal gethan hat. Ihm sei nun wie ihm wolle, so brichts uns von unserm Glauben nichts ab. Wenn ein Streit in der h. Schrift vor-

fallet, und man kann ihn nicht vergleichen, so lasse man es fahren. Dies hier streitet nicht wider die Artikel des Glaubens, denn in dem stimmen alle Evangelisten miteinander überein, daß Christus für unsre Sünde gestorben sei: sonst von seinen Thaten und Mirakeln da halten sie keine Ordnung; denn sie setzen oft etwas zuvor, was hernach erst geschehen ist.

XXII, p. 2093: Ich halte, Hiob habe zur Zeit Salomonis gelebt, und halte sein Buch für eine rechte Historia: daß aber alles also sollte geschehen und gehandelt sein, gläube ich nicht. S. 2082: Hiob hat nicht also geredet, wie es in seinem Buch geschrieben stehet, sondern hats gedacht; denn redet sich nicht also in der Anfechtung und Versuchung, doch ists also ergangen mit der That und im Werk. Und ist sicher ein argumentum fabulae, wie man ein Spiel regiert und hält, in welchem etliche Personen angeführt werden, da einer mit dem andern redet und disputiret, wie es ihm ums Herz ist, daher es auch der Meister genommen und beschrieben hat, wie Terentius seine Comödien, damit hat er wollen anzeigen ein Exempel der Geduld.

XXII, 2077: Vom Buch Salomonis, dem Prediger sagte er: Dies Buch sollte völliger sein, ihm ist zu viel abgebrochen, es hat weder Stiefel noch Sporn, es reitet nur in Socken gleichwie ich, da ich noch im Kloster war.

XXII, 2080: Und da er, der Doctor, das andere Buch der Maccabäer corrigirte, sprach er: Ich bin dem Buch und Esther so feind, daß ich wollte, sie wären gar nicht vorhanden, denn sie judenzen zu sehr und haben viel heidnische Unart.

XIV, 93: Sehr geringe ist dies Buch, wer auch der gute Baruch ist.

XXII, 2079: Das dritte Buch Esdrae werfe ich in die Elbe.

Ibidem: Am 4. Buch, darinne was dem Esra geträumet hat, sind schöne und sonst auch gute Pösslein, als: Der Wein ist stark, der König stärker, die Weiber noch stärker, aber die Wahrheit am allerstärksten.

XIV, 104 (Vorr. auf Das N. T. 1524): Aus diesem allen kannst du nun recht urtheilen unter allen Büchern, welches die besten sind. Denn nämlich ist Joh. Evang. und St. Pauli Episteln, sonderlich zu den Römern und St. Peters 1. Epistel, der rechte Kern und Mark unter allen Büchern. Denn in diesen findest du nicht viel Werke und Wundertaten Christi beschrieben, du findest aber gar meisterlich ausgestrichen, wie der Glauben an Christum Sünde, Tod und Hölle überwindet und das Leben, Gerechtigkeit und Seligkeit gibt. Weil nun Johannes gar wenig Werke von Christo, aber gar viel seiner Predigten schreibt, wiederum die andern drei Evangelisten viele seiner Werke, wenig seiner Worte beschrieben, ist Joh. Evang. das einige, zarte, rechte Hauptevang. und denen andern dreien weit vorzuziehen und höher zu heben. Also auch St. Pauli und Peters Episteln weit über die drei Evangelia, Matth., Marci und Lucä vorgehen: Summa, St. Joh. Evang. und

seine erste Epistel, St. Pauli Epp., sonderlich die zu den Römern, Gal., Ephesern, und St. Peters erste Epistel, das sind die Bücher, die dir Christum zeigen und alles lehren, was dir zu wissen noth und selig ist, ob du schon kein ander Buch noch Lehre nimmermehr sehest noch hörest.

XIV., 150: Die Ep. St. Juda kann niemand leugnen, daß sie ein Auszug oder Abschrift ist St. Peters andern Ep.,*) so derselben alle Worte fast gleich sind. Und führet auch Sprüche und Geschichte, die in der Schrift nirgends stehen, welches auch die alten Väter beweget hat, diese Epistel aus der Hauptschrift zu werfen. Dazu, so ist der Ap. Judas in griechische Sprache nicht kommen, sondern in Persenland, als man saget, daß er ja nicht griechisch geschrieben hat, darum ob ich sie wol preise, so ists doch eine unnöthige Ep. unter die Hauptbücher zu nehmen, die des Glaubens Grund legen sollen.

XIV, 146: Daß die Ep. an die Hebräer nicht St. Pauli noch einiges Apostels sei beweiset sich aus c. 2, 3. Damit wird es klar, daß er von den Aposteln redet, als ein Jünger. Denn St. Paulus Gal. 1, 1. machtiglich bezeuget, er habe sein Evang. von keinem Menschen, sondern von Gott selbst. Ueber das hat sie einen harten Knoten, daß sie am 6. und 10. c. straks verneinet und versaget die Buße den Sündern nach der Taufe; und am 12. v. 17. spricht: Esau habe Buße gesucht und doch nicht gefunden. Welches, wie es lautet, scheinet wider alle Evangelia und Epp. zu sein. Und wiewol man mag eine Glosse darauf machen, so lauten doch die Worte so klar, daß ich nicht weiß obs genug sei. Mich dünkt es sei eine Ep. von vielen Stücken zusammengesetzt, und nicht einerlei ordentlich handele. Wie dem allen, so ists eine ausbündige, feine Ep., die vom Priesterthum Christi meisterlich und gründlich redet — daß es offenbar ist, sie sei eines trefflichen gelehrten Mannes, der ein Jünger der Apostel gewesen, viel von ihnen gelernt und fest im Glauben erfahren und in der Schrift geübet ist. Und ob er wol nicht den Grund leget des Glaubens, wie er selbst zeuget, c. 6, 1., welches der Apostel Amt ist, so bauet er doch fein drauf Gold, Silber, Edelsteine, wie St. Paulus 1 Cor. 3, 12. sagt. Derhalben uns nicht hindern soll, ob vielleicht etwa Holz, Stroh oder Heu mit untermenget werde, sondern solche feine Lehre mit allen Ehren aufnehmen, ohne daß man sie den apostolischen Episteln nicht allerdinge gleichen mag. Wer sie aber geschrieben habe, ist unbewußt, will auch wol unbewußt bleiben noch eine Weile; da lieget auch nichts an.

XXII, 2077: Viel haben gearbeitet, sich bemühet und darüber geschwitzet, über der Ep. St. Jacobi, daß sie dieselbige mit St. Paulo verglichen. Wie denn Philipp Melanchthon in der Apologie etwas davon handelt, aber

*) Die Kritik lehrt das Gegentheil, wie in Betreff des Joh. Evang.

nicht mit einem Ernſt; denn es iſt ſtraks widereinander, Glaube macht gerecht und Glaube macht nicht gerecht. Wer die zuſammenreimen kann, dem will ich mein Barett aufſetzen und will mich einen Narren ſchelten laſſen.

XIV, Vorr. p. 3 (A. 1522): In dieſem Buch der Offenbarung Johannis laß ich auch jedermann ſeines Sinnes walten: will niemanden an meinen Dünkel oder Urtheil verbunden haben: ich ſage was ich fühle. Mir mangelt an dieſem Buch nicht einerlei, daß ichs weder apoſtoliſch noch prophetiſch halte.

XI, 1339: Es ſind ſolche Wundergeſchichten in den Evv. noch eitel geringe und faſt kindiſche Wunderzeichen gegen den rechten hohen Wundern, ſo Chriſtus ohn Unterlaß in der Chriſtenheit wirket. Die zuvor nichts von Gott gewußt haben, die hat er müſſen mit äußerlichen Wundern herzuführen und als den Kindern ſolche Aepfel und Birnen fürwerfen.

Das mag vorerſt genügen, um zu zeigen, mit welch vollem Recht Luther der Vorgänger des wahren Rationalismus, vor allem der bibliſchen Kritik, auch der äußerſten iſt.

---

## Franzöſiſche Geſchichtſchreiber.

### 4. Fauriel.

Eine Claſſe von Gelehrten, die man in Deutſchland ziemlich häufig findet, iſt in Frankreich ſehr ſelten, diejenigen, die von reinem Wiſſensdrang getrieben ſich einen Stoff nach dem andern aneignen und die gründlichſten Studien anſtellen, ohne daran zu denken, ſie ſchriftſtelleriſch zu verwerthen. Der bedeutendſte unter dieſen Gelehrten iſt Fauriel. Erſt in hohem Alter trat er als Schriftſteller auf, und ſein Name war dem Volk unbekannt, aber jene berühmten Gelehrten, die in den 20er Jahren eine Wiedergeburt der franzöſiſchen Literatur herbeiführten, Thierry, Villemain, Guizot u. ſ. w., betrachteten ihn durchweg als ihren Lehrer und Rathgeber. Er war der erſte, den ſie bei ihren Studien im Auge hatten, und der mit warmer Theilnahme auf all ihre Entwürfe einging, ſie mit ſeinem Wiſſen freigebig unterſtützte und ſie durch jenen Beifall anfeuerte, der einem Gebildeten nur von Seiten des wirklichen Kenners werth iſt.

Ausgegangen von der Bildung des vorigen Jahrhunderts und ſein ganzes Leben hindurch der Sache der Aufklärung treu ergeben, war er in allen wiſſenſchaftlichen Dingen von einer Unparteilichkeit, die nicht aus Blaſirtheit, ſondern aus einer innigen Verehrung der Wahrheit hervorging. Er war durchaus eine Gelehrtennatur; von dem Sinn fürs praktiſche Leben, der ſeine üb-

rigen Freunde auszeichnet, findet sich bei ihm keine Spur. Geboren 1772, fand er während der Revolution keine schicklichere Stelle, als im Militär. Er wurde 1793 Lieutenant, konnte sich aber auf die Länge mit dem Dienst nicht stellen, und gab seine Entlassung. Dann finden wir ihn als Municipalbeamten in Paris, aber obgleich strenger Republikaner, waren ihm die Republikaner der Zeit unbequem, und er trat auch hier zurück. Als Journalist arbeitete er in der Décade philosophique, jenem Blatt, das unter dem Directorium die Freiheit und die Bildung gleichmäßig vertrat, mit Eifer und Sachkenntniß. Zugleich setzte er seine gelehrten Studien fort. Die alten Sprachen und das Italienische beherrschte er bereits, er legte sich jetzt aufs Türkische. Nach dem 18. Brumaire wurde er im Ministerium Fouchés angestellt und bezeichnete seinen Dienst durch eine Reihe wohlthätiger Einwirkungen, die seinem Charakter Ehre machen. Kein Bedrängter wandte sich vergebens an ihn um Hilfe. Aber er mußte mit der Zeit einsehn, daß er fürs praktische Leben nicht gemacht sei, er gab 1802 auch hier seine Entlassung und beschäftigte sich seitdem ausschließlich mit der Literatur.

In dieser Zeit hatte er eine Reihe bedeutender Bekanntschaften gemacht. Er hatte 1800 das Werk der Frau von Staël über die Literatur in der Décade angezeigt, in einer Reihe von Artikeln, die über die bedeutendsten Werke der allgemeinen Weltliteratur ebenso feine als eindringende Urtheile enthielten, Urtheile, für welche damals die allgemeine französische Bildung noch lange nicht reif war. Infolge dessen entspann sich zwischen Fauriel und Frau von Staël ein sehr intimer Verkehr, an dem auch die andern Freunde der berühmten Frau, namentlich Benjamin Constant, Theil nahmen.

Nach seiner Entlassung zog sich Fauriel in den Landsitz seiner Freundin, Frau von Condorcet, zurück, die sein tiefes Bedürfniß nach Freundschaft und Liebe ausfüllte. Der Einfluß, den er schon damals auf Frau von Staël und B. Constant ausübte, war sehr bedeutend. Zu Chateaubriand waren seine Beziehungen nur flüchtiger Natur. Seine gelehrten Arbeiten wurden von Zeit zu Zeit durch journalistische Artikel unterbrochen, darunter die sehr bedeutende Studie über Larochefoucauld (1803), und über den Essai sur l'esprit et l'influence de la réformation, von Villers (1804), einem der wenigen Franzosen, die eine tiefe Kenntniß der deutschen Literatur besaßen. Er hatte in diesem Werk eine Rechtfertigung des Protestantismus und den Nachweis unternommen, daß er für den Fortschritt der Menschheit unumgänglich nothwendig gewesen sei. Fauriel ging nicht ganz in diese Ansicht ein, er suchte der katholischen, namentlich französischen Bildung den Antheil zu vindiciren, den sie in der That verdient. In dieser Zeit beschäftigte sich Fauriel mit einer Geschichte der Stoiker und trat infolge dessen mit Cabanis in nähere Verbindung. Das Werk ist nicht erschienen, aber durch seinen persönlichen Einfluß

nahm Fauriel auch hier eine wichtige Stellung in der Geſchichte der franzöſiſchen Literatur ein, indem er die philoſophiſchen Studien von ihrer dogmatiſchen Richtung zur hiſtoriſchen Betrachtungsweiſe überlenkte. Sehr genauen Verkehr hatte er damals mit Deſtutt de Tracy und mit Baggeſen, deſſen Parthenais er 1810 geſchmackvoll überſetzte. Nicht weniger lebhaft war ſein Verkehr mit den italieniſchen Gelehrten und Dichtern. So wurde Manzoni von ihm zuerſt angeregt und ermuntert, und Ginguené in ſeiner Literaturgeſchichte Italiens (1812) ſtützte ſich zum Theil auf das umfaſſende Wiſſen ſeines gelehrten Freundes. In derſelben Zeit ſtudirte er zugleich das Arabiſche bei Sylveſter de Sacy und das Sanſkrit bei Hamilton, gemeinſchaftlich mit Schlegel. Alle dieſe Jahre kann man als Vorbereitungsſtudien betrachten. Er hat es als die Hauptaufgabe ſeines Lebens betrachtet, die Urſprünge der Dinge zu erforſchen, namentlich auf dem Gebiet der Sprache, zuerſt langſam und allmälig zu lernen und in allen Zweigen der Linguiſtik feſtzuſtehen, ehe er daran ging, ſich ein beſtimmtes Syſtem zu bilden; doch war ihm die Sprache nicht, wie bei den deutſchen Gelehrten derſelben Art, der letzte Zweck, ſondern nur das Mittel, die Geſchichte bis in ihre letzten Gründe zu erforſchen.

Im Anfang der 20er Jahre beginnt, zum Theil durch Manzoni herbeigeführt, der enge Verkehr mit Couſin und Thierry, mit welchem letztern er jetzt eine große Zahl von Studien gemeinſchaftlich trieb, da beide auch in Bezug auf die Kunſt der Geſchichtſchreibung von denſelben Ideen ausgingen. Der Tod der Frau von Condorcet, 1822, brachte in ſein Leben eine große Lücke. Er reiſte auf zwei Jahre nach Italien, nachdem er vorher die Tragödien Manzonis überſetzt. Nach ſeiner Rückkehr gab er 1824 die Chants populaires de la Grèce moderne heraus; eine Arbeit, wozu er durch ſeinen Verkehr mit den neugriechiſchen Gelehrten angeregt war, und die auf die junge Poeſie Frankreichs einen entſcheidenden Einfluß ausübte. Es galt damals, ſich der akademiſchen Regel zu entziehen und in dem Streben nach Natur und Wahrheit denſelben Weg durchzumachen, in dem die Engländer und Deutſchen den Franzoſen vorangegangen waren. Was der äſthetiſche Sinn allein nicht durchſetzte, ergänzte das politiſche Intereſſe, und die Sympathie für die Griechen unterſtützte den poetiſchen Eindruck dieſer dreiſten Räubergeſänge, in denen ſich die zarteſte Empfindung auf eine ſonderbare Weiſe mit barbariſcher Wildheit vermählt. Was man bei einem ſtillen Gelehrten nicht vorausſetzen ſollte, Fauriel war eifrig beſchäftigt, für ſeine Ideen Propaganda zu machen, und Männer wie Mérimée, Ampère und die andern jungen Reformatoren erhielten durch ihn ihre Richtung. In der Vorrede zu ſeinen Volksgeſängen ſprach er ſich über das Weſen der Poeſie nicht anders aus als Herder: Entre les arts qui ont pour objet l'imitation de la nature, la poésie a cela de particulier

que le seul instinct, la seule inspiration du génie inculte et abandonné à lui-même y peuvent atteindre le but de l'art, sans le secours des raffinemens et des moyens habituels de celui-ci, au moins quand ce but n'est pas trop complexe ou trop éloigné. C'est ce qui arrive dans toute composition poétique qui sous des formes premières et naives, si incultes qu'elles puissent être, renferme un fond de choses ou d'idées vraies et belles. Il y a plus: c'est précisement ce défaut d'art ou cet emploi imparfait de l'art, c'est cette espèce de contraste ou de disproportion entre la simplicité du moyen et la plénitude de l'effet, qui font le charme principal d'une telle composition. C'est par là qu'elle participe, jusqu'à un certain point, au caractère et au privilége des oeuvres de la nature, et qu'il entre dans l'impression qui en résulte quelque chose de l'impression que l'on éprouve à contempler le cours d'un fleuve, l'aspect d'une montagne, une masse pittoresque de rochers, une vieille forêt; car le génie inculte de l'homme est aussi un des phénomènes, un des produits de la nature.

Je lebhafter die Anerkennung war, mit der die gesammte Kritik diese vortreffliche Arbeit begrüßte, desto eifriger drängten die Freunde den Verfasser, endlich mit seinem größern Werk über die Culturgeschichte des südlichen Frankreichs hervorzutreten. Am heftigsten waren Thierry, Guizot und B. Constant; der letztere verwünschte den démon de la procrastination, der seine Gelehrsamkeit niemals zum Abschluß kommen lassen würde. Aber sein Ruhm in der Gelehrtenwelt stand jetzt in seiner vollen Höhe (1821). Die italienischen Gelehrten erkannten ihn in Bezug auf ihre Literatur als Richter. Dasselbe geschah von Thierry und Guizot in Bezug auf seine französischen Studien, von Schlegel in Bezug auf sein Sanskrit. In den Beziehungen der Gelehrten untereinander kommen häufig so kleinliche Reibungen vor, daß es jedem unbefangenen Beobachter Freude macht, einmal dies hingebende gemeinsame Wirken zu verfolgen. Mit Raynouard, dessen Stoffe die seinigen am nächsten berührten, scheint er die wenigsten Beziehungen gehabt zu haben. Endlich trieb ihn die Julirevolution aus seinem Stillleben heraus. Man errichtete für ihn einen Lehrstuhl der auswärtigen Literatur, dem er nun hauptsächlich seine Thätigkeit zuwandte. Seine Vorträge aus den Jahren 1832 und 1833 erschienen nach seinem Tode 1846 unter dem Titel: Histoire de la poésie provençale (3 Bde.); die wichtige Abhandlung über das Ritterepos im Mittelalter wurde 1832 in der Revue des deux mondes veröffentlicht. Endlich im Jahre 1836, als Fauriel Mitglied der Akademie der Inschriften wurde und von seinem Oheim, dem Abbé Sièyes, ein ansehnliches Vermögen erbte, gab er den einen Theil seines Hauptwerks heraus, die Histoire de la Gaule méridionale sous la domination des conquérants germains (4 Bde.). Außerdem sollte noch die Urgeschichte Galliens vor der Römerherrschaft und die

Geschichte Galliens während der Renaissance erscheinen, beides mit hauptsächlicher Beziehung auf das südliche Frankreich, obgleich sich Fauriel keineswegs ängstlich in diesen Grenzen hielt; wenigstens in dem Theil, der erschienen ist, wird nicht blos auf ganz Frankreich Bezug genommen, sondern es werden auch sehr starke Excurse über den Rhein gemacht. — Was die Bearbeitung betrifft, so fällt es auf, daß Fauriel, der als Kritiker das feinste Gefühl für die Kunst des Stils zeigt, und auch in dieser Beziehung von sämmtlichen Schriftstellern als Kenner ersten Ranges gefeiert wird, in seiner eignen Arbeit den Stoff frei gewähren läßt und sich um die Form gar nicht kümmert. Das Werk macht allgemein den Eindruck, daß es von einem Gelehrten, nicht von einem Künstler herrührt. Was den Inhalt betrifft, so gibt es in der gelehrten Bearbeitung des Materials einen vollständigen Abschluß; aber trotz der ängstlichen Gewissenhaftigkeit in seinen Vorarbeiten bleibt doch die Frage, ob seine Schlüsse überall haltbar sein werden. Fauriel beginnt mit der Schilderung des blühenden Zustandes Südfrankreichs unter der römischen Herrschaft und sieht in dem Einbruch der deutschen Barbaren nichts als eine rohe Unterbrechung dieser Cultur, die sich erst dann allmälig wieder erhob, als die deutschen Einflüsse bis auf die letzte Spur absorbirt waren. Ganz anders urtheilt er über den Einfall der Araber, eines Culturvolks, dessen höchst bedeutende Einwirkungen auf die Bildung des Abendlandes im Allgemeinen er mit überzeugender Klarheit festgestellt hat. So bedeutend nun aber die Massenwirkung der gelehrten Gründe ist, die er in Reihe und Glied führt, so läßt sich doch der Einfluß nationaler und politischer Idiosynkrasien nicht ganz verleugnen, und das wenn nicht harte, doch wenigstens sehr zurückhaltende Urtheil über Karl den Großen verräth den überwiegend provinziellen Standpunkt. Was den Einfluß der provençalischen Literatur auf die Nachbarländer betrifft, geht er fast durchweg mit Raynouard Hand in Hand. Die Südfranzosen sind bei ihm die Erfinder, sie haben nur gegeben und nicht empfangen.

Das Werk erschöpft nicht ganz die Bedeutung des Schriftstellers; seine Theilnahme an allen größern literaturgeschichtlichen Unternehmungen der Zeit ist ebenso hoch anzuschlagen. Zu erwähnen ist noch die Ausgabe der provençalischen Reimchronik Histoire de la croisade contre les héretiques albigeois (1837), so wie seine Betheiligung an der Fortsetzung der von den Benedictinern begonnenen Literaturgeschichte. Ueber seine Bedeutung als Lehrer hat sein Schüler und Nachfolger Ozanan willkommene Aufschlüsse gegeben. Er starb 1844, bevor er seine umfassenden literarischen Entwürfe vollenden konnte.

### 5. Bignon.

Bignon wurde 1771 in der Nähe von Rouen geboren und auf Veranlassung seines Pfarrers auf einem pariser Gymnasium vorgebildet, welches er

grade am Tage der Erstürmung der Bastille von Paris verließ. Unmittelbar darauf wurde er Journalist und sah sich während des Schreckensregiments veranlaßt, um den Verfolgungen der Jakobiner zu entgehen, in die Armee einzutreten. Nach dem Frieden von Campo Formio wünschte er eine Anstellung in der Diplomatie und wandte dazu ein Mittel an, das seiner Neuheit wegen Aufzeichnung verdient. Er schickte nämlich an das Directorium folgendes Gedicht:

Rime et raison du même pas
Bien rarement marchent ensemble,
Et franchement je ne crois pas
Qu'en moi le hasard les rassemble;
Mais puisqu'il faut les séparer,
Je garde du moins la dernière.
Dans l'emploi que j'ose espérer,
C'est elle qui est nécessaire.
Cet emploi les rapprochera
(Si vous souffrez que je l'attende):
C'est la rime qui le demande,
Et la raison le remplira.

Das poetische Gesuch hatte den erwünschten Erfolg, da sich Bignon durch seine persönlichen Eigenschaften ganz vorzüglich für die neue Laufbahn qualificirte. Er verstand außer den classischen Sprachen Deutsch, Englisch, Italienisch und Spanisch, hatte sehr feine, einschmeichelnde Formen und eine durchdringende Beobachtungsgabe. Zuerst wurde er als Geschäftsträger in die Schweiz geschickt, dann nach acht Monaten nach Mailand, wo er dem Verlust dieser wichtigen Provinz beiwohnen mußte. Nach dem 18. Brumaire wurde er Gesandter in Berlin, wo er sich drei Jahre aufhielt; nach seiner Aussage die glücklichste Zeit seines Lebens. Haugwitz, ohnehin den Franzosen geneigt, zog ihn ganz in sein Vertrauen, und an Vergnügungen fehlte es an einem Hofe auch nicht, wo trotz aller Reformen sich die Erinnerungen an die lustige Zeit Friedrich Wilhelms II. doch immer noch erhalten hatten. In den Jahren 1802 bis 1808 war er in Kassel und Karlsruhe beschäftigt, und von ihm ging zuerst die Idee des Rheinbunds aus. Dann während der militärischen Occupation Oestreichs und Preußens wurde er zum Generalverwalter der Finanzen dieser Länder ernannt und entledigte sich dieses Auftrags in so gemäßigten Formen, als die napoleonische Brutalität nur irgend zulassen wollte. Ein sehr bedenklicher Posten war seit 1811 die Stelle eines Gesandten in Warschau; doch wußte er geschickt genug zu lavirеn, bis sein Nachfolger, der voreilige Abbé de Pradt, alles verdarb. Während der Erhebung des deutschen Volks wurde er in Dresden eingeschlossen und eine Zeitlang gefangen gehalten. Nach dem ersten pariser Frieden veröffentlichte er im December 1814

sein Exposé comparatif de l'état financier, militaire, politique et morale de la France et des principales puissances de l'Europe, in welchem er das französische Volk über seine Verluste zu trösten suchte. In den hundert Tagen wurde er dem Herzog von Vicence als Gehilfe bei den Unterhandlungen beigegeben; sie blieben ohne Erfolg, und Bignon setzte in seinem Précis de la situation politique de la France depuis le mois de mars 1814 jusqu' au mois de juin 1815, einer Schrift, die man als das Programm des neuen Kaiserreichs betrachten kann, in kräftigen Worten die Lage des Reichs auseinander. Nach dem Sturz Napoleons schrieb er in der Zurückgezogenheit sein Werk über die Proscriptionen, den Protest der besiegten Partei gegen die Uebergriffe der Sieger, der um so achtungswerther war, da ihn später das siegreiche Bürgerthum adoptirte. Bald darauf wurde Bignon in die Kammer gewählt, und verfocht sowol in diesem Hause als in der Journalistik mit Eifer und Verständniß die Sache der liberalen Partei. Als Napoleon starb, ernannte er Bignon zu einem seiner Testamentsvollstrecker und hinterließ ihm zugleich den Auftrag, die diplomatische Geschichte seiner Zeit zu schreiben. Dieses Auftrags entledigte sich Bignon in den Jahren 1829—38. Die ersten sechs Bände gingen von Anfang des Consulats bis zum Frieden von Tilsit, die letzten vier bis zu den Ereignissen von 1812. Das Werk ist unschätzbar für den Geschichtsforscher, theils wegen der zahlreichen Documente, die es enthält, theils wegen der scharfen Dialektik, mit welcher die napoleonische Partei ihre Sache vertritt. Es ist ein Parteibuch, aber von einem höchst unterrichteten und einsichtsvollen Manne geschrieben, der sich niemals von der Leidenschaft hinreißen läßt, sondern sich eher dem Vorwurf der Nüchternheit aussetzt. An dem Kampf des Liberalismus in den Kammern von 1827—30 nahm er wiederum Theil. Nach der Julirevolution bekleidete er eine Zeitlang die Stelle des Unterrichtsministers, dann wurde er Mitglied der Pairskammer und der Akademie der Wissenschaften. Als solcher starb er im Januar 1841.

---

## Die großen Wochen des Hauses der preußischen Abgeordneten.

Die beiden letzten Wochen sind in parlamentarischer Beziehung von mehr als gewöhnlichem Interesse gewesen. In der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 17. Februar stellte der Abgeordnete v. Auerswald bei der Berathung des Etats der directen Steuern den Antrag: „Das Haus wolle die Erwartung aussprechen, daß die Staatsregierung den Art. 101 der Ver-

faſſung und das die Aufhebung der Grundſteuerbefreiungen betreffende Geſetz vom 24. Februar 1850 baldmöglichſt zur Ausführung bringen werde." Vergeblich trat die äußerſte Rechte mit der einfachen Tagesordnung dagegen auf; dieſelbe wurde in namentlicher Abſtimmung mit 139 gegen 126 Stimmen abgelehnt und hierauf der Antrag ſelbſt mit beträchtlicher Majorität angenommen, obwol die beiden anweſenden Miniſter, die Herren v. Manteuffel (der Miniſterpräſident) und v. Bodelſchwingh, ihre Stimmen für die Tagesordnung und gegen den Antrag abgaben. Die Stimmung des Hauſes rückſichtlich der Steuervorlagen iſt gewiß bei dieſem Reſultat mit in Anſchlag zu bringen, wobei man nicht vergeſſen darf, daß die äußerſte Rechte, die den projectirten Steuern nichts weniger als hold geſinnt iſt, im vorliegenden Falle mit dem Miniſterium oder, wenn man will, das Miniſterium mit ihr ſtimmte. — In der nächſtfolgenden Sitzung wandte ſich die Berathung zu den von der Regierung eingebrachten Vorlagen zur Abänderung der Art. 76 und 107 der Verfaſſung. Die erſte beabſichtigte die regelmäßige Einberufung des Landtags, welche bisher der Verfaſſung zufolge im November ſtattzufinden hatte, in den Januar zu verlegen; die zweite wollte den Zwiſchenraum von 21 Tagen, der zwiſchen den beiden Abſtimmungen, welche jede Abänderung der Verfaſſung erheiſcht, liegen muß, auf zehn Tage beſchränken. Gegen beide Vorlagen hatte die Commiſſion ſich ausgeſprochen. Demungeachtet wurde die erſtere mit einer Modification, wonach die Häuſer regelmäßig von Anfang November bis Mitte Januar einberufen werden ſollen, mit kleiner Mehrheit (154 gegen 138 St.) angenommen; die zweite dagegen wurde mit ſehr bedeutender Majorität (188 gegen 101 St.) abgelehnt. Der Zweck der erſten Vorlage iſt, wie es auch der Miniſter des Innern einräumte, die Verkürzung der Seſſionen. Doch dürfte derſelbe ſchwerlich dadurch erreicht werden, dagegen ihre Verlängerung bis in die heiße Jahreszeit hinein die unausbleibliche Folge ſein. Für die zahlreichen in beiden Häuſern ſitzenden Landwirthe müſſen aus dieſer Colliſion ihrer parlamentariſchen Pflichten und ihrer Privatgeſchäfte ſchwer zu überwindende Inconvenienzen entſtehen. Eine Verlegung der Einberufung auf den October würde dieſem Uebelſtande vorbeugen und außerdem den Häuſern noch eine genügende Friſt bleiben, um ſchon vor Weihnachten zur Budgetberathung zu ſchreiten, die bisher, da die Einberufung ſtets in den letzten Tagen des November geſchah, ohne Ausnahme erſt im neuen Jahre begann, während das Budget ſeinen Jahresabſchluß am 31. December hat. Da nach der neuen Beſtimmung der Widerſpruch nicht blos zwiſchen den Vorſchriften der Verfaſſung und der Praxis, ſondern zwiſchen den verſchiedenen Paragraphen der Verfaſſung ſelbſt beſteht, ſo erſcheint es unerläßlich, daß der Jahresabſchluß auf den 1. Juli verlegt wird. Was die zweite Vorlage betrifft, ſo war ihre Verwerfung vorauszuſehen. Es kann nach den Erfahrungen der letzten Jahre

nicht leicht jemand zur Ueberzeugung kommen, daß ein Bedürfniß vorhanden sei, Verfassungsveränderungen bei uns noch zu erleichtern. Die constitutionelle Partei hielt es daher auch für überflüssig, in die Debatte über die projectirte Aenderung des Art. 107 einzutreten, sondern motivirte ihre Ablehnung nur durch eine kurze, aber energische Erklärung des Grafen Schwerin. Gegen die Abänderung des Art. 76 sprach der Abg. Mathis mit großem Nachdruck und beißender Schärfe. Diese Verhandlungen waren nur das Vorspiel zu wichtigeren parlamentarischen Kämpfen. Viele bewegte Sitzungen hat das Haus der Abgeordneten dem Ehescheidungsgesetz gewidmet, gewiß eine der wichtigsten Fragen, welche die preußische Landesvertretung seit ihrem Bestehen zu erörtern berufen war. Inhalt und Tendenz der Vorlage sind so viel besprochen und so allgemein bekannt, daß wir uns auf die Beleuchtung der Parteistellungen beschränken, die in Betreff ihrer völlig durcheinander gemischt waren. Die constitutionelle Fraction ist durchaus dagegen; die bethmann-hollwegsche (die noch immer den Namen ihres abwesenden Gründers trägt) gleichfalls mit der unseres Wissens nach einzigen Ausnahme des Abg. Mathis, der, in diesem Punkte von seinen politischen Freunden abweichend, den Regierungsentwurf mit der Wärme einer tiefen Ueberzeugung vertheidigt und in verschiedenen Punkten noch über ihn hinausgeht. Unter der Rechten findet der Entwurf zahlreiche Gegner und selbst eine große Anzahl derer, die für ihn stimmen, thut es mit Widerstreben und mit Rücksicht auf die Regierung. Bei dieser Beschaffenheit der Meinungen in den Parteien lag die Entscheidung in der Hand der Katholiken, wir meinen in diesem Falle nicht die katholische Fraction, sondern die katholischen Abgeordneten im Allgemeinen, die in dieser Frage, die für sie eine streng confessionelle ist, fast alle zusammengingen und die mit ihren 70—80 Stimmen unbedingt die Mehrheit für oder gegen die Vorlage werden konnten. Gleich im Beginn der Discussion (in der Sitzung vom 23.) beantragte nun der Abg. Reichensperger im Namen seiner Glaubensgenossen über die Vorlage vorher die Organe der katholischen und evangelischen Kirche zu vernehmen, und erklärte, daß er und seine Freunde, auf dem Princip ihrer Kirche fußend, zwar dafür wirken würden, derselben das Gesetz so nahe wie möglich zu bringen, am Schlusse aber doch dagegen stimmen würden, weil es den katholischen Grundsätzen, nach welchen die Ehe Sacrament und unauflöslich sei, nicht entspräche. Diese Ankündigung war für die Vertheidiger des Gesetzes ebenso niederschlagend, als sie seinen Gegnern Aussichten eröffnete. Um jenen Entschluß der Katholiken, ob sie demselben treu bleiben, ob sie sich wenigstens dazu verstehen würden, sich des Votums zu enthalten, oder ob sie schließlich doch dem Gesetz ihre Stimmen geben würden, dreht sich das Hauptinteresse der ganzen Frage. Die Vertheidiger des Gesetzes, namentlich die Herren von Gerlach und Wagener, haben weder Vorwürfe noch Bitten, noch

Lobsprüche gespart, um die Katholiken bei der Schlußabstimmung für ihre Sache zu gewinnen. Wir haben das eben nicht erhebende Schauspiel gehabt, protestantische Abgeordnete in einem preußischen Parlament ihre eigne Confession herabsetzen und die Vorschriften der katholischen Kirche im Punkte der Ehe als etwas Wünschens- und Begehrenswerthes auch für ihre Glaubensgenossen bezeichnen zu sehen, wir haben sogar hören müssen, wie die katholischen Abgeordneten gebeten wurden, „uns die Segnungen ihres Eherechtes wenigstens theilweise zuzuwenden" (Abg. v. Berg). Andrerseits hat sich der protestantische Sinn des Landes nicht blos in der Wortführung der Linken, unter denen Graf Schwerin, Wentzel, Lette, Behrendt u. anderen, mit nachdrücklichster Energie den bürgerlichen Charakter der Ehe vertheidigten und die kirchlichen Tendenzen bekämpften, sondern auch in Mitgliedern der entschiedenen Rechten — wir nennen nur die Herren v. Prittwitz und Ulrici — gegen diese befremdenden Kundgebungen aufgelehnt. Die beiden genannten Abgeordneten hielten in strengen Worten Herrn v. Gerlach und seinem Nacheiferer deren katholisirende Richtung vor und ernteten von der Linken sowol als aus den Reihen der Rechten reichlichen Beifall. Man darf sich vielleicht der Hoffnung hingeben, daß der Einfluß der Herren v. Gerlach und Wagener auf die rechte Seite, den wir stets als den Interessen des Landes nicht minder, wie denen jener Partei selbst schädlich betrachtet haben, durch die Debatten der letzten Tage nachhaltig erschüttert ist. Manchem sind wol die Augen darüber aufgegangen, wohin er unter Leitung dieser Führer endlich kommen würde.

Was den Gang der Einzelberathungen betrifft, so ist der Regierungsentwurf nur sehr wenigen und eben nicht durchgreifenden Veränderungen unterworfen worden. Die Anträge der Gegner wurden in den meisten Fällen mit Hilfe der Katholiken zurückgewiesen und die Amendements der Herren v. Gerlach und Wagener, die natürlich den Entwurf noch zu verschärfen strebten, fanden wol bei den Katholiken, nicht aber bei dem Ministerium und den demselben folgenden Abgeordneten Unterstützung. Indessen waren einige Widersprüche in das Gesetz gekommen, von denen einer sogar seine praktische Durchführbarkeit in Frage stellt.

Im Namen der katholischen Mitglieder stellte der Abgeordnete Rohden den Antrag, das vorliegende Gesetz auf die evangelische Bevölkerung zu beschränken, für die katholische aber geistliche Ehegerichte einzuführen. Dies war die Bedingung, unter welcher sich die Katholiken dazu bereit erklärten, dem Regierungsentwurf ihre Stimmen zu geben. Sie war jedoch für das Ministerium unannehmbar. Geistliche Ehegerichte für die Katholiken sind eine mit der Gesetzgebung und dem politischen System Preußens so unverträgliche Anomalie, daß höchstens Herr v. Gerlach und seine Partisane ernstlich daran denken konnten, sie zu bewilligen; und was die Beschränkung des Ehescheidungsgesetzes auf die

Protestanten betrifft, so hätte sich das Ministerium damit in flagranten Widerspruch mit seiner Behauptung gestellt, das Gesetz sei ein bürgerliches und kein kirchliches, die es den Angriffen der Opposition gegenüber beharrlich aufrecht erhielt. Die Debatten über den rohdenschen Antrag nahmen die beiden letzten der acht dem Ehescheidungsgesetz gewidmeten Sitzungen (die des 2. u. 3. März) in Anspruch. Vergeblich boten seine Vertheidiger noch einmal alles auf, den Entschluß der Katholiken zu erschüttern. Vergeblich ergriff Herr v. Manteuffel am 3. selbst das Wort und gab ihnen die Versicherung, daß die Regierung sich durch die Verwerfung der Vorlage ein solches Zugeständniß nicht werde abzwingen lassen. Die äußerst ruhige, gewandte und logische Antwort des Herrn v. Mallinkrodt bewies, daß er und seine Glaubensgenossen sich durch nichts von ihrem einmal gefaßten Entschlusse würden abbringen lassen. Können wir, sagte er, die Trennung der Ehegesetzgebung für beide Confessionen nicht erlangen, so wollen wir wenigstens den gegenwärtigen Zustand durch ein neues Votum nicht von neuem sanctioniren, auch durch Stimmenthaltung nicht dazu beitragen, daß ein Beschluß des Hauses ihn sanctionire. Ebenso fruchtlos erwies sich die Aufforderung, die der Ministerpräsident an diejenigen Gegner des Ehegesetzes, welche wegen einzelner, ihnen zu weit gehender Bestimmungen es zu verwerfen gedächten, richtete, doch eine im Ganzen so heilsame Reform nicht zu verhindern, weil sie ihnen nicht in allen Punkten genehm sei. Herr v. Prittwitz (Bunzlau) gab für sich und zahlreiche Gesinnungsgenossen auf der rechten Seite die Erklärung ab, daß er zwar die beiden ersten Paragraphen (die Verminderung der im Landrecht aufgestellten Ehescheidungsgründe) allein annehmen, den §. 3 aber (die dreijährige Trennzeit) und die dem Staatsanwalt in Ehesachen freigestellte Appellation verwerfen müsse. Der ehrenwerthe Abgeordnete, dessen Festigkeit um so mehr Anerkennung verdient, als er der Classe der abhängigen Beamten — er ist Staatsanwalt — angehört, sagte außerdem, sich gegen Herrn v. Gerlach wendend, daß dessen Aeußerung, dies Gesetz sei nur die erste Grundlage, auf der man weiter bauen müsse, ihn, wäre dies anders noch nöthig gewesen, in dem Entschluß es zu verwerfen hätte bestärken müssen. Grade dieser Weiterbau sei es, dem er vorbeugen wolle und darum weise er schon die Grundlage zurück. Die Rede Mallinkrodts, der Beifall, welcher Herrn v. Prittwitz aus den Reihen der Rechten gezollt wurde, ließ das Schicksal der Vorlage nur zu klar voraussehen. Herr v. Gerlach bestieg noch einmal die Tribüne, nicht mehr, um einen bessern Ausgang zu erkämpfen — denn schon seine ersten Worte zeigten, daß er am Erfolge verzweifelte —, sondern um eine letzte Kundgebung zu Gunsten des Gesetzes zu machen, das er unter seine besondere Protection genommen. Seine Rede bewies, wie bitter die Enttäuschung war, welche der unbeugsame Widerstand der Katholiken ihm und seinen Freunden — den Vertheidigern der geistlichen Autorität in der

evangelischen Kirche — bereitet hatte. Zum ersten Male verlor der Chef der äußersten Rechten die spöttische Ruhe, womit er die verwundbarsten Stellen seines Systems, die schwächsten Seiten seiner Partei gegen die Angriffe seiner Gegner zu decken pflegt. Sein Groll über die voraussichtliche Niederlage machte sich in der leidenschaftlichen Aufforderung an die Protestanten im Hause Luft, mit welcher er seine Rede schloß, sie möchten alle andern Rücksichten bei Seite setzen und es nicht dulden, daß die katholischen Mitglieder, um der Regierung eine Concession für ihre Kirche abzuzwingen — (eine Forderung, der Herr v. Gerlach übrigens materiell eine ziemlich rückhaltslose Zustimmung gab, gegen die er aber zu votiren erklärte, um der freien Initiative der Regierung nicht vorzugreifen), — die evangelische Bevölkerung der großen Wohlthaten des in Rede stehenden Gesetzes beraubten. Da aber unter einem großen Theile der protestantischen Abgeordneten grade die Furcht geherrscht hatte, daß durch die Stimmen der Katholiken ihren Confessionsgenossen ein Gesetz auferlegt werde, das sie ebensowenig für wohlthätig als für protestantisch hielten, so fiel die Aufforderung des Herrn v. Gerlach auf einen höchst undankbaren Boden und es entsproßen demselben kaum ein paar vereinzelte, schwächliche Bravos, als der Redner die Tribüne verließ. Der rohdensche Antrag fiel hierauf mit 209 gegen 76 St. Gegen den Vorschlag des Präsidenten, welchen das Ministerium, die äußerste Rechte und verschiedene Bruchtheile der andern Fractionen der Rechten unterstützten, beschloß das Haus, die namentliche Abstimmung auf den folgenden, statt auf den nächstfolgenden Tag zu setzen. Die Gegner des Gesetzes fürchteten, wol nicht mit Unrecht, ein Zwischenraum von 48 Stunden könne ihnen manche Stimme entführen. Die nächste Sitzung (4. März) begann mit dem Endvotum, das unter einer sehr merklichen Spannung der Versammlung erfolgte. Eine über jede Erwartung große Mehrheit (173 gegen 134 St.) verwarf das Gesetz.

Der Eindruck dieses Votums im Publicum ist ein um so tieferer, als der größte Theil desselben den parlamentarischen Verhandlungen nicht so genau folgt und mit den Parteiverhältnissen der beiden Häuser zu wenig vertraut ist, um nicht dadurch überwascht zu sein. Die allgemeine Stimmung und die im Ganzen bisher sehr weitgehende Willfährigkeit der Landesvertretung gegen die Regierung ließ die Annahme des Ehescheidungsgesetzes als das weitaus Wahrscheinlichste betrachten; desto lebhafter ist die Genugthuung über die Niederlage, welche seine Verwerfung den Vertretern einer Richtung bereitet, die in unserem verstandesklaren, nüchternen, freidenkenden norddeutschen Volke niemals in weiteren Kreisen Anklang finden wird. Man darf hoffen, daß wir fürs erste der Wiederholung dieses Versuchs überhoben sind, dessen Ausgang nicht, wie Herr v. Gerlach sich tröstet, die Ueberzeugung von der Untauglichkeit und Immoralität unserer Ehegesetze, sondern die Ueberzeugung verbreitet und be-

kräftigt hat, daß, befinden sich wirklich unter den Bestimmungen des Landrechts solche, die einer Reform bedürftig sind, dieselbe mit Vorsicht, mit Beachtung der tiefeingelebten Gewohnheiten sittlicher Anschauungen des Volkes zu bewirken ist, daß aber ihre rücksichtslose Durchführung im Sinne einer hyperorthodoxen, katholisirenden Auffassung des Protestantismus nicht die Sittlichkeit, wol aber ihr Gegentheil fördert und Uebelstände der unheilvollsten Art nach sich zu ziehen droht. —

Die Theilung der Fractionen bei der Abstimmung verdient eine nähere Erwähnung. Die Mehrheit von 173 Stimmen ward gebildet von 49 St. der katholischen Fraction, 24 der Fr. Patow, 15 des Centrums (ehemals Bethmann-Hollweg), 9 der Fr. Carl, 20 der Fraction „bei Meser" (die Abgeordneten v. Brittwitz (Bunzlau) und Ulrici gehören ihr an), 16 der Fr. Büchtemann, 17 der Fr. Arnim; 1 der Fr. Gerlach, 18 „Wilden" (keiner Fr. Angehörigen) und 4 Polen. Die Minorität von 134 aus 35 der Fr. Gerlach, 19 der Fr. Arnim, 32 der Fr. Büchtemann, 7 der Fr. bei Meser, 1 der Fr. Carl, 2 der Fr. des Centrums, 4 der Fr. Patow, 27 „Wilden" und den 7 Stimmen der Minister, die zugleich Mitglieder des Hauses sind. Die 3 Fractionen der Linken hielten also mit Ausnahme von 6 Stimmen, wenn auch die Katholiken aus von denen der beiden anderen Fractionen ganz abweichenden Gründen, gegen das Gesetz zusammen. Auf der rechten Seite dagegen zeigte sich eine vollständige Parteiauflösung. Die Fraction Gerlach freilich blieb mit Ausnahme einer Stimme geschlossen und für das Gesetz, aber die Fractionen Arnim und Büchtemann fielen gänzlich auseinander und die „bei Meser" trennte sich auch im Verhältniß von 3 zu 1 in gegen und für. Im Ganzen stimmten 63 Abgeordnete aus den Fractionen der Rechten mit Nein, wobei zu berücksichtigen ist, daß die „Wilden", unter denen 18 gegen das Gesetz stimmten, ganz überwiegend der Rechten angehören.

Nach dieser langwierigen und angestrengten Debatte haben die Abgeordneten eine Pause in den Plenarsitzungen gemacht und mehre Tage für die Arbeiten der Commissionen verwendet. Doch für die Mitte der nächsten Woche erwartet man den Beginn der Berathungen über die Finanzvorlagen, die in anderer Art ein nicht geringeres Interesse, als die Ehescheidung bieten. Den Anfang wird die Häusersteuer machen, welche unter allen dreien die geringste Aussicht auf Annahme hat. Sowol rücksichtlich ihrer als der Salzsteuer lauten die Commissionsanträge ablehnend. Ueber die Gewerbesteuer ist der Bericht noch nicht abgestattet. Außerdem hat die Commission zwar den Antrag des Abgeordneten Patow abgelehnt, aber dafür den des Abgeordneten Kühne, in dem die Hauptmomente des patowschen enthalten sind, sich zu eigen gemacht. Inwieweit die Entscheidung des Plenums den Commissionsbeschlüssen entsprechen wird, ist freilich eine Frage, deren Beantwortung am besten da-

hingestellt bleibt, doch ist bis jetzt in der Stimmung der verschiedenen Seiten des Hauses kein den ministeriellen Vorlagen günstiger Umschwung zu bemerken.

Die auswärtigen Fragen treten vor den inneren Interessen, die gegenwärtig bei uns angeregt sind, zurück. Selbst die Uebergabe der dänischen Antwort, auf deren Inhalt man längst vorbereitet war, ist wenig bemerkt worden; falls die deutschen Großmächte und der Bund sich mit Ernst der Sache der Herzogthümer gegen Dänemark annehmen, wird allerdings die lebhafteste Sympathie dafür sich hier, wie aller Orten, zeigen. Aber nach den in dieser Angelegenheit gemachten Erfahrungen wird es wirklicher Thaten bedürfen, um das allgemeine Mißtrauen zu heilen. — In Betreff Neuenburgs sieht man mit Befriedigung die Eröffnung der Conferenzen und hofft auf ein schnelles und glückliches Ende derselben. Die Abtrennung des Fürstenthums von Preußen, insofern sie mit Ehren geschieht, wird außer einigen der äußersten Partisane der Kreuzzeitung gewiß keinen Gegner finden. Sie entlastet uns einer Verbindung, die den einmal bestehenden Verhältnissen nach nicht den Schatten eines Vortheils gewährt, wol aber unter Umständen stets ernste Verwicklungen für Preußen hervorrufen kann.

---

## Oestreich und das Concordat.

**Aus Wien.** Eine Kritik östreichischer Zustände ist nicht leicht. Der Staatsbau ist noch lange nicht vollendet, und wer möchte verbürgen, das Bisherige sei ein blos Vorläufiges und berge die Absicht, früher Begonnenes, vor der Hand als unausführbar Erkanntes, dennoch wieder aufzunehmen. Die Erweiterung der Attributionen des ungarischen Gouvernements, den Lombarden gemachte Verheißungen, die Sage von einer analogen Stellung der böhmischen Kronländer, das Aufgeben des bisher repressiven, durchaus vindicativen Systems, welches die eigentliche Regierungs- und Organisirungsthätigkeit zumeist absorbirte, deuten auf Heilsames, dessen Ausführbarkeit wir nicht anzweifeln wollen.

In diesem Oestreich nun gönnen wir der freien katholischen Kirche jene Stellung, welche das Concordat ihr einräumt, wir gönnen ihr diese freie Stellung, weil dieser Emancipationsact gleiches Emancipiren anderer christlicher wie nichtchristlicher Culte als unerläßliche Folge voraussetzt, und wir überzeugt sind, der protestantische Cultus werde demnächst zu voller Freiheit gelangen; zumal Vorgänge in Ungarn die Anbahnung dazu bereits in erfreulicher Weise manifestiren, und selbst der mosaische Cultus seine freie Stellung und mit derselben auch die bürgerliche Gleichstellung seiner Bekenner sich im friedlichsten Wege erobern wird, mag auch letztere immerhin, früherhin frei gegeben, in neuester Zeit „provisorisch" wieder eingeschränkt worden sein.

Der Abschluß des Concordats hat im Grunde unberechtigte Sensation hervorgerufen; er war die einfache Consequenz der einst geltenden Märzverfassung und

der mit derselben gleichzeitig verliehenen Grundrechte. Dieser Emancipationsact des Jahres 1850 war nicht so leicht rückgängig zu machen, wie etwa die Verfassung selbst und Emancipationen anderer Art.

Mögen nun immerhin spätere tief bedauerliche Ereignisse auf den Abschluß des Concordats bezüglich der dem römischen Stuhle gegenüber eingehaltenen Largesse maßgebenden Einfluß genommen haben, so scheint uns doch diese Largesse indirect nicht ganz gegen das Interesse der guten Sache unsers Jahrhunderts.

Katholisch ist in Oestreich ein äußerst dehnbarer Begriff.

Wo der Katholicismus auswärts Beengung erleidet, nimmt er orthodoxe, zum Theil zelotische Formen an, zumeist aus politischer Opposition. Man stellt sich auf den kirchlichen Standpunkt, um von diesem minder antastbaren Isolirstuhl aus politisch zu agitiren. Irland, selbst das preußische Rheinland geben uns dafür Beweise.

In Oestreich dagegen hat das bisherige System, die strenge Bevormundung der Kirchenfürsten, nicht der Katholiken, Zustände gezeugt, welche der römischen Kirche und den Römlingen in Oestreich schwer besiegbaren Widerstand leisten; wir meinen einen totalen religiösen Indifferentismus, welcher sich in der wichtigsten Gesellschaftsschichte, in dem gebildeten Mittelstande, beinahe ohne Ausnahme geltend macht.

Wir begegnen im Hochadel Katholiken festgepanzerten Glaubens, welche dem Herrgott mit Zuversicht zumuthen, er wisse Unterschiede zu machen zwischen Graf und Bürger; diese Classe Katholiken hält den Segen eines Kirchenfürsten natürlich für vornehmer, als den Segensspruch eines gemeinen Kaplans. Diese Gläubigen begrüßten das Concordat mit Freudigkeit, waren sie doch vielleicht dessen Abschluß nicht fremd, an ihnen aber ist durch das Concordat nichts zu bessern, nichts zu verderben, sie sind die nie aussterbenden Bourbons in Nichtlernen und Nichtvergessen.

Der tiefen Schicht der Volksmasse, aus welcher wir das Landvolk insbesondere herausheben, wird das Concordat nichts Neues schaffen, nichts zum Schlimmen wenden; das Schullehrerthum lag schon unter dem josephinischen System im Argen, und die Volkserziehung in seinen Händen hat das gute Volk ebenso blind heranwachsen lassen, wie es unter dem Concordat bestellte, nicht minder hungernde Schullehrer thun werden.

Der maßgebende Factor in Glaubenssachen wie in allen Fortschrittsfragen bleibt die Mittelschichte der Gesellschaft, die in städtischen Centralpunkten den geistigen Verkehr vermittelnde. Ob diese durch die Anregungen der frei gewordenen ecclesia militans aus der heutigen confessionellen Lethargie aufzurütteln sein möchte, wollen wir vorerst dahingestellt sein lassen, doch deutet die seither kundgegebene Stimmung auf Erfolge im Interesse Roms nimmer hin. Grade in jenen nicht nur religiös, sondern auch politisch indifferenten Kreisen, welche aus Bequemlichkeit jeder Reform abhold, für conservative Stützen der Regierung galten, ohne diese Geltung je thatkräftig zu bethätigen, machte sich der Unmuth über die neue kirchliche Phase bis zur Vernehmlichkeit geltend, während die Gewitzigten, die in den letzten Jahren durch mancherlei Täuschungen gegangen sind, schweigen oder in stiller Schadenfreude dem Aerger jener Conservativen zusahen. Hatte doch auch diese — der Fortschritt der sogenannten Reaction erreicht und an der empfindlichsten Stelle berührt.

Möge jetzt die Kirchengewalt es versuchen, ihre Bannstrahle gegen den gefährlichen Indifferentismus zu schleudern, er wird sich zu entscheiden haben, entweder zum wirklichen Katholicismus zurückzukehren, oder sich für das protestantische Glaubensbekenntniß offen auszusprechen. Hörten wir doch in jüngster Zeit häufig mit Emphase sagen, kommt uns der Pfarrer zu nahe, so treten wir zum Protestantismus über. Als Anregung und aufrüttelndes Element lassen wir uns die in Aussicht stehenden Bewegungen der streitenden Kirche nicht ungern gefallen.

Man würde der Regierung Oestreichs großes Unrecht thun, hielte man sie für den unbedingt ergebenen Bundesgenossen der Kirche in diesem Kampfe.

Die bisherige Haltung einzelner Episcopate, ihre an den Moder vorübergegangener Jahrhunderte mahnenden Expectorationen, lassen große Siege kaum besorgen. Wer vollends tiefern Einblick in die Einzelstimmungen und das Schisma zwischen dem liberalen, niedern Klerus und dem übersouveränen Episcopate gewann, wird mit ziemlicher Beruhigung in die Zukunft sehen und einigen Halt hierzu in der Verödung der klericalen Anstalten, der theologischen Lehrsäle finden. Die rechtlos gewordene Lage des Klerus, des säcularen und regularen zumal, gegenüber der Allmacht geistlicher Obern schreckt mächtig ab von der Wahl des geistlichen Standes.

Auch die Emancipation des vergleichsweise wohlhäbig gewordenen Bauers hat diese Verödung zur Folge; denn überwiegend aus der Bauerjugend recrutirte sich der geistliche Stand, während heute die massenhaft entstandenen und gedrängt besuchten Realschulen die Jugend des Bauerstandes aufnehmen und sie tüchtig vorgebildet dem Landbaue wiedergeben. Seit der Freiwerdung lohnt es sich, den freien Boden zu bauen, der Stand des Landbauers ist zu Ehren gekommen, er trägt nicht mehr die letzten Reste des Halsringes der Leibeigenschaft, er ist der schlichte Nachbar des Edelmanns worden, welcher sonst sein oft harter Gebieter gewesen.

Selbst der enorme Beamtenverbrauch, welcher sich in den letzten Jahren so übermächtig steigerte, ohne bisher irgend ausreichendes Personal zu finden, bietet der Jugend Aussicht auf cölibatfreie Existenz, so wie die stets im Zunehmen begriffene technische Branche ein mächtiges Contingent beansprucht.

Förmlicher Menschenmangel macht sich geltend in Oestreich und die Kirche wird in ihrem Menschenbedarfe am kargsten bedacht, während ihr früherhin der Mangel an Aussicht auf Erwerb die Jünglinge des untern Volkes massenhaft zuführte.

Das allerdings unerfreuliche Institut der Knabenseminare, welches seine Adepten aus den Familien des niederen, karg besoldeten Beamtenstandes herausgreift, ist die nothgebotene Folge dieses Mangels; doch auch diese Seminare verbürgen kaum ausreichendes Resultat, denn die zur Reife gelangenden Knaben wechseln schließlich dennoch den ihnen aufgedrungenen Beruf und wählen die Freiheit.

Die neuesten Ereignisse Roms, die Verurtheilung der güntherschen Philosophie s. v. v., die stolze Zurückweisung der Wissenschaft selbst als bloßen Versuchs der Vermittlung zwischen Autorität und Vernunft dürften kaum geeignet sein, Erfolgsbefürchtungen zu rechtfertigen, zumal da sie selbst die Episcopate zu schismatisiren drohen.

Die Katholikenvereine endlich in ihrer Vereinzelung, in ihrer allgemeinen Ver-

haßtheit können wir ebenfalls nur als übel gewählte Werkzeuge der propagandistischen Bestrebungen betrachten, zumal eine Personalstatistik dieser Vereine, ihrer Leiter und Mitglieder wie ihres innersten Wesens in gleich hohem Grade beruhigen muß, wie die Statistik des Leserkreises, welcher die speciell kirchliche Journalistik ärmlich befruchtet. Die Mittel, deren diese Journalistik sich bedient, ihren Leserkreis zu erweitern, eignen sich, die volle Seelenruhe zu rechtfertigen, mit welcher wir diesen Bestrebungen zusehen. H. P. Brunners Journal zu Wien kämpft geifernd gegen die materielle Richtung der Zeit, gegen die Eisenbahnen, welche sich unterfangen, ihre Locomotive auch des Sonntages brausen zu lassen; dennoch bringt H. P. Brunner in jeder Nummer seinen gläubigen Lesern das Coursblatt und genauesten Börsebericht, um in dieser Beziehung den frivolen Journalen Concurrenz zu machen.

Ein Rückblick auf die josephinische Zeit mag Ueberängstliche beruhigen; waren doch viele jener tüchtigen Männer der Reform, welche Joseph umstanden, durchaus Schüler jesuitischer Schulen, und heute sollen die Schulen, für welche das Concordat nicht etwa ausschließend Jesuiten, sondern blos Lehrer katholischen Bekenntnisses bedingt, nur Finsterlinge dem Staate erziehen? So fürchten wir in Oestreich das Concordat nicht so sehr, als man in Deutschland wol meint; wir betrachten es, da es einmal gegeben, als Sauerteig für unsere Indolenz und Gemüthlichkeit und als den Anfang der Erfüllung — für Rom selbst. M.

---

## Literatur.

Handbuch der höhern Kunstindustrie. Für Gewerbtreibende und Künstler, sowie für Lehranstalten. Umfaßt in Heften die Abbildungen der hervorragendsten Werke dieses Kunstzweiges aus alter und neuer Zeit. Der Text enthält: die Erklärung und Kritik der Werke und die daraus abgeleitete Theorie, nebst Anleitung zu eignem Schaffen von J. H. Wolff, Professor der kurfürstlichen Akademie der bildenden Künste zu Cassel. Vierte Lieferung. Göttingen, G. H. Wigand. — Wir haben uns über die Tendenz dieses trefflichen Unternehmens bei Gelegenheit der frühern Lieferungen bereits so ausführlich ausgesprochen, daß wir uns begnügen können, darauf hinzuweisen. Der Verfasser hat mit so viel Einsicht und Liebe zur Sache in seinem Text wie in seinen Illustrationen darauf hingewirkt, den Begriff der Kunst auch in die Industrie einzuführen und dem Nützlichen die Form des Schönen zu geben, daß man nur wünschen muß, das Publicum möge ihm mit mehr Theilnahme entgegenkommen, als bis jetzt der Fall gewesen zu sein scheint. — Die vierte Lieferung enthält außer einigen Friesfragmenten Sessel, Dreifüße, Wasserbecken, Candelaber, Kronleuchter, Girandolen und Thürklopfer.

---

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.
Als verantwortl. Redacteur legitimirt: F. W. Grunow. — Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig.
Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

# Der Operndichter und der Componist nach Mozart.

Das Folgende ist eine Mittheilung aus dem Manuscript des vortrefflichen Werkes: Leben Mozarts von O. Jahn, dritter Band, welcher Ende dieses Sommers im Buchhandel erscheinen soll. Der Abdruck ist nach den der Redaction auf ihr Ansuchen freundlichst mitgetheilten Aushängebogen gemacht und nur in so weit geändert, als für diesen separaten Abdruck nöthig war; so durften einzelne Anmerkungen des Verfassers weggelassen, andere in den Text aufgenommen werden. —

„Mozarts Vater hatte gegen das Textbuch der Entführung aus dem Serail und die damit vorgenommenen Aenderungen mancherlei kritische Bedenken geäußert, auf welche der Sohn ihm folgende merkwürdige Antwort ertheilte (13. October 1781). „„Nun wegen dem Text von der Opera. — Was des Stephanie seine Arbeit anbelangt, so haben Sie freilich Recht, doch ist die Poesie dem Charakter des dummen, groben und boshaften Osmin ganz angemessen. Und ich weiß wohl, daß die Versart darin nicht die beste ist; doch ist sie so passend mit meinen musikalischen Gedanken (die schon vorher in meinem Kopfe herumspazierten) übereingekommen, daß sie mir nothwendig gefallen mußte; und ich wollte wetten, daß man bei dessen Aufführung nichts vermissen wird. Was die in dem Stücke selbst sich befindende Poesie betrifft, so könnte ich sie wirklich nicht verachten. — Die Aria von Belmont: O wie ängstlich könnte fast für die Musik nicht besser geschrieben sein. — Das Hui und Kummer ruht in meinem Schoß (denn der Kummer kann nicht ruhen) ausgenommen*), ist die Aria auch nicht schlecht, besonders der erste Theil; und ich weiß nicht, — bei einer Opera muß schlechterdings die Poesie der Musik gehorsame Tochter sein. — Warum

*) In der Arie der Constanze (6) heißt es

Doch im Hui schwand meine Freude,
Trennung war mein banges Loos;
Und nun schwimmt mein Aug' in Thränen,
Kummer ruht in meinem Schooß.

Darüber hatte Mozart seinem Vater schon vorher geschrieben (26. Sept. 1781): „Das Hui habe ich in schnell verändert, also: Doch wie schnell schwand meine Freude. Ich weiß nicht, was sich unsere deutschen Dichter denken; wenn sie schon das Theater nicht verstehen, was die Oper anbelangt, so sollten sie doch wenigstens die Leute nicht reden lassen, als wenn Schweine vor ihnen stünden."

gefallen denn die welschen komischen Opern überall, mit alle dem Elend, was das Buch anbelangt? sogar in Paris, wovon ich selbst ein Zeuge war? — Weil da ganz die Musik herrscht und man darüber alles vergißt. Um so mehr muß ja eine Opera gefallen, wo der Plan des Stückes gut ausgearbeitet, die Wörter aber nur blos für die Musik geschrieben sind, und nicht hier und dort, einem elenden Reime zu gefallen (die doch, bei Gott, zum Werthe einer theatralischen Vorstellung, es mag sein was es wolle, gar nichts beitragen, wol aber eher Schaden bringen) Worte setzen oder ganze Strophen, die des Componisten seine ganze Idee verderben. — Verse sind wol für die Musik das Unentbehrlichste, aber Reime — des Reimens wegen das Schädlichste; die Herren, die so pedantisch zu Werke gehen, werden immer mit sammt der Musik zu Grunde gehen. Da ist es am besten, wenn ein guter Componist, der das Theater versteht und selbst etwas anzugeben im Stande ist, und ein gescheidter Poet, als ein wahrer Phönix, zusammenkommen — dann darf einem vor dem Beifalle der Unwissenden auch nicht bange sein. — Die Poeten kommen mir fast vor, wie die Trompeter mit ihren Handwerkspossen; wenn wir Componisten immer so getreu unsern Regeln (die damals, als man noch nichts Besseres wußte, ganz gut waren) folgen wollten, so würden wir ebenso untaugliche Musik, als sie untaugliche Bücheln verfertigen.““ —

Man muß sich bei dem letzten Satz Mozarts an die fest ausgebildete Praxis der italienischen Operntexte erinnern, deren Nachbildung als die wesentliche Aufgabe des deutschen Operndichters galt. Die ihrer Zeit hoch gehaltene Schrift Krauses: Von der musikalischen Poesie (Berlin 1752) ist in diesem Sinne abgefaßt, Hiller verwies die deutschen Operndichter auf Metastasio; selbst Goethe suchte, wenn gleich auf sehr verschiedene Weise, den italienischen Typus im deutschen Singspiel nachzubilden. Aehnliche Ansichten, wie Mozart sie äußert, sind bei Gelegenheit der Entführung ausführlich entwickelt in Cramers Magazin der Musik II. S. 1061 ff. Schon Reichardt sagte: „Hauptsächlich ist mein Rath für den musikalischen Dichter dieser, daß er sich nicht an die gewöhnlichen Formen der Singstücke binde; er wähle ein Sujet, welches eine für das Herz interessante Handlung hat und dieses behandle er nach der Art der guten dramatischen Dichter. In der Versification erlaube er sich alle Arten der Silbenmaße und wähle zu jeder Stelle, zu jeder Scene das Silbenmaß, von dem er glaubt, daß es zu dem Ausdruck der Empfindung am geschicktesten sei. Nunmehr aber überlasse er es dem verständigen und empfindungsvollen Componisten seine Verse zu Recitativen, Arioſen, Arien, Duetten und Chören abzutheilen. Hierzu ist dieser am geschicktesten; und wenn der Dichter seine handelnden Personen jederzeit die wahre Sprache der Natur hat reden lassen, und sich der Musikus recht in die Situationen jener zu versetzen weiß, so wird ihm dies jederzeit gelingen und leicht werden. Es ist

dieſes auch der einzige Weg, den Componiſten auf neue Spuren zu bringen; der einzige Weg für uns, eine eigne Muſik zu bekommen."

Ungemein charakteriſtiſch iſt nun, was Mozart in dem angeführten Briefe über die Stellung der Muſik zur Poeſie in der Oper ſagt. Ganz im Gegenſatz zu Gluck, der die Muſik der Poeſie untergeordnet wiſſen will, verlangt Mozart, daß die Poeſie der Muſik gehorſame Tochter ſein ſolle. In dem Sinne, in welchem es, wie der Zuſammenhang lehrt, gemeint iſt, hat er vollkommen Recht. Er verlangt, daß der Plan eines Stückes gut gearbeitet ſei d. h. daß die Handlung Intereſſe darbiete, in den einzelnen Momenten ihres Fortſchreitens durch die naturgemäße Entwicklung der gegebenen Charaktere motivirt ſei, und in dieſem folgerichtigen Verlauf Situationen herbeiführe, welche für den muſikaliſchen Ausdruck geeignet ſind. Ferner verlangt er, daß die Worte blos für die Muſik geſchrieben ſeien d. h. daß die dichteriſche Faſſung der Stimmungen und Gefühle, welche muſikaliſch ausgedrückt werden ſollen, den Componiſten anrege, ihn trage und hebe, aber ihn in keiner Weiſe beſchränke und feſſele, vielmehr ihm volle Freiheit laſſe. Wenn er dieſe Aeußerung zunächſt auch der Beſchränktheit unfähiger Dichter gegenüber macht, welche von gewiſſen handwerksmäßigen Regeln und Kunſtgriffen ſich nicht losmachen konnten, ſo geht doch aus dem, was er kurz vorher ſagt, deutlich hervor, daß hier etwas Tieferes zu Grunde lag. Die Arie Osmins hatte er Stephanie angegeben, und die Muſik war der Hauptſache nach ſchon fertig, ehe dieſer ein Wort von der Arie wußte; die Worte, welche dieſer machte, paßten dann ſo vortrefflich zu den muſikaliſchen Gedanken, die ſchon vorher in Mozarts Kopfe herumſpazierten, daß einzelne Mängel des ſprachlichen Ausdrucks ihn nicht ſehr ſtören konnten. Man ſieht alſo, die Situation, die lebendige Vorſtellung vom Charakter der handelnden Perſon war der eigentliche Ausgangspunkt, der Impuls für die muſikaliſche Conception, nicht die beſtimmte Faſſung durch das Wort des Dichters. Darin liegt hauptſächlich das Mißverſtändniß Glucks, daß er den Componiſten von der beſtimmten Ausführung des Dichters durch das Wort abhängig machen wollte; und daß er dieſes Mißverſtändniß zum Princip machte, hat dem, was er richtig fühlte, in der Ausführung Schaden gethan. Es war ſicherlich nur ein Mißverſtändniß von ihm, denn wenn er auch parador genug ſagte, daß er beim Componiren vor allen Dingen den Muſiker zu vergeſſen ſuche, oder wenn er den Fehler einer Compoſition darin fand, daß ſie nach Muſik rieche, ſo meinte er offenbar den überlieferten Handwerks- und Formelkram, in welchen die Meiſten das Weſen der Kunſt ſetzten; er wollte den Muſiker von dieſen Feſſeln befreien — wie Mozart dies ebenfalls in Anſpruch nimmt — um ihn zum Dichter zu machen. Allein hier trat jenes Mißverſtändniß ein, er überantwortete den Muſiker dem Dichter und machte ihn zum Ueberſetzer.

Daß in der Faſſung durch das Wort des Dichters ebenfalls ein weſentliches Moment für die Geſtaltung der muſikaliſchen Idee liegt, daß der treffende Ausdruck, der Klang und Rhythmus der Sprache auf den Componiſten mächtigen Einfluß ausüben, iſt klar, allein der Keim für die muſikaliſche Schöpfung liegt nicht hierin, ſondern tiefer, in denſelben Momenten, aus welchen die Schöpfung des Dichters entſpringt. Damit die dichteriſche Geſtaltung in der Ausführung des Einzelnen ihrem Zweck entſpreche — denn die Dichtung einer Oper hat den beſtimmten Zweck, dem muſikaliſchen Ausdruck eine entſprechende Grundlage und Stütze zu geben, iſt daher nicht abſolut ſelbſtſtändig wie das Drama und muß ihre eigenthümlichen Normen anerkennen und zur Geltung bringen — verlangte Mozart das Zuſammenwirken des Muſikers und des Dichters. Der Muſiker müſſe ſelbſt „etwas anzugeben" im Stande ſein, dem Dichter ſeine Intentionen und die im Weſen ſeiner Kunſt begründeten Bedingungen, auf welchen ihre Verwirklichung beruht, in der Weiſe klar und lebendig zu machen wiſſen, daß er ihn ſeinerſeits zur Production anrege; der Poet ſolle „geſcheidt", fähig und gebildet genug ſein, um auf die Intentionen des Muſikers einzugehen, und Dichter genug, um auch unter dieſem Einfluß ſelbſtſtändig poetiſch thätig zu ſein. Auch hier hat Mozart das Richtige geſehen, ein Zuſammenwirken dieſer Art iſt die ſicherſte Bürgſchaft für eine wahrhaft befriedigende Oper; leider hat er auch darin Recht, daß ein ſolches Zuſammenwirken ein „wahrer Phönix" ſei.

Freilich wird ein ſolches Zuſammenwirken bis auf einen gewiſſen Grad durch die Nothwendigkeit in den meiſten Fällen herbeigeführt, es reducirt ſich aber in der Regel auf ein unwilliges Zugeſtändniß von der einen oder andern Seite. Daſſelbe Bedürfniß hat in neuerer Zeit wiederholt Componiſten zu dem Verſuch veranlaßt, ſich ihre Operntexte ſelbſt zu machen. Bei einiger Theaterpraxis und mäßiger Bildung iſt das nicht ſo gar ſchwer in einer Zeit, wo die Sprache für den Dichter denkt und dichtet. Aber es liegt in der Natur des Menſchen und der Kunſt, daß auf dieſem Wege das höchſte Ziel nicht erreicht werden kann. E. T. A. Hoffmann, von dem man es vielleicht am eheſten hätte erwarten können, hat ſich nie zu ſeinen Opern den Text ſelbſt gedichtet, und läßt in den Serapionsbrüdern den Componiſten Theodor ſich darüber ausſprechen, weshalb es unmöglich ſei, „daß irgend einer allein ein Werk ſchaffe, gleich vortrefflich in Wort und Ton."

Es ſei geſtattet, hier an eine ähnliche Verbindung der bildenden Künſte zu erinnern. Die Architektur bedarf für ihre höchſten Leiſtungen des Schmuckes, welchen Sculptur und Malerei ihr bieten; daß bei einem ſolchen Zuſammenwirken auf einen Zweck hin jede Kunſt der andern nachgeben und entgegenkommen müſſe, iſt nie jemand zweifelhaft geweſen. Die architektoniſche Anlage muß darauf berechnet ſein, der Sculptur und Malerei Raum und Stätte zu ſchaffen,

wo sie wirken können, diese müssen den durch die Baulichkeit gebotenen Raum als die nothwendige Bedingung ihrer Conceptionen ansehen; das Giebelfeld, die Metope, das Deckengewölbe, die Lunette sind nicht frei gewählte Begrenzungen der Composition, sondern durch die Nothwendigkeit gebotene. Der Bildhauer modificirt seinen Stil, um seine Gebilde mit dem Charakter der Architektur in Einklang zu bringen, der Maler weiß selbst, wo ihm die Flächen großer Wände eine Selbstständigkeit geben, die ihn weit über die eigentliche Ornamentik hinaushebt, durch Composition und Farbenton die Beziehung auf das Ganze hervortreten zu lassen. Unzweifelhaft ist die Architektur mit ihren strengen Gesetzen und festen Formen maßgebend; allein wer könnte den Gedanken fassen, daß Phidias in den Sculpturen des Parthenon, Rafael in den Loggien des Vatican dem Architekten unterthan, seine Freiheit und Selbstständigkeit in künstlerischer Erfindung und Darstellung aufgegeben habe? Das Verhältniß der Poesie und Musik in der Oper ist kein anderes.

Endlich vindicirt Mozart in der Oper der Musik, wo sie zum Ausdruck der Stimmung verwandt wird, entschieden die Herrschaft. Er beruft sich auf das Factum, daß gute Musik die elendesten Texte vergessen lasse, — ein Fall, wo das Umgekehrte Statt fand, dürfte kaum anzuführen sein —; es folgt aber auch unwidersprechlich aus dem Wesen und der Natur der Musik. Schon dadurch, daß sie unmittelbar, und mächtiger als jede andere Kunst, die Sinne ergreift und ganz in Anspruch nimmt, macht sie den Eindruck, welchen die poetische Darstellung durch die Sprache hervorbringen kann, für den Augenblick zurücktreten; sie wirkt ferner durch den Sinn des Gehörs in einer, wie es scheint, noch nicht aufgeklärten Weise unmittelbar auf die Phantasie und das Gefühl mit einer erregenden Kraft ein, welche ebenfalls die der Poesie momentan überflügelt. Das Moment aber, welches die musikalische Darstellung von der Dichtkunst entlehnen muß, die Fähigkeit, eine scharf begrenzte Vorstellung hervorzurufen, welche mit dem Gefühl, das die Musik erregt, eins wird und demselben eine bestimmte Bedeutung gibt, welche die Musik nicht besitzt, weil sie sich nicht in dieser Weise an den Verstand wendet, dieses Moment, das in dem begleitenden Wort enthalten ist, kann hier, wie wichtig und bedeutsam es auch ist, doch nur in zweiter Reihe stehen.

Man hat wol gesagt, daß ein Text um musikalisch zu sein nicht poetisch sein, sondern nur gewisse äußere Formen des poetischen Vortrags haben dürfe. Daß dies Paradoron falsch sei, ist leicht einzusehen. Alle wesentlichen Bedingungen des poetischen Vortrags sind auch die des musikalischen und ein principieller Widerstreit derselben ist undenkbar. Aber die Mittel des Vortrags, über welche der Dichter verfügt, sind mannigfach und verschiedenartig, und nicht alle sind an jedem Ort wohl angebracht; wenn der Dichter seiner Kunst Herr und sich dessen klar bewußt ist, was er erreichen will, so wird er auch

die rechten Mittel anzuwenden wissen, um der musikalischen Darstellung gerecht zu werden. Lessing, der in der Fortsetzung seines Laokoon auch das Verhältniß der Musik zur Poesie in Betracht ziehen wollte, hat hierüber treffende Bemerkungen gemacht (Werke XI. S. 153 f.).

Nach allen mit dem Buche der Entführung vorgenommenen Veränderungen war dasselbe zwar kein ausgezeichneter, aber doch ein im Wesentlichen befriedigender und brauchbarer Operntert geworden, den in der Literatur der deutschen komischen Oper noch jetzt nicht so gar viele übertreffen werden. Die Handlung ist freilich nicht lebhaft spannend, aber sie hat einen angemessenen Verlauf und bietet ungezwungen eine Reihe musikalischer Situationen dar, welche in einem natürlichen Zusammenhang sich entwickeln. Es war wesentlich Mozarts Verdienst, die Bedeutung dieser Situationen für die musikalische Darstellung erkannt und durch seinen bestimmenden Einfluß auf den Dichter die Anwendung jener großen und bedeutenden musikalischen Formen möglich gemacht zu haben, welche die Entführung von allen früheren Operetten und Singspielen charakteristisch unterscheidet. Allerdings wurde die dafür unerläßliche Voraussetzung jetzt zum ersten Mal in Wien durch vorzügliche Sänger und Sängerinnen erfüllt. Seitdem Hiller die deutsche Oper ins Leben rief, war die künstlerische Entwicklung derselben durch die unzulänglichen Kräfte des singenden Personals fortwährend gehemmt worden. Nur die italienische Oper wurde von den Höfen unterstützt, die deutsche Operette blieb überall den Privatunternehmern überlassen, welche keine Mittel besaßen, Sänger und Sängerinnen von künstlerischer Ausbildung zu gewinnen, wie es denn auch kein Sänger von Ruf mit seiner Würde verträglich gehalten hätte, in deutschen Singspielen aufzutreten. Diese blieben daher in den Händen der Schauspieler, welche selten auch nur mäßige Stimmmittel, noch seltener mehr als dilettantische Ausbildung hatten, aber gern in Operetten mitwirkten, weil sie dafür besonders honorirt wurden und auf besonderen Beifall rechnen konnten. Denn sehr bald verbreitete sich, zuerst in Norddeutschland, und dann von da aus weiter, die ausgesprochene Vorliebe des Publicums für das Singspiel, deren man nun eine Menge dichtete und componirte; dazu wurden aus dem Italienischen und Französischen komische Opern mit Eifer theils zu der beibehaltenen Musik übersetzt, theils bearbeitet und neu componirt.*) Die leichte Art, mit der diese Operetten behandelt wurden, forderte den Dilettantismus vielfach heraus, sich

*) Um eine ungefähre Vorstellung von der Menge der Operetten zu geben, welche jene Zeit hervorbrachte, kann die Angabe genügen, daß in den Jahren von 1765—1785 Hiller 43, Neefe 40, Wolf 48, Holly 43, André 22 Operetten componirten; ihnen schloß sich eine ganze Reihe weniger productiver Componisten an, und dazu kamen noch die zahlreichen Uebersetzungen. Wie das deutsche Opernrepertoire jener Zeit beschaffen war, lehrt die Uebersicht der in Berlin 1771—1787 aufgeführten Operetten, welche L. Schneider, (Gesch. der Oper in Berlin S. 50 f.) mittheilt.

dichtend und componirend um das leicht befriedigte Publicum verdient zu machen, und so wird es begreiflich, daß ernste Männer die Vorliebe für die deutsche Oper ungünstig ansahen, weil sie ebensowol für das deutsche Schauspiel, dessen würdige und freie Entwicklung nicht ohne große Anstrengung errungen war, als für die kunstgemäße Oper Nachtheil von diesem dilettantischen Treiben befürchteten.

So schreibt Boie 1774 an Knebel: „Ich liebe die Operetten nicht; der Geschmack, den unser Publicum daran zu finden beginnt, droht auch die Hoffnung zur wahren Komödie zu ersticken, die uns noch gänzlich fehlt.“ Der Schauspieler Müller erkundigte sich auf seiner dramatischen Rundreise im Jahr 1776 bei competenten Richtern auch nach der Zulässigkeit der deutschen Operetten; die verschiedenen Ansichten, welche er erfuhr, sind charakteristisch genug. Lessing — der die Verbindung der Poesie und Musik für die vollkommenste hielt, „so daß die Natur selbst sie nicht sowol zur Verbindung als vielmehr zu einer und ebenderselben Kunst bestimmt zu haben scheine“ und bei der Würdigung der Oper das Wesentliche und Zufällige wohl zu scheiden wußte (Werke XI. S. 152 ff.) — war gegen die Singspiele: „Sie sind das Verderben unserer Bühne; ein solches Werk ist leicht geschrieben, jede Komödie gibt dem Verfasser Stoff dazu, er schaltet Gesänge ein, so ist das Stück fertig; unsere neu entstehenden Theaterdichter finden diese kleine Mühe freilich leichter als ein gutes Charakterstück zu schreiben“ (Müller Abschied S. 140). Heftiger noch als Lessing eiferte Gleim gegen die deutsche Oper (Müller Abschied S. 146) und gab ihm ein Epigramm mit (S. 157) gegen die „Hexe,

die, schlau wie Schlang' und Krokodill,
sich schleicht in aller Menschen Herzen
und drinnen sitzt, als wie ein Huhn
auf seinem Nest, und lehrt: nur kleine Thaten thun
und über große Thaten scherzen!“

Darüber lächelte Weiße, dem Müller es mittheilte, mit Recht und erklärte sich, wie es von dem Begründer der deutschen Oper zu erwarten war, für dieselbe (Müller Abschied S. 163); obgleich er nach seiner bescheidenen Art wohl einsah, daß Operetten keine Werke der dramatischen Kunst wären und nicht hoffte, den Kunstsinn seiner Nation durch sie zu erhöhen, wiewol er auch nicht ihn zu verderben fürchtete, sondern die Deutschen zum gesellschaftlichen Gesange anzuleiten und dadurch das allgemeine und das gesellschaftliche Vergnügen zu befördern wünschte (Weiße Selbstbiographie S. 103 f.). Lebhafter äußerte sich Wieland, der deutsche Gesang müsse die vaterländische Bühne erst in Ansehen setzen; komische und ernsthafte deutsche Singspiele fehlten noch, aber es würden sich schon Dichter hervorthun, um diesem Mangel abzuhelfen (Müller Abschied S. 188). Er konnte sich nicht allein auf seine Alceste und

deren Erfolge berufen, er hatte seine Ansichten über die Ausbildung des deutschen Singspiels mit lebhafter Anerkennung der Verdienste Schweitzers ausführlich entwickelt und besaß wirklich lebhaftes Gefühl und Interesse für Musik. Eine vorsichtige Zurückhaltung beobachtete Gotter, der durch mehre beliebte Operntexte sich thätig betheiligt hatte, er wollte nicht Partei nehmen, meinte aber, Abwechslung sei die Würze des Vergnügens. — Aber selbst Reichardt erklärte sich gegen die Operette und meinte, da sie einmal da sei, solle man wenigstens sie zu verbessern und so nutzbar als möglich zu machen suchen.

Wenn Mozart nun die ihm dargebotenen Bedingungen benutzte, um für die musikalische Darstellung größere und breitere Formen zur Anwendung zu bringen, so beschränkte sich seine Leistung nicht etwa auf das äußerliche Hinübernehmen bestimmter in der italienischen Oper fertig ausgebildeter Formen, welche in der deutschen theils aus Noth, theils aus einem beschränkten Princip*) zurückgedrängt waren. Nicht darauf kam es ihm an, die Arie an die Stelle des Liedes zu setzen, sondern der musikalischen Gestaltung ihr volles Recht und die ungeschmälerte Freiheit zu geben, Norm und Maß der Ausführung allein in den künstlerischen Bedingungen der dramatischen Situation und der Natur des musikalischen Ausdrucks zu finden. Die Herrschaft über die musikalischen Formen, welche er sich, heimisch in der italienischen, französischen und deutschen Oper, in der Kirchen- und Instrumentalmusik, vollständig erworben hatte, gab ihm die Freiheit, überall das Rechte zu geben, die günstigen Verhältnisse in Wien die Möglichkeit sie zu nutzen. Und so wie er diese mit jugendlicher Lebhaftigkeit ergriff, so fühlte er sich zugleich in einem höheren Sinne frei, da es galt eine deutsche Oper zu componiren. Haben wir es als ein Zeugniß seiner außerordentlichen künstlerischen Begabung und Bildung bewundern müssen, daß er sich in den Charakter und die Ausdrucksweise einer fremden Nation hinein zu versetzen vermochte, ohne seiner Natur Zwang anzuthun und unwahr zu werden, so war hier nicht erst eine Vermittlung vonnöthen. Er war ein Deutscher, er empfand und fühlte deutsch, und diesem natürlichen Gefühl den unmittelbaren Ausdruck durch die Kunst zu geben, über welche er unumschränkt gebot, war seine willkommene Aufgabe. Es bedurfte für ihn keiner ungewöhnlichen Form, keiner besonderen Charakteristik, um die Musik zu einer deutschen zu stempeln, sondern nur der vollen Freiheit sich selbst zu geben. Zum ersten Mal haben in der Entführung deutsche Empfindung, deutsches Gefühl, deutsches Gemüth aus einer echten Künstlerseele durch vollkommne Beherrschung aller künstlerischen Mittel ihren Ausdruck gefunden; man begreift, daß vor der

*) Hiller wandte die eigentliche ausgeführte Arie für Personen vornehmen, das Lied für Personen niederen Standes an, und er sowol (wöchentl. Nachr. I. S. 256. Lebensbeschreibungen I. S. 312) als Reichardt (üb. die com. Oper S. 8) glaubten in dem Standesunterschied eine bestimmende Norm gefunden zu haben.

reichen Fülle und lebendigen Wahrheit einer solchen Erscheinung alles zurücktreten mußte, was sein Heil in Formen suchte, die aus der Fremde entlehnt und nach äußerlichen Bedingungen gemodelt waren.

---

## Römische Geschichte von Th. Mommsen.

Römische Geschichte von Theodor Mommsen. Erster Band. Bis zur Schlacht von Pydna. Zweite Auflage. Mit einer Militärkarte von Italien. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1856.

Man ist daran gewöhnt, in der deutschen Literatur seit dem Anfang dieses Jahrhunderts ein beständiges Sinken zu finden. Wenn man für diese Thatsache, die sich für gewisse Zweige der Literatur nicht wegleugnen läßt, nach Gründen sucht, so pflegt man darunter als einen hauptsächlichen Umstand die Unempfänglichkeit des Publicums, die Gleichgiltigkeit und den bösen Willen der Kritik und Aehnliches anzuführen, und die Autoren, wenn nicht von aller Schuld freizusprechen, doch wenigstens zu entschuldigen. Wer aber die wirklichen Zustände unbefangen betrachtet, kann in diese Vorwürfe nicht einstimmen. Freilich besteht zwischen der Production, der Kritik und der Empfänglichkeit des Publicums eine beständige Wechselwirkung und der gewissenhafte Kritiker wird ebenso zu der Ueberzeugung kommen, daß auch er innerhalb des Zeitalters steht, dessen Schäden er aufdeckt, wie der Dichter, der ihm ein Reich der Ideale enthüllt. Aber diese nothwendige Wechselwirkung ist in unsern Tagen für den Schriftsteller keineswegs ungünstiger, als zu den Zeiten Goethes und Schillers; es hat sich vielmehr ein richtigeres Verhältniß festgestellt. Die großen Leistungen jener Zeit hätten, wenn man vom Theater absieht, ein verhältnißmäßig geringes Publicum. Der Kreis der Genießenden und derer, die sich belehren wollen, hat sich seitdem nicht blos außerordentlich erweitert, er hat auch im Ganzen ein richtigeres Urtheil gewonnen. Wir sind zwar keineswegs gemeint, den äußern Erfolg als den Maßstab für den innern Werth eines Buchs aufzustellen, der Zufall spielt heut dabei seine Rolle, wie vor einem halben Jahrhundert, das eine Buch wird überschätzt, das andere nicht im richtigen Maß gewürdigt. Allein einmal kommt das jetzt viel weniger vor, sodann möchten wir es in den meisten Fällen übernehmen, einen innern Grund des Mißverhältnisses in dem Werke selbst aufzufinden. Wenn man schon bei Büchern eines früheren Zeitalters, um ihre Bedeutung für die Literaturgeschichte zu ermessen, die unmittelbare Wirkung in Anschlag bringt,

so hat man dazu bei Werken der Gegenwart noch mehr Veranlassung, denn der Schriftsteller kann viel daraus lernen.

Es ist noch nicht volle drei Jahre her, daß die erste Auflage des vorliegenden Werks erschien. Der Schriftsteller, in den Kreisen der eigentlichen Gelehrsamkeit schon lange als eine der bedeutendsten unter den jung aufstrebenden Kräften gefeiert, war dem eigentlichen Publicum völlig unbekannt, denn seine Arbeiten hatten sich nur im Kreise der strengsten Forschung bewegt. Die gewöhnliche Art, wie ein solches Buch sich verbreitet, die schnelle und allgemeine Anerkennung von Seite der Kundigen, konnte der römischen Geschichte nicht zu Gute kommen, denn es waren in derselben nicht blos eine Reihe von Vorstellungen über den Haufen geworfen, die den zunächst Betheiligten, den Philologen und Schulmännern, als unumstößliche Wahrheit galten, sondern es war das auch in einer schroffen, rücksichtslosen Form geschehen, und wenn die Mehrzahl der Fachgenossen mit besonderer Vorliebe auf einzelne nicht wegzuleugnende Schwächen hinwiesen, so war das nicht zu verwundern. Denkt man nun daran, wie viel Zeit dazu gehörte, ehe Niebuhr sich durchkämpfte, so wird man es nicht blos für Mommsen, sondern auch für das Publicum als ein sehr günstiges Zeichen ansehn müssen, daß innerhalb dieser kurzen Frist das Urtheil sich vollkommen festgestellt hat. Die Berufung an die berliner Akademie mag man auf die eigentlichen gelehrten Forschungen beziehen, namentlich auf die Inscriptionen. Wenn aber die bairische Regierung der römischen Geschichte den Preis zuerkannt hat, welcher für das bedeutendste historische Werk der letzten Jahre ausgesetzt war, so hat das urtheilsfähige Publicum diese Entscheidung ratificirt, indem es die zweite Auflage nothwendig machte.

Mit jenem Urtheil war noch nicht ausgesprochen, daß Mommsens Werk nach allen Seiten hin gleich gelungen ist. Vielleicht hat keiner so lebhaft gefühlt, wie viel zur Vollendung mangelt, als der Verfasser selbst. Am besten erkennt man das, wenn man die beiden Ausgaben miteinander vergleicht.

Die Aufgabe des Werks umfaßte drei Seiten. Einmal war es durch seine Stellung innerhalb einer Sammlung populär geschriebener Handbücher über das Alterthum für einen praktischen Zweck bestimmt; außerdem ist theils die künstlerische Behandlung, theils die historische Kritik und Forschung ins Auge zu fassen. Nach allen drei Seiten hin ist die zweite Auflage ein sehr erheblicher Fortschritt.

Was das Erste betrifft, so tritt freilich das Werk schon durch seinen Umfang, noch mehr aber durch die Methode der Behandlung aus dem Kreise der zeitgemäßen Compendien, der ursprünglich beabsichtigt war, heraus; doch war es nicht blos für den buchhändlerischen Betrieb, sondern auch für den

innern Werth des Buchs wesentlich, daß den praktischen Bedürfnissen so weit Rechnung getragen wurde, als es geschehen konnte, ohne höhern Zwecken zu schaden. Das Praktische eines wissenschaftlichen Werkes liegt nur darin, daß der Zugang einer bestimmten Bildungsschicht so viel als möglich erleichtert wird. Eine solche Rücksicht auf den Leser, über welche mitunter der deutsche Gelehrtenstolz mitleidig die Achseln zuckte, erhöht stets den Werth eines historischen Werks, denn das Buch ist nicht ein Monolog des Verfassers, sondern ein Vortrag, der also wissen muß, zu wem er spricht. In dieser Beziehung nun bestehen die Verbesserungen der zweiten Auflage in Folgendem. Zunächst sind einzelne Partien der Geschichte, auf die früher nur hingewiesen war, dies Mal ausführlicher behandelt, und die Anspielung ist durch die wirkliche Erzählung ersetzt. Durch eine ausführliche Inhaltsangabe an den Seiten ist es dem Leser leicht gemacht, sich zu orientiren, was früher in der That ziemlich schwer war und was nicht unwesentlich ist, denn das Buch ist nicht blos zur Lectüre, sondern ebenso zum Nachschlagen bestimmt. In Bezug auf Münze, Maß und Zeitbestimmung hat der Verfasser den Vergleich mit den modernen Begriffen erleichtert. Mit besonderer Befriedigung begrüßen wir die chronologische Reform, und wenn in der zweiten Ausgabe die Jahreszahlen der christlichen Aera noch in möglichst kleiner bescheidener Form an der Seite stehen, so hoffen wir sie in der dritten Ausgabe im Text zu finden, denn die Jahreszahlen haben den Zweck, den Abstand der Zeiten und die Gleichzeitigkeit zu versinnlichen, was beides durch die doppelte Rechnung nach Jahren Roms und nach Olympiaden unmöglich wird.

Daß Mommsen bei seinen Verbesserungen auch auf den Stil Rücksicht genommen hat, wird manchen Wunder nehmen, dem die Begriffe Stil und Gelehrsamkeit so weit auseinanderliegen, wie Himmel und Erde. Indeß hat sich diese Geringschätzung der Gelehrten gegen die Muttersprache mehr und mehr gemildert; die Zahl der lateinisch geschriebenen Wörter wird kleiner, und wenn man sich der deutschen Sprache bedient, so wird man sich wol bemühen müssen, sie so gut zu schreiben als möglich. Uns Deutschen fällt das viel schwerer, als den Engländern und Franzosen. Bei den Franzosen ist es den Gelehrten viel wichtiger, Zutritt zur Académie française zu finden, als zur Académie des inscriptions, mit andern Worten, viel wichtiger, in Beziehung auf den Stil anerkannt zu werden, als auf das Wissen. Unsere Nachbarn treiben es freilich darin viel zu weit, aber auch hier läßt sich eine richtige Mittelstraße für Deutschland sowol denken als wünschen, denn die Verwilderung unsers Stils ist ebenso von unsern Gelehrten, Philologen, Philosophen, Juristen u. s. w. ausgegangen, als von den Dichtern; und von einem guten Stil hängt doch noch mehr ab, als das grammatische Interesse. Mommsen hat sehr richtig herausgefühlt, daß der Erfolg seines Werks mehr dem Künst-

ler, als dem Gelehrten und Forscher gilt, denn den Werth und die Haltbarkeit seiner eigentlichen Forschungen zu prüfen, sind um so Wenigere im Stande, da er die Methode derselben verschwiegen hat. Daß der Geschichtschreiber ein Künstler sein muß, wird heute kaum mehr bestritten werden; ja die künstlerische Seite ist bei ihm fast ebenso wichtig, wie bei dem Dichter. Wie er zu der Kenntniß der Thatsachen kommt, die er seinen Lesern mittheilt, steht auf einem andern Felde; aber das, was er weiß, seinen Lesern so zu erzählen, daß es ihnen verständlich wird, und daß sie Interesse daran finden, ihnen die Zustände gegenwärtig zu machen, die Charaktere in das richtige Licht zu setzen, das ist Sache der Kunst. Daß Mommsen ein großer Künstler ist, hat das Publicum richtig erkannt; weniger hat es sich damit beschäftigt, welche Schwierigkeiten in der Kunstform liegen, die er gewählt hat.

Für den Chronisten, der die Geschichte seiner Zeit erzählt, ist die Form vorgezeichnet; je mehr er sich selbst hinter den Ereignissen zurücktreten läßt, je objectiver er darstellt, desto günstiger wird der Eindruck sein, den er hervorruft. Für so manchen, der sich bei einem Gegenstande nur eine bestimmte Kunstform denken kann, steht es fest, daß auch der Geschichtschreiber der Vergangenheit die Verpflichtung habe, ungefähr in derselben Weise zu referiren, wie ein epischer Dichter. Wäre das wahr, so verdiente Mommsens Werk den größten Tadel, denn man kann sich nicht leicht eine subjectivere Form vorstellen. Aber die Forderung beruht auf einem Mißverständniß. Die Aufgabe des modernen Geschichtschreibers, der die Zeit des Herodot oder Thucydides, des Livius oder Sallust behandelt, fällt nicht mit der Aufgabe jener alten Historiker zusammen; seine Auswahl des Stoffs muß eine andere sein, nicht minder seine Behandlung. Was bei jenen Alten naiv war, würde bei dem modernen Geschichtschreiber reflectirt sein, denn er selbst steht zu den Thatsachen und zu den sittlichen Ideen und Zuständen, welche dieselben voraussetzen, in einem ganz andern Verhältniß, als seine Quellen, und er muß bei seinem Publicum einen noch größern Abstand wahrnehmen. Durch die Lectüre des Livius oder Cäsar lernen wir wenigstens unmittelbar die Eigenthümlichkeit der Zustände nicht kennen; wir lassen uns durch die Verwandtschaft des Geschichtschreibers mit seinem Gegenstand täuschen und nehmen an, daß er uns ebenso nahe steht, als jene. Der moderne Geschichtschreiber hat die Aufgabe, uns sowol den Contrast der Zustände, auf die er sich bezieht, gegen die unsrigen fühlbar zu machen, als die Verwandtschaft hervorzuheben, die in allen menschlichen Dingen besteht. Mommsen ist dies in einem Grade gelungen, wie vielleicht keinem andern Geschichtschreiber, theils wegen der außerordentlichen Gelehrsamkeit, die ihm aus dem gesammten Gebiet der Weltgeschichte zahllose Analogien zur Disposition stellt, und dem Scharfsinn, der schnell den charakteristischen Punkt herausfindet, theils aber auch wegen der nervösen Empfänglichkeit seiner Natur, in der die Gegen-

stände stärker vibriren, als bei der bloßen Forschung möglich wäre. In dieser Gabe — man möchte es die poetische Seite seiner Natur nennen — liegt zugleich die Gefahr eines doppelten Abweges. Er schreibt stets mit voller Seele, und es widerfährt ihm daher zuweilen, daß das Urtheil gefällt wird, ehe sich die Leidenschaft beruhigt hat. Ohne leidenschaftliche Betheiligung ist freilich kein richtiges Urtheil möglich, aber es ist auch nur möglich, wenn man sie überwunden hat. Wir meinen nicht blos das moralische Urtheil, sondern auch das Urtheil, das durch die bloße Darstellung ausgedrückt wird. Ein zweites Bedenken liegt in der Form des Urtheils. Mommsen hat in seltenem Grade, was die Franzosen esprit nennen; er weiß uns in seinen Sätzen häufig zu überraschen, durch das unerwartete Resultat zu blenden und fortzureißen. In den meisten Fällen liegt dieser Witz in der Sache selbst, und es überrascht uns nur, daß wir nicht selbst darauf gekommen sind. Aber es ist doch nicht ganz zu vermeiden, daß auch die Stimmung dazu das Ihrige thut, und je weniger Mommsen den Witz sucht, mit je sinnlicherer Gewalt er sich ihm aufdrängt, desto mehr hat er Ursache auf seiner Hut zu sein. Auf alle Fälle stumpft eine zu häufige Anwendung des Gewürzes den Gaumen ab, und die schöne Gabe, die Contraste des Ideals und der Wirklichkeit sinnlich zu empfinden, will geschont sein.

Wir möchten beide Bedenken durch ein Beispiel belegen. Wir finden es auf derselben Seite 697 bis 698.

„Nur von der verächtlichen Unredlichkeit oder der elenden Sentimentalität kann es verkannt werden, daß es mit der Befreiung Griechenlands den Römern vollkommen Ernst war und die Ursache, weshalb der großartig angelegte Plan ein so kümmerliches Gebäude lieferte, einzig zu suchen ist in der vollständigen sittlichen und staatlichen Auflösung der hellenischen Nation. Es war nichts Geringes, daß eine mächtige Nation das Land, welches sie sich gewöhnt hatte als ihre Urheimath und als das Heiligthum ihrer geistigen und höheren Interessen zu betrachten, mit ihrem mächtigen Arm plötzlich zur vollen Freiheit führte und jeder Gemeinde die Befreiung von fremder Schatzung und fremder Besatzung und die unbeschränkte Selbstregierung verlieh; blos die Jämmerlichkeit sieht hierin nichts als politische Berechnung."

Wir sehen vorläufig vom Inhalt ab. Wie kann aber Mommsen, der sonst so geschickt, ja so pointirt das passende Beiwort zu finden weiß, einen angeblichen Mangel des Verständnisses mit moralischen Allgemeinheiten, wie verächtliche Unredlichkeit, elende Sentimentalität und Jämmerlichkeit qualificiren! Dies Mal hat in der That der Unwille den Vers gemacht. Hätte Mommsen denselben überwunden, so würde er auch für den innern Widerspruch der Gefühlspolitik und der innern Nothwendigkeit der Dinge einen feinern Ausdruck gefunden haben. Er geht statt dessen in seinem Eifer weiter und stellt

an den Schluß des Capitels folgenden Satz: „Die Geſchichte hat eine Nemeſis für jede Sünde, für den impotenten Freiheitsdrang wie für den unverſtändigen Edelmuth.“

Dieſer Satz iſt nichts weiter als ein Dithyrambus des ſouveränen Esprit. Der Verfaſſer, den wir wahrhaft verehren, möge uns den harten Ausdruck verzeihen; die Sache iſt zu wichtig und der Fall iſt nicht vereinzelt, es zieht ſich vielmehr dieſe Neigung zu Paradoxien durch das ganze Buch und gibt mitunter den bedenklichſten Anwendungen Raum.

Der Kritiker ſteht innerhalb der Zeit, die er kritiſirt; der Kampf gegen die Sentimentalitätspolitik iſt ein Ausfluß der Sentimentalität. Geht denn Mommſen in der That mit Macchiavell, mit Talleyrand und ähnlichen Politikern, die das momentan Zweckmäßige über das ewig Rechte, die kalte Berechnung über das heiligſte Gefühl ſtellen, Hand in Hand? Iſt ihm der Freiheitsdrang einer Nation, auch wenn man die Nothwendigkeit des Unterliegens vorausſieht, wirklich nur ein Fehler? Gilt die Verzweiflung ihm nicht als eine hiſtoriſche Macht? — Es gibt Stellen ſeiner Geſchichte, nach denen man in der That ſo ſchließen ſollte; aber der edle Eindruck des Ganzen läßt dies Gefühl nicht aufkommen. Mommſen hat Sinn für jede Größe, auch wenn ſie unterliegt. Er weiß ſehr gut, daß das Gefühl und das Gewiſſen hiſtoriſche Mächte ſind, ebenſo einflußreich auf die Entwicklung der Menſchheit, als der Verſtand; er weiß, daß es dem Menſchen nicht immer gegeben iſt, einem tragiſchen Conflict zu entgehen, daß jene dämoniſche Gewalt, die den Willen der Einzelnen durchkreuzt, ſich auch am Leben der Nationen geltend macht, und daß in dieſen großen Conflicten, die zum Theil die höchſten Punkte der Geſchichte ſind, die kalte Berechnung nicht mit zu reden hat. Er weiß das alles, aber der Ungeſtüm ſeiner Empfindung läßt es ihn auf Augenblicke vergeſſen. Die Geſichtspunkte, die er angibt, ſo ſehr ſie ſich dem Anſchein nach widerſprechen, ſind durchweg richtig und treffend, und wenn er ſtets die Einſeitigkeit des einen durch den andern ergänzte, ſo würden wir mit ihm unbedingt einverſtanden ſein können. Statt deſſen läßt er den einen nach dem andern ausſchließlich hervortreten, und es iſt nicht immer die Natur der Thatſachen, die ihn beſtimmt, ſondern zuweilen ſeine eigne Stimmung, hervorgerufen durch irgend eine Ideenaſſociation: die Römer müſſen büßen, was verwandte Erſcheinungen in der Gegenwart geſündigt haben. Es iſt aber in unſerer Zeit nicht erlaubt, der Paradoxie nachzugehen, am wenigſten einem Schriftſteller, deſſen Wort und Gedanke ſo mächtig wirkt. Der Grundſatz: noblesse oblige, gilt auch von dem geiſtigen Adel. Es fehlt in unſerer abgeſpannten Zeit, die, nachdem das erſte Strohfeuer der Begeiſterung verraucht iſt, mit Haſt jedes Raiſonnement ergreift, das irgend einen läſtigen Glaubensartikel widerlegt, nicht an Sophiſten, die dieſem Zeitbedürfniß entgegenkommen,

und es ist keine große Kunst, die schwachen Seiten der verschiedenen dogmatischen Systeme aufzufinden; aber ein Schriftsteller von dieser Macht des sittlichen Gefühls hat grade die Aufgabe, die Sophistik zu bekämpfen. Wir sprechen dies zum Theil bereits im Hinblick auf die folgenden Theile aus, bei denen wir eine sehr aufmerksame Revision wünschten, denn es könnte uns nichts Schlimmeres begegnen, als wenn sich der Bonapartismus, nicht blos der französische, auf Schriftsteller und Denker vom ersten Range berufen könnte. Nebenbei liegt in jeder Paradoxie, auch bei historischen Thatsachen, die Auslassung irgend eines wesentlichen Gesichtspunktes zu Grunde. In dem vorliegenden Fall z. B. hätte die Vergleichung der Fortschritte der englischen Herrschaft in Indien mit den römischen Eroberungen den Verfasser darauf aufmerksam machen können, daß ein innerer Conflict, wie der in Beziehung auf die Befreiung Griechenlands, noch öfter vorkommt. Auch die Engländer haben den aufrichtigsten Vorsatz, ihren Eroberungen eine Grenze zu setzen und die unterworfenen Gegenden unter den Einfluß christlicher Gesittung zu stellen; aber mit der Gewalt der Lawine werden sie weiter getrieben, und das Bestreben der Humanität führt in letzter Consequenz zu solchen Thaten, wie wir sie auf dem Streifzug nach Kabul erlebt haben. Es ist also nicht blos die „Jämmerlichkeit", die über des Flamininus Hellenenfreundschaft lächelt: man will nicht immer, was man zu wollen glaubt.

Wir gehen zu den materiellen Veränderungen der neuen Ausgabe über. Es versteht sich von selbst, daß im Lauf dieser Jahre die schöpferischen Ideen, die Mommsen seiner Geschichte zu Grunde gelegt hat, keine Aenderung erlitten haben; Einzelnes ist tiefer begründet, bei manchen der wichtigsten Punkte fehlt aber noch das, was auf die Länge nicht zu umgehen sein wird, ein gelehrter Commentar. Auch in diesen Blättern ist die Klage laut geworden, daß in Beziehung auf die Alterthumsforschung kein constanter Fortschritt stattfindet, aber ein solcher ist doch nur dann möglich, wenn jeder Schriftsteller seine neuen Entdeckungen so weit begründet, daß wenigstens das objective Material der Prüfung aller Gelehrten offen steht. Ein unbilliges Verlangen wäre es freilich, daß er auch den subjectiven Weg, auf dem er seine Resultate gewonnen, bekannt machen sollte.

Wie unendlich das Material gewonnen hat, ergibt sich schon aus einer Vergleichung des Umfangs. Die neue Ausgabe ist um 280 Seiten, also um mehr als ein Drittel gewachsen. Die neuen Zusätze beziehen sich fast durchweg auf die Culturgeschichte, und zwar am ersichtlichsten im dritten Buch; während die politische Geschichte dieser Periode nur wenig verändert ist, hat sich die Darstellung der innern Verhältnisse von 43 auf 165 Seiten ausgedehnt. In den beiden ersten Büchern, wo die beiden Seiten des Stoffes mehr ineinander verarbeitet waren, läßt sich dies nicht so scharf voneinander scheiden. So

vertheilen sich namentlich im ersten Buch die 68 neuen Seiten auf sämmtliche Capitel, mit Ausnahme des 1., 5. und 9., die ungeändert geblieben sind. Wenn der Verfasser sämmtliche Seiten der Cultur gleichmäßig ins Auge faßt, so sind es dies Mal doch vorzugsweise die religiösen Studien, die ihn beschäftigt haben; ein grade für die römische Cultur sehr schwieriger Gegenstand, bei dem man eine vollendete Darstellung nicht erwarten wird. So fein die einzelnen Bemerkungen fast durchweg sind, und so sehr die Wissenschaft durch diese Mittheilungen bereichert wird, ein vollständiges Bild ist uns doch noch nicht gegeben; mit andern Worten, es ist noch nicht ganz klar geschieden, was wir über jene Dinge wissen und was wir nicht wissen. Das Einzelne zu prüfen, tritt aus dem Kreise unserer Aufgabe heraus, es ist das die Sache der streng wissenschaftlichen Journale. Wir kommen noch einmal auf den Gesichtspunkt zurück, von dem man im Interesse der allgemeinen Literatur, abgesehen von dem wissenschaftlichen Gewinn, das Buch zu würdigen hat.

Mehr als irgend eine Erscheinung der letzten Jahre zeigt uns die römische Geschichte, daß die Productivität unserer Nation nicht im Absterben, nicht einmal im Sinken ist. Mit Unrecht beschränkt man diesen Begriff auf die Dichtung. Production ist so viel wie Gestaltungskraft, und der Unterschied ist nicht so groß, ob man diese Kraft an einem fingirten oder an einem gegebenen Material anwendet. Der Geschichtschreiber ist sogar nach einer doppelten Seite hin productiv, als Forscher und als Künstler. Die Vereinigung beider Gaben ist ein so seltenes Glück, daß wir auf eine Erscheinung, wie die vorliegende, stolz sein können. Das Buch, das scheinbar nur den Gelehrten dient, ist bereits ins Volk eingedrungen und wird noch immer tiefer eindringen; es wird unsern Verstand durch tiefe Gedanken, unsere Einbildungskraft durch lebendig bewegte Gestalten anregen, und es wird vor allem dazu beitragen, jene Versöhnung zwischen der Wissenschaft und der allgemeinen Bildung anzubahnen, auf der allein die Möglichkeit eines echten und dauerhaften Fortschrittes beruht. J. S.

Anm. der Red. Es ist oben erwähnt, daß der Verfasser für seine römische Geschichte vom König von Baiern als Preisgeschenk die große goldene Medaille und 300 Ducaten erhalten hat. Vielleicht aber ist nicht so allgemein bekannt, daß diese Preisertheilung, um welche sich der Verfasser der römischen Geschichte nicht beworben, der Anfang eines umfangreichen Actes königlicher Liberalität geworden ist. Deshalb sei die nachstehende uns zugehende Bekanntmachung im Interesse unserer Gelehrtenwelt mitgetheilt.

München, den 31. März 1856.

Seine Majestät der König haben den allerhöchsten Willen auszusprechen geruht, vorläufig in den nächsten fünf Jahren Medaillen in Gold mit Allerhöchst Ihrem Brustbilde, in Verbindung mit Belohnungen in Geld von je 200—400 Dukaten, als Anerkennung und Auszeichnung der erfolgreichsten Leistungen im Gebiete der deutschen Wissenschaft und Litteratur zu verleihen. Die Medaille erhält die Benennung: Maximiliansmedaille. Zufolge dessen haben Seine Königliche Majestät unterm 16. l. Mts. die untenstehenden näheren Bestimmungen zu genehmigen geruht.

I. Alljährlich ist Seiner Majestät dem König ein Bericht zu erstatten über die hervorragendsten Leistungen der deutschen Wissenschaft und Literatur. Finden sich darunter solche, welche einen anerkannt entscheidenden Einfluß auf die Entwicklung der Wissenschaft äußern, so werden Allerhöchstdieselben Werken dieser Art Maximiliansmedaillen mit Geldbelohnungen von 200—400 Dukaten allergnädigst zu bewilligen geruhen. Die Zahl dieser Medaillen soll in einem Jahre nicht über vier steigen. Die Gebiete, auf welche diese Auszeichnungen sich beziehen, sind: a) Staatswissenschaft, b) Geschichte, c) Philologie, d) Naturwissenschaften. Einfachheit, Klarheit und Gediegenheit des Stils und der Darstellung überhaupt wird bei der Beurtheilung in Betracht gezogen werden. Die erste Verleihung ist auf den 28. November l. Js. (als den Geburtstag Seiner Majestät des Königs) festgesetzt.

II. Außer diesen wiederkehrenden Verleihungen haben Seine Majestät der König in dem heurigen Jahre nachbenannte Preise für Leistungen im Bereiche der Wissenschaft und Poesie allergnädigst auszusetzen befohlen. 1) Einen Preis von 600 Dukaten nebst der Maximiliansmedaille, bestimmt für ein bis zum 1. Januar 1860 vollendet im Druck erschienenes bedeutendes deutsches wissenschaftliches Werk, welches die Geschichte des Stammhauses Wittelsbach, die baierische Geschichte im Allgemeinen, die Geschichte einzelner baierischer Landestheile oder die baierische Staats- und Rechtsgeschichte zum Gegenstande hat. 2) Desgleichen sollen zur Förderung der dramatischen Poesie in Deutschland zwei Preise von 200 und 100 Dukaten nebst der Maximiliansmedaille für eine Tragödie und ein Lustspiel nach den im Anhange folgenden näheren Bestimmungen verliehen werden.

III. Die unter Ziffer I. und II. 1) bemerkten Auszeichnungen werden zuerkannt, ohne daß eine Bewerbung nothwendig ist. Seine Majestät der König haben das Capitel Allerhöchst Ihres Maximiliansordens zu beauftragen geruht, unter Beiziehung von Gelehrten der einzelnen Fächer, die Beurtheilung der in Betracht fallenden wissenschaftlichen Werke, Untersuchungen und Arbeiten vorzunehmen und deren Resultate zur allerhöchsten Beschlußfassung vorzulegen. Das Capitel des Königlichen Maximiliansordens für Wissenschaft und Kunst.

Liebig Vorsitzender.

---

# Die Wandlungen der preußischen Verfassung.

Das Staatsrecht der preußischen Monarchie v. L. v. Roenne, 2. Lieferung. —

Mit der 2. Lieferung des roenneschen Werks ist der erste Band, das Verfassungsrecht der preußischen Monarchie im engern Sinn geschlossen, dem nun das Verwaltungsrecht zu folgen hat, um eine seit sechs Jahren offene Lücke unserer juristischen und publicistischen Literatur auszufüllen. Ueber einige Punkte seiner Theorie mag sich mit dem Verfasser streiten lassen. Was aber die Wissenschaft gegen Einzelnes einwenden kann, darf hier bei einem Buche nicht in Betracht kommen, dessen praktische Tendenz es ist, Kenntniß der Verfassung und Theilnahme für sie in den weitesten Kreisen zu erwecken. Uns ist vor allem die abgeklärte und wahrhaft liberale Gesinnung wohlthuend, welche überall hervortritt, wo der Verfasser sein eignes Urtheil an den Thatsachen mißt. Zu maßvoll und ruhig, um den Verdacht treibender Parteileidenschaft aufkommen zu lassen, ist es doch deutlich und bestimmt genug, um einen Mann

von politischen Ueberzeugungen in dem Urtheilenden erkennen zu lassen. Eine Spur von Phrase wird man in dem ganzen Buch vergeblich suchen, bisweilen mag der Ausdruck zu wortreich sein. In der Methode hat der Verfasser nichts geändert. Die zweite Lieferung enthält Fortsetzung des Abschnitts „von den Staatsbürgern", dann „von der Volksvertretung", „von den Garantien der Verfassung", „von dem Verhältniß des Staats zu Kirche und Schule", „von dem Verhältniß Preußens zum deutschen-Bunde." — Die einzelnen Paragraphen werden übersichtlich gruppirt, mit Hilfe der stenographischen Berichte über die Kammerverhandlungen und sonstigem Material, so weit es dem Verfasser zu Gebote stand, nach allen Regeln juristischer Interpretation erläutert, und daraus die Consequenzen gezogen, gleichgiltig ob sie mit der heutigen Praxis der Regierung in Einklang stehen, oder ihr gradezu widersprechen. Was alles aus ein und demselben Satz gemacht werden kann, und wie geduldig sich der Sinn aus den klarsten Worten herauscascamotiren läßt, wenn nicht feste persönliche Ansichten dahinter stehen, kann man hier aus sprechenden Beispielen lernen. Um aus dem Art. 4 der Verfassung das Fortbestehen der Standesvorrechte zu deduciren, wird freilich die Sophistik der Herren Stahl und Wagner erforderlich sein. Nur ganz besonders construirte Geister begreifen, daß die wahre Gleichheit im Recht eben gar nichts anders sei, als der Schutz der bestehenden Ungleichheiten. Ueber die Reactivirung der alten Kreis- und Provinzialstände, über die Behandlung der Presse und die rechtliche Bedeutung des neuen Bundestags kann es bei einiger Unparteilichkeit wol auch kaum Meinungsverschiedenheiten geben. Dagegen ist dies für andere Stellen nicht so unbedingt zu behaupten. Es gibt deren, die wirklich mehrdeutig sind und eine authentische Interpretation durch die drei Factoren der Gesetzgebung erfordern; es gibt andere, an deren Sinn zwar nicht gezweifelt werden kann, (z. B. die Ermächtigung der Regierung zur einseitigen Forterhebung „bestehender Steuern" in Art. 109) wenn man auf ihre Entstehungsgeschichte zurückgeht, bei denen die ungenaue Fassung aber eine entgegengesetzte Ansicht wenigstens formell rechtfertigt. Die genauere Erörterung dieser Fragen ist in die Anmerkungen verwiesen, in wichtigeren Fällen wird auch das Nöthigste aus den Debatten der Kammern und den Aeußerungen der Minister oder Regierungscommissarien mitgetheilt, um dem Leser ein eignes Urtheil möglich zu machen. Daß sich ein genauer Nachweis der einschlagenden Literatur findet, versteht sich von selbst. Besonders lobend aber verdient hervorgehoben zu werden, daß Herr von Roenne, wie er das Werk mit einer kurzen Geschichte der preußischen Verfassung im Ganzen eröffnete, so auch jedem Abschnitt eine rechtshistorische Einleitung vorausschickt und bisweilen selbst Specialgesetze von ihrem Keim im Landrecht durch alle Phasen bis zur endlichen Fixirung in der Verfassungsurkunde verfolgt. Das hat zwei gute Wirkungen. Einmal zeigt es in

wichtigen Punkten der Gesetzgebung eine trotz aller Hindernisse fortschreitende Bewegung und gibt uns den Muth zu neuem Hoffen; dann aber bringt es den Zusammenhang der Verfassungsgrundsätze mit dem Geist der früheren preußischen Gesetzgebung zur Evidenz und nimmt dem Staatsgrundgesetz von 1850 den Charakter einer unmotivirten Frühgeburt, eines Products gottloser Menschenwillkür, die sich wider den Geist der Geschichte empört, wie die neupreußische Partei uns so gerne glauben machen möchte. Mancher Hinweis der Anmerkungen auf andere deutsche Verfassungen und auf das bewährte Vorbild aller Constitutionen, die englische, machen es dem Leser möglich, die preußische Verfassung nicht nur mit sich selbst, sondern auch mit ähnlichen politischen Bildungen zu vergleichen. Beobachtung des Entstehens und Vergleichung aber sind die beiden mächtigsten Mittel, über welche der Mensch verfügt, wenn er zum Kern der Dinge dringen will und die Staatswissenschaften bedienen sich ihrer mit demselben Erfolg wie Anatomie oder Linguistik.

Die Stellung Preußens zum deutschen Bunde hat es nothwendig gemacht auch auf dieses Verhältniß einzugehen, obgleich Herr von Roenne ihm außer seiner factischen Existenz keine staatsrechtliche Bedeutung zuerkennt. Denn die alte Verfassung des deutschen Bundes ist immer eine Anomalie gewesen; für Preußen allerdings weniger fühlbar, bevor es in die Reihe der constitutionellen Staaten getreten war, als jetzt, wo es wie alle andern deutschen Staaten — Oestreich nicht dazugerechnet — eine Repräsentativverfassung besitzt. Das Gesagte wird deutlicher werden, wenn wir den Fundamentalunterschied zwischen Bundesstaat und Staatenbund kurz angeben. Dieser ist eine engere und dauernde Verbindung mehrer Staaten in auswärtigen Verhältnissen, namentlich zum Schutz gegen das Ausland. Seine Stellung gehört wesentlich ins Völkerrecht, seine Verfassung greift in die innern Verhältnisse (z. B. Militärverfassung) nur zu jenem Zweck ein und bringt, wie die meisten auswärtigen Angelegenheiten, nur die Regierungen miteinander in Verkehr. Der Bundesstaat beherrscht auch die innern Einrichtungen seiner Glieder, ohne jedoch deshalb ihre Souveränetät zu vernichten. Deshalb verlangt seine Verfassung Mitwirkung aller derjenigen Elemente, welche in der Verfassung der einzelnen Staaten zur Geltung kommen. So ist es in Amerika und seit 1847 auch in der Schweiz. In der deutschen Bundesversammlung sind und waren immer nur die Regierungen vertreten, obwol die Bundesacte in den sogenannten „besondern Bestimmungen“ und der Befugniß zu Präventivgesetzen für die innere Sicherung der Staaten, wovon die Ausnahmegesetze eine Probe bildeten, die Macht der Bundesbehörde über die Competenz des Staatenbunds erweiterte. Deshalb nannten wir die Bundesverfassung von 1815 eine Anomalie. Sie ist aber seitdem noch etwas Andres geworden.

Unmittelbar nach der Februarrevolution in Paris, war der Drang nach nationaler Einheit nicht nur in der Nation so mächtig geworden, sondern unbegreiflicherweise auch die Ueberzeugung von seiner Rechtmäßigkeit in den Regierungen, daß man sich nur wundern mußte, wie eine so vollkommne Uebereinstimmung zwischen Fürsten und Völkern nicht schon längst zu dem günstigsten Resultat geführt hatte. Die Bundesversammlung trat mit dem Funfzigerausschuß bereitwillig in officiellen Verkehr, die Wahlen zu einem deutschen Parlament wurden ausgeschrieben und, nachdem dieses die höchste Reichsgewalt provisorisch an den Erzherzog Johann übertragen hatte, löste sie selbst sich in aller Form Rechtens auf, indem sie mit Zustimmung aller deutschen Regierungen „ihre verfassungsmäßigen Befugnisse und Verpflichtungen" in die Hände der provisorischen Centralgewalt legte. Wie die neue Reichsverfassung zu Schanden wurde, nachdem der König von Preußen sie mit der Krone abgelehnt hatte, wie trotz der unbedingten Annahme der Verfassung von 28 deutschen Regierungen die Einheitsidee fortwährend Rückschritte machte, durch das Dreikönigsbündniß und das Vierkönigsbündniß, durch das Unionsparlament und den Fürstencongreß, bis am 2. September 1850 der todtgeglaubte Bundestag sich wieder keck unter die Lebenden einführte, und Preußen nach manchem Protest den Tag von Olmütz (29. November 1850) und seinen eignen Eintritt in die Bundesversammlung erleben mußte (12. Mai 1851) — das wird selbst in der summarischen Uebersicht des roenneschen Buchs jeden bewegen, der ein Verständniß für nationale Ehre hat. — Ueber die Bedeutung des heutigen Bundestags ist mit der rechtlichen Aufhebung desselben unter dem 12. Juli 1848 entschieden. Der völkerrechtliche Verband der deutschen Staaten mochte auch so noch als fortbestehend angesehen werden, wenn sie es wollten. Von dem alten staatsrechtlichen Verhältniß zwischen ihnen konnte keine Rede mehr sein, nachdem der wesentlichste Bestandtheil und das einzige Organ desselben fortgefallen war. Diese Auffassung ist noch bis zum Fürstencongreß von der preußischen Regierung getheilt worden, und es gehört grade kein juristischer Scharfblick dazu, um einzusehen, daß ein rechtlich beseitigter Zustand ebensowenig wie ein rechtlich beseitigtes Gesetz ganz ohne weiteres wiederaufleben kann, wenn das bis zum Eintritt einer neuen Rechtsordnung einstweilen eingesetzte Provisorium aus irgend welchen Gründen fortfällt, bevor der neue Rechtszustand fertig ist. Aber hievon abgesehen wird man das Unwahre der jetzigen Bundesverfassung bald genug erfahren, wenn einmal die bundesrechtliche Verpflichtung der Regierung zur Publication von Bundesgesetzen mit dem Recht der Kammern in Conflict kommen sollte, ihre Zustimmung zu Gesetzen zu verweigern. In der Verfassungsurkunde, während deren Abfassung es keinen Bundestag gab, ist dieser Fall nicht vorgesehn, und eine competente Behörde zur Entscheidung eines Streits zwischen

Kammern und Bundestag gibt es nicht. Die Möglichkeit eines solchen ist aber außerordentlich nahe gerückt, seit der Bundestag unterm 28. August 1851 beschloß, alle Staaten zu einer Revision der seit 1848 entstandenen Verfassungen, soweit sie mit den Bundesgesetzen nicht in Einklang stehen, aufzufordern, welcher Beschluß denn bereits zur Rechtfertigung des hannöverschen Verfassungsumsturzes gebraucht worden ist.

Wir lassen hier einige Partien der preußischen Verfassung folgen, die vorzugsweise der Beachtung werth scheinen, sei es, daß sie an sich bedeutend sind, sei es, daß sie durch ihre Schicksale merkwürdig wurden. Zuerst sei Art. 42 genannt, der seit vorigem Jahr allerdings nicht mehr in der Verfassung zu sehen ist, aber bei seiner Aufhebung die Hartnäckigkeit des Junkerthums und seine Verranntheit in gewisse Theorien gut charakterisirte. Der Artikel bildete den Abschluß jener Richtung, welche die preußische Agrargesetzgebung seit dem Edict vom 9. October 1807 und dem Landesculturedict vom 14. September 1811 zur Befreiung und Mobilisirung des Grundeigenthums eingeschlagen und seitdem, leider mit manchen Schwankungen, bis 1856 verfolgt hatte. Von 1852 an bis zur endlichen Aufhebung in der vergangenen Sitzungsperiode hat dieser Artikel sich alljährlich durch die Herren von Gerlach und Graf von Itzenblitz mit dem Tode bedroht gesehen; in der diesmaligen Sitzung sehen wir die Ritter sogar einen Schritt weiter thun und durch positive Gesetzesvorschläge den Versuch zur Fesselung des Grundeigenthums machen. Nun sei der Rechten zugegeben, daß jede ritterliche Aristokratie — und das will die preußische doch sein — ihre Lebenswurzeln auf dem platten Lande vorzugsweise hat; daß nach dem Aufhören großer Güter auch die mittlern sich wahrscheinlich nicht halten können, da die bisher auf jenen beschäftigten ländlichen Tagelöhner durch ihre Nachfrage den Preis von Parzellen so in die Höhe treiben würden, daß Zerstücklung dem Besitzer jedes mittleren Guts eine verlockende Speculation scheinen müßte; wir wollen sogar einräumen, daß in den Phrasen von „Hofschlächterei" etwas Wahres lag, und daß das Zerstäuben des Grund und Bodens unter Umständen ein nationales Unglück ist. Aber es läßt sich nicht im Allgemeinen, sondern nur für den bestimmten Fall ein Maß festsetzen, über welches hinaus die Parcellirung im Interesse einer gesunden Volkswirthschaft nicht gehen darf. Dieses Maß zu bestimmen überläßt man bei Völkern, welche noch in so kräftigem ökonomischen Aufschwung begriffen sind wie das deutsche, am besten dem Urtheil der zunächst Betheiligten, ohne durch Aufstellung eines Maximums der möglichen Verschuldung oder Zerkleinerung das der heutigen Agricultur unentbehrliche Zuströmen von Capitalien und Intelligenz aufzuhalten. Kann man sich auf jenes Urtheil in der Regel nicht mehr verlassen, so schützt kein Mittel und selbst das Zusammenkaufen von Latifundien nicht vor den Nachtheilen übergroßer Zersplitterung des Bodens,

welche mit Zwergverpachtung ebenso wie mit der eigentlichen Zwergwirthschaft verbunden sind. Denn diese Erscheinung ist mehr noch Symptom als Ursache eines sinkenden Volkslebens und so lange dieses nicht gehoben ist, wird gegen jenes vergebens operirt werden. —

Fast ebenso hartnäckig, aber bis jetzt erfolglos waren die Versuche der Rechten, die Legislaturperiode der Kammern zu verlängern, und die Wiederkehr der Sitzungen seltner zu machen; auch bei dem Angriff auf Art. 4 (Gleichheit aller Preußen vor dem Gesetz; Aufhebung der Standesvorrechte) hat sie eine völlige Niederlage erlitten. Bei dieser Gelegenheit kam die oben schon erwähnte Definition von der „wahren Gleichheit vor, welche der Erklärung von dem Wesen „echter Toleranz" ebenbürtig zur Seite steht und ganz wie diese an die geschmeidige Proteusnatur stahlscher Logik erinnert. Daß durch Art. 4 keine sociale Nivellirung beabsichtigt ist, daß selbst einige Besonderheiten in dem Privatrecht des hohen Adels, in der rechtlichen Stellung des Militärs, der Beamten und namentlich der Richter sich damit vertragen, ist klar. Zweifelhaft ist bis jetzt fast nur, ob auch das Verbot des Landrechts gegen die Ehe von Adligen mit Personen des niedern Bürgerstandes mit zu den aufgehobenen Standesvorrechten gehört. Bei einem kürzlich in Ostpreußen vorgekommenen Fall war es der überzeugenden Beredtsamkeit des Appellationsgerichtsraths Simson gelungen, das königsberger Obergericht zur Bejahung dieser Frage zu veranlassen, während das Obertribunal bis jetzt daran festgehalten hat, daß eine Beschränkung nicht als Standesvorrecht angesehen werden könnte.

Durch die Anstrengungen des Ministeriums ist Art. 105 und die daran sich knüpfende Gemeindeordnung vom 11. März 1850 aus dem preußischen Staatsrecht geschafft worden. Der genannte Artikel hatte, ausgehend von der Ueberzeugung, daß eine solide und heilsame Freiheit ohne communale Selbstständigkeit nicht denkbar sei, den Provinzen, Kreisen und Gemeinden corporative Verfassung und Selbstregierung in ihren innern Angelegenheiten verhießen, die Gemeindeordnung hatte diese Verheißungen erfüllt. Daß es nicht durchweg in der zweckmäßigsten Weise geschehen war, ist selbst von solchen zugegeben worden, die dem Princip der Gemeindeordnung anhingen. Aber die Mängel der Ausführung konnten kein Recht geben, über das ganze Princip den Stab zu brechen, und am allerwenigsten, ein andres an seine Stelle zu setzen, welches dem der Staatsverfassung widerspricht. Das ist durch die Reactivirung der alten Kreis- und Provinzialstände geschehen, welche nach Sistirung der noch gar nicht beendigten Einführung der Gemeindeordnung und schon vor Aufhebung derselben wie des Art. 105 durch die Kammern (24. Mai 1853) von dem Minister des Innern den Oberpräsidenten sämmtlicher Provinzen (Circularerlaß vom 28. Mai 1851) befohlen worden war. Es war dieses die bedeutungsvollste Maßregel, durch welche das Ministerium

seinen „Bruch mit der Revolution" bethätigte, und in beiden Kammern wurde der Antrag gestellt, diesen Schritt für eine Verletzung der Verfassung und der Gesetze zu erklären. In den Provinzialständen ist den Kammern ein Institut an die Seite gestellt, dessen Befugnisse zum Theil mit den ihrigen concurriren und sie beschränken, ein Institut, das provinzielle Absonderung pflegt, welche kaum ein Staat mehr als der preußische zu unterdrücken Grund hat, ein Institut vor allem, das auf andern Principien beruht, wie die Verfassung des ganzen Staats. Hier wird das Volk als Ganzes vertreten, dort einzelne Stände; hier ist das Wahlrecht an Bedingungen geknüpft, welche in der Regel jeder volljährige Staatsbürger erfüllen kann, dort wird es von Grundbesitz abhängig gemacht, für dessen Bevorzugung vor anderm Vermögen in der That kein vernünftiger Grund einzusehen ist, und unter dem engen Kreis der Berechtigten erhält wieder der Stand der Rittergutsbesitzer ein ganz besonderes Gewicht. Weder die Gleichheit der politischen Rechte wird dadurch gewahrt, noch die Unabhängigkeit derselben von dem religiösen Bekenntniß, — wenigstens nicht, sobald es dem Ministerium gelingt, seine Ansicht durchzusetzen, daß christliche Confession jetzt wie vor Emanation der Verfassungsurkunde zur Ausübung dieses Wahlrechts nöthig sei. Der Art. 12 sagt zwar ganz deutlich, daß der Genuß der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte nicht von einem religiösen Bekenntniß abhängig gemacht werden dürfe, und Art. 109 bestimmt, daß frühere Gesetze nur so weit gelten sollen, als sie nicht der Verfassung widersprechen. Trotzdem ist durch die Praxis des Ministeriums Art. 12 bisher so illusorisch gemacht worden, daß Herr von Gerlach seine gänzliche Aufhebung für das ehrlichere Verfahren erklären durfte. Wir können uns nicht enthalten, an dieser Stelle mitzutheilen, wie Stahl in seiner Rechtsphilosophie (Bd. II. S. 288 in der ersten Ausgabe) die Ausschließung aller Nichtchristen von Staatsämtern rechtfertigt. Es wundre sich doch niemand, meint er, daß ein Nichtchrist christliche Kirchenämter nicht bekleiden dürfe. Im christlichen Staat aber sei jedes Amt ein Bischofsamt. Ja noch mehr! Zulassung von Nichtchristen zu Staatsämtern sei, genau betrachtet, ein Unrecht gegen sie selbst, da es sie in der verwerflichen Ueberzeugung, eine Religion sei so gut als die andre, bestärke. Wen erinnert das nicht an eine Stelle der heineschen Reisebilder? Juden und Heiden werden von boshaften Teufeln unbarmherzig in der Hölle gebraten, und nur von Zeit zu Zeit wird ihnen kaltes Wasser über die Köpfe gegossen, damit sie die Seligkeit der Getauften recht lebhaft ahnen können. Dieses ist der übermüthige Einfall eines jungen und geistvollen Dichters, des frivolsten und spottsüchtigsten der Menschen, jenes die ernsthafte Rechtfertigung einer zelotischen Doctrin in einem tiefsinnigen und wissenschaftlichen Werk. Aber der Eindruck ist ein ähnlicher: nur unangenehmer da, wo man solche Art der Argumentation nicht erwartet hatte.

Aehnlich wie dem Art. 12 und allen andern Bestimmungen über Religionsfreiheit (Art. 13, 14, 19) ist es den Artikeln 27 und 28 der Verfassung und dem danach erlassenen Preßgesetz vom 12. Mai 1851 gegangen. Die „Unbescholtenheit", welche das Gesetz zum Betrieb von Buchhandel und Druckereien erfordert und dem Besitz der bürgerlichen Ehrenrechte gleichstellt, hat die Regierung als sittliche und politische Unbescholtenheit aufgefaßt und damit ein schrankenloses Mittel der Concessionsversagung geschaffen; statt daß die Concessionsentziehung (§. 54 des Preßgesetzes) von richterlichem Urtheil abhängig sein soll, wird sie allgemein auch von Verwaltungsbehörden verhängt, und während die Censur grundgesetzlich abgeschafft ist, stehen die Tagespresse und alle literarischen Erzeugnisse von weniger als zwanzig Bogen unter einer polizeilichen Aufsicht, welche noch immer unter den weitern Begriff von Censur gerechnet werden muß. Herr von Roenne, der außer der Verfassungsurkunde, der Städte- und Gemeindeordnung, dem preußischen Unterrichtswesen auch das Preßgesetz monographisch bearbeitet hat, ist hier ein ganz besonders competenter Urtheiler und weist mehrmals überzeugend nach, wo das Ministerium in seiner Interpretation des Gesetzes fehl geht. Von Einfluß ist das aber nicht gewesen, und, so sehr wir es wünschen, zweifeln wir doch, ob Herr Mathis mit seinem Antrag gegen die jetzige Anwendung der Preßgesetze in dieser Sitzungsperiode günstigere Resultate erzielen wird.

Bisher haben wir auf Stellen der preußischen Verfassung hingewiesen, welche als schwache Punkte eine besondere Aufmerksamkeit verdienen. In einem andern Sinne erwähnen wir die beiden folgenden: das Recht der Kammern zur Initiative und die Unverantwortlichkeit der Abgeordneten wegen ihrer Abstimmungen und in der Kammer geäußerten Meinungen vor jedem andern Forum als der Kammer selbst. Das erstere findet sich in den Befugnissen deutscher Kammern bis jetzt sehr selten und läßt sich vielleicht am schwersten mit dem „monarchischen Princip," wie es die wiener Schlußacte versteht, in Einklang bringen. Verbunden mit dem, allerdings in seiner vollen Ausdehnung bestrittenen Recht der Kammern, Commissionen zur Constatirung von Thatsachen behufs ihrer Information zu ernennen, bildet die Initiative eins der wirksamsten Mittel in den Händen der Volksvertretung, positiv auf den Zustand des Landes und der Gesetzgebung einzuwirken. Daß Commissionen, wie wir sie eben bezeichnet haben, nicht befugt sind, durch Anträge das Urtheil der Kammern zu dirigiren, mag zugegeben werden. Geleugnet werden muß jedoch, daß sie sich jeder Beleuchtung der untersuchten Thatsachen zu enthalten hätten und auch nur zur Untersuchung solcher Thatsachen ernannt werden dürften, deren Kenntniß den Kammern zur Beschlußfassung über einen bestimmt vorliegenden Fall nothwendig sei. Wo es sich nicht um Untersuchung politischer, sondern socialer oder ökonomischer Zustände (wie bei der Lage der

schlesischen Weber) gehandelt hat, sind jene Behauptungen auch niemals gegen die Commissionen geltend gemacht worden. — Die zweite der erwähnten Bestimmungen (Art. 84. Alin. 1.) findet sich gleichfalls nur in wenigen Verfassungen so vorbehaltlos und klar ausgedrückt. Wir halten es nicht nur für ein Glück, daß es, so lange dieser Artikel nicht gestrichen wird, unter allen Umständen einen Ort in Preußen gibt, wo jede Ueberzeugung deutlich ausgesprochen werden darf, wo die Wahrheit eine Freistätte und einen Wiederhall im ganzen Lande finden kann; wir loben auch das an ihr, daß unter diesem sichern Schutz sich jeder leicht entschließt, die Maske fallen zu lassen, und sich wie seine Partei im rechten Licht zu zeigen. Unwillkürlich müssen wir dabei an die berühmten Enthüllungen des Grafen Pfeil denken. Wir wollen noch gar nicht annehmen, daß der edle Graf durch seine Beispiele etwas anders habe erläutern wollen, als den alten Satz, daß strenges Recht oft unbillig und zu hart sei. Aber daß er dabei so frei mit der Sprache herausging, die milde Patrimonialherrschaft und ihr naives Prügelverfahren als Heilmittel entgegensetzte, zugleich uns die Gewißheit gab, wie hoch einige der kleinen Herrn das Gesetz achten würden, wenn sie jemals ihre Gelüste stillen könnten, das haben wir wahrscheinlich dem Alin. 1 des Art. 84 zu verdanken.

Wir könnten noch von manchen guten Keimen in der Verfassung sprechen. Daneben aber auch von so vielen Hindernissen und Verkümmerungen, daß es fast scheint, in politischen Dingen gelte das Recht wenig und die Macht alles. Aber wir wollen nicht vergessen, daß auch die öffentliche Meinung zu den politischen Mächten zählt und einen um so höhern Rang unter ihnen einnimmt, je allgemeiner, ernster und tiefer sie begründet ist. Dazu wird das roennesche Buch beitragen, wenn es die Verbreitung findet, welche wir ihm wünschen. Schon jetzt halten wir es für unwahrscheinlich, daß jemals wieder wie in frühern Jahren aus dem Schoß der Kammern ein Antrag hervorgehen sollte, die Verfassung in Pausch und Bogen aufzuheben. Die Regierung stößt bei ihren bisherigen Freunden auf ernsten Widerspruch, und wenn diese auch nicht dieselbe Ansicht vertreten wie wir, vertheidigen sie doch eine eigne. Ein solcher Kampf aber setzt nothwendig warmes Interesse für die Sache voraus. Und wenn dieses sich mehr und mehr in den Kammern Bahn bricht, und außerhalb derselben Theilnahme für öffentliche Angelegenheiten die träge Gleichgiltigkeit verdrängt haben wird, dann wird auch die preußische Verfassung, wie sie jetzt ist, sich entwicklungsfähig zeigen und der Staat Friedrichs des Großen seine Bestimmung erfüllen. —

---

# Bilder aus der deutschen Vergangenheit.

## Gaukler und Abenteurer im Mittelalter.

Mancher Leser erinnert sich wol aus seiner Kinderzeit an die anspruchslosen Banden umherziehender Künstler, welche auf einem freien Platze seines Heimathdorfes oder der kleinen Stadt durch Seiltanzen oder Bärenführen den Kreis des schauenden Volkes in Erstaunen versetzten. Nur noch selten bezaubert Bajazzo mit seiner spitzen Filzmütze die Dorfjugend, der hagere Hals des Kameels streckt sich nicht mehr nach den Blütenbäumen unserer Dorfgärten aus und das Brummen des Bärs, auf dem der scherzhafte Affe verwegen umherhüpft, ruft schwerlich noch ein homerisches Gelächter in dem gedrängten Kreise neugieriger Zuschauer hervor. Das Volk unserer fahrenden Künstler ist von dem Strom des modernen Lebens verschlungen worden, was sich erhielt, hat lernen müssen, höhere Ansprüche zu befriedigen, oder fristet in Meßbuden oder bei Schützen- und Kirchweihfesten noch ein verkümmertes Dasein. Vor einigen Jahren hat diesem wandernden Volk Holtei in seinen „Vagabunden" ein heiteres Gedächtniß gestiftet, aber auch zu einer ernsten Erinnerung gibt dasselbe Gelegenheit. Denn unsere Puppenspieler, Seiltänzer, Bärenführer, Bänkelsänger sind die letzten Nachkommen einer uralten und zahlreichen Menschenclasse, der fahrenden Leute, die ihren Ursprung bis auf die Römerzeit zurückdatiren können, die durch das Mittelalter mit dem furchtbaren Makel der Unehrlichkeit und Rechtlosigkeit behaftet, doch ein einflußreiches, oft gesuchtes und hochbegünstigtes Dasein führten, auf unsere Poesie und Musik einen wesentlichen Einfluß ausübten, in den Anfängen unseres Dramas eine Rolle spielten und unseren Maskenaufzügen mehr als eine Maske und Gewohnheit gaben, ja selbst dem Teufel zu seinem Costüm verhalfen und zu einigen Gewohnheiten, welche dem schwarzen Herrn noch jetzt anhängen und welche Goethe in den Stand setzten, auch diese Gestalt durch seine bezaubernde Poesie zu adeln.

Selten denkt man sich den Zusammenhang des deutschen Lebens mit dem römischen Alterthum so innig und so ununterbrochen als er wirklich ist. Nicht nur die Traditionen des römischen Kaiserreiches, das Christenthum, römisches Recht, lateinische Sprache wurden Theile deutscher Bildung, noch massenhafter haben sich die zahllosen kleinen Eigenthümlichkeiten der römischen Welt in das Mittelalter hineingerettet. Der deutsche Ackerbau erhielt von den Römern den größten Theil seiner Geräthschaften, auch den Weizen, die Gerste und die Mehrzahl der übrigen Artikel unserer Productenbörse. Die ältesten unserer eßbaren Obstsorten sind römischen Ursprungs, ebenso unser

Wein, viele Gartenblumen, faſt alles Gemüſe; die älteſte Fabrikation wollener, baumwollener und ſeidener Stoffe, alle älteſten Maſchinen, z. B. Waſſermühlen, die Bergwerks- und Hüttenindustrie, und ſo Unzähliges, bis auf die älteſten Formen unſerer Kleider, des Hausraths, der Stühle, Tiſche, Schränke, ſogar die Felder unſerer Thürflügel. Und wenn es möglich wäre abzuwägen, was aus dem Alterthum und was aus ureigener Erfindung der Germanen unſer Leben umgibt, ſo würde noch jetzt nach 1500 Jahren ſich ſo viel Römiſches in unſern Feldern, Gärten, Häuſern, an unſerem Leibe, ja auch in unſerer Seele finden, daß man wol das Recht hätte zu fragen, ob unſere Urahnen mehr unter dem Schutz des Vater Jovis oder des wilden Wuotan geſtanden haben.

So hatte ſich mit zahlloſem Anderm auch das verachtete Geſchlecht der Gladiatoren, Hiſtrionen, Thymeliker durch die Stürme der Völkerwanderung erhalten und von Rom aus unter die Barbarenſtämme verbreitet. Sie führten den blutigen Vandalenhaufen die unzüchtigen römiſchen Pantomimen auf; ſie ſtanden vor den Hütten des fränkiſchen Häuptlings und pfiffen und ſpielten fremdartige Weiſen, welche vielleicht einſt mit den Orgien aſiatiſcher Götter nach Rom gekommen waren; ſie miſchten ſich unter die gothiſche Gemeinde, welche aus der neugebauten Kirche auf den Kirchhof ſtrömte, und öffneten dort ihren Kaſten, um einen Affen mit rother Jacke als fremdes Ungeheuer zu zeigen, oder die grotesken Figuren altlateiniſcher Drathpuppen, den Maccus, Bucco, Papus und wie ſonſt die antiken Väter unſerer Hanswürſte heißen, vor der Gemeindejugend vorzuführen, welche vor dem fremden Wunder die großen blauen Augen weit aufriß. Unterdeß erboten ſich wol andere Glieder der Gauklerbande, den Kriegern der Gemeinde, welche nach dem Gottesdienſte zum Gelage zogen, gegen Bezahlung ein Kampfſpiel mit ſcharfen Waffen aufzuführen, mit den Kunſtgriffen und Gefahren des römiſchen Circus; dann ſchloß ſich wol auf der Stelle ein Ring der trotzigen Männer und verfolgte mit leidenſchaftlicher Spannung die Wechſelfälle des Kampfes um „Lohn“, den die Zuſchauer um ſo mehr bewunderten, je blutiger er wurde, während ſie die Elenden, die ſo für Geld kämpften, mit nicht größerer Achtung betrachteten, als zwei Wölfe oder hungrige Hunde. Aber für die vornehmen Zuſchauer gab es noch andere lockende Künſte. Auch fahrende Frauen zogen mit den Männern durch die deutſchen Stämme; gewandt, frech, womöglich in glänzendem Aufzuge; Tänzerinnen, Sängerinnen, Schauſpielerinnen. Wenn ſie das griechiſche Tamburin oder die aſiatiſche Klapper in den üppigen Windungen eines bacchiſchen Tanzes ſchwangen, ſo waren ſie den deutſchen Baronen und geiſtlichen Herrn zwar in der Regel unwiderſtehlich, ernſten Leuten aber äußerſt anſtößig. Schon im Jahr 554 ſchritt ein Frankenkönig gegen den Unfug der fremden fahrenden Weiber ein, und der würdige Hinkmar warnt ſeine Prieſter väterlich vor dieſen

Frauen, deren fremdklingende Bezeichnung von treuherzigen Mönchen durch ein sehr bekanntes, aber derbes Wort erklärt wird.

An solche fremde Gaukler schloß sich schnell ein zahlreicher deutscher Nachwuchs. Auch die deutschen Stämme hatten seit uralter Zeit wandernde Sänger gehabt, Träger der Neuigkeiten, Verbreiter von epischen Gesängen und Liedern. Auch diese waren von Hof zu Hof gezogen, in den großen Blockhäusern der Vornehmen hoch willkommen, geehrte Gäste, vertraute Boten, welche oft von ihren Gastfreunden noch holderen Lohn zu erhalten wußten, als goldene Armringe oder neue Gewänder. Sie hatten einst am Herdfeuer zur Harfe von den abenteuerlichen Fahrten Donars nach der Riesenwelt und von dem tragischen Untergang der Nibelungen, dann von Attilas Schlachten und den Wundern der südlichen Länder gesungen. Dem neuen Christenthum aber wurde der reiche Schatz der alten einheimischen Gesänge unheimlich. Karl der Große sammelte noch mit großem Sinn die Heldenlieder der deutschen Stämme, sein pfäffischer Sohn Ludwig haßte und verachtete sie schon. Allerdings waren diese Gesänge so voll Heidenthum, daß die Kirche Ursache hatte, in Synodalbeschlüssen und bischöflichen Erlassen gegen sie zu eifern. Mit ihnen kam auch das Sängergeschlecht, welches sie trug und verbreitete, in die Ungnade der Kirche. Die Lieder hörten deshalb nicht auf, aber ihre Sänger wurden niedriger, sie fielen endlich, wenigstens zum Theil, der Classe jener fahrenden Leute zu und das Volk gewöhnte sich, das schönste Erbe seiner Vergangenheit von den Lippen verachteter Spielleute zu hören.

Und noch andere Erbschaft aus dem deutschen Heidenthum ward den fahrenden Leuten. Bis über die Zeit des Tacitus hinauf reichen in Deutschland einfache dramatische Umzüge an den großen Festtagen der deutschen Götter, schon damals scheint die Laune, mit welcher der fromme Germane seine Götterwelt betrachtete, den Umzügen komische Vermummungen zugesellt zu haben, so die Gestalten von Kobolden, Riesen, den grauen Winter und den grünen Frühling, den Bär Donars und wahrscheinlich das weiße Zauberpferd Wuotans, welche in der ältesten Form dramatischer Spiele, in der eines Wettkampfes oder Rechtstreites, gegeneinander agirten. Behend fügten die fahrenden Gaukler diese deutschen Masken zu den grotesken römischen Figuren, welche sie in das Land gebracht hatten. Und auf den Kirchhöfen der neuen Christengemeinden in Deutschland brüllte der Bär des trinklustigen Donar neben dem Begleiter des römischen Weingottes, dem Satyr mit seinen Bocksfüßen und Hörnern.

So germanisirte sich das fahrende Geschlecht bald vollständig und glitt während des ganzen Mittelalters zwischen den abgegrenzten Kreisen und Gauen des Volkes umher — vor dem Gesetze heimathlos und rechtlos. Die Kirche fuhr fort, das „fahrende Volk“ durch wiederholte Decrete zu bearg-

wöhnen, die geistlichen Herrn sollten das Gesindel durchaus nicht ansehn und anhören, ja das Recht, an den Sacramenten des Christenthums Theil zu nehmen, wurde ihm beschränkt. Die alten Rechtsbücher erlauben, „Klopfechter um Geld" zu erschlagen ohne Buße, wie herrenlose Hunde; oder, was fast schlimmer war, sie gewähren dem beschädigten fahrenden Mann nur eine höhnende Scheinbuße. War ein Spielmann mit dem Schwerte oder Messer getroffen, so durfte er nur gegen den Schatten, den sein Beschädiger an die Wand warf, denselben Schlag oder Stoß thun. Auch Haar und Bart durfte er nicht tragen wie freie Leute.

Mit dieser „Unehrlichkeit" aber contrastirte sehr die Beliebtheit, welche die Fahrenden in der Regel bei allen Ständen genossen. Einzeln oder in Banden zogen sie durch das Land, bei großen Hof- und Kirchenfesten strömten sie zu Hunderten zusammen. Dann war ihnen Trank, Speise, Kleider, Geld zu spenden allgemeiner Brauch, und wol war es gerathen, sie gut zu behandeln, denn sie waren als böse Zungen allbekannt und gefürchtet, und verkündeten in Spottliedern durch alle Länder die Schande des kargen Mannes mit einer Rachsucht, welche durch das Gefühl geschärft werden mochte, daß ihnen solche Rache das beste Mittel sei, sich gefürchtet zu erhalten. Nur selten wagte ein Fürst, wie Kaiser Heinrich II., oder ein frommer Bischof ihre Banden ohne Lohn von seinen Festen fortzuweisen. Fast überall sind sie bis ins vierzehnte Jahrhundert zu finden, wo eine größere Anzahl von Menschen Unterhaltung sucht. Sie singen Wanderlieder, Spottlieder, Liebeslieder und erzählen alte Heldensagen und Märchen aus fremden Ländern auf der Ofenbank des Bauers und in der Hausflur des Bürgers wie in der Halle der Burg. Dort ist vielleicht der Herr auf einem Kreuzzug abwesend und die Frau und das Gesinde hören ängstlich auf die Märchen und Lügen des gewandten Spielmannes. Heut vielleicht ist er Erzähler fremder Wundergeschichten, morgen verstohlener Bote zwischen zwei Liebenden; dann wieder tritt er für eine Zeit in den Dienst eines ritterlichen Minnesängers, dessen Minnelieder er mit seinem Spiel begleitet und im Lande zu verbreiten unternimmt, ungefähr wie jetzt eine Zeitschrift thut. Oder er kleidet sich noch auffallender, als er sonst pflegte, nimmt einen Kolben in die Hand, setzt die Narrenkappe auf und wird als Narr Gefährte eines Adligen oder Begleiter eines vornehmen Geistlichen.

Wo er und seine Genossenschaft in Massen zusammenströmt, bei Hoflagern, Ritterspielen oder auf den Kirchhöfen bei großen Heiligenfesten, da schlägt er behend seine Zelte und Buden neben denen der Kaufleute und wandernden Krämer auf und beginnt seine Künste: Seiltanzen, Jongleurübungen, Scheinkämpfe, dramatische Aufführungen in Vermummungen, Vorzeigen von Merkwürdigkeiten, Gesang, maskirte künstliche Tänze, Aufspielen zu Tänzen und Festzügen. Auf dem Kirchhofe selbst oder im Bannkreise eines Schlosses tobt dann die lärmende Lust und die sonnengebräunten Weiber der

Bande schlüpfen wohl heimlich durch Nebenpforten in das geistliche Haus oder in das Herrenschloß.

Nur einige dieser Thätigkeiten des fahrenden Volks verdienen besondere Erwähnung. Der Einfluß, welchen die Spielleute auf Verbreitung und Fortbildung der epischen und lyrischen Volksdichtung gehabt haben, ist bereits erwähnt. Er ist noch jetzt deutlich aus den Heldengedichten in Volksweise zu erkennen, denn oft suchen die Spielleute ihre Standesgenossen selbst in die alte Dichtung hineinzudrängen und sorgen dafür, daß ihre poetischen Ideale keine schlechte Rolle spielen. So ist schon in den Nibelungen die sonnige Gestalt des Helden Volker, des Geigers, eine Spielmannsfigur; derber und roher renommiren ähnliche Figuren mit groteskem Anstrich in den spätern Gedichten der populären Sagenkreise, z. B. der Mönch Ilsan im Rosengarten.

Aber nicht nur unter die Helden des deutschen Epos schwärzten die fahrenden Leute verschönerte Abbilder ihres eignen Lebens ein, sie, die Verachteten, vom Heiligsten der Kirche fast Ausgeschlossenen, wußten sich sogar im Schiff und Chor der Kirche mit allem Uebermuth ihres Handwerks auszubreiten. Denn sie krochen in die ersten streng kirchlichen Anfänge des deutschen Dramas, in die heiligen Spiele von der Kreuzigung und Auferstehung des Erlösers, grade beim höchsten Feste der Kirche durch eine Hinterthür ein. Schon im ersten Mittelalter war bekanntlich der Geschichte von der Kreuzigung und Auferstehung in dem Kirchenritual ein dramatischer Anstrich geworden: Wechselgesänge zwischen Christus und den Jüngern, Pilatus und den Juden, von Geistlichen im Kirchenchor gesungen, die feierliche Niederlegung eines großen Crucifixes in einem künstlichen Grabe oder der Krypte und darauf am Ostermorgen feierliche Verkündigung der Wiederauferstehung, Lobgesänge der ganzen Gemeinde und Palmenweihe. Früh fing man an die einzelnen Rollen im dramatischen Gesange stärker hervorzuheben, ihnen außer dem Gesange auch Reden in den Mund zu legen, die Hauptrollen durch angemessene Tracht und einzelne Attribute zu unterscheiden. An andern Kirchfesten war mit den Legenden der Heiligen Aehnliches geschehen und schon im zwölften Jahrhundert finden sich als dramatische Aufführungen in den Kirchen ganze Stücke, in Deutschland zunächst noch lateinisch und von Geistlichen ausgeführt. — Aber im dreizehnten Jahrhundert dringt die deutsche Sprache in den Dialog der Personen, sogleich werden die Stücke länger, die Zahl der Rollen vermehrt sich, Laien fangen an mitzuspielen, die Sprache wird behaglich, zuweilen ausgelassen und sticht wunderlich ab gegen einzelne dazwischen bewahrte lateinische Chorgesänge und Responsorien, welche nach und nach ebenfalls deutsch werden. Jetzt zeigen sich unter den biblischen Personen der Spiele plötzlich dieselben komischen Figuren, die derben Scherze und der Straßenwitz, welchen

die fahrenden Leute bis dahin draußen auf den Kirchhöfen vertreten hatten. Am häufigsten tritt der Narr als Knecht eines Quacksalbers auf. Seit ältester Zeit hatten die fahrenden Leute Geheimmittel, besonders solche, welche der Kirche verdächtig waren, alten römischen Aberglauben, altdeutsche Beschwörungsformeln und wol noch Anderes, was unsauberer und gefährlicher war, durch das Land getragen. Bei den großen Kirchfesten und Messen fehlten auch die Buden der Aerzte nicht, in denen Wundermittel feilgeboten und Wundercuren für die gläubige Menge gemacht wurden. Diese Buden wandernder Doctoren sind uralt, älter als Roms Blüte, sie finden sich schon auf griechischen Vasenbildern und sind über Italien mit den grotesken Masken des Arztes selbst und des possenhaften Servus, als ein anspruchsvoller Industriezweig des fahrenden Volkes nach Deutschland gekommen. Diese Aerzte und Knechte nun treten in den geistlichen Spielen als Intermezzi und weit ausgesponnene Episoden der heiligen Handlung auf, Zoten und Prügeleien dürfen ihnen natürlich nicht fehlen.

Aber noch eine andre populäre Person führte das fahrende Volk in die Kirchenspiele ein, und diese Rolle, wahrscheinlich der Fahrenden erstes Debüt in der Kirche — war der Teufel. Aus dem alten Costüm des bösen Waldgeistes Satyr und den Riesen und Thiermasken der Donarsage entwickelte sich die Maske und der dramatische Charakter des deutschen Teufels. Lange schon hatte dieser höllische Geist draußen auf dem Kirchhofe unter den Zelten Feuer gespien und mit dem Schwanze gewedelt und wahrscheinlich war er schon oft von einem klugen Spielmann oder gar einem Heiligen zum Entzücken der Zuschauer geprellt und durchgeprügelt worden, ehe es ihm um das 13. Jahrhundert gelang, als viel duldender Mitspieler beim heiligen Osterdrama zur Erbauung der frommen Gemeinde beizutragen.

In solch eifriger Industrie trieben sich die fahrenden Leute durch das Mittelalter bis in das 15. Jahrhundert, jedem Stande, jeder Zeitrichtung dienend, von rauher Sitte als privilegirte Lustigmacher gepflegt und gemißhandelt, sie selbst untereinander wahrscheinlich in feste Genossenschaften vereinigt mit geheimen Erkennungszeichen, Bräuchen und Formeln, von denen sich nichts erhalten hat; auch durch die äußere Tracht erkennbar, häufig am phantastischen Aufputz und daran, daß ihnen langes Haar und Bart, der Ehrenschmuck der Freien, zu tragen verwehrt wurde.

Als durch die Kreuzzüge in das gesammte Leben der Deutschen ein krankhafter Trieb nach Aufregung und Veränderung gekommen war, vermehrte sich die Schar der fahrenden Leute durch neuen Zuwachs ins Ungeheure. Bettelmönche und fahrende Priester gesellen sich zu ihnen, Scharen von Geißlern, entlaufene Nonnen und Beguinen ziehen wie sie schmarotzend durch das Land; bald folgen auch Bachanten und Schützen, die fahrenden Schüler. Ferner

Horden von Zigeunern. Diese waren schon seit dem elften Jahrhundert als Kesselflicker und Diebe einzeln durchs Land gestreift, jetzt kreuzen sie in großen Banden die Straße der Fahrenden. Solche nun, entlassene Söldner, Landsknechte, Räuber, heimathloses Gesindel aller Art, findet sich zu ihnen in Waldherbergen und auf der Heerstraße. So sehr sich aber ihre Zahl vermehrt, der alte Zusammenhang ihrer Genossenschaft scheint eben deswegen lockerer zu werden. Und was wichtiger ist, die Härte des Gesetzes gegen sie wird geringer. Denn das ganze deutsche Leben aller Classen ist frivoler, kecker, rücksichtsloser geworden. Große Genußsucht und auffallende Freude an burleskem Scherz, an Saitenspiel und Tanz, Gesang und mimischen Darstellungen wird in den reichgewordenen Städten allgemein, und ebenso wird das Gesetz und seine Handhabung etwas menschlicher, die Kirche gleichgiltiger.

So glückt es vielen vom fahrenden Geschlecht ihren Frieden mit der bürgerlichen Gesellschaft zu machen. Sie werden Hausnarren an Fürstenhöfen, Pritschmeister in den Städten, Gesellen der Stadtpfeifer, Spielleute der Landsknechtbanden; die fahrenden Frauen gehen in die Frauenhäuser an der Stadtmauer und verfallen so der wohlwollenden Aufsicht einer städtischen Polizei. Endlich kommt die Reformation und fegt mit ihrem scharfen Besen viel von dieser Spreu des Mittelalters weg. Im sechzehnten Jahrhundert haben die fahrenden Leute als besondere Classe von Rechtlosen aufgehört. Aber die Geschäfte der Gaukler, Lustigmacher, Charlatane und Komödianten haben allerdings nicht aufgehört. Die alten Industriezweige erhalten sich in etwas veränderter Form, schon seit dem funfzehnten Jahrhundert umgewandelt durch den mächtigen Einfluß, welchen wieder Italien auf die deutsche Bildung ausübt. Wieder, wie im Anfange des Mittelalters zieht ein Strom italienischer Abenteurer in die deutschen Länder. Die Kameele aus Pisa, venetianische Wundermittel, die Lappenjacke, Larve und die Filzmütze der italienischen Narren werden über die Alpen als neues Narrenwerk zu unserem alten Vorrath gefügt und die Wunderdoctoren, Schatzgräber, Goldmacher, Geisterbanner, pilgern aus dem Mutterlande unserer Cultur als ein neues Geschlecht von Fahrenden bis tief in das 18. Jahrhundert durch die deutschen Kreise.

Von dem Treiben solcher fahrenden Leute im sechzehnten Jahrhundert hat der Italiener Garzoni in seinem Buch: „Piazza universale", einer Beschreibung aller Künste und Handwerke seiner Zeit (Venedig 1610. 4.), ein ergötzliches Bild gegeben. Sein Werk, im Jahr 1641 von Matthäus Merian, unter dem Titel „Allgemeiner Schauplatz aller Künste, Professionen und Handwerken" ins Deutsche übertragen, ist zwar nicht selten, aber wenig bekannt. Da die Schilderung des Italieners in der Hauptsache auch die Verhältnisse des westlichen Deutschlands porträtirt, so sei in dem Folgenden nach Merians deutscher Bear-

beitung, mit wenigen für dieses Blatt nöthigen Auslassungen und Uebertragungen nicht geläufiger Wörter, sonst durchaus wortgetreu mitgetheilt:

Das Treiben der fahrenden Leute am Ende des 16. Jahrhunderts.

„[Die wandernden Komödianten] sind in ihren Geberden unhöfliche Esel und Russianer, die sich bedünken lassen, sie haben es gar wohl ausgerichtet, wenn sie den gemeinen Haufen durch ihre groben Zoten zum Lachen bewegen. Ihre inventiones sind so, daß man wol die Kröten damit vergeben möchte, und reimt sich alles aufeinander, wie eine Faust auf ein Auge; sie fragen nichts darnach, wenn sie nur das Geld haben mögen, dazu sie dann genugsam geschliffen und abgerichtet sind. Und wenn sie schon bisweilen etwas Grobes beschneiden oder bemänteln könnten, so lassen sie sich bedünken, sie thäten ihren Sachen kein Genüge, wenn sie es nicht auf das allergröbste herausstießen: derohalben die Comödia und die ganze Ars comica in äußerste Verachtung bei ehrlichen Leuten gerathen ist, und werden die Herren Komödianten aus etlichen Orten verwiesen, durch öffentliche Gesetze und Statuten verachtet und von ganzen Gemeinen verhöhnt und verspottet. Wenn die guten Herren in eine Stadt kommen, dürfen sie nicht wohl beieinander bleiben, sondern müssen sich in unterschiedliche Wirthshäuser austheilen, die Frau kommt von Rom, der Magnificus*) von Venedig, die Russiana von Padua, der Zani von Bergamo, der Gratianus von Bologna, und man muß etliche Tage lang umherlaufen, bis man die Erlaubniß heraus erbettelt, sollen sie anders sich mit solcher ihrer Handthierung herausbringen und ernähren; da sie doch bei denen, die sie kennen, schwerlich ankommen können, sintemal jedermann der Unsläther überdrüssig ist, und wo sie einmal hinkommen, da stinkt es noch eine geraume Zeit nach dem Unflath, den sie hinter sich lassen.

Wenn sie aber in eine Stadt kommen und ihre Fatzen zu halten ist zugelassen worden, alsdann lassen sie sich mit Trommelschlagen und anderm Feldgeschrei hören, mit Anschlagung, daß diese oder jene Herren Komödianten sind angekommen, dann geht die Frau in Mannskleidern der Trommel nach, mit angegürtetem Degen, und wird das Volk an allen Orten geladen: „wer eine schöne Comödiam will sehen, der komme an diesen oder jenen Ort.“ Dahin dann das vorwitzige Volk gelaufen kommt, wird um drei oder vier Kreuzer in einen Hof gelassen, da findet es ein aufgeschlagen Gerüst und ordentliche Scenas; und da gehet eine herrliche Musica vorher, als wenn ein Haufen Esel zusammen schrien; da kommt hernach ein Prologus wie ein Storger aufgezogen; darnach kommen die schönen und übel wohl gezierten Personen, die machen ein Gekäken daher, daß jedermann schon anfängt die Zeit lang zu werden, und wenn vielleicht einer lacht, so geschieht solches vielmehr über die Einfalt der

*) Hier und weiter unten die stehenden Charaktere der alten italienischen Komödie.

Zuseher, als daß er etwas findet, das lachenswerth wäre. Da kommt ein Magnificus, der nicht drei Heller werth ist; ein Zani, der zwar das Beste thut, besteht aber wie eine Gans, die durch einen tiefen Dreck watet: ein Gratianus, der die Worte herausdrückt, als wenn er auf dem heimlichen Gemach säße, eine unverschämte Ruffiana. Ein Buhler, dem man überdrüssig wird länger zuzuhören; ein Spagnoll, der nichts Anderes weiß zu reden, als sein mi vida, oder mi corason; ein Pedant, der allerhand Sprachen ineinander vermengt. Ein Buratinus, der keine andern Geberden weiß, als seinen Hut oder Haube in der Hand umherzudrehen. Die vornehmste Person ist so beschaffen, daß sie weder zu sieden noch zu braten taugt, also daß die Umstehenden alle miteinander müde sich selbst müssen verlachen, daß sie solchen nichtigen und stinkenden Fatzen so lang haben zugehört. Und müssen die wol müßige Leute, oder übergroße Narren sein, die sich zum andern Mal dahin verleiten lassen, da doch ihre Untüchtigkeit in der ersten Comödia, so sie gehalten, genugsam bekannt und beschrien worden, daß auch um ihretwillen andern ehrlichen und tüchtigen Leuten desto weniger vertraut wird.

Es gehen heutiges Tages viel andere wirkliche Schauspiele fast auf allen Märkten, Plätzen und Messen im Schwang, nämlich die Schauspiele der Ceretaner, Theriakskrämer und anderer dergleichen Gesellen. Sie werden aber in Italia Ceretani genannt, dieweil sie vermeintlich in einem Flecken in Umbria nicht weit von Spoleto, Cereto genannt, ihren Ursprung und Anfang haben, und hernach allgemach in solchen Credit und Ansehn kommen, daß, wenn sie sich hören lassen, sie einen größern Zulauf bekommen, als der beste Doctor in freien Künsten, ja der beste Prediger, der jemals eine Kanzel betreten hat. Sintemal das gemeine Volk denselbigen haufenweise zuläuft, sperret Maul und Nase auf, hört ihnen einen ganzen Tag zu, vergißt aller anderen Sorgen, und Gott weiß, auch erfährt es mancher Bauer, wie unterdessen in solchem Gedränge der Beutel verwahrt wird.

Wenn man derhalben sieht, daß diese Betrüger auf ihrer Bank ein ganzes Stück Arsenicum, Sublimat oder anderes Gift einnehmen, damit sie die Güte ihres Theriaks wollen probiren, so soll man wissen, daß sie in Sommerszeiten zuvor, und ehe sie auf den Platz kommen, den Bauch voller jungen Lattich mit Essig und vielem Oel bereitet, daß sie fast darin schwimmen, gefüllt haben. Im Winter aber fressen sie sich voll feister Ochsensülzen, welche wohl gesotten sind. Solches aber thun sie zu dem Ende, daß durch solche Feiste beides der Sülzen und des Lattichs neben ihrer natürlichen Kälte die innerlichen Gänge im Leibe verstopft und die Schärfe oder Hitze des Gifts geschwächt werde. Wiewol sie es auch sonst auf eine sichere Weise können anstellen, nämlich daß sie, ehe sie auf den Platz treten, in die nächste Apotheke gehen, wie dieselbigen gemeiniglich in den Städten auf dem Markt, oder ja nicht weit davon sind,

laſſen ſich allda eine Büchſe mit Arſenico zeigen, daraus ſie etliche Stücklein wählen und wickeln ſie in Papier, und bitten den Apotheker, er wolle ihnen dieſelbigen, wenn ſie darnach ſchicken, überſenden. Wenn ſie hernach ihre Waare genugſam gerühmt, daß nun nichts mehr übrig iſt, als die Probe, ſchicken ſie einen aus den Umſtehenden, damit man ſich ja keines Betrugs zu befürchten habe, in die Apotheke, daß er allda um das Geld, ſo er ihm darzählt, Arſenicum hole. Derſelbige läuft hin, damit ja an einem ſolchen nützlichen Werk kein Verhinderniß ſei, macht ſich auch wol auf dem Wege die Rechnung, ob er ſchon tauſendmal betrogen worden, ſo könne er doch auf dies Mal nicht betrogen werden, wollte ſich derhalben gut vorſehen: kommt unterdeſſen in die Apotheke, heiſcht Arſenicum für ſein Geld, empfängt es und läuft alſo mit Freuden und Wunder zu ſehen, zu des Theriaksкrämers Tiſch; derſelbige hat unterdeſſen ſeine Büchslein und Schachteln bei der Hand, unter andern aber eine, darin er gemeldten rechten Arſenicum thut, redet und ruft dem Volk noch eine Weile zu, ehe er es einnimmt, denn zu ſolcher Gefahr muß man nicht zu ſehr eilen; unterdeſſen verwechſelt ſich gemeldtes Büchslein gegen ein anderes, darin auch ſo viel Stücklein Teigs von Zucker, Mehl, Safran und deren Materien gemacht ſind, daß ſie den vorigen ähnlich ſehen; welche er alsdann mit ſonderlichen Geberden, als wenn er ſich ſehr fürchtete, hineinfrißt, und ſtehen die Bauern mit aufgeſperrten Mäulern, ob er nicht bald zerberſten wollte, er aber bindet ſich feſt, daß ſolches nicht geſchehe, ob er ſchon weiß, daß es keine Noth hat, nimmt darnach einer Kaſtanie groß ſeines Theriaks oder Drecks ein und es legt ſich alle Geſchwulſt, als wenn kein Gift wäre vorhanden geweſen. „Das laßt euch lieben Herren, einen köſtlichen Theriak ſein," darauf dann die Bauern den Riemen ziehen, danken Gott, daß ſie einen ſolchen theuern Mann und ſolche köſtliche Waare um ein gering Geld in ihr Dorf bekommen.

Wer wollte aber ſich unterſtehen, alle Liſt und Praktiken zu beſchreiben, damit ſich die Landfahrer behelfen, Geld zu machen und zuſammenzubringen? Ich hätte meinestheils Sorge, ich würde nicht alles zum Ende bringen. Doch will ich nicht unterlaſſen, etliche Griffe zu erzählen. So ſieht man auf einer Ecke des Markts einen Fortunatum mit ſeiner Fributa auftreten und mit großem Geſchrei oder Geplärr das Volk zwei oder drei Stunden aufhalten, bald mit einer neuen Zeitung, bald mit einer Hiſtorie, bald mit einem Dialogo, bald mit einem lieblichen Geſang, bald hadert er mit ſeinem Knecht, bald verſöhnt er ſich wieder mit ihm, bald lacht er, daß ihm die Augen überlaufen und was dergleichen Narrenspoſſen mehr ſein mögen, die er artig weiß anzuſtellen, bis er ſich bedünken läßt, er habe das Volk genugſam zuſammengelockt und aufgehalten; alsdann bringt er ſeine Büchslein hervor und kommt auf ſein quamquam von den Hellern, die er gern hätte, und fängt an ſeine

herrliche Waare zu loben, und treibt solches so lange, bis er etliche überredet, daß sie ihm abkaufen.

Auf der andern Seite kommt ein andrer Quidam aufgezogen, fängt auch an zu rufen, als wenn ihm der Henker die Saiten stimmte, hat seine Waar in einem Sack auf den Schultern, und ein kochersberger Hütlein auf dem Kopf, da läuft das Volk von Jungen und Alten hinzu, wollen hören und sehen, was er doch Wunderseltsames werde fürbringen. Er fängt derhalben an seine Relation und Werbung zu thun, bringt allerhand Fatzen und Schnacken herfür, daß jedermann sein lachen muß, bringt endlich mit seinen glimpflichen Worten, mit seinen seltsamen Geberden, übel gehenktem Hals, halb geschornem Knebelbart, mit seiner Narrentheidung, damit ich es in einem Wort begreife, so viel zu wegen, daß man ihm zuhöret, und sich seine Waar läßt gefallen. Wiewol es auch bisweilen geschieht, daß, wann man ihm ein Weile hat zugehört, so geht das Volk wieder davon, und läßt den Narren schreien, so lang er will: auch werfen ihn wol die Buben mit Dreck, daß er seinen Kram muß aufpacken, und wiederum unverrichter Sachen heim gehen, von dannen er kommen ist, und wäre gleich seine Salb noch so gut.

Sie thun auch einander selbst Schaden, denn dieweil einer steht und meinet, die Käufer werden ihm jetzo zufallen, so kommt ein anderer aus einer Gassen gestrichen, hat ein junges Mägdlein bei sich in Bubenkleidern, welches springen und sich durch einen Reif wie ein Affe überwerfen kann und hebet auch an sich hören zu lassen, da lässet das Volk den vorigen stehen und laufet diesem zu, da fängt er also bald an auf gut Florentinisch einen lächerlichen Schwank oder Possen zu erzählen, unterdessen arbeitet auch das Mägdlein auf der Bank, wirft sich auf alle Vier, und langet den Ring aus dem Reif oder beuget sich überrück und langet eine Münze unter dem rechten oder linken Fuß mit solcher höflichen Geschwindigkeit, daß die Buben eine Lust haben zuzusehen. Endlich aber kann er auch nicht weniger, als daß er auch seine Waare herfürbringe und dieselbe feil biete, aufs beste als er kann.

An einer andern Ecke des Marktes tritt der Mailänder auf, mit einer sammeten Baretten auf dem Haupt, darauf eine weiße Feder auf gut Guelfisch, stattlich gekleidet, als wenn er ein großer Herr wäre, hebt allerhand Narrenzotten an zu treiben, womit er das Volk herbeibringt, erzählet seinem Knecht, wie lieb er ihn habe; dieser aber spottet seiner, weiset die Feigen von dem Gesicht, und bohret ihm hinten her einen Esel, erbeut sich, eine gute Anzahl Schläge in seinem Dienst zu empfangen, rucket die Haube in die Augen, legt die Hände in die Seiten und stellet sich mit verkehrtem Angesicht und verzogenem Maul, wie ein zorniger Schäferhund, anzuzeigen, wie er sich gegen seines Herrn Feinde wolle geberden und wehren. Dieselbigen kommen auch herbei (ist aber dieselbe Gesellschaft), da ist er gänzlich erschrocken, zittert vor Furcht,

kriecht unter die Bank und läßt sich allda mit Füßen treten und hat ein großes Geschrei, darzu dann das Volk haufenweis hinzulauft; so fänget auch der Herr von Mailand an sein Büchslein herfürzuthun und läßt sich merken, was ihm angelegen sei, nämlich mit seiner köstlichen Waar jedermann zu dienen, daß man nicht so viel Geld heim trage, als man dahingebracht hat.

Bisweilen kommt auch ein Magister Leo mit seinen Macalepballen aufgezogen, von deren Invention und Nutzbarkeit er ein paar Stunden tapfer lügt und discurrirt, bis die Bauern anfangen den Seckel aufzuziehen, hat wol etliche bestellt, die kommen und ihm abkaufen, geben für, sie seien ihm weit nachgereiset, bis sie das Glück gehabt, daß sie ihn allda angetroffen, rühmen die Waar hoch und köstlich, als welche sie richtig gefunden und oft probirt haben. Welches Glücks dann andere auch in Acht nehmen, sind desto williger zu kaufen, und ist der gute Herr noch so liberal, daß er einem jeden, so ihm abkauft, noch ein Dütlein mit Würmsamen verehrt, für seine Kinder: oder hat sonsten etwas, so er für das Fieber, oder für das Zahnweh, oder für das Sausen in den Ohren oder für einen andern Zufall zugibt, welches des Gelds wol allein werth ist, ja es gäbe mancher wol viel darum, daß er es nur sehen möchte.

Andere haben Affen, Meerkatzen, Murmelthiere, Kameele, oder andere dergleichen fremde Thiere bei sich, oder auf ihren Bänken, daß sich das närrische und fürwitzige Volks sammele, dieselbige zu sehen: etliche halten Trommen und Pfeifen, etliche Trommeten, und lassen bisweilen mit großem Feldgeschrei zusammenblasen, etliche haben andere Kurzweil, als daß sie Eier auf einem ausgekennelten Stecken auf- und ablaufen lassen, mit allerhand Veränderungen, darüber die Bauern Maul und Nasen aufsperren, und was dergleichen Gaukelei mehr mag sein, damit sie nur das Volk zusammenbringen und sich eine Audienz verschaffen. Dieses aber sind nur gemeine Storger und Landfahrer, welche auch oft seltsam anlaufen, und wenn sie allen ihren Fleiß gethan haben, werden sie bisweilen mit Dreck von dem Platz getrieben, oder müssen es ein ander Mal besser lernen anzustellen.

Die aber, so sich des Geschlechts St. Pauli rühmen, kommen mit größerem Ansehen aufgezogen, nämlich mit einer großen fliegenden Fahne, darauf steht an der einen Seite St. Paulus mit seinem Schwert, auf der andern aber ein Haufen Schlangen, welche also gemalet sind, daß man sich auch allda fürchtet, von ihnen gebissen zu werden. Da fängt man an den Ursprung ihres Geschlechts zu erzählen, welcher Maßen St. Paulus in der Insel Malta von einer Otter gebissen worden, aber ohne Schaden, und wie dieselbige Gnade hernach auf seine Nachkommen sei fortgepflanzet worden; da hat man allerhand Proben gethan, da hat man auch allerhand Anfechtung gehabt, aber allzeit die Oberhand behalten, da hat man Siegel und Brief

drüber. Endlich ergreift man die auch auf dem Tiſch oder Bank ſtehende Schachtel, aus einer langet man einen Unken, zwoer Ellen lang und armsdick, aus der andern eine große Schlange, aus der andern eine Otter, und erzählt bei einer jeden, wie man die gefangen, als die Bauern das Korn geſchnitten, und derhalben in großer Gefahr geweſen, wann ſie ihnen wider dieſe gräßliche Thier nicht wären zu Hilfe kommen. Darüber erſchrecken dann die Bauern dermaßen, daß ſie nicht dürfen wiederum nach Haus gehen, ſie haben denn einen Trunk von ſolchem köſtlichen Schlangenpulver gethan, kaufen auch noch mehr, und nehmens mit zu Haus für ihre Weib und Kinder, damit ſie ja für Schlangen und anderer giftigen Thier Biß mögen verſichert ſein. Und iſt hiemit das Spiel nicht geendet, ſondern es ſind noch mehr Schachteln bei der Hand, die macht man auch auf, und langet aus einer eine rauhe Otter, aus der andern einen todten Baſilisken, aus der andern einen jungen Krokodil, aus Aegypten gebracht, eine indianiſche Heidere, eine Tarantulam aus Campania, oder deren gleichen etwas, damit man die Bauern erſchreckt, daß ſie auch S. Pauli gratiam kaufen, welche ihnen auf einem Brieflein wird gegen die Gebühr mitgetheilet.

Unterdeſſen, und dieweil das Volk noch beieinander, kommt noch einer herzu, breitet ſeinen Mantel auf die Erde, ſetzet ein Hündlein darauf, welches ut, re, mi, fa, sol, la, kann ſingen, es macht auch luſtige Burzelbaum, etwas geringer, als ein Aff, bellet auf ſeines Herrn Befehl den an, der am übelſten bekleidet iſt, heulet, wenn man den türkiſchen Kaiſer nennet, thut einen Luftſprung, wenn man dieſes oder jenes Buhlſchaft nennet, endlich aber, denn es iſt um Heller zu thun, hangt er ihm ein Hütlein an die Pfoten und ſchickt es auf den Hinterfüßen zu den Herren Umſtehenden um einen Zehrpfennig, dieweil er noch eine große Reiſe vorhabe.

So ſäumet auch der Parmeſaner bei dergleichen Gelegenheit nicht mit ſeiner Geiß, welche er auf den Platz bringt; machet ihr allda ein Stacket, da ſie mit ſchmalen Füßen muß auf und ab ſpazieren, ſich oben auf einem Plätzlein, ſo kaum einer Hand breit, aufhalten, und das Salz unter den Füßen lecken. Läßt ſie auch mit einem langen Spieß über den Achſeln, auf den hintern Beinen umhergehen, und macht alſo mit ſeiner Geiß alle, die ihm zuſehen, zu ſolchen närriſchen Capronen und Böcken, daß ſie ihm auch noch etliche Heller zum Futter verehren.

Auch läßt ſich bisweilen ein verwegener Seilfahrer ſehen, welcher ſo lang auf dem Seil fähret, bis er endlich ein Bein bricht, oder den Hals gar abſtürzet. Oder auch ein verwegener türkiſcher Gaukeler, welcher ſich auf die Erde legt, und läßt ſich mit einem großen Hammer auf die Bruſt ſchlagen, als wenn es ein Amboß wäre, oder reißt einen dicken Pfahl, ſo mit Gewalt

tief in die Erde geſchlagen, in einem Zuck heraus, womit er dann einen guten Zehrpfennig, nach Mekka zu reiſen, zuwegen bringt.

Bisweilen findet ſich auch ein getaufter Jud, welcher ſo lange rufet und ſchreiet, bis er auch ein Theil Volks zu ſich bringet, alsdann fänget er an von ſeiner Bekehrung zu predigen, daraus man im Beſchluß ſo viel lernet, daß er anſtatt eines frommen Chriſten zu einem liſtigen Landſtreicher worden iſt.

In Summa, es iſt kein Markt in Dörfern oder in Städten, da ſich nicht etliche ſolcher Geſellen auffinden, die entweder allerhand kurzweilige Gaukelſpiel anſtellen, oder aber unterſchiedliche Droguen verkaufen. Der eine hat Wurmſamen, der andere Bilſenſamen gegen das Zahnweh, der andere ein Pulver, welches ——. Ein anderer hat etwas, ſo man in einen Topf voll Bohnen oder Erbſen wirft, daß ſie alle herauslaufen. Ein anderer verkauft Federwiſch zu immerwährenden Lampendochten. Ein anderer hat oleum philosophorum, und die quintam essentiam, womit man bald kann reich werden, ein anderer oleum tassibarbassi wider den Froſt, ein anderer ein köſtlich Pomaden von Hammelsſchmalz bereitet, wider die Schrunden, ein anderer ein Ratten- und Mäuſegift, ein anderer eiſerne Gebäude für die, ſo gebrochen ſind, ein anderer Feuerſpiegel und Brillen, mit welchen man im Dunkeln ſehen kann, oder ſonſt allerhand wunderbare Sachen ſiehet. Hier ſtehet einer, der frißt Werg, und ſtopft es bis in den Hals hinein, und ſpeiet Feuer heraus. Hier ſtehet einer und verkauft Läuſeſalben, das Gedächtniß damit zu ſtärken. Hier ſtehet einer, der läßt ſich die Hände mit heißem Schmalz betriefen; dort ſtehet ein anderer, der wäſchet die Hände und das Angeſicht mit geſchmolzenem Bleie; hier ſteht wiederum einer, der ſchneidet ſeinem Geſellen mit einem beſonderen Meſſer durch die Naſen, ohne Schaden. An einem anderen Ort zieht einer etliche Ellen Schnür aus dem Maul. Hier langt einer einem, ſo erſt von ferne kommt, einen verlornen Brief oder dergleichen etwas, aus dem Maul. Hier bläſt ein einfältiger Faß in ein Büchslein, daß ihm der Ruß in das Geſicht ſtäubt; dort wird einem Stockfiſch eine Handvoll Pferdesdreck ſtatt einer Muscaten in das Maul geworfen.

Dieſes ſind alſo die Griff der Storger, Landfahrer, Gaukler und anderer müßiger Leute, womit ſie ſich hindurchbringen.

# Literatur.

**Literatur für Schleswig-Holstein.** — Durch die Antwort des dänischen Cabinets auf die Noten der deutschen Großmächte ist die schleswig-holsteinische Frage wieder in den Vordergrund getreten. Man ist gespannt, ob Preußen und Oestreich die Correspondenz fortzusetzen oder durch Berufung auf den Bund und energisches Einschreiten die Ehre Deutschlands und die Rechte der Herzogthümer zu wahren gedenken. Unterdeß sei hier die Aufmerksamkeit auf einige neuerdings erschienene Schriften in schleswig-holsteinischer Sache gelenkt.

Gegensätze und Kämpfe der deutschen und der dänischen Sprache im Herzogthum Schleswig. Historisch dargestellt von einem Nordschleswiger. Leipzig, Gustav Mayer. 1857. — Eine tüchtige, gewissenhafte, ehrliche, sehr empfehlungswerthe Arbeit. Schon die Uebersicht des Inhaltes — Vorhistorische Zustände; die Zeiten der dänischen Herrschaft; die Reformation u. s. w.; endlich die Danisirung seit 1850; Resultate — zeigt, daß der Verfasser dem Bedürfnisse einer übersichtlichen und zusammenhängenden historischen Darlegung der Sprachwirren an der Nordgrenze Deutschlands hat abhelfen wollen. Mit der bei einem so wichtigen und vielbestrittenen Gegenstand nothwendigen Treue und Unparteilichkeit werden von der ältesten Zeit bis in die neuste die Sprachverhältnisse klar und eingehend auseinandergesetzt. Die Schrift ist durchaus geeignet, jedem mit dem Gegenstande nicht Vertrauten die nöthige Aufklärung zu geben, sie beweist, was kaum eines Beweises bedurfte, denn klar liegt die absichtliche Entstellung der Wahrheit zu Tage, daß P. Hjörts gegen Baumgarten (Rothgedrungenes Wort in einer schleswigschen Sache. Braunschweig 1856.) gerichtete und deutsch geschriebene (also auf eine Verblendung des deutschen Publicums berechnete) „Rüge einer Lüge" selber eine großartige Unwahrheit ist, welche unter solchem Titel auszusprechen allerdings nur einem Dänen einfallen kann. Interessant, wenn auch nicht neu, ist noch die Bemerkung, daß die sogenannte plattdänische Sprache in Nordschleswig keineswegs dänisch, sondern ein weder den Dänen noch Deutschen verständlicher Jargon, ein Gemisch von Wörtern sei, zu welchem in vielen Fällen die deutsche Sprache den Stamm, die dänische die Endung hergebe, eine Behauptung, welcher auch Referent, so weit er mit der Sache vertraut ist, durchaus beipflichten muß. Für Verständniß der Sprachwirren ist das vorliegende Buch die möglichst vollständige, zuverlässige und unentbehrliche Quelle.

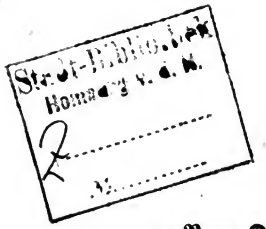
(Fortsetzung im nächsten Heft).

---

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt.**

Als verantwortl. Redacteur legitimirt: F. W. Grunow. — Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.



# Neue Dichtungen.

Die alte gute Sitte der Taschenbücher ist fast ganz ausgestorben, und wir wären damit zufrieden, wenn die Zersplitterung künstlerischer Werke in periodischen Mittheilungen überhaupt aufgehört hätte; aber wenn sich die Romane aus dem Taschenbuch in das Feuilleton einer Tageszeitung übertragen, so ist das gewiß kein Fortschritt, denn bei dem zerstreuten Arbeiten, bei der beständigen Speculation auf den einzelnen Effect hört alles künstlerische Schaffen auf. Wir Deutschen, die wir keinen natürlichen Mittelpunkt des Lebens haben, brauchen noch immer einen künstlichen, und ein Taschenbuch von altem Renommée, welches in der Auswahl seiner Mittheilungen mit einiger Sorgfalt zu Werke ging, und dem man das Erste Beste gar nicht anbot, ein Taschenbuch, wie die frühere Urania, ist nicht das schlechteste Mittel, diese Einheit herzustellen. Wir machen diese Bemerkungen bei Gelegenheit eines neuen Versuchs der Art: Jahrbuch deutscher Belletristik auf 1857. Herausgegeben von Siegfried Kapper. Mit dem Bildniß Em. Geibels. Prag, Bellmann. — Der Verfasser hat sich auf dem Gebiet der Reiseliteratur als tüchtiger Schriftsteller bewährt (als Lyriker ist er freilich nicht glücklich, wie die mitgetheilten Gedichte beweisen), und unter den Schriftstellern, die er gewonnen hat, treten viele beliebte Namen hervor. Der Inhalt des vorliegenden Hefts ist nicht grade bedeutend, aber er steht wenigstens auf dem Niveau der allgemeinen Kunstleistung. Das meiste Interesse erregen zwei dramatische Fragmente von Geibel und Hebbel. Beide behandeln das nämliche Thema, die Nibelungensage, das zuerst von Fouqué dramatisch bearbeitet wurde und in neuerer Zeit sowol Dorn als R. Wagner Stoff zu einem Operntext gegeben hat. Es ist mißlich genug, einen epischen Stoff auf die Bühne bringen zu wollen, der in der ursprünglichen Form glänzend bearbeitet war, und in dem sich ein großer Theil der Motive dramatisch nicht verständlich machen läßt; indeß ist es doch interessant, zu sehen, was talentvolle Dichter aus dem Stoff machen. Hebbel hat sich auch dies Mal bemüht, dem Stoff einen so realistischen Anstrich als möglich zu geben. Es fehlt nicht an epigrammatischen Wendungen, und Siegfried ist ganz der ungeberdige Klopffechter im ersten Stadium der Jugend, wie wir ihn weniger aus dem Nibelungenlied als aus den Volksliedern kennen. Mitunter macht diese naturwüchsige Jugend einen komischen Eindruck.

Sprichst Du so mild mit mir? Da könnt ich bitten
Schick mich sogleich zurück zu meinem Vater,
Er ist der Einz'ge, der mich zücht'gen darf!
Doch laß' mich's wie die kleinen Kinder machen,
Die auch nicht gleich von ihrer Unart lassen:
Kommt, werft mit mir, so trinke ich mit Euch!

Gleich darauf sagt er zu einem Ritter, den er beleidigt hat:

Nicht wahr, ich kniff Dich in den dritten Arm?
Es that nicht weh, ich weiß, Du hast ihn nicht.

Und damit auch das herkömmliche transscendentale Motiv Hebbels nicht fehlt, heißt es gleich darauf:

Als ich hier einritt, packte mich ein Grauen,
Wie ich's noch nicht empfand, so lang' ich lebe.
Mich fröstelte, als würd's auf einmal Winter,
Und meine Mutter kam mir in den Sinn,
Die nie zu weinen pflegte, wenn ich zog,
Und dies Mal weinte, als ob alles Wasser
Der Welt den Weg durch ihre Augen nahm.
Das machte mir den Kopf so wirr und kraus,
Ich wollte gar vom Pferde nicht herunter.
Jetzt bringt Ihr mich so bald nicht mehr hinauf!

Während Hebbel seine Figuren so schroff und eckig darstellt, als die Fabel nur irgend zuläßt, ist Geibel ganz rhetorisch. Er zeigt in dem Fragment alle guten und schlimmen Eigenschaften eines Lyrikers. Die Sprache ist edel und wohlklingend, aber die Charaktere sind etwas schwächlicher, als es sich mit der Würde der Tragödie vertragen will. — Ein episches Gedicht: König Ramiro, von Wolfgang Müller, ist gut erzählt, wenn auch der Form wegen etwas eintönig. Die novellistischen Beiträge von Sternberg, Frau von Düringsfeld ꝛc. sind nicht grade bedeutend. Eine kleine Reiseskizze von Bodenstedt verdient erwähnt zu werden. Unter den Gedichten ist uns das eine von Moritz Hartmann aufgefallen: Das Haus im Walde. Der Dichter schildert ein einsames Haus, auf dessen Schwelle er seiner alten Liebe gedenkt, zum Theil recht poetisch, bis man durch folgenden Schluß gänzlich außer Fassung gesetzt wird:

Ich schließe die Augen — die glücklichen Stunden
Ziehn stille vorüber und zeigen die Wunden,
Die blutenden Wunden auf ihrer Brust, —
Ich selber schlug sie und hab's nicht gewußt.
Doch aus der Hölle ruft es und tönet:
O schlaf' in Frieden, wir sind versöhnet.

Wenn es schon befremdet, daß der Dichter sich plötzlich erinnert, seine Geliebte ohne sein Wissen umgebracht zu haben, so ist die Stimme des Friedens aus der Hölle vollends gegen alle Convenienz, denn die Hölle ist kein Ort des Friedens. — Unter den neuesten Romanen haben wir nicht viel Bedeutendes aufzuzählen, wir erwähnen zunächst: Deutsche Liebe. Aus den Papieren eines Fremdlings. Leipzig, Brockhaus, 1857. Das Buch zeichnet sich durch eine zarte Empfindung aus; die Gestaltungskraft ist nicht groß. Ferner sind zu erwähnen: Trauter Herd und fremde Woge. Seenovellen von M. Solitaire. Leipzig, H. Matthes. 1857. Koralla. Eine humoristische Stadtgeschichte von M. Solitaire. Leipzig, H. Matthes. 1856. Dunkler Wald und gelbe Düne. Zwei Novellen von M. Solitaire. Leipzig, H. Matthes. 1856. Die Novellen sind das Gegentheil der vorigen; sie enthalten eine sehr muntere, lebhafte Anschauung, die Gestalten treten in scharfen Zügen hervor, aber der Geschmack und das künstlerische Gefühl lassen viel zu wünschen übrig. Unter den Gedichtsammlungen erregen das meiste Interesse die Gedichte von R. Prutz, vierte verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, J. J. Weber. Sie sind ganz subjectiver Natur. Der Dichter gibt in ihnen gewissermaßen den Abriß seines Lebens, wenigstens die Stimmungen, in denen sich dasselbe reflectirt. Im Gegensatz zu den Jugendgedichten, in denen die Rhetorik überwiegt, vernehmen wir in einzelnen Strophen der letzten Lieder einen Schrei des Herzens, dessen Realität sich nicht bezweifeln läßt, und der daher in gewissem Sinn einen poetischen Eindruck macht. Aber freilich ist dieser Eindruck kein erfreulicher. Während in den politischen Liedern von 1840 die Hoffnung und der Glaube überströmt, herrscht in den Gedichten von 1854 ꝛc. eine Hoffnungslosigkeit, deren niederschlagender Eindruck nur selten durch ein künstliches Aufraffen unterbrochen wird. Dort spottet der gläubige jugendliche Dichter der Weisheit des Alters, die sich dem Enthusiasmus entzieht und alle Illusionen durch Vernunftgründe auflöst; hier ist er selber in diesem Stadium des Alters, nur daß an Stelle der Lebensweisheit eine unheimliche Verstimmung sich seiner bemächtigt hat; ja mitunter spricht der Dichter, der, wenn wir nicht irren, vierzig Jahre zählt, im Ton eines Greises, der mit dem König Salomo ausruft: Alles ist eitel. Es liegt nicht in unserer Aufgabe, nach individuellen Motiven zu suchen; wir sehen aber in dieser Entwicklung zugleich das Bild einer ganzen Generation, die einflußreich genug gewesen ist, um eine ernste Aufmerksamkeit zu verdienen.

Wenn man die lyrische Periode von 1840 bis 1843 anklagen will, so muß man den Vorwurf nicht auf die Dichter beschränken. Heute ist freilich alle Welt der politischen Poesie entfremdet, damals war aber alle Welt von Herwegh berauscht, bis in die allerhöchsten Regionen hinauf. Die Zuversicht, mit welcher die jugendlichen Dichter damals das Evangelium der Freiheit ver-

kündeten, gründete sich nicht auf die klare Anschauung eines bestimmten Zwecks, nicht auf das Vollgefühl der eignen und fremden Kräfte, die zu dem großen Kriege aufgeboten werden sollten, sondern hauptsächlich auf die letzten Resultate einer Arbeit, an der sie selbst keinen Theil genommen hatten, durch die sie aber mit leichter Mühe alle Hindernisse aus dem Wege räumen zu können glaubten. Es war aus dem Nebelgebiet der hegelschen Metaphysik allmälig eine Propaganda hervorgegangen, die sich der Masse bemächtigte und ihr einzelne sehr handliche Stichwörter zur Verfügung stellte, durch die man alles Unmögliche sofort in Wirklichkeit übersetzen konnte. Einer der beredtesten Vorfechter dieser populären Periode versicherte damals im vollen Ernst, die Kanonen, mit denen man Zwingburgen zertrümmern wolle, müßten mit Ideen geladen sein: eine Erfindung, auf welche die Freiheitssänger von 1813 in der That noch nicht gekommen waren. Diese Anwendung der Abstraction auf das concrete Leben zeigte sich auch in der politischen Poesie jener Tage. Die allgemeine Frage, ob diese Spielart berechtigt sei, eine Frage, die, wenn wir nicht irren, von Prutz selbst in spätern Jahren mit Nein beantwortet ist, wird durch die Erfahrung anders entschieden. Wir kennen einige Gedichte von E. M. Arndt, die länger fortleben werden, als irgend ein Gedicht dieses Jahrhunderts. Allein wenn die Politik poetisch betrachtet werden soll, so muß es in sehr starken Farben, in sehr deutlichen Linien und mit einem sehr sichern Selbstgefühl geschehen. Die Poesie muß uns Anschauungen geben, nicht Raisonnements, denn in der letztern Beziehung kann sie mit der Publicistik nicht wetteifern. Fragt man daher, welche Strophen aus jener Zeit den meisten Eindruck gemacht haben, so sind es offenbar jene, wo Herwegh das Volk aufforderte, die Kreuze aus der Erde zu reißen und damit um sich zu schlagen, wo er dem König von Preußen versicherte, die Jugend verzehre sich in Gluten eines Meleager, er möge sie daher ins Feld führen, gleichviel gegen wen, gegen die Franzosen oder gegen die Russen, und Aehnliches. Diese Bilder, durch scharf pointirte Reime dem Gedächtniß eingeprägt, gingen von Mund zu Mund. Dagegen erregten diejenigen Dichter, deren Kanonen in der That mit Ideen geladen waren, nur vorübergehend die Aufmerksamkeit des Publicums, und mit Recht; denn in der großartigen Dialektik der frühern Philosophie konnten jene Ideen wol ein starkes Gemüth mächtig ergreifen; aber die Dichter gaben von ihnen nichts als die Namen und einige Symbole, im Uebrigen behandelten sie die Freiheit grade so wie früher die Herzensangelegenheiten; sie sagten von ihnen allerlei artige Dinge aus, und glaubten sich durch die Gesinnung, durch das Glaubensbekenntniß vollkommen gerechtfertigt. Aber die Form der Stimmung paßt doch viel besser für jene individuellen unmittelbaren Regungen, in denen man auch die träumerische Form gelten läßt, weil man ihre Spur doch immer bis zum innern Nervengeflecht des Gemüths ver-

folgen kann. Die Gesinnung an sich macht weder den Dichter noch den Politiker; an dieser unglückseligen Verblendung haben wir lange Jahre zu tragen gehabt.

In gewissem Sinn ist es von Prutz sehr ehrenwerth, daß die krankhafte Eitelkeit der damaligen Genies ihn wenig oder gar nicht ergriffen hat. Er verhielt sich gegen seine Arbeiten immer kritisch, und als er einmal nach der Aufführung eines seiner Dramen in Berlin hervorgerufen wurde, erklärte er selbst, er wisse sehr wohl, daß dieser Beifall nicht dem innern Verdienst des Stücks, sondern den darin ausgesprochenen Gesinnungen gelte. Die Bemerkung an sich war richtig, aber nicht so die Nutzanwendung, denn über ein Publicum, welches ein Theaterstück nach den politischen Stichwörtern beurtheilt, soll man sich nicht freuen, sondern betrüben. Prutz ging sogar noch weiter, er glaubte auch mit seinen wissenschaftlichen Arbeiten im Dienst der Zeit stehn zu müssen. Hier konnte ihn ein sehr einfaches Beispiel seiner eignen Erfahrung belehren, daß die Gesinnung selbst für politische Streitfragen nicht ausreicht. Nie hat ein Publicist eine bessere Sache verfochten, als Prutz in seinem Pamphlet gegen Ruge über die Vaterlandsliebe; aber nie ist auch eine gute Sache so ungeschickt vertheidigt worden. Prutz glaubte die Sache durch den vollen wuchtigen Ausdruck der Gesinnung zu erledigen, der Ausgang zeigte aber, daß auch bei der einfachsten Frage die dialektische Gewandtheit nicht zu entbehren ist. Prutz hätte durchweg an seinen Arbeiten mehr Freude gehabt, wenn er sich überall an die Sache gehalten hätte. Gelegentliche Seitenblicke beweisen nichts und entscheiden nichts.

Nun kam die Stunde, wo die ehemalige Jugend ihre Gesinnung erproben sollte. In ihrem frühern Uebermuth hatte sie gemeint, mit ihren Ideen sogar die feindlichen Batterien aus dem Felde zu schlagen; jetzt wurde es ihr noch leichter gemacht, sie fand gar keine Batterien vor, sie konnte zerstören und aufbauen nach Belieben. Es ist sehr charakteristisch für Prutz oder vielmehr für die ganze lyrische Dichtung, die er vertrat, daß er sich 1848 und 1849 keiner Partei anschloß. Er hat damals einige Gedichte veröffentlicht, die er diesmal, und zwar mit vollem Recht, unterdrückte, denn sie sprachen nichts Anderes aus, als das Mißbehagen einer guten Gesinnung, die in Abstractionen stehen geblieben war, daß die Dinge nicht nach Wunsch gehen wollten. Die Geschichte jener traurigen Jahre hat uns schlagend davon überführt, daß man mit der bloßen Gesinnung keinen Staat aufbaut, daß die bloßen Ideen ein unbrauchbares Kriegsmaterial sind, kurz daß man sich die Sache im philosophischen Uebermuth viel zu leicht vorgestellt hatte. Von der souveränen Lyrik ist es freilich consequent, wenn sie infolge dessen die Hände in den Schoß legt, über die Zerstörung ihrer Illusionen seufzt und damit indirect jenen klugen Leuten Recht gibt, die sie früher so sehr verspottete, als sie ihr bemerklich

machten, daß nicht alles praktisch zu verwirklichen sei, was sich reimen ließe. Aber wenn man der Lyrik die Verstimmung nachsieht, so kann das den Menschen und Bürger nicht rechtfertigen, und wir sind überzeugt, daß Prutz sich von dieser Verstimmung wieder aufraffen wird. Wir Deutschen haben nicht das Temperament unserer Nachbarn jenseit des Rheins und können uns also auch nicht den Illusionen hingeben, die dort so mächtig sind. Die Franzosen fügen sich jedem starken Despotismus, in der festen Ueberzeugung, daß, wenn es einmal zu arg wird, der Löwe des Volks in einem plötzlichen Wuthanfall seine Ketten zerreißt. Hat er das gethan und seine Wärter zerrissen, so läßt er sich geduldig unter ein neues Joch spannen, um das alte Spiel immer von neuem wieder zu beginnen. Diese Methode läßt sich im Allgemeinen nicht empfehlen, und am wenigsten paßt sie für uns Deutsche, denn die Franzosen haben in Zeiten der Aufregung und Krisis nur einen Willen. Wenn man dagegen von den Deutschen in Friedenszeiten sagt, daß immer zehn Individuen elf Ansichten haben, so wird dieses Verhältniß in Zeiten der Aufregung noch viel bedenklicher. Die Franzosen haben den Instinct der Autorität, wir haben den edlen Instinct der Freiheit, aber um die Auswüchse dieses edlen Instincts zu beschneiden, bedarf es einer fortgehenden, jeden Augenblick fühlbaren Zucht, einer Zucht, wie sie uns in den großen politischen Parteien geboten ist. Der Einzelne muß lernen, seine persönlichen Vorurtheile und Launen den Interessen des Ganzen aufzuopfern, und er hat es zum Theil bereits gelernt. Poetisch ist die jetzige Lage wahrhaftig nicht, und weder die Debatten über das Ehescheidungsgesetz, noch die über die Gebäudesteuer lassen sich zu einem lyrischen Gedicht abrunden. Aber wir sind doch weiter gekommen, als im Jahr 1842, denn jetzt sind wir Männer, und damals waren wir halbe Knaben. Poetischer ist die Traumwelt, in der das junge Gemüth keine Schranken findet; wenn man älter wird, sieht man ein, daß man Tag für Tag den Pflug und die Egge anwenden muß, um dem widerstrebenden Erdreich eine dauernde Frucht abzugewinnen. Aber das ist kein Grund zur Muthlosigkeit. Auch in der Politik fruchtet nur die bedingte, in bestimmten Schranken sich bewegende Arbeit; auch hier gilt der alte schöne Fluch, der dem Menschengeschlecht verkündet ist, es solle im Schweiß des Angesichts sein Brot essen.

J. S.

# Dichtung und Wahrheit aus dem griechischen Alterthum.

Populäre Aufsätze aus dem Alterthum von K. Lehrs. Leipzig, Teubner. 1856.

Daß der Verfasser einer unsrer ersten Meister im Fach der Alterthumswissenschaft ist, das ist wol nicht blos in dem großen Kreise der Fachgenossen bekannt. Seine bisherigen nur für diesen Kreis zugänglichen Werke vereinigen Eigenschaften, die einzeln nicht allzuhäufig, vereint aber äußerst selten angetroffen werden: moderne Gelehrsamkeit, glänzender Scharfsinn, vollendeter Geschmack, eiserne Energie in der Untersuchung; Eigenschaften, um derentwillen der verewigte Gottfried Hermann Lehrs Arbeiten „wahre Herkulesarbeiten" nannte; Eigenschaften, um derentwillen die leipziger philosophische Facultät in jenen bessern Tagen, als sie noch Haupt und Jahn zu ihren Mitgliedern zählte, Lehrs zu Hermanns Nachfolger erkor. Das gegenwärtige Buch ist so geschrieben, daß jeder Gebildete es lesen kann, und niemand wird es aus der Hand legen, ohne dem Verfasser für die reichste Belehrung und Anregung dankbar zu sein. Er zeigt sich hier von einer Seite, die in seinen rein philologischen Arbeiten nicht hervortreten konnte. Ein eindringendes und feines Verständniß des hellenischen Geistes, ein ebenso tiefes als zartes Gefühl für Poesie tritt dem Leser hier überall entgegen und hält ihn unwiderstehlich fest.

Nur bei einigen dieser Aufsätze, besonders bei denen über die Darstellung der Helena in der griechischen Poesie, und über die griechische Vorstellung von dem Neide der Götter, hat der Verfasser dem Leser vergönnt, die Untersuchung zu verfolgen, aus der er seine Anschauungen gewonnen hat; bei den übrigen hat er verschmäht die Fülle der Beweise mitzutheilen, auf denen die Resultate beruhn. Damit ist zwar für das Interesse des größern Publicums genug geschehn; aber im Interesse der Philologen ist es zu bedauern, daß der Verfasser ihnen nicht gestattet hat, ihn auf den langen, verschlungenen und für jeden andern leicht zu verfehlenden Wegen zu begleiten, auf denen er zu seinen Zielen gelangt ist; und er neckt sie gewissermaßen, wenn er öfter ungefähr andeutet, wo er seine Schätze gehoben hat, ohne die Stelle genau zu bezeichnen. Das freilich würde der Sachkenner leicht sehn, auch wenn der Name des Verfassers nicht auf dem Titel stände, daß die hier mitgetheilten Aufklärungen nicht ohne die umfassendste und eindringendste Durchforschung des ganzen Alterthums gewonnen werden konnten: während Halbwisser, besonders wenn sie hier und da auf etwas Bekanntes stoßen, vieles so natürlich und einfach finden werden, daß sie sich möglicherweise einbilden könnten, sie hätten es ebensogut gewußt.

Der Verfasser hat seine Betrachtungen über die Sagenbildung in der griechischen Literatur zunächst an Gestalten geknüpft, die durch bekannte deutsche

Dichtungen auch bei uns heimisch geworden sind, wie Arion, Sappho und Ibykus. Die wunderbare Rettung des Meisters der Töne durch einen Delphin erzählt schon Herodot, er selbst sah in Tänaron ein bronzenes Monument, das das Wunder bezeugte, eine Figur auf einem Delphin reitend. Die Geschichte des Ibykus wird zufällig nur in einer späten Quelle in Kürze berichtet, dagegen eine nicht minder wunderbare von Simonides mehrfach erzählt. Er war von einem thessalischen Fürsten, Namens Skopas, aufgefordert worden, einen in den heiligen Kampfspielen von diesem erfochtenen Sieg zu besingen. Nach der Sitte der Dichter, (die auch Pindar in seinem Siegeoden regelmäßig befolgt) hatte er das Ereigniß durch Gegenbilder aus der Götterſage zu verklären gesucht und namentlich dem Preise der Dioskuren als Schutzgötter der Kampfspiele einen Raum in seinem Gedicht vergönnt, der dem Besteller für den Zweck desselben zu groß erschien; und Skopas soll so wenig Gentleman gewesen sein, ihm nur die Hälfte des versprochenen Honorars zu zahlen, mit der Bemerkung, die andere Hälfte möge er sich von den Dioskuren, zu deren Verherrlichung er ebenso viel gesagt habe, geben lassen. Kurz darauf wird Simonides von der Tafel des Fürsten fortgerufen: es ständen zwei unbekannte junge Männer vor der Thür, die dringend verlangten ihn zu sprechen. Er geht hinaus — und findet niemand. Aber ehe er noch wieder in das Haus gehn kann, stürzt die Decke des Saals ein, in dem Skopas schmauste, wobei dieser mit allen den Seinigen den Tod fand.

Daß diese drei Sagen von Arion, den Kranichen des Ibykus und Simonides nicht auf entstellten Thatsachen beruhn, sondern daß sie alle aus ein und derselben ethischen Veranlassung entsprungen sind, daß sie alle ein und denselben Gefühlsausdruck geben sollen, zeigt schon ihre große Conformität, und die Idee, die sich in allen dreien verkörpert, ist, daß der Sänger „in heilger Hut", im besondern Schutze der Götter steht. Dies ist uns zwar verständlich, nur in Griechenland aber war dies Gefühl so intensiv, daß es in der Sage sich seinen Ausdruck schuf. „Dem Griechen war der Dichter nicht nur der Träger seines Nationalruhms, immer der vorzüglichste, lange der einzige; nicht nur der Lehrer und Mahner des Guten und Rechten, oder wie er es gern nannte, des Schönen. Die Gesetze, sagt ein Redner, befehlen nur, die Dichter aber lehren und bereden die Menschen zum Rechten! Er war ihnen wie ein Priester; sie konnten ohne ihn ihre Götter nicht ehren; er schuf die heiligen Lieder, ordnete ihnen ihre Chöre, er lehrte sie oft schon als Kinder das Festlied, womit sie zum Tempel des Gottes zogen, was ihnen noch im Alter eine erhebende Erinnerung blieb. „Noch als Gattin sagst du, ich sang den Göttern, Als den Festtag brachte der Zeiten Umlauf, Nach die Lieder, wie mir die Weisen angab Flaccus der Seher," sagt Horaz in griechischem Sinn und vermuthlich nach griechischem Vorbilde. Aus solcher Stimmung heraus erschien der Dichter,

und vorzugsweise der lyrische, unverletzlich von Menschen und unter besonderer Aufsicht der Götter; diese lebendige Idee schuf sich die Materie. Das ist der Ursprung jener Mythen und ähnlicher; denn man findet denselben Gedanken noch mehrmals sonst in den Dichtergeschichten wiederkehrend, z. B. den, von dessen Hand Archilochus in der Schlacht getödtet war, wies die Pythia, als er einst das Orakel befragen wollte, mit den Worten zurück: der den Musenpriester erschlug, entweiche vom Tempel. Und so fort."

Trotzdem daß das Zusammenhalten dieser innerlich verwandten Sage die Veranlassung ihrer Entstehung so deutlich zeigt, hat man sich auch hier nicht des Glaubens enthalten können, irgend etwas Wahres müsse doch darin sein. Arion, hat man gemeint, müsse doch wenigstens räuberischen Nachstellungen auf einer Seefahrt glücklich entgangen sein, den Delphin habe man dann hinzugethan. Die Geschichte des Simonides ist folgendermaßen construirt worden. Skopas habe sich irgend etwas ganz besonders Grausames gegen die Thessalier zu Schulden kommen lassen. Aus Rache haben sie den Saal, den er sich zum Siegesmahle bauen ließ, unterminirt; „den süßen Dichter" aber haben sie vorher herausgerufen. „Man kennt, sagt Lehrs, diese Art natürlicher Erklärung wie sie genannt wird, aus einem andern Gebiete gut genug; ein jedes Factum wird als wahr vorausgesetzt, nur das Wunderbare abgestreift, da aber die Facta dann auseinanderfallen und sich Schaden thun, so setzt man sie neu zusammen mit der stillschweigenden Erlaubniß und Nothwendigkeit, was sich verrenkt hat, zu zerren, wo es noch nicht schließen will, ein Stückchen hineinzusetzen, bis die plumpste Marionette zu Stande gebracht wird, die zugleich geschmacklos und unwahr ist."

„Wie viel nun, wenn sich einmal die Sage verräth, Thatsache bleibt, kann nie, wenn nicht andre Zeugnisse hinzukommen, gewußt werden. Zwar ist es natürlich und ist auch oft geschehn, daß sie an irgend ein Factum, das sonst aus dem Leben der betreffenden Personen gangbar oder beglaubigt war, anknüpfte (bei den Dichtern manchmal an ein Gedicht); allein welches eben dieses Factum sei, wie weit es reiche, kann nie gewußt werden; ja nothwendig ist es überhaupt nicht." Es gab unter Simonides Siegeroden eine mit einer Episode auf die Dioskuren, allein sie war nicht für Skopas gedichtet. Simonides war auch mit den Skopaden befreundet, und einige von ihnen fanden einen plötzlichen Tod, wie es scheint durch einen Einsturz; aber Simonides ist nicht hierbei gerettet worden, ja überhaupt nicht zugegen gewesen. Ein für den Dichter so ruhmvolles, für seine Frömmigkeit so bedeutendes Ereigniß hätte in seinen Gedichten erwähnt sein müssen; aber nicht einmal in einem Klagelied, das er auf den plötzlichen Untergang der Skopaden gedichtet hatte, und dessen Anfang noch erhalten ist, kam etwas davon vor. Die Richtung, blos aus den Mythen die wahren Facta herausschälen zu wollen, sagt

Lehrs, führt zu dem Verkehrteſten; ſie führt zu dem, womit uns (nicht ohne Beſchämung kann man es ſagen) noch in den letzten Zeiten aufgewartet worden iſt, zu Geſchichten des trojaniſchen Krieges und der Amazonen."

Eine andre Quelle, aus der zahlreiche Fabeln in die griechiſche Literaturgeſchichte gefloſſen ſind, iſt die Komödie. Aus ihr rühren namentlich die Erzählungen von ſeltſamen Todesarten berühmter Männer her; denn das Luſtſpiel ſcherzte über alles, auch über das wichtigſte Ereigniß im Leben, den Tod. Wenn z. B. der Cyniker Diogenes an einem rohen Ochſenfuß geſtorben ſein ſoll, den er herunterſchlang, ſo iſt die Erdichtung handgreiflich, und der Spott aus dem Widerwillen hervorgegangen, den dieſer plumpe Verſöhner der Grazie und Schicklichkeit der attiſchen Urbanität einflößte. Ein anſchauliches Beiſpiel, wie ſolche Geſchichtchen in Umlauf kamen, die von ſpätern Schriftſtellern als baare Münze genommen, ihren Weg auch in neuere Geſchichten der Literatur gefunden haben, beſitzen wir noch in dem „Frieden" des Ariſtophanes. „Ein älterer Kunſtgenoß des Ariſtophanes war der bekannte Komiker Kratinus, welcher in dem allgemeinen Rufe ſtand und auch bei den Komikern deswegen des Spottes genug zu hören hat, daß er der Weinflaſche zu fleißig zuſpreche. Nun heißt es in einer Scene des „Friedens", wo über verſchiedene Angelegenheiten Athens Erkundigung eingezogen wird: „Lebt denn der weiſe Kratinus noch? — Der iſt geſtorben, als die Lacedämonier einen Einfall machten. — Wie denn? — Er ſank in Ohnmacht, als er ſie ein volles Weinfaß zerſchlagen ſah." — Die ganze Geſchichte von Sappho und Phaon, die dem deutſchen Publicum ſo viel Thränen gekoſtet hat, iſt nichts als eine Erfindung der griechiſchen Komödie; es iſt Welckers Verdienſt, dies nachgewieſen zu haben. Die „veilchenlockige, hehre, mild lächelnde Sappho", wie ſie ihr Zeitgenoß und Mitbürger, der Dichter Alcäus, nennt, hatten die Luſtſpieldichter zu einem kleinen, ſchwarzen, häßlichen, verbuhlten alten Weibe gemacht, das ſich vergebens um die Liebe des ſchönen Phaon bewirbt; dieſen ſcheinen ſie als eine Art Faublas dargeſtellt zu haben. Um des Contraſtes willen hatten ſie der Sappho noch die beiden biſſigſten griechiſchen Dichter, Hipponax und Archilochus, zu Liebhabern gegeben, was wegen der Zeitverhältniſſe ganz unmöglich iſt. — Die hervorragendſten Erſcheinungen auf allen Gebieten, Philoſophen, Gelehrte, Dichter und vor allem Staatsmänner und Redner mußten ſich gefallen laſſen, in dieſer Weiſe auf der Bühne dem Volke zur Unterhaltung zu dienen; und wer die Komödien des Ariſtophanes kennt, weiß, wie ausſchweifend ihre Phantaſie in Erfindung von Geſchichten war, von denen kein Wort wahr iſt. Den Ariſtophanes als Quelle für die politiſche Geſchichte ſeiner Zeit benutzen, hat ebenſo viel Sinn, als ſich über die heutigen preußiſchen Staatsmänner aus dem Kladderadatſch, oder die engliſchen aus dem Punch belehren wollen. Nichtsdeſtoweniger iſt es von jeher geſchehn, und

geschieht noch immer; namentlich von der Seite her, in deren Interesse es liegt, das republikanische Athen als einen Pfuhl der Corruption und Gemeinheit, und die Demagogen als den Abschaum der Menschheit darzustellen. Es ist eins von Grotes Verdiensten, daß er dieser Auffassung überall nachdrücklich entgegengetreten ist. Diejenige Persönlichkeit, der der Spott der Komödie in den Augen der Nachwelt am meisten geschadet hat, ist Kleon, und die Caricatur, die Aristophanes von ihm gemacht hat, liegt eigentlich den über ihn verbreiteten Vorstellungen zu Grunde; durch Grote lernen wir ihn richtiger würdigen. Man hat bei dieser Art von Quellenbenutzung immer ganz vergessen, daß ja Sokrates bei dem ungezogenen Liebling der Grazien durchaus nicht besser behandelt wird. Ueberhaupt aber war es nicht blos die Komödie, sondern die täglichen Reibungen des öffentlichen Lebens in seiner damaligen Freiheit, Oeffentlichkeit und Gemeinsamkeit, die zu hundertfältigen Uebertreibungen, boshaften Erdichtungen und Geschichtchen Veranlassung gaben. „Bei der unbeschränkten Gedanken- und Redefreiheit eines begabten Volks, bei der durch Polizei und Convenienz nicht eingeengten Freiheit des Handelns entwickelten und äußerten sich die verschiedensten Richtungen. Da docirten und gebahrten sich die verschiedensten philosophischen Lehrer, und zwar nicht in der Zurückgezogenheit des Katheders, sondern auf öffentlichen Plätzen, in Hallen und Gymnasien, wo Neugierige und Wißbegierige, Geschäftige und Müssige, Freunde und Gegner, Lober und Spötter kamen und gingen, hörten und horchten, sahen und beobachteten, jeder nach der Stimmung, die er mitbrachte. Und diese Philosophie war nicht eine buchgelehrte; sie hatte und sollte haben eine unmittelbare Beziehung auf das Leben; ausprägen sollten sich in den Handlungen der Philosophen, ja an seiner Person selbst seine Grundsätze. Ging ja das bis zur Kleidung herab, an der man die verschiedenen Schulen unterscheiden konnte, Mantel und Schuhe, Bart und Stock. Hatte nun einer das Bild eines Philosophen, ich will nicht sagen von Diogenes, aber von Sokrates genommen, so war ihm die elegantere Haltung, mit der Plato und die Seinigen aufzutreten pflegten, ein Anstoß, eine unphilosophische Weichlichkeit oder Ueppigkeit, die sie dann auch sogar als Unzüchtigkeit raillirten oder auch ernstlich glaubten, sie können dabei nicht fehlen, und wie leicht sich zu der Vorstellung verzerrte oder erdachte Geschichten finden, weiß wol jedermann. Mit solchem Bilde muß man an die Biographien der Philosophen von Diogenes Laertius gehn, um in diesem Labyrinthe von Anekdoten und Erzählungen einen Weg zu finden."

Die bis zur Sentimentalität gesteigerte Schonung und Vorsicht im Umgange, die zum guten Theil eine Folge unserer Verhältnisse ist, kannten die Alten nicht, am wenigsten die Griechen, deren leicht beweglicher Natur die Behutsamkeit und Zurückhaltung, ja gradezu gesagt auch der strenge Wahrheitssinn

nicht gemäß war. Namentlich auf der Rednerbühne steigerte sich die Freiheit zur Frechheit, was der eignen Partei nützen, der Gegenpartei schaden konnte, galt für erlaubt, nicht blos in politischen Debatten, sondern auch in Verhandlungen vor Gericht. Wir haben das Bruchstück einer Rede, die der Redner Lysias gegen den sokratischen Philosophen Aeschines für jemanden geschrieben hat, der diesen wegen einer Schuldforderung belangte. Folgendes Bild entwirft der Anwalt des Gläubigers von den finanziellen Verhältnissen des Schuldners. „Mit Tagesanbruch kommen so viele vor sein Haus, Geliehenes zurückzufordern, daß die Vorübergehenden glauben, er sei todt und sie versammeln sich zum Begräbniß. Und alle Einwohner im Piräus sind so gegen ihn gesonnen, daß sie meinen, es sei viel sicherer, in das adriatische Meer zu schiffen, als mit ihm Geschäfte zu machen. Denn was er borgt, hält er viel mehr für sein Eigenthum als was ihm sein Vater hinterlassen hat. Hat er nicht gar das Vermögen des Silberhändlers Hermäus in Besitz genommen, nachdem er seine Frau verführt, die siebzig Jahr alt ist? Indem er sich anstellte, in sie verliebt zu sein, hat er sie so zu stimmen gewußt, daß sie ihren Mann und ihre Söhne zu Bettlern machte, ihn selbst aber in einen Salbenhändler verwandelte. So verliebt ist er mit seinem Püppchen umgegangen, und genoß ihre Jugend, deren Zähne zu zählen leichter ist, als die Finger an ihrer Hand!" Viel mehr dürfte hinter dem allen wol nicht stecken, als daß der Philosoph „das allgemeine menschliche Loos theilte, ein schlechter Zahler zu sein"; und mehr haben auch ohne Zweifel die an solche Reden gewöhnten Geschwornen nicht geglaubt.

Vielleicht noch mehr erfundene Geschichten als durch die politischen und gerichtlichen Reden, sind durch die blos zur stilistischen Uebung und Ostentation gehaltenen in Umlauf gekommen. Als das politische Leben Griechenlands aufgehört hatte, wendete sich die Thätigkeit und Geschäftigkeit strebsamer Geister, den Studien zu. Namentlich kam das Studium der stilistischen Muster in Schwang, und der Eifer, mit dem es getrieben wurde, ging bis zum Lächerlichen. Sowol die Professoren des Stils und der Eloquenz (man nannte sie Sophisten), als die Studenten wetteiferten nun in Aufsätzen und Reden, theils um sich die Vorzüge der alten Vorbilder recht zu eigen zu machen, theils um sich mit den Resultaten ihrer Bemühungen zu produciren. Dieses Studium der Rhetorik wurde dann auch in Rom eingebürgert, und jeder, der eine gentlemännische Erziehung genoß, machte die Schule durch, was auf den Stil der Schriftsteller des ersten Jahrhunderts einen unverkennbaren Einfluß geübt hat; keiner ist ganz von rhetorischer Färbung frei. Die Themas dieser Uebungsreden, die in einigen Punkten mit den deutschen Aufsätzen unsrer Primaner Aehnlichkeit haben, waren sehr vielfacher Natur. Theils sprach man über nichtige Gegenstände, in deren Erhebung dann die Kunst bestand, als: Lob

der Fliege oder Mücke, des Staubes oder Rauches, oder man setzte gefeierte Personen herab und erhob geschmähte, als: Lob des Thersites, Erhebung des Paris über Hektor u. dgl.; theils fingirte man Fälle, gewöhnlich ebenso grausenhaft als unmöglich, in denen die jugendliche Beredtsamkeit sich nach Herzenslust austoben konnte: als Vatermorde, Giftmischereien, Blutschande und Ehebruch, grausame Tyrannen und entmenschte Piraten spielten eine Hauptrolle. Um zu zeigen, wie weit die Absurdität dieser Themas ging, sei hier eins angeführt, über das eine lateinische Uebungsrede noch erhalten ist. Die Bienen eines armen Mannes schwärmen in dem Garten eines reichen Nachbars und saugen dessen Blumen aus. Um dies zu verhindern, vergiftet der Reiche die Blumen, und die Bienen des Armen kommen jammervoll um. Die Aufgabe ist, eine Anklagerede gegen den reichen giftmischenden Bienenmörder zu halten. Sehr häufig wurden die Stoffe auch aus der mythischen oder wirklichen Geschichte genommen. „Die Thaten der Vorfahren, sagt Lehrs in einem andern Aufsatz, waren durch die Geschichte überliefert, und die konnte man feiern. Aber ihre Reden bei hundert Gelegenheiten waren nicht überliefert. Also konnte man reden, was sie hätten reden können und was man ihnen hätte erwiedern können, und was sie bei der oder jener Gelegenheit, wo sie gar nicht geredet, hätten sie geredet, würden geredet haben. Einige solche Themata waren z. B. Demosthenes nach der Schlacht bei Chäronea. Wie vertheidigte sich Demosthenes gegen die Anklage des Demades, vom Perserkönig mit funfzig Talenten bestochen zu sein u. s. w. Eine zur Uebung gegen Sokrates geschriebene Anklagerede ist schon im Alterthum für die echte gehalten worden, und noch haben wir eine Rede gegen Epikur wegen Atheismus; diese ist eine reine Fiction, denn gegen Epikur ist nie eine solche Anklage erhoben worden. Ebenso verdankt die Nachricht von einer Doppelehe des Sokrates ihre Entstehung der Phantasie der Rhetoren. Ueberall wurden die historischen Verhältnisse in diesen Reden nicht blos nach den Voraussetzungen einer imaginären Welt umgestaltet, sondern auch ohne weiteres erforderliche Thatsachen zugesetzt, um die Sache pikanter oder schauerlicher zu machen. So z. B. hat die gangbare Erzählung von Ciceros Ermordung ihren Ursprung in einer kleinen geschickten Entstellung der Thatsache durch die Rhetorenschulen. Der Mörder des Cicero wurde von den Geschichtschreibern verschieden angegeben, und nur wenige nannten einen gewissen Popillius Länas, den Cicero einmal in einem Civilproceß vertheidigt haben sollte. Den Rhetoren war dies nicht rührend genug, und um den Effect zu steigern, erzählten sie, Cicero habe jenen in einem Criminalproceß vertheidigt. So liest denn die Jugend, Dank ihren Bemühungen, mit Schauder und Rührung noch heute in Beckers Weltgeschichte: der Mord sei ausgeführt worden durch ein Ungeheuer, dem Cicero einst vor Gericht das Leben gerettet hatte."

Ein eclatantes Beiſpiel einer literaturgeſchichtlichen Fabel, die aus dieſer Quelle gefloſſen, noch bis in die neueſte Zeit, ſelbſt noch bei F. A. Wolf als Wahrheit gegolten hat und erſt von Lehrs im richtigen Licht geſehen worden iſt, ſind die Geſchichten von Zoilus, der als angeblicher Tadler der homeriſchen Gedichte bei der Nachwelt unſchuldigerweiſe zum Prototyp kleinlicher und unverſtändiger Kritiker geworden iſt, die das Schöne bemäkeln und begeifern, weil ſie es nicht begreifen. Wir wiſſen jetzt, daß ſein „Tadel Homers" nicht ernſter gemeint war, als das Lob der Klytämneſtra oder der Tadel der Penelope in den Rhetorenſchulen; und ein Buch von ihm, worin er eine Menge äſthetiſcher Ausſtellungen und ſprachlicher Fehler im Homer aufſtellte, war ironiſch gehalten und galt nicht dem Homer, ſondern den damaligen Philologen, deren Kleinmeiſterei und Silbenſtecherei damit perſifflirt werden ſollte. „Nun aber leſen wir, daß er Homers Bildſäule gegeißelt. Und von ſeinem Tode, um andere ähnliche Geſchichten zu übergehen, ſagt Vitruv: nach einigen ſei er „gleich als ein Vatermörder" von Ptolemäus Philadelphus gekreuzigt worden, nach anderen ſei er geſteinigt, nach anderen zu Smyrna lebendig verbrannt, endlich er ſei vor den verſammelten Griechen in Olympia vom Felſen geſtürzt. Daß er ihn mit Ptolemäus Philadelphus zuſammenbringt, iſt beiläufig ein Anachronismus. Er kann zu deſſen Zeit nicht mehr gelebt haben."

Wir wollen noch zwei Beiſpiele kunſtgeſchichtlicher Fabeln hinzufügen, die ebenfalls aus der Rhetorenſchule ſtammen. Ein Thema war: Phidias habe bei der Arbeit der Koloſſalſtatue des Jupiter in Olympia Gold unterſchlagen. Die Eleer, die ihn zu dieſer Arbeit berufen hatten, laſſen ihm zur Strafe beide Hände abhauen, und ſenden ihn ſo nach Athen zurück. Die Athener fordern für die Verſtümmlung ihres Mitbürgers einen Schadenerſatz von hundert Talenten. Es ſoll für und wider geſprochen werden. Daß an dieſer Geſchichte kein wahres Wort iſt, braucht nicht geſagt zu werden; aber merkwürdig iſt die Rückſichtsloſigkeit, mit der der größte Künſtler Griechenlands zum Gegenſtande einer ebenſo albernen als ſcheußlichen Erfindung gemacht wurde. Intereſſanter iſt ein anderes auf den Maler Parrhaſius bezügliches Thema. Er hat nach der Eroberung von Olynth durch Philipp von Macedonien, (zu welcher Zeit er beiläufig geſagt kaum noch gelebt haben kann) einen der gefangenen Olynthier, die der Sieger als Sklaven verkaufen ließ, einen alten Mann, an ſich gebracht, nach Athen geführt, gefoltert und nach dieſem Modell ſeinen leidenden Prometheus gemalt; der Olynthier iſt auf der Folter umgekommen. Parrhaſius ſtellt das Bild im Minervatempel auf, und wird der Verletzung des Staates angeklagt. Man erinnert ſich, daß von manchem wegen der treuen Darſtellung des Leidens bewunderten Crucifix in der neuern Zeit die Sage gegangen iſt, der Künſtler habe einen Menſchen gekreuzigt, um ſeine Studien an ihm zu machen, wie z. B. von dem Chriſtus

des Michelangelo in der Karthause von Neapel; Chamisso hat diese Sage in einem Gedicht behandelt. Es scheint also, als wenn auch die Sage von dem Prometheus des Parrhasius nicht in dem Gehirn der Rhetoren entsprungen ist, sondern in der schaudernden Bewunderung, die das Bild durch seine Wahrheit einflößte. Beiläufig gesagt, haben wir noch Notizen über die verschiedenen Reden, welche über dies Thema gehalten worden sind. Einer der Rhetoren hatte unter andern dem Parrhasius zur Last gelegt, daß er Martern eines Gottes dargestellt habe. Kaum irgendwo tritt der Gegensatz der antiken Kunst gegen die christliche greller hervor als hier, wo ein Gegenstand vom Standpunkt der Frömmigkeit aus verworfen wird, der in der christlichen Welt Meißel und Pinsel grade der frömmsten Künstler am meisten beschäftigt hat.

Ebenso wie Reden wurden auch Correspondenzen berühmter Männer im Alterthum geschrieben, auch diese gewöhnlich nicht in der Absicht damit zu täuschen, sondern theils zur Uebung, theils zur Ostentation. In der neueren Zeit haben sie jedoch als echt gegolten, und sind als Quellen benutzt worden, bis Bentley durch seine Abhandlung über die Briefe des Phalaris und über die Briefe des Themistokles, Sokrates, Euripides der gelehrten Welt hierüber die Augen öffnete. So wenig bedeutend der Gegenstand dieser Schrift war, so ist sie doch eine der folgenreichsten in der ganzen philologischen Literatur gewesen. Denn dadurch, daß hier zum ersten Mal eine Ueberlieferung umgestoßen wurde, die Jahrhunderte hindurch als echt gegolten hatte, fing die bis dahin unangreifbare Autorität der Ueberlieferung überhaupt an zu wanken, und eine Kritik, die früher als ruchloser Skepticismus verdammt worden wäre, gewann den Muth hervorzutreten. So ist in gewissem Sinn Bentleys Schrift über die Briefe des Phalaris die Vorläuferin von F. A. Wolfs Untersuchungen über die homerischen Gedichte gewesen.

Lehrs schloß diese Abhandlung bei ihrem ersten Erscheinen (1847) mit folgenden Worten Dahlmanns: „Wer das tägliche Leben kennt oder auch nur die Zeitungen, weiß, daß neben jeder bedeutenden Thatsache eine Menge von falschen Auswüchsen wuchert, von absichtlichen oder unabsichtlichen Entstellungen, selten alle bis zu ihrer Geburtsstätte zu verfolgen, aber alle dem reifen Beurtheiler vollkommen gleichgiltig. Von der beliebten conciliatorischen Kritik dagegen wird jeder Notizenzuwachs als baarer Gewinn an Vermögen betrachtet: quilibet praesumitur bonus; und muß wegen allzudringenden Verdachts auch ein Anklagezustand eintreten, man glaubt dennoch zur Defension alles Erdenkliche und kaum Erdenkliche versuchen zu müssen." —

Seit Schiller zuerst in dem Aufsatz über naive und sentimentale Dichtung auf den Mangel an Naturbeschreibungen in der antiken Poesie aufmerksam gemacht hat, haben viele den Alten das Naturgefühl ganz abgesprochen. Um diese Ansicht zu widerlegen, hat Alexander von Humboldt im Kosmos aus der

ganzen classischen Poesie und Literatur von ihren ersten Anfängen bis in die christlichen Jahrhunderte hinein eine sehr große Menge von Stellen, in denen sich ein lebhaftes Gefühl für Naturschönheit verräth, oder in denen die Natur geschildert wird, zusammengestellt; und dadurch die Vorstellung, daß den Alten Naturgefühl überhaupt gefehlt habe, für immer beseitigt. Schillers Empfindung war jedoch so weit richtig, daß das Verhältniß der Alten zur Natur von dem der Neuern wesentlich verschieden gewesen ist, und namentlich daß es sich einen völlig andern Ausdruck gebildet hat, und zwar durch Personification der Naturerscheinungen. Wer das Naturgefühl der Alten erkennen will, muß in ihrer Mythologie forschen, wo man denn wie natürlich zunächst sich der Nymphen erinnert. Was anders denn wäre die Schöpfung der Nymphen, sagt Lehrs, als der plastisch-religiöse Ausdruck eines innigen Naturgefühls, als die Umsetzung des innigst empfundenen Natureindrucks in plastischen Ausdruck und Anschauung, oder der plastisch objectivirte Natureindruck. So wie der Grieche in die örtliche Natur um sich sah, in seine Wälder und Grotten, seine Berge und Schluchten, seine Quellen und Wellen, so empfing er den Eindruck eines Lebens, eines anmuthigen üppigen Lebens, eines von ihm unabhängigen göttlichen Lebens so lebendig, so innig, so hehr, daß sich ihm die empfundene Wirkung sogleich in göttliche Wirksamkeiten umsetzte und diese göttlichen Energieen nun nach seiner Weise sogleich als göttliche Gestalten, göttliche Personen hervorsprangen. — An Berg, Grotte, Fluß, Wellen und so fort interessirt ihn die Materie gar nicht: sie entschwindet ihm; was ihn angeht, was ihn anspricht und erfaßt, ist die Anmuth, die Klarheit und Regsamkeit der Quelle, die sichere Kraftfülle des Flusses, das schattige Dunkel des Hains, die üppige Feuchte der Trift, das farbige Wellenspiel des Meeres: kurz diese und solche gleichsam seelische Eigenschaften, die wieder auf seine Seele wirken, die aber er eben nicht auffaßt als Eigenschaften an einem Körper, sondern empfindet als Lebensäußerungen, als göttliche Wirksamkeiten."

Das Wort Nymphe bezeichnete bei den Griechen das Mädchen an dem Tage, an dem der Bräutigam sie heimführt, und die junge Frau behielt den Namen, so lange ihre Erscheinung nicht zu entschieden die Matrone verrieth. Denn einen Namen, der dem deutschen Braut entspräche, „den das Mädchen seit der Verlobung führt, und womit wir sie gleichsam in ein höheres Stadium getreten und in einer Art Verklärung bezeichnen", hat die griechische Sprache gar nicht. Der Grund ist, daß die Verlobung bei den Griechen ein bloßer Pact war, der das Verhältniß der Verlobten zueinander nicht änderte; das Mädchen blieb nach wie vor in der stillen Abgeschiedenheit des Frauengemachs und ihr Verlobter sah sie wenig oder gar nicht; einen bräutlichen Umgang, einen Brautstand gab es nicht, erst mit dem Hochzeitstage trat die veränderte Stellung des Mädchens ein, und mit ihm also auch der neue Name, der in

der Prosa nur für diesen Fall, in der Poesie für ein jugendliches weibliches Wesen, für „Maid" überhaupt gebräuchlich ist. So sind also die Nymphen die göttlichen Naturmädchen.

In der griechischen Naturauffassung belebte und bevölkerte sich mit diesen lieblichen Gestalten Meer und Land, Wiesen und Berge, Quellen, Wasser und Wälder. In den Wäldern waren sowol Waldnymphen als Baumnymphen heimisch, und der Unterschied zwischen beiden ist für eine richtige Einsicht in die griechischen Vorstellung wichtig. Schillers Verse „diese Höhen füllten Dreaden, eine Dryas lebt in jenem Baum" hört man bisweilen sprechen: „eine Dryas lebt in jedem Baum." Hiermit würde völlig eine Ansicht ausgedrückt sein, welche bei den Griechen weder ursprünglich noch allgemein zu irgend einer Zeit gegolten hat. Zuerst und allgemein galt die Annahme von Waldnymphen, die in den Wäldern hausend das Leben und Weben der Wälder und Bäume darstellen. Und für sie wird der Name Dryaden d. h. Eichinnen gangbar. Der nicht ganz so alte Glaube an Baumnymphen knüpfte sich natürlich doch wol zuerst an Bäume „von ganz besonderem Alter, Höhe, Schönheit und Umfang," für die man denn eigne mit ihnen verbundene Nymphen zu denken begann. „Und da konnte sich auch die Vorstellung einfinden, daß beide zu gleicher Zeit geboren werden und sterben, die Vorstellung von Nymphen, welche, wie Pindar sagt, das Ziel eines baumgleichen Lebens erlooft." Denn daß Götter sterben können, ist eine Vorstellung, die durchaus nicht der griechischen Idee von der Gottheit widerspricht. Schon in einem sehr alten Hymnus auf Aphrodite wird von einer Zahl heiliger Bäume auf dem waldigen Ida gesprochen, „Tannen und hochwipflige Eichen, schöne, blühende, hochragende, umrauschte; die Menschen nennen sie Heiligthümer der Unsterblichen und tilgen sie nicht mit dem Eisen," sie sind der nimmerruhenden Erde zugleich mit dem Entstehen der Nymphen entsprossen. „Aber wenn das Geschick des Todes herantritt, dann beginnen die schönen Bäume zu verdorren, rings schwindet die Rinde, es fallen die Aeste, und zugleich verlassen die Seelen der Nymphen das Licht der Sonne." Dies gemeinsame Entstehn und Vergehn ist „wie eine prästabilirte Harmonie" behandelt, Nymphe und Baum entstehn mit-, nicht durcheinander, ihre Zusammengehörigkeit ist eine ethische, keine physische. Daher ist die Vorstellung von dem Mitsterben der Nymphe mit dem Baum auch nicht immer festgehalten worden. Auf der Verbindung beider aber beruhn die oft erzählten Märchen von Holzfällern, die trotz der Bitte der Nymphe, ihren Baum zu schonen, diesen niederschlagen und sich ihren Zorn zuziehn, oder von andern, die einen sinkenden Baum stützen und ihren Dank erwerben. Daß durch Einhauen in einen solchen Baum die Nymphe selbst verwundet werde und deshalb Blut aus dem Baume fließe, ist eine Subtilität der Superklugheit erst des Römers Ovid.

„Daß im Allgemeinen der griechischen Vorstellung nicht sowol Baumnymphen vorschwebten als Waldnymphen, ist angemessen dem freien und großen Stil, in welchem wir jene Gesellschaft der Repräsentantinnen des immer regen Naturlebens überhaupt behandelt finden. Wenn der Grieche die Regsamkeit, Anmuth, Ueppigkeit, Heiterkeit, Keckheit des Naturlebens sich vorstellt, schaut er gleichsam nicht in die Natur selbst, sondern wie in einen Spiegel, in welchen ihm jene Eindrücke in Gestalten reflectirt sind, die in der Anmuth, Heiterkeit, Keckheit ihrer Bildung und Bewegung und lebendigen Geselligkeit jene Eindrücke wiedergeben. Eine pedantische Gebundenheit am allerwenigsten im physischen Sinne, denn auf die ethische Seite ist es gerichtet; ein Leben, wo jeder Zug sich an die Naturbedeutung knüpfte oder auch Beschränkung ihrer Wirksamkeit nur etwa auf Naturgaben ist seine Sache nicht." Die griechische Religion ist eben keine Naturreligion, sondern eine durch und durch ethische.

Wo aber sind die Nymphen im Winter, wenn die Regsamkeit des Naturlebens abnimmt und doch wenigstens theilweise in Erstarrung versinkt? dann weilen sie, so lehrt uns eine schöne Stelle in den Vögeln des Aristophanes, in schützenden Grotten, erfreuen sich an dem Spiel der Vögel, die gleichfalls Schutz suchend sich um sie gesellen, singen und weben. Ueberhaupt sind die Grotten, die ja im Sommer so kühlende Frische gewähren, ihr Lieblingsaufenthalt, viele waren ihnen besonders geheiligt und ausgeschmückt „und bei den vielen nicht nur wundervollen und wunderbaren, sondern auch wunderlichen Grottenbildungen des Landes glaubte man hier und dort wol die Webstühle der Nymphen zu sehen." Wie mußte beim Betreten dieser Höhlen, deren Wölbungen sich bald zu Domen erweiterten, bald enge zusammendrängten, wo ein ungewisses Dämmerlicht auf die seltsamen vielgestaltigen Tropfsteinbildungen der Wände und der Decke spielte, aus Sprüngen und Spalten nah und fern der Fall sickernder Wasser rauschte und plätscherte: wie mußte da das fromme Gemüth von heiligen Schauern ergriffen werden, das Wehen der göttlichen Nähe empfinden! wie mußte die schon vorbereitete und entzündete Phantasie überall die sichtbaren Spuren des göttlichen Waltens erkennen! Wer erinnert sich nicht bei der Vorstellung dieser von Nymphen bewohnten Grotten der Göttin Kalypso, deren Namen Lehrs ungemein ansprechend „vom Hüllenden und Bergenden der Grotte" ableitet. Ihre Höhle liegt in des grünenden Hains Umschattung, in dessen Wipfeln Habichte, Baumeulen und Möven nisten, ein Weinstock rankt sich um das Felsengewölbe, und vier Quellen sprudeln nebeneinander „wo rings schwellende Wiesen hinab mit Violen und Eppich grüneten. Traun wol selbst ein Unsterblicher, welcher dahinkam, Weilte bewunderungsvoll und freute sich herzlich des Anblicks." So schildert der Dichter der Odyssee die Grotte der Kalypso und sie selbst mit melodischer Stimme singend, wirkt innen ein Gewebe mit goldener Spule.

Wenn der nahende Frühling wieder zum Weilen im Freien einladet, „wenn, da der Horen Gemach sich eröffnet, die nektarischen Pflanzen den duftenden Frühling empfinden, wann über die unsterbliche Feste liebliche Veilchen verstreut werden und die Rose sich dem Haar gesellt" (Pindar) — dann verlassen die Nymphen die schützenden Grotten, dann zu den Grazien gesellt beginnen sie ihre Tänze auf der Flur: so schildert Horaz, nach griechischem Vorbilde das Eintreten des Frühlings. Und so leben sie ihr kummerloses Leben auf Wiese und Berg, in Wäldern und an Quellen, „jagen im Gefolge der Artemis, schwärmen im Geleite und Reigen des Dionysos, erziehn die göttlichen Kinder und pflegen Liebesverkehr mit den Göttern des Waldes und der Flur." Auch schöne Sterbliche lieben sie, wie Hylas und Daphnis, und überhaupt ist ihnen eine große Menschenfreundlichkeit eigen, wie ja auch die Seite der Natur, die sich in ihnen verkörpert, den Menschen freundlich ist. So sind sie es, die dem einsam streifenden Jäger das Wild zutreiben, dessen er bedarf. Andromache erzählt, wie Achill ihren Vater, den König von Theben, am waldigen Hange des Gebirges getödtet und ihm einen Grabhügel aufgeschüttet habe: „umher aber pflanzten Ulmen die Nymphen des Berges." Sie also erhielten in der menscheneinsam gewordenen Stätte den Liebesdienst der entführten und getödteten Freunde und Verwandten. Und was man vor allem den Nymphen danken zu müssen glaubte, das war die poetische Begeisterung, weil die Einsamkeit vom Menschengewühl und der Hauch der Natur in dieser erhebenden Wirkung empfunden ward.

Wenn nun in der griechischen Auffassung das Anmuthige, Liebliche, Freundliche in der Natur sich in Mädchengestalt darstellte, so fand auch das Rauhe und Wilde wüster oder struppiger Klippen- und Felsenformationen, das Groteske und Neckische seltsamer Gebirgsschluchten und Thäler (wovon der Rübezahl des Riesengebirges manchen Zug empfangen hat), endlich das Unheimliche und Grauenvolle der tiefen Berg- und Waldeinsamkeit seinen angemessenen Ausdruck. Dies ist Pan, — später auch in der Mehrheit Pane — und auch die Satyrn; für die See sind die Tritonen das neben den Nereiden, was diese Dämonen neben den Dryaden und Oreaden sind. Pan scheint Arkadien, dem Alpenlande des Peloponnes entsprossen zu sein, „wo die schneebedeckten Felsengipfel so kühn und hoch emporstreben, die Quellen so lustig herunterströmen durch dichtes Gebüsch, das überall die Schluchten ausfüllt, und unten in den Thälern die wiesigen Gründe mit den schlängelnden Bächen sich so lieblich dehnen" (Preller). Ein alter Hymnus auf Pan, der sein Wesen und Treiben im Gebirge schildert, gibt zugleich ein lebendiges Bild dieser arkadischen Natur. Ihm, dem struppigen Gott mit buschigem Haupthaar, heißt es, gehören alle schneeigen Kuppen und Bergspitzen und Felsenhörner. Hier und dorthin schreitet er durch verwachsenen Buschwald, bald zu lieblichen Wassern,

bald über die steilragenden Klippen hin, bald über die weißschimmernden Höhen der Hochgebirge; dann wieder jagt er in Schluchten, und Abends spielt er auf der Rohrflöte; schönere Lieder singt nicht der Vogel, der im blumenreichen Frühling im Laube Klagen ausströmend seinen süßtönenden Gesang erhebt. Und mit ihm tanzen hellsingende Nymphen an der dunkelströmenden Quelle und rings um den Berg tönt der Wiederhall.

Aber der lustige und neckische Berggeist kann auch furchtbar sein; und wenn er zürnt, jagt er nicht nur plötzlichen Schrecken ein (daher jeder Schreck, dessen Veranlassung man nicht kennt, panischer Schreck hieß), sondern auch Wahnsinn. „Dieser Glaube ist ja wol verständlich aus den Wahnbildern, mit denen die Einsamkeit und die unsteten Schatten der Wälder, die wunderlichen Geräusche und phantastischen Baumgestalten erschrecken, unheimliche Figuren zu sehen und unheimliche Stimmen zu hören geben" (Lehrs). Das überwältigende Grauen, das uns oft in der Einsamkeit der Natur befällt und das am stärksten in dem tiefen Schweigen der Mittagsschwüle ist, wenn die Sonne über der ruhenden Erde brütet; dies bange Gefühl hat die griechische Vorstellung erzeugt, daß um diese Stunde der große Pan schläft, und es ist dann äußerst gefahrvoll, ihn durch Lärm zu stören.

Wenn dem Griechen also seine Anschauung der Natur Götter und Gestalten zeigte, so stellten auch bei Schilderungen der Natur diese Gestalten als Mittel der Beschreibung sich ein. So wird das Eintreten des Frühlings damit geschildert, daß der Horen Gemach sich öffnet, die Grazie mit den Nymphen wieder auf der Flur tanzt; das Meerleben durch „der Nereidenschar hundertfüßigen Reigen" (Sophokles), und Aeschylus beschreibt eine kleine Felseninsel voll Klippen und Zacken vor Salamis als eine, „die der reigenliebende Pan beschreitet auf dem meerbespülten Uferfels". Dies alles sind Naturschilderungen, die man freilich nur versteht, wenn man die Bedeutung dieser Figuren kennt, wenn ihr Auftreten das Gefühl und die Anschauung erregt, welche sie dem Griechen erregten. Ueberall in herrlichen Gegenden glaubt er Götter erscheinen zu sehn, nicht blos jene eigentlichen Repräsentanten des Naturlebens, sondern alle, die häufig auf der Erde verkehren und in deren Wesen Anmuth und Heiterkeit vorherrschend ist, wie in jener berühmten Schilderung von Kolonos im zweiten Oedipus: „wo die melodische Nachtigall gern einkehrt und weit hinausklagt in blühende Thale, Tief aus grünender Nacht des Epheus und göttergeweihtem Wuchs, tausendbefruchtetem, welchen die Sonne nicht und keines Winterſturmes Anhauch trifft; wo von holdem Wahnsinn erfüllt Dionysos stets einherzieht im Geleite der Götter."

So war das griechische Naturgefühl und so sein Ausdruck. Aber als auch in Griechenland die Schreib- und Redeseligkeit überhandnahm, als man anfing, nicht um des Gegenstandes, sondern um des Stils willen zu schreiben:

da drängte sich auch die Beschreibung, die Schilderung um so mehr hervor, als die Gedanken ausgingen, und welches Thema war zugänglicher und unerschöpflicher als die Natur? Je mehr die eigentlich rhetorische Schriftstellerei allgemein wurde, der es bei dem, was sie sagte, niemals auf das Was, sondern allein auf das Wie ankommt: desto häufiger und breiter wurden die Naturschilderungen, namentlich auch im Roman, der ganz und gar in diese Kategorie gehört; und diese Mode machten auch die zum Theil rhetorisch gebildeten Kirchenschriftsteller mit, aus denen Humboldt im Kosmos einige ganz moderne Beschreibungen mitgetheilt hat. Da diese Rhetoren niemals „bei der Sache sind", über die sie schreiben, da man ihnen in jedem Wort den Mangel an innerer Theilnahme und die Absicht anfühlt, ihre Kunst glänzen zu lassen, so wird man verstimmt, und um so mehr, als ihre Schilderungen nicht blos nüchtern und unanschaulich, sondern auch äußerst affectirt sind. In deutschen Uebersetzungen gewinnen sie in der Regel, und nur so ist es erklärbar, daß Goethe den Schäferroman Daphnis und Chloe hat hochschätzen, daß er sich mit dem abgeschmacktesten und erbärmlichsten aller Schönredner, mit Philostrat, hat dauernd beschäftigen können.

„Die griechischen Rhetoren der spätern Zeit, sagt Lehrs, sind bisweilen sehr aufrichtig. Sie, denen aller Glorien höchste die Glorie des Rhetors ist, verhehlen nicht, daß jeden auch hier der Zweck ist. Sie verfaßten Uebungsbeschreibungen der Natur z. B. Libonius (der Freund Julian des Abtrünnigen), des Frühlings, derselbe des Gartens. In diesen, nachdem alles aufgezählt worden, zuletzt hervorsprudelnde Quellen und fliegende Vögel, ist der Schluß: „Und dieses alles war lieblich zu sehn, aber Zuhörern es zu schildern noch lieblicher." Uebrigens wurde auch damals noch trotz der allgemeinen Verbildung und Geschmacklosigkeit die Leerheit und Aeußerlichkeit dieser Schilderungen hin und wieder bemerkt, wie z. B. der Kaiser Julian selbst sagt, daß den unverständigen Rhetoren, denen Gedanken und Erfindung fehlen, singende Schwäne, rauschende Bäume, thauige Wiesen, duftende Blumen u. s. w. als Ersatz dienen müssen. — Lehrs warnt am Schluß vor zu strenger Verurtheilung dieser Absurditäten. Er erinnert, daß man auf keinem Gebiet sich über alle Arten von Fehlern leichter täuscht, als auf diesem, schon durch die bloße Nennung der Naturgegenstände. „Eine Rose und ein Mondschein erregen immer angenehme Empfindungen, und was vermag nicht eine Palme!"

In der christlichen Welt wie bei den monotheistischen Völkern wurde die Auffassung der Natur eine völlig andre. Dem Griechen war die Natur Göttin neben Göttern; für das alttestamentliche und christliche Naturgefühl war sie dem einen Gotte gegenüber das Werk, das seinen Schöpfer lobt, und erhielt so die Tendenz als Eines, als Ganzes betrachtet zu werden. Dies Gefühl waltet noch in Klopstocks Oden, wie es schon in Davids Psalmen

gewaltet hatte. „Geht dieselbe Richtung auch und besonders auch ins Kleine, sieht sie nach dem Schöpfer auch in der kleinen Natur, betrachtet und behätschelt sie diese mit teleologischen Hintergedanken und mit sonstigen moralischen Stimmungen über die Natur als eine gute Gabe Gottes, so entsteht das irdische Vergnügen in Gott: Brockes, Thomson, dessen Jahreszeiten (bekanntlich der Text zu Haydns Oratorium) gebührend mit einem Hymnus an Gott abschließen." Auf diesem Boden, auf dem auch das Kuhblümchen seine Berücksichtigung findet, steht auch der wackere J. H. Voß und andere mit weniger Gemüth und mehr Trivialität.

Doch diese Richtung veraltete. Philosophie und Dichtung vereinten sich, die Natur als beseelt zu denken; ihnen war sie „ein göttlicher, dem menschlichen verwandter, gleichgestimmter Naturgeist, in dessen einige Unendlichkeit sich die unausgefüllte Seele der poetisch angeregten Zeit im Gefühl einer Verwandschaft hineinversenkte oder auch sehnsüchtig hineinträumte". So Goethe, so Byron, der die Natur immer versteht, der die Natur niemals abschreibt, sondern wie einer Freundin und Geliebten mit anempfindendem Verständniß jede ihrer Mienen zu deuten weiß und ihre innersten Gedanken ihr aus der Seele liest".

So weit der Verfasser. Wir zweifeln nicht, daß dieser kurze Abriß, den wir von seiner Darstellung gegeben haben, jeden, der sich für griechisches Alterthum interessirt, begierig machen wird, sie selbst zu lesen: er wird sowol in dieser als in den übrigen Abhandlungen die wichtigsten Aufschlüsse in der anziehendsten Form finden. An diese Betrachtungen über das antike Naturgefühl aber sei uns erlaubt noch eine Bemerkung zu knüpfen. Was am meisten zur Verwirrung dieser Frage und zu ihrer Beantwortung, zur Ungunst des Alterthums beigetragen hat, das war die Vermischung von Naturgefühl und landschaftlichem Gefühl. Wie lebhaft das erstere bei den Griechen (und auch den Römern) war und welchen Ausdruck es sich schuf, haben wir eben gesehen: das zweite aber besaßen beide Völker nicht, es ist eine Eigenthümlichkeit der neuern und vielleicht ausschließlich der nordischen Nationen. Das landschaftliche Gefühl setzt nicht blos inniges Verständniß und feine Auffassung der einzelnen natürlichen Erscheinungen voraus — wer auch blos in den Schriften der Alten geblättert hat, kann dies ihnen nicht absprechen — sondern es beruht grade auf dem Hange und dem Vermögen, die Zusammenwirkung der einzelnen Erscheinungen zu einem harmonischen Ganzen zu empfinden und dies Ganze zu beseelen, indem wir eine Verwandtschaft mit der eignen Seele hineinlegen oder hineinträumen. Daß die Alten diesen Hang nicht hatten, gibt Lehrs, und die Folge davon, daß sie kein landschaftliches Gefühl hatten, auch Humboldt zu. Hätten sie es gehabt, so wäre in naturgemäßer Entwicklung die Landschaftsmalerei daraus hervorgegangen, und diese dann wieder

zu seiner Belebung und Ausbildung das wirksamste Mittel gewesen. Statt dessen haben sie Wald und Berg, Meer und Welle, sogar Länder, Städte und andere Localitäten durch Figuren ausgedrückt. Diese Figuren sind so lange lebendig und ausdrucksvoll geblieben, als der in die Natur blickende Mensch wirklich Götter und Gestalten sah; als diese Empfindung abstarb, da wurden sie leblose Marionetten mit conventioneller Bedeutung, und auf zahlreichen antiken Darstellungen aus späterer Zeit stehn sie wie Hieroglyphen, deren Sinn nur der Antiquar versteht. Ob die Verbreitung des landschaftlichen Gefühls der modernen Poesie mehr genützt oder geschadet hat, darüber kann man wol im Zweifel sein, aber daß sie für die Kunst fruchtbar gewesen ist, wird kaum jemand bestreiten, der auch nur das Bedeutendste kennt, was die Landschaftsmalerei von Ruysdael bis Calame geschaffen hat.

---

## Aus Beethovens spätern Lebensjahren.

### 1.

### Mittheilungen aus einem Tagebuch.

Noch immer — trotz dem neuen Werke von Ulibischeff — entbehrt die mächtige Persönlichkeit Beethovens einen Biographen, welcher gründliche musikalische Bildung besitzt, um das künstlerische Schaffen dieser genialen Kraft kritisch zu würdigen, und Verständniß für den Herzschlag eines gewaltigen Menschen, um das rührende innere Leben und das reine Gemüth der mächtig angelegten Natur uns verständlich zu machen. Es ist bekannt, daß grade das äußere Leben Beethovens, unglückliche Familienverhältnisse, seine Taubheit und die daraus hervorgehende Abhängigkeit von einer zum Theil unwürdigen Umgebung es nicht bequem machen, das Schöne und Edle seines Wesens zu würdigen. Denn oft erscheint der Meister gestört und befangen durch die Unselbstständigkeit und drückende Abhängigkeit von andern, zu der er verdammt ist. Und vielleicht wird grade die schönste Aufgabe seines Biographen sein, zu zeigen, wie die wuchtige Lebenskraft Beethovens doch aus solchem Kampfe immer als Sieger hervorgeht und wie er von der ihn umgebenden Welt getrennt und in immer engere Schranken eingeschlossen, doch nicht verkümmert, weder in seinen Ueberzeugungen, noch in seinen Interessen, noch in seinen Idealen schwächer wird, sondern als ein grimmiger Löwe gegen den Fehler seiner Organisation, und gegen alles, was ihn zu Wien sonst isolirte, siegreich arbeitet bis zu seinem Tode.

So lange nicht eine solche Biographie mit deutschem Fleiße das vorhan-

dene Material verarbeitet ist es besondere Pflicht der periodischen Presse, zu sammeln und dem Publicum vorzulegen, was von Notizen für eine gute Biographie noch jetzt hier und da erreichbar wird. Auch das weniger Wichtige darf für solchen Zweck Interesse beanspruchen, und der Verehrer eines bedeutenden Mannes wird sich unterdeß aus den kleinen Zügen wohlwollend das Bild zusammensetzen, welches noch nicht durch eine tüchtige Schilderung sichere Umrisse erhalten hat.

So hält es auch dieses Blatt für Pflicht, einiges biographische Material für Beethoven, welches den Herausgebern zugegangen ist, wortgetreu mitzutheilen. Dasselbe besteht aus den Aufzeichnungen einer Dame, welche mit Beethoven in Verbindung stand, und aus noch ungedruckten Briefen Beethovens.

Die handschriftlichen Bemerkungen der Verehrerin Beethovens, Tochter eines Herrn del Rio, welcher im Jahre 1816 zu Wien einem Erziehungsinstitut vorstand, sind durchaus anspruchslos und ohne einen Gedanken an Veröffentlichung gemacht. Sie sind niedergeschrieben zum größten Theil nach Tagebuchnotizen, und gewähren vielleicht grade in ihrer Formlosigkeit, als ein kunstloser und wahrhafter Bericht um so größeres Interesse. Wenn Einiges von dem, was die Schreiberin in ihrer bescheidenen Weise erwähnt, nicht neu ist, so wird man doch aus den kleinen Zügen manchen guten Einblick in Beethovens Wesen und Erdenleben erhalten. Noch sei bemerkt, daß die Redaction bereit ist, für die Echtheit des hier Mitzutheilenden Bürgschaft zu übernehmen. — Das Manuscript beginnt folgendermaßen:

„Schon im Jahre 1815, während des wiener Congresses, hatten wir die Hoffnung Beethoven kennen zu lernen. Es wohnte damals der geheime Cabinetssecretär Duncker des Königs von Preußen bei uns, welcher ein großer Musikliebhaber war, namentlich Beethoven sehr verehrte. Er hatte ein Trauerspiel gedichtet Namens: „Leonore Prohaska", dazu sollte ihm Beethoven einige Stücke componiren, was auch geschah: einen kurzen, aber wunderschönen Jägerchor, eine Romanze, und einige Zeilen mit Harmonikabegleitung, Melodram; den bekannten herrlichen Trauermarsch aus der Sonate ließ der Dichter sich von ihm instrumentiren. Schwester und ich meinten, warum Hr. Duncker sich nicht einen neuen Marsch ausgebeten, doch er fand, daß er keinen schönern hören könne. Die Musikstücke, bis auf den Trauermarsch, sind bei uns noch vorhanden, wir hatten auch die Erlaubniß selbe veröffentlichen zu dürfen unter dem Namen: „Friedrich Duncker", es ist aber nicht dazu gekommen. Der herrliche Marsch ist jährlich einmal, ich glaube in einem geschlossenen Musikverein in Berlin, aufgeführt worden. Das Stück ist nicht zur Aufführung gelangt, eine Hauptursache davon war die, daß der Zeitpunkt, wo es allgemeinen Antheil erregt haben könnte, bereits vorübergegangen war. Duncker mußte oft deswegen sich mit dem Compositeur besprechen, und immer war dieser mit dem Text des

Jägerchors nicht zufrieden, auch zuletzt noch nicht ganz, das machte, weil Beethoven den Nachdruck auf die erste Silbe wünschte.

Als Beethovens Bruder, ein Beamter in Wien, gestorben war, wurde B. zum Mitvormund des Sohnes ernannt, die Mutter lebte, aber sie wurde nach einem Proceß von der Vormundschaft ausgeschlossen. Der Knabe war, wie ich glaube 9 Jahre alt. Nun brach, wenn ich so sagen darf, ein neues Gemüthsleben bei Beethoven hervor; er schien sich dem Jungen mit Leib und Seele weihen zu wollen und je nachdem er fröhlich war durch seinen Neffen, oder in Verdrießlichkeiten verwickelt wurde, oder wol gar Kummer erdulden mußte, schrieb er oder konnte er nichts schreiben. — Es war im Jahre 1816, da kam er zum erstenmal in unser Haus, um seinen geliebten Karl in das Institut zu geben, welches mein Vater schon seit dem Jahre 1798 errichtet hatte. Dieses Begebniß war für die Töchter besonders erfreulich, und ich sehe noch, wie Beethoven mit Beweglichkeit sich hin- und herdrehte, und wie wir auf seine dolmetschende Begleitung, Hrn. Bernhard, später Redacteur der wiener Zeitung, nicht achtend, uns gleich zu Beethovens Ohr wandten; denn schon damals mußte man ihm ganz nahe sein, um sich ihm verständlich machen zu können. Von dieser Zeit an hatten wir das Vergnügen ihn oft zu sehen, und später, als mein Vater mit dem Institut in die Vorstadt zog, Landstraß Glacis, nahm auch er sich eine Wohnung in der Nähe und den nächsten Winter war er fast alle Abend in unserm häuslichen Kreise. Leider waren recht interessante Abende selten, denn häufig war er, ein Pegasus im Joche, durch die vormundschaftlichen Angelegenheiten verstimmt, oder wol auch kränklich. Dann geschah es, daß er ganze Abende bei uns am runden Tisch, wie es schien in Gedanken versunken saß, manchmal wol auch lächelnd ein Wort hinwarf, dabei fortwährend ins Schnupftuch spuckend, oder nach Volksausdruck „spiazelnd", dabei es jedesmal ansehend, so daß ich manchmal dachte, er fürchte Blutspuren zu finden. Leider hatten wir selbst viel Schuld an dieser Langweiligkeit; denn wie Beethoven sich öfters in kleinen Spöttereien gefiel, so hatte er auch über Eltern gelacht, welche sagten „meine Töchter spielen auch von Ihnen —" das war uns genug und die Musik war grade damals bei uns fast verbannt, was mich später oft gereuet hat. Denn einmal, als er mit Zeitungslesen beschäftigt im Zimmer war und ich meine Scheu überwand und sein „Kennst du das Land" spielte, kam er alsogleich herbei, taktirte, und bei einer Stelle, wo vielleicht mancher nachlassen würde, wollte er eifrig gleich fortgespielt haben.

Einmal auch, als er uns „die entfernte Geliebte, Text von Zeitteles" gebracht hatte, und Vater wollte, ich solle meine Schwester begleiten, ließ er mich nur die Angst ausstehen und mit den Worten „gehn Sie weg" setzte er sich und begleitete selbst. Dabei muß bemerkt werden, daß er zu unserm großen Erstaunen häufig falsch griff und dennoch wieder, als meine Schwester

fragte, ob sie nicht gefehlt oder so was, antwortete: „es war gut, aber hier, — und da bezeichnete er eine Stelle, wo kein Verbindungsbogen angegeben war, — „hier müssen Sie hinüberziehen;" — also das hatte er vermißt. — Es war derselbe Abend, an dem er, nachdem er recht heiter gewesen war, plötzlich still und verstimmt wurde. Wir erfuhren später, daß ihm der Name „Schönauer" zu Ohren gekommen, wie unser sehr harmloser guter Onkel hieß, er aber glaubte es sei der Advocat der Mutter seines Neffen, der denselben Namen trug.

Einst war die Rede von dem von ihm in Musik gesetzten Lied: „Wenn ich ein Vöglein wär und auch zwei Flüglein hätt, flög ich zu dir!" — da wollte er, meine Schwester sollte die Clavierbegleitung dazu machen, und als sie es endlich that, so sagte er: es müsse ja die Begleitung mehr oben im Violin sein — vielleicht war es nur Scherz. — Einen kleinen Canon schrieb er uns auch einmal auf, mit Bleistift nur, auf den Text: „Wie Silber ist die Rede, doch zu rechter Zeit schweigen, ist lauterer Gold."

Von meiner Schwester sagte er öfter: „sie mag mich ja nicht, sie hat ihren Schmerling!" auch versprach er ihr ein Hochzeitslied, was auch geschah; der Text ist von einem alten Freund unseres Hauses, der Professor der Philologie an der Universität zu Wien war; ach, wer kannte den alten Stein nicht, den Tabakhasser. Mein Vater hatte ihm angegeben, wie er das Gedicht wünsche. Damals ging auch einmal letzterer mit mir in Beethovens Wohnung, wo ich das Lied spielen mußte und B. mir angab, wie er es gespielt wolle, da sagte er wiederholt, daß derlei Compositionen klar und verständlich sein müßten, und auch so vorgetragen werden müßten.

Und ich erinnere mich wieder an einen andern Abend, an dem er wie ein Kind mit uns herumtollte und vor den Angriffen sich mit Stühlen ꝛc. verpalisadirte. — Uebrigens säumte des Kindes Mutter nicht, meinem Vater und dem Onkel Verdruß zu machen, indem sie gegen die gerichtliche Uebereinkunft ohne Erlaubniß den Knaben heimlich sehen wollte. Sie soll einmal als Mann verkleidet auf den großen Platz am Hause gekommen sein, wo die Knaben ihre Turn- oder gymnastischen Uebungen hielten, das kann ich aber nicht verbürgen. Dies jedoch, daß ihr Erscheinen und Dringen den Sohn ihr mitzugeben uns oft sehr lästig war, wenn es zuweilen geschah, wenn unser Vater nicht zu Hause war.

Einmal kam ich mit Beethoven in sehr unangenehme Conflicte, weil er geglaubt hatte, ich gäbe ihm in seiner Handlungsweise Unrecht gegen seinen Neffen. Ueberhaupt verwunderte ich mich oft darüber, daß B. so viel auf die Meinung der Menschen hielt und einmal bei Gelegenheit wegen des Neffen äußerte: „was werden die Leute sagen, sie werden mich für einen Tyrannen halten." Das konnte aber niemand glauben, wenn er ihn nur einmal mit seinem geliebten Neffen gesehen hatte; denn er duldete sogar, daß

dieſer ihn leiblich tyranniſirte, wenn er auf ihn hinaufkletterte und ihn faſt vom Stuhl warf. — Zu meiner Schweſter hatte B. ein ſolches Vertrauen, daß er ihr einmal heimlich ſchrieb, ſie ſolle ihm aufrichtig ihre Meinung ſagen, ob ſie glaube, daß Karl, welcher neun Jahre unter dem traurigen Einfluß der Mutter ſich befunden habe, noch zurecht kommen würde. Die Schweſter hat ihm nach unſerer hoffnungsvollen Anſicht mit „ja" geantwortet. — Mich hat er einmal ſehr gekränkt, da er meinte, eine Nachläſſigkeit meiner Schweſter, welche auf dem nicht leſen können ſeiner Schrift beruhte, und wol einigermaßen entſchuldigt werden konnte, aber die Urſache eines Verdruſſes mit der Mutter wurde, ſei mir zuzuſchreiben. Merkwürdig war mir, daß, nachdem er durch ein ſehr aufrichtiges Schreiben von meiner Seite die Wahrheit erfuhr, und daß ich keine Schuld an dem von ihm erfahrenen Verdruß habe, er mir kein freundlich Wort gab, ſondern nur meiner Schweſter mit dem Finger drohte und ſagte: „nu warten Sie, Sie haben was ſchönes angeſtellt."

Unſere Wohnung am Landſtraß Glaçis war ziemlich einſam und wenn Beethoven mich ſo mit dem Schlüſſelkorb herumgehen ſah, dann lachte er und ſagte oft ſcherzweiſe: „Da kömmt die Frau Aebtiſſin!" was mir ſchon gar nicht gefallen wollte.

Einmal kam er im Frühling, brachte uns Veilchen mit den Worten: „ich bringe Ihnen den Frühling", er war einige Zeit ſehr unwohl geweſen (er litt öfter an Kolik) und ſagte: „Das wird einmal mein Ende ſein!" da rief ich ihm zu: „„Das wollen wir noch lange hinausſchieben!"" da erwiederte er „Ein ſchlechter Mann, der nicht zu ſterben weiß, ich wußte es ſchon als ein Knabe von funfzehn Jahren, freilich für die Kunſt habe ich noch wenig gethan!" „„O deswegen können Sie keck ſterben!"" ſagte ich." Da antwortete er ſo vor ſich hin: „mir ſchweben ganz andere Dinge vor." — Zu der Zeit brachte er uns auch ſeine herrliche Compoſition an die Hoffnung aus Tiedges Urania, welchen er immer „Tiedſche" nannte, nicht ſcherzweiſe. — Beethoven war ſehr leicht verſtimmbar und ſo geſchah es auch, daß ſeine Freunde oft glaubten, er habe etwas gegen ſie, wenn es nicht der Fall war; aber er war in ſeinem Benehmen ſo verſchieden und ſchien zuweilen ſo unfreundlich und kalt, daß man es glauben mußte und ſich ſcheu zurückzog; — oft aber kam es auch, daß er ſeinen beſten Bekannten nicht traute und ſie in der That kränkte. — Oft klagte B. über ſeine ökonomiſchen Verhältniſſe, das war aber ein Steckenpferd von ihm.

In heiterer geſprächiger Stimmung erzählte uns Beethoven einmal von der Zeit, welche er bei Fürſt Lichnowski zubrachte. Von der Fürſtin ſprach er mit vieler Achtung. Er erzählte, wie einſt der Fürſt, bei dem während der Invaſion der Franzoſen mehre dieſer Gäſte ſich befanden, ihn wiederholt nöthigen wollte, ihnen auf dem Clavier etwas vorzuſpielen, er ſich aber feſt geweigert habe, was eine Scene zwiſchen ihm und dem Fürſten veranlaßte,

worauf B. rückſichtslos und plötzlich das Haus verließ. — Er äußerte einmal: mit dem Adel iſt gut umzugehen, aber man müſſe etwas haben, worin man ihm imponire.

Von Schauſpielern äußerte er einmal: daß dies Leben, dies Rollenſpielen im Leben, ihm nicht zuſage oder gefalle.

Beethoven gab damals Unterricht dem Bruder des Kaiſer Franz, Erzherzog Rudolf; ich fragte ihn einmal: ob dieſer gut ſpiele? „„Wenn er bei Kräften iſt““, war die mit Lachen begleitete Antwort. Auch erwähnte er einmal lächelnd, daß er ihn auf die Finger ſchlage, und als der hohe Herr ihn einmal in ſeine Schranken zurückweiſen wollen, er mit dem Finger auf die Stelle eines Dichters, wenn ich nicht irre, Goethes gewieſen habe, in welcher er ſeine Rechtfertigung zeigte. —

B. zeigte immer gegen uns ein ſehr dankbares Gefühl und nannte die Leiſtungen und Pflege für ſeinen Neffen „unbezahlbar“. Einmal ſagte er uns: er ſei mit Sprüchwörtern erzogen worden, dann, er habe einen Jeſuiten zum Lehrer gehabt. — Von ſeinen Eltern ſprach er mit vieler Liebe und Achtung, beſonders nannte er ſeinen Großvater „einen Ehrenmann“. — Oft ſprach er in großer Verſtimmung und Entrüſtung über manche Staatseinrichtung, er war auch drum und dran, daß er eine große Reiſe machen wolle, vielleicht nach England. Er erzählte uns auch einmal, daß Engländer bei ihm waren, lachend ſagte er: „ſie haben mir meine Feder weggenommen!“ — Auf ſein Leben, äußerte er, halte er nichts, nur wegen ſeines Neffen! — Bei ſeinem zarten Gefühl und bei ſeinem Mißtrauen, welches auf kurze Zeit wenigſtens ſeine beſten Freunde kränkte, gab es manchmal Verſtimmungen von ſeiner Seite, welchen man nicht gleich auf die Spur kommen konnte; ſo, als er uns wieder beſuchte, nachdem wir durch ſein kühleres Benehmen glaubten, es ſei derlei vorgefallen, wodurch er ſich für beleidigt hielt, fragte ihn meine Schweſter: „ob er noch bös wäre?“ (ob er uns noch grolle?) da antwortete er: „Ich lege viel zu wenig Werth auf mich, um es zu ſein!“ — Einſt bei einer Geldangelegenheit klagte er gegen meinen Schwager, daß er nicht geglaubt hätte, daß in einem ſo angeſehenen Handlungshauſe derlei Betrügerei vorfallen könnte; was war es aber? nur die gewöhnliche Senſarie, die ihm fremd war. — Einmal in einer luſtigen Stimmung ſagte ich, daß er uns necke, aber mit dem gewöhnlichen Ausdruck: ſeckire! da wiederholte er dieſen Ausdruck öfter mit Gelächter, ſo daß ich mich ſchämte ihn gebraucht zu haben. — B. hatte einen Bruder und wenn er deſſelben erwähnte, ſo nannte er ihn immer mit lautem Lachen: „mein Bruder der Apotheker!“ man ſagte dieſem nach, er habe viel Staat gemacht, wie ſich für ſeinen Standpunkt nicht ſchickte. — Einmal, wie er über ſeine ökonomiſchen Verhältniſſe klagte, ſagte er: „man habe nur für den Schuſter, Schneider und Metzger zu arbeiten.“ — Die Begebenheit von Wienerneuſtadt,

welche er uns einmal mit vielem Lachen erzählte, iſt wohl ſehr bekannt. Als er bei ſeinen künſtleriſchen Spaziergängen bis gegen Wienerneuſtadt kam, machte ſeine auffallende Erſcheinung, da er immer aufſchaute und ſeine Noten ins Taſchenbuch ſchrieb, die Leute glauben er ſei ein Spion; denn es war in Kriegszeit und die Stadt befeſtigt. Er ward deshalb genöthigt aufs Rathhaus zu kommen, und kam erſt los, als ein muſikliebender anweſender Rath oder dergleichen in ihm Beethoven erkannte. Ich glaube, er hat auch dadurch die Bürgerkrone erlangt. — Einmal brachte er uns Billete zu einem Concert, worin Carl Czerny Beethovens ſchönes Septett vortrug. Czerny ſpielte die Clavierparthie, legte aber ſtatt der darin vorkommenden Fermate von dem Compoſiteur eine andere ein, wahrſcheinlich von den ſeinigen. Beethoven erzählte es uns und war darüber ganz entrüſtet, ja er ſagte zu Czerny unter andern: „er ſolle ſich ſchämen, die Leute kennten ja das Stück“ ꝛc. Da fragte ich ihn, was Czerny darauf erwiedert habe? Darauf fing B. ihn nachahmend die Hände über einander zu reiben und etwas zu murmeln an, was ſehr komiſch anzuſehen war; aber Czerny wird wohl etwas geſagt haben, was aber B. nicht verſtehen oder hören konnte. — Er bemerkte einmal, wie zur Orcheſterleitung auch körperliche Kraft erfordert würde. Ich habe manchmal darüber ſprechen gehört, daß B. als Director manchen Spielenden nicht ſo angenehm war, als ein anderer geübter Dirigent; ich weiß nicht, vielleicht war es nur bei einigen ſo, aber jedenfalls ſtellte er ſelbſt, wenn ich ſo ſagen darf, das vollſtändige Bild des aufzuführenden Stückes dar; ſo wenigſtens bei ſeiner Clavierbegleitung: „der fernen Geliebten,“ denn da ſaß er ſchon ganz gefühlvoll da.

Meinem armen Schwager, welcher damals nur etwas minder gehörlos war, ſagte er öfter: „Schmerling, brauchen Sie nur nichts, da wirds immer ärger!“

Eine von B—s ſchönen Aeußerungen ging einmal dahin, er habe das Syſtem, daß alles, was in Rückſicht von körperlicher Nahrung zu viel geſchähe, als ein Diebſtahl anzuſehen ſei, welchen man an anderen nöthigeren oder wichtigeren Ausgaben mache, als da ſind Arme, und Verwendung auf Geiſtesnahrung.

Die von B. ſogenannte Königin der Nacht, ſeines Neffen Mutter, hatte es endlich dahin gebracht, daß man ſeinen Adel als van Beethoven ſtreitig machte und ſeine Sache zum Stadtmagiſtrat kam, was ihn ſehr kränkte, weil man an erſterer Stelle ihn mehr zu würdigen verſtand; auch kam es endlich dahin, daß er der Vormundſchaft enthoben, und ſein Neffe zur Mutter zurückkehrte! Welcher Schmerz für ihn! —

Einmal hatte in meiner Gegenwart meine Schweſter mit B. ein kurzes, aber intereſſantes Geſpräch über Liebe und Ehe. Wie er in allem ein beſonderer Menſch war, ſo auch in ſeinen Ideen und Meinung hierüber. Jede Art gebundenes Verhältniß beim Menſchen, ſo ſagte er, ſei ihm unangenehm. Ich glaubte ihn zu verſtehen, er will die Freiheit des

Menſchen nicht beſchränkt wiſſen; ſo iſt es ihm weit intereſſanter, wenn ein weibliches Weſen ihm, ohne an ihn gebunden zu ſein, ihre Liebe und mit ihr das Höchſte ſchenkt. In dem Verhältniß des Mannes zum Weibe, ſo ſchien mir, glaubte er die Freiheit des Weibes beſchränkt. Er fuhr dann fort von einem Freunde zu erzählen, welcher ihm geſagt habe, „man müſſe ganz ohne Liebe ehelichen, er ſei recht glücklich und habe viele Kinder.“ Wir Mädchen waren noch weniger dieſer Meinung als Beethoven, welcher nur ſagte: „er wüßte es nicht. — Was ihn beträfe, ſo habe er noch keine Ehe gekannt, von welcher nach einiger Zeit nicht das Eine oder Andere den Schritt bereut hätte; — und von einigen Mädchen, welche er in früheren Zeiten zu beſitzen als das größte Glück erachtet hätte, habe er in der Folge eingeſehen, daß er ſehr glücklich ſei, daß keine derſelben ſeine Frau geworden ſei, und wie gut es ſei, daß die Wünſche oft nicht erfüllt werden.“ Meine Schweſter machte auch die Bemerkung, daß er ſeine Kunſt immer mehr lieben würde als ſeine Frau, — das, erwiederte er, wäre auch in der Ordnung; auch daß er eine Frau nicht lieben könnte, welche ſeine Kunſt nicht zu würdigen verſtände.

Hierher gehört wohl, was er uns einmal von einem Freunde erzählte, welcher mit ihm daſſelbe Mädchen liebte, das Mädchen aber zog Beethoven vor. War es ein Anfall von Edelmuth? kurz B. überließ ſie dem Freunde und zog ſich zurück, das Mädchen aber ſtarb bald, ich glaube, nachdem ſie dennoch der Freund geheirathet hatte. — Das gab ein großes Lamento von unſerer Seite, was wir B. auch kund thaten.

Meine Schweſter, welche einſt einen Goldring an ſeinem Finger gewahrte, fragte ihn ſcherzweiſe: „ob er noch eine andere, als die „ferne Geliebte“ habe?“ Auskunft ſcheint er ihr nicht gegeben zu haben. — Ganz ergriffen von einer traurigen Begebenheit erzählten wir ihm: daß ein Freund des Hauſes, den er bei uns geſehen hatte, vor kurzem geſtorben und ſeine Frau — — — „hat wieder geheirathet! rief er lachend,“ aber wie ſehr veränderte ſich der Ausdruck ſeiner Züge, als wir ihm ſagten, daß ſie in Anfällen von krankhafter Muthloſigkeit, ihre Kinder ernähren zu können, ſich den Tod gegeben habe.

Zuweilen war er voll Scherz und Neckerei; ſo kam er eines Abends mit dem jungen Simrock von Bonn, als ich ihm ſagte: ich hätte geglaubt, er wäre ſchon in Baden, antwortete er mir lachend: „er höre immer mehr auf zu glauben, und ich glaube immer.“ Wegen einem Lied, das er mir geſchenkt und wieder ausgeliehen, ſagte er nun müſſe er es mir wohl bald wiederbringen, ſchon meiner Liebe zur Wahrheit wegen! es war: „das Geheimniß, Liebe und Wahrheit von Weſſenberg.“ Und ſo war er oft in heiterer Laune voll Wortſpiele und Witzfunken. — Sehr erfreute es uns, daß B., nachdem er ſchon den Entſchluß gefaßt, ſeinen Neffen zu ſich zu nehmen, dennoch wünſchte eine Wohnung in unſerer Nähe zu finden.

Beethovens Neffe verblieb nur zwei Jahre im Institut meines Vaters; vom Februar 1816 bis 1818. Dann wollte er ihn, für uns so unerwartet, daß wir glaubten, es sei ihm etwas mißfällig gewesen, zu sich selbst nehmen; die wahre Ursache war, daß er ihn wegen der Musik unter den Augen haben wollte, ich glaube, daß er den Gedanken hatte, ihn gründlich für dieselbe auszubilden. Wir waren sehr betrübt über diesen Vorfall, und so aus aller Verbindung mit ihm zu kommen. — Doch nicht lange währte es, und er mußte einsehen, daß es bei ihm so nicht fortgehen konnte, und eines Tages kam B.' in großer Aufregung, suchte Rath und Hilfe bei meinem Vater und klagte, daß ihm Karl davon gelaufen wäre! Bei dieser Gelegenheit erinnere ich mich, daß er unter unserm großen und innigem Mitgefühl weinend ausrief: „er schämt sich meiner!" Nachdem Karl wieder aufgefunden, bat B. meinen Vater, den Delinquenten in Gewahrsam zu nehmen, bis auf weitere Entschließung. So geschah es, daß er einige Wochen auf diese Weise in unserm Haus verweilte; da wurde dem Onkel das Herz schwer, er brachte mehre Klagen vor, es sei in dem Zimmer Karls zu kalt gewesen, ꝛc. — und er nahm ihn wieder zu sich. Er wollte ihn später wieder ins Institut geben, aber trotz unserm Flehen, dies Mal blieb unser Vater unerbittlich und nahm ihn nicht mehr. Wir hörten dann, daß B. ihn in ein anderes Institut, dessen Inhaber Blöchlinger hieß, gegeben hatte. — B—s Neffe hatte einst bei uns eine Operation zu bestehen, und da konnte man seines Oheims reges Dankgefühl erkennen. In einem seiner Briefe an meinen Vater wird darüber abgehandelt und besonders erwähnte er meiner Mutter, die dabei hilfreich und ausdauernd zugegen war. Wenn er, nachdem die Verbindung durch seinen Neffen abgebrochen war, meiner Mutter begegnete, sagte er, indem er ihr so kräftig die Hand schüttelte, daß sie noch lange daran denken mußte, „ich weiß es, ich soll Sie besuchen!"

Umstände und traurige Lebensverhältnisse auch unserer Familie brachten uns mit Beethoven so auseinander, daß wir zuletzt gar wenig von ihm hörten. Ich klagte dies nach seinem Tode einem guten Bekannten von ihm, der während seiner letzten Krankheit oft bei ihm war, ich sagte ihm auch, wie wehe es mir wäre, daß wir ihn in seiner Krankheit nicht einmal besucht hätten, da meinte jener Herr aber, das solle mir gar nicht leid thun; denn B. habe während der Zeit eine große Scheu vor weiblichen Besuchen gehabt; so daß er, als er einmal glaubte, es käme eine Dame, sich sehr ängstlich und abwehrend äußerte. Derselbe Herr erzählte mir, daß er in früherer Zeit öfter in engerem Zirkel der Aufführung von Musiken von Beethoven beiwohnte, wo auch er zugegen war, da konnte man fortwährend seine Selbstgespräche beobachten, so sagte er einmal: „jetzt kommt der ungerathene Sohn!"

Als sein Neffe noch bei uns war, lud uns B. einmal zu sich nach Baden

ein, wo er die Sommermonate zubrachte. Meinen Vater und uns zwei Töchter mit Karl. Obwohl unser Gastgeber von unserm Kommen unterrichtet war, gewahrten wir bald, daß zu unserer Beherbergung keine Anstalt getroffen war. B. ging Abends mit uns in einen Gasthof und da fiel uns sehr auf, daß er mit dem Kellner um jede Semmel rechnete, doch dies entsprang daher, daß er wegen seines schlechten Gehöres von Dienstthuenden vielfach betrogen worden war; denn damals schon mußte man ganz nahe am Ohr sein, um sich ihm verständlich machen zu können, und ich erinnere mich, daß ich oft in großer Verlegenheit sogar durch die graulichen Haare dringen mußte, welche das Ohr verbargen; er sagte auch oft wol selbst: ich muß mir die Haare schneiden lassen! Wenn man ihn so sah, glaubte man sie wären steif und struppig, doch waren sie sehr fein und wie er hinein fuhr, blieben sie auch stehen, was oft komisch aussah. (Einst kam er, als er den Ueberrock auszog, bemerkten wir ein Loch am Ellbogen, er mußte sich dessen erinnert haben und wollte ihn wieder anziehen, sagte aber lachend, indem er ihn vollends auszog: „jetzt haben Sies schon gesehen!")

Als wir nun Nachmittags in seiner Behausung angekommen waren, wurde ein Spaziergang vorgeschlagen; doch unser Wirth wollte nicht mitgehen und entschuldigte sich, daß er so viel zu thun habe; jedoch versprach er nachzukommen, was auch geschah. Als wir Abends nach Hause kamen, war aber auch keine Spur von Beherbergung zu sehen. B. murrte, ent- und beschuldigte die damit beauftragten Personen, und half uns selbst einrichten; o wie interessant war es! mit seiner Hilfe ein leichtes Sofa weiter zu schaffen. Uns Mädchen wurde ein ziemlich großes Zimmer, in welchem sein Clavier stand, zum Schlafzimmer eingeräumt. Doch der Schlaf blieb in diesem musikalischen Heiligthum uns lang ferne. Ja, und ich muß es zu meiner Beschämung bekennen, daß unsere Neu- und Wißbegierde einen großen runden Tisch, welcher sich darin befand, unserer Untersuchung aussetzte. Namentlich war es ein Notizenbuch, über das wir uns hermachten. Da war aber ein solcher „Durcheinander" von wirthschaftlichen Angelegenheiten, auch vieles für uns nicht Leserliche, daß es unser Staunen erregte; aber siehe da! einer Stelle erinnere ich mich — da stand: „mein Herz strömt über beim Anblick der schönen Natur, — obschon ohne sie!" — das gab uns vieles zu denken. Des Morgens brachte uns ein sehr prosaischer Lärm aus unserer poetischen Stimmung! B. erschien auch bald mit zerkratztem Gesicht, und klagte uns, daß er mit seinem Bedienten, welcher zum austreten war, einen Auftritt gehabt habe, „sehen Sie, sagte er, so hat er mich zugerichtet!" Er beklagte sich auch, daß diese Menschen, obwohl sie wüßten, daß er nicht höre, dennoch nichts thäten, um sich ihm verständlich zu machen. — Es wurde dann ein Spaziergang ins schöne Helenenthal gemacht,

wir Mädchen wanderten voran, dann B. mit unserm Vater. Folgendes war es, was wir mit gespanntem Gehör erhaschen konnten:

Mein Vater meinte, B. könne sich von diesem traurigen Uebelstand seiner häuslichen Verhältnisse nur durch ein eheliches Band befreien, und ob er niemand kenne ꝛc., da war denn unsere langgehabte Ahnung bestätigt: „er liebe unglücklich! Vor fünf Jahren habe er eine Person kennen gelernt, mit welcher sich näher zu verbinden er für das höchste Glück seines Lebens gehalten hätte. Es sei nicht daran zu denken, fast Unmöglichkeit, eine Chimäre, dennoch ist es jetzt noch wie am ersten Tag. Diese Harmonie, setzte er noch hinzu, habe er noch nicht gefunden! Doch es ist zu keiner Erklärung gekommen, er habe es noch nicht aus dem Gemüth bringen können!" Dann folgte ein Augenblick, welcher uns für manche Mißverständnisse von seiner Seite und kränkendes Betragen entschädigte; denn er kannte meines Vaters freundschaftliches Anerbieten, ihm in seinen häuslichen Bedrängnissen womöglich beizustehn, und ich glaube er war überzeugt von unsere Freundschaft für ihn. — — Er sprach noch von dem unglücklichen Verlust seines Gehörs, von dem elenden Leben, das er viele Zeit in physischer Rücksicht geführt. Er, B., war so fröhlich beim Mittagsmahl (im Freien in Helena), seine Muse umschwebte ihn! Er beugte sich öfter an die Seite und schrieb einige Takte mit der Bemerkung: „mein Spaziergang mit Ihnen hat mir Noten genommen, doch auch wieder eingetragen." Dies geschah alles im September des Jahres, 1816.

---

## Aus Berlin.

**Berlin**, 29. März. Die Entscheidung über die Steuervorlagen ist in der Hauptsache im Hause der Abgeordneten gefallen und das Ministerium hat, den Umständen nach, Ursache zu dem Resultat sich Glück zu wünschen, wenn auch die Gebäudesteuer mit einer über alle Erwartung großen Mehrheit verworfen ist. Von Anfang an hatte diese Steuer eine sehr geringe Aussicht angenommen zu werden. Gewann sie selbst, gegen alle Wahrscheinlichkeit, die Mehrheit bei den Abgeordneten, so ist es außer jedem Zweifel, daß sie im Herrenhause gefallen wäre. Der Hauptkampf drehte sich daher um die Salzsteuer. Ihr Ertrag ist auf mehr als die Hälfte des Ertrags der ganzen Steuerforderung der Regierung veranschlagt und wird in Wirklichkeit höchst wahrscheinlich bedeutend über die Veranschlagung hinausgehen. Ihr Fall durchlöcherte den ministerialen Finanzplan so völlig, daß er die Regierung genöthigt hätte, die von der Opposition gemachten Vorschläge, die sie in allen Punkten und in allen Stadien der Berathung, in den Commissionen, in Privatconferenzen und im Plenum unbedingt zurückgewiesen hatte, anzunehmen oder so-

wol auf die Herstellung des dreijährigen Präsensstandes als auf die Gehaltsvermehrung der Beamten zu verzichten. Ihre Annahme hat die Regierung, wenn auch mit einer sehr geringen Mehrheit durchgesetzt und man muß daher anerkennen, daß bis jetzt die Mehrsumme des Erfolgs auf ihrer Seite geblieben ist.

Werfen wir einen Blick auf die parlamentarischen Vorgänge der letzten Wochen zurück, so ist zunächst des Vorgefechts zu erwähnen, das am vorletzten Tage der Budgetsberathung geliefert wurde. Es handelte sich um den kühneschen Antrag auf Verwendung von etwa $^{1}/_{3}$ der Zinsen des Cautionsdepositums zu den allgemeinen Staatsbedürfnissen, und um den gerlachschen, der dasselbe in Betreff der Eisenbahnabgabe verlangte. Der Ausfall stellte ein Prognostikon für die Steuervorlagen selbst, das sich nur zu getreu bewahrheitet hat. Der weniger wichtige kühnesche Antrag wurde mit 149 gegen 136 Stimmen angenommen, der gerlachsche, bei dem eine viel bedeutendere Summe in Frage kam, fiel mit 168 gegen 130 Stimmen. Die Discussion über die Steuervorlagen selbst hat bis jetzt acht Sitzungen in Anspruch genommen. Von der Opposition wurden die Gründe, die in den Protokollen der freiwilligen Commission und in den Motiven des patowschen Antrags niedergelegt sind, mit überzeugender Klarheit und Sachkenntniß entwickelt. Die Fractionen der Linken stellten in der Beleuchtung der eigentlich finanziellen und volkswirthschaftlichen Seite der Frage die besten Kräfte in der Debatte. Namentlich waren es die Abgeordneten Kühne (Berlin), v. Patow und v. Bardeleben, deren Leistungen hierin hervorzuheben sind. Die Redner der äußersten Rechten bewegten sich mehr auf dem allgemeinen politischen Gebiet; als ihre vorzüglichsten Wortführer sind v. Gerlach, v. Blankenburg und v. Berg zu bezeichnen. Von der ministeriellen Seite hat unstreitig der Finanzminister, dem eine bedeutende rednerische Gewandtheit nicht abzusprechen ist, die Hauptlast des Kampfes getragen; er fand am Ministertisch, unter seinen Collegen und den Regierungscommissarien einige Unterstützung. Was aber die ministeriale Partei aus den Reihen der Abgeordneten auf die Rednerbühne schickte, schadete fast ohne Ausnahme dem Ministerium mehr, als es nützte. Man braucht hier nur an die Rede des Abgeordneten Herzberg zu erinnern, die in und außerhalb des Hauses durch ihre selbstzufriedene Naivetät einen gewiß von dem Redner nicht beabsichtigten und der Regierung nicht erwünschten Eindruck hervorbrachte. Man sagt nicht zu viel, wenn man behauptet, die Oppositionsreden waren ihrer Mehrzahl nach sachlich, die der Regierungspartei — wir sprechen hier vom Hause — fast ohne Ausnahme declamatorisch. Eine andere Seite der Discussion verdient große Beachtung. Es ist der auf der rechten Seite scharf hervortretende Antagonismus zwischen den ritterschaftlichen und bureaukratischen Elementen. Er steigerte sich bei mehren Anlässen bis zu einer Gereiztheit und Verbitterung, die nur zu klar zeigte, welch ein reicher Stoff des Zwiespaltes im Schoß der conservativen Mehrheit selbst verborgen liegt. Wir glauben nicht, daß der in ihre Reihen gebrachte Riß sich wieder schließen wird. Mag sie bei auch noch so vielen Anlässen der Linken gegenüber wieder zusammenstimmen, der Keim der Auflösung, der unverkennbar in ihr liegt, wird sich erweitern und große Aenderungen in der Parteibildung und Parteistellung zur Folge haben.

Zur Verständigung zwischen der Regierung und der Opposition, von beiden Seiten des Hauses, haben die langen und erschöpfenden Debatten kaum irgend

etwas beigetragen. Ueber den Zweck der Steuerforderung war zwischen der Mehrheit und dem Ministerium eigentlich keine Differenz. Die Herstellung des dreijährigen Präsensstandes wurde fast nur von der constitutionellen und katholischen Fraction, die noch nicht ein Viertel der Versammlung ausmachen, bekämpft. Die Gehaltsvermehrung der Beamten wurde als eine Nothwendigkeit fast von allen Seiten zugegeben. Aber über zwei Punkte gingen die Ansichten völlig auseinander. Die Opposition verlangte, das Ministerium solle die Verwendung der Gelder für die angegebenen Zwecke speciell nachweisen und gesetzlich sicherstellen. Sie behauptete zweitens, daß dieselben auch ohne neue Steuern auf anderweitigem Wege zu beschaffen seien. Auf beides weigerte sich das Ministerium entschieden einzugehen. Die Verwerfung der Salzsteuer hätte daher die Lage desselben so kritisch gemacht, daß, so wenig die gegenwärtige Praxis der Verfassung in Preußen den Bestand eines Cabinets von der parlamentarischen Mehrheit abhängig macht, in diesem besondern Falle man sich allerdings die Frage vorlegen konnte, wie denn das Ministerium, wollte es nicht eine moralisch fast unmögliche Capitulation mit seinen Gegnern schließen, oder auf die Durchführung von Zwecken verzichten, die zum Theil völlig unabweislich waren, gegen die Mehrheit fortfahren sollte sich zu behaupten, denn, daß eine Auflösung seine Lage nur verschlimmern konnte, darüber machte es sich gewiß so wenig selbst eine Illusion, als irgend jemand. Die gestrige Rede des Ministerpräsidenten trug daher einen gänzlich ungewohnten und höchst merkwürdigen Charakter. Sie stellte keine Cabinetsfrage, aber sie verneinte sie auch nicht. Sie legte im Gegentheil die Schwierigkeiten, die für das Ministerium aus der Ablehnung der Salzsteuer erwachsen müßten, als so groß, so überwältigend, so ganz ohne Ausweg dar, daß sich eigentlich jedermann selbst die Conclusion ziehen mußte, hier bliebe nur noch der eine Entschluß übrig, die Verantwortung der Lage abzulehnen und sie andern zu überlassen. Dies und die dringliche, fast bittende Weise, mit der Herr v. Manteuffel dem Hause die Annahme der Salzsteuer ans Herz legte, hat höchst wahrscheinlich der Regierung die kleine Mehrheit verschafft, mit der sie schließlich siegte. Denn man darf nicht vergessen, daß 14 Stimmen Mehrheit durch den Umschlag von nur acht Abgeordneten Minorität werden. Unter den Fractionen der Rechten sind aber nicht wenige Mitglieder, die einen Rücktritt des Cabinets und die Bildung eines Ministeriums der äußersten Rechten aus allgemeinen und vielleicht auch aus individuellen Gründen als das größte aller Uebel fürchten. Endlich ist es unleugbar, daß bei der Salzsteuer die Regierung ihren ganzen Einfluß bei den Beamtenabgeordneten aufgeboten hat, um eine Mehrheit zu erzielen. An der Durchsetzung der Gebäudesteuer verzweifelte man und die überraschende Mehrheit gegen sie erklärte sich zum Theil dadurch, daß der größte Theil der im Hause sitzenden Beamten höchst unbekümmert gegen sie stimmte. Viele unter ihnen machten diese Kundgebung ihrer Unabhängigkeit vielleicht um so lieber, als sie damit ihrem Votum für die Salzsteuer im Voraus ein günstiges Relief gaben. Man muß nicht außer Acht lassen, daß unter den 73, die für die Gebäudesteuer stimmten, eine bedeutende Zahl rheinischer Abgeordneter ist, die sie als eine Abschlagszahlung auf die Ausgleichung der Grundsteuer ansahen.

Die Annahme der Gewerbe- und Actiensteuer, die in der Rechten großen Beifall findet, ist gar nicht zu bezweifeln. Eine andere Sache ist es, ob das Herren-

haus die Salzsteuer passiren läßt. Wir befürchten, aufrichtig gestanden — denn wir sind, ganz abgesehen von allen politischen Gründen, dieser Steuer völlig entgegen —, daß dem so sein wird. Das Herrenhaus hätte hier eine Gelegenheit, wie sie sich wahrscheinlich in langer Zeit nicht wieder bieten wird, seiner sehr neuen Existenz einen gewissen Halt in der äußerlichen Meinung zu geben, der ihr bis jetzt noch mangelt und der die eigentliche Stärke einer aristokratischen Institution ausmacht. Bis jetzt hat es seine Thätigkeit mit einem Eifer den ritterschaftlichen Interessen zugewendet, der nicht geeignet ist, die gegen den preußischen Adel im Volke bestehenden Vorurtheile zu versöhnen. Jetzt könnte es einen Act vollziehen, der ihm selbst keine Vortheile einbrächte, der nur den ärmeren Classen der Bevölkerung zu Gute käme. Wird die Mehrheit die nöthige Selbstständigkeit und Energie dazu besitzen? Das ist die Frage. Die mächtige Minorität, die bei den Abgeordneten gegen die Salzsteuererhöhung sich erklärt hat, gibt dem Herrenhaus eine sehr bedeutende moralische Stütze. Es sind jedoch auch andere, vielleicht noch stärkere Momente dabei in Anschlag zu bringen, die in der That den Entschluß, diese Vorlage zu verwerfen, zu einem sehr schwierigen machen, darum zu einem doppelt verdienstvollen, aber auch zu einem doppelt unwahrscheinlichen.

---

## Literatur.

Erlebnisse eines schleswigschen Predigers in den Friedens- und Kriegsjahren 1838 bis 1850. Von Fr. Petersen, Pfarrer zu St. Johann-Saarbrücken, früher Pfarrer zu Rottmark auf Alsen. Frankfurt a/M. H. L. Brönner. 1856. — Diese Schrift, welche bereits in zweiter Auflage erscheint, enthält: den Ausbruch des Kriegssturmes, die Schicksale der Beamten, des Verfassers Gefangenschaft auf Fühnen, seine Befreiung, Rückkehr in sein früheres Amt, Vertreibung aus demselben durch den souveränen dänischen Pöbel u. s. w. Schicksale und Erfahrungen sind in anziehender und lebendiger Weise vorgeführt, das Buch stellt das rohe und völkerrechtwidrige Treiben so wie das eitle Gebahren der Dänen zur Zeit des Krieges in anschaulich geschilderten Selbsterlebnissen vor die Augen. Liegt auch diese Zeit voll Grimm und Trauer lange hinter uns, so thut es doch noth, die Erinnerung an das Märtyrerthum, welches das schleswig-holsteinische Volk um seiner deutschen Nationalität willen schon damals ertrug, immer von neuem zu erwecken. Haben auch verschiedene Schriften ähnliche Schilderungen gebracht, so erhält die vorliegende Schrift dadurch noch ein besonderes Interesse, daß der Verfasser zur Zeit der Erhebung als Prediger auf Alsen in der Nähe des Herzogs von Augustenburg lebte, dessen Charakteristik sowol nach seinem politischen Leben als in seiner nächsten Umgebung einen nicht unbedeutenden und höchst interessanten Theil der Schrift ausmacht. Außerdem enthält das Buch beachtungswerthe Beiträge zur Schilderung des Zustandes der Kirche und Schule unter dem dänischen Regiment. Sehen wir von einigen kleinen Partien ab, wo der Verfasser von seinem streng

kirchlichen Standpunkte aus bei Schilderung des höchst verwerflichen und anstößigen Privatlebens der rationalistischen dänischen Geistlichen Gelegenheit nimmt, gegen die freiere Denkweise überhaupt zu Felde zu ziehen, oder wo er sich in eine etwas salbungsreiche Besprechung der amtlichen Functionen des Geistlichen verliert, die füglich beim Lesen übergangen werden dürfen, so können wir die Schrift allen, welche ein Herz für die Sache der Herzogthümer haben, aufs wärmste empfehlen. Wem das dänische Nationallied, welches in der Kriegszeit neben anderem Geistigen den Muth der Soldaten und den Haß des Volkes gegen alles, was deutsch heißt, zu entflammen im Stande war und welches seitdem von dänischen Schulmeistern, welche den deutschredenden Gemeinden Angelns octroyirt wurden, mit wahrhaft anerkennungswerthem Eifer der Dorfjugend eingebläut wird — noch nicht aus den „Schleswig-holsteinischen Briefen" von Moritz Busch bekannt sein sollte, der wird vielleicht folgendem Passus, welchen wir der Schilderung der Gefangenschaft des Verfassers entnehmen, einiges Interesse abgewinnen: —

„Täglich gingen wir ein bis zwei Mal spazieren, aber was waren das für Spaziergänge? Wir mußten einsame Feld- und Waldwege aufsuchen, weil wir auf anderen Wegen verhöhnt wurden. Besonders war es die liebe Jugend, welche sich an uns zum Ritter schlug. Wo wir uns blicken ließen, da tönte uns ein Spottlied oder -Wort entgegen. Besonders war es ein Vers aus dem damaligen Nationalliede: der tapfere Landsoldat, der uns fortwährend in die Ohren gellte und darum sich meinem Gedächtnisse unauslöschlich eingeprägt hat. Jede Nation hat ihr Volkslied, das in Zeiten politischer Bewegung wie eine Woge über Land braust. Wie ein Volk in solchen Zeiten singt, so ist es. Deutschland hat sein: Was ist des Deutschen Vaterland; die Herzogthümer ihr: Schleswig-Holstein meerumschlungen; Dänemark war nun von seinen besseren nationalen Liedern abgefallen und dem tapferen sinnlosen Landsoldaten zugefallen. Dichter und Componist dieses Liedes sind mit einem dänischen Orden dafür gekrönt worden. Der Componist hat den Orden nicht verdient, denn er hat eine alte preußische Melodie des Liedes: „Das zwölfte Regiment", zu einer dänischen Volksmelodie gemacht. Wie weit der Dichter den Orden verdient hatte, davon möge ein Vers zeugen. Das Lied selbst ist übrigens von einem naturalisirten Dänen, Pastor Carstesen zu Düppel, in ein dänisches Gesangbuch aufgenommen, das man dort (in Nordschleswig) in Kirchen und Schulen einzuführen bemüht ist. So schändet man auch diese Stätten. Der Vers nun, welcher uns immer in die Ohren gellte, lautet in getreuer Uebersetzung:

Wenn der Deutsche hier kömmt,
Beklage ich jeden;
Zu Peter und zu Paul
Spricht er: du bis faul,*)
Und antwortet man ihm
Wieder auf dänisch,
So spricht er: halt's Maul.
Und darum will ich schlagen
Wie ein tapfrer Landsoldat.
Hurrah!

*) Dänisch: han siger: du bis faul.

Das ist der Inhalt eines Liedes, das damals der fast ausschließliche Ausdruck der patriotischen Begeisterung war. Das allergelindeste Urtheil muß dies Lied, das sich auf den nationalen Thron der Volksthümlichkeit erhob, für baaren Unsinn erklären." —

Zum Schlusse sei noch erinnert an einen werthvollen Aufsatz:

Die skandinavische Union. Aus der Minerva von Bran, Februarheft 1857 besonders abgedruckt. 36 Seiten. — Die bestimmte und drastisch anschauliche Sprache dieser Broschüre läßt die Kriegsfeder eines sachkundigen und scharfblickenden Mannes erkennen, dem wir bereits mehre Schriften ersten Ranges über die deutsch-dänische Streitfrage verdanken. Auf den wenigen Seiten der vorliegenden Schrift werden in charakteristischen Zügen die Sympathien in Dänemark, Schweden und Norwegen für eine nordische Union vorgeführt, um so interessanter, als die Vorgänge auf den Studentenversammlungen u. s. w. durch die deutschen Zeitungen nur in ganz nackten Umrissen bekannt geworden sind. Der Verfasser weist nach, wie sehr das Volk in den drei nordischen Reichen der Unionsidee nachhänge, und zieht den durchaus richtigen Schluß, daß von der Errichtung dieser Union die Befreiung der Herzogthümer einzig und allein abhänge. „Die Herzogthümer, geistig gemartert und betrogen, volkswirthschaftlich ausgebeutet und ausgesogen, sind in allen Richtungen, die das politische und das nationalökonomische Wohl und Wehe des Landes angehen, zur Zeit für Deutschland verloren. Sprache, Verfassung und Verwaltung, Zoll, Post und Münzen, Eisenbahn und Telegraph, alles ist dänisch organisirt. — Die einzige naturgemäße und staatsmännische Erlösung liegt in der nordischen Union und die Zeit wird solche bringen. — Die Union muß die Herzogthümer wieder befreien; sie kann nur das Natürlichzusammengehörige verbinden und das nie zu Vereinigende trennen. — Um Bestand zu gewinnen hat die Union auf die skandinavische Nationalität sich zu stützen, jede fremde Nationalität von sich abzulehnen, um alle fremden Einmischungen, namentlich auch von deutscher Seite zurückweisen zu können."

Für den Scharfblick des Verf. ist es ein gutes Zeugniß, daß er in dieser Schrift bereits die gegenwärtige Sachlage ganz so vorhersagt, wie sie jetzt steht.

Das Porträt des Verfassers der letzten dänischen Note, des Herrn von Scheel, welcher als der Clown in der hochtragischen Geschichte eines gemißhandelten deutschen Volksstammes dargestellt wird, möge man in dem vortrefflichen Artikel selbst nachlesen. D.

**Neue historische Schriften.** — Geschichte des russischen Kriegs im Jahr 1812. Vom Major Beitzke. Mit einer Uebersichtskarte und zwei Plänen. Berlin, Duncker und Humblot. —

Aus Steins Leben. Von G. H. Pertz. Zweite Hälfte. 1814—1831. Berlin, G. Reimer. —

Der große Erfolg, der der Geschichte der Freiheitskriege zu Theil wurde, hat den Major Beitzke bestimmt, auch das Gemälde des russischen Feldzugs vom deutschen Standpunkt aus zu entwerfen. Es war für das Unternehmen sehr günstig, daß kurz vorher durch den Major Bernhardi die Denkwürdigkeiten des General Toll veröffentlicht waren, die auf die geheime Geschichte jenes Jahres ein überraschendes

Licht warfen. Man hatte jene Begebenheiten bis jetzt vorzugsweise von dem französischen Lager aus angesehen. Die Stimmen aus dem russischen Hauptquartier hatten sich nur sehr vereinzelt hören lassen, und durch mißverstandene Mittheilungen Knesebecks so wie durch das natürliche Bemühen, in allen Begebenheiten nach einem vernünftigen Zusammenhang zu suchen, hatte sich die falsche Vorstellung verbreitet, dem russischen Feldzuge habe ein tiefberechneter Plan zu Grunde gelegen. Diese nebelhaften Ideen mußten sich nun allerdings durch die positiven Mittheilungen Tolls zerstreuen. Der Heros des Westens ist nicht durch einen überlegenen Verstand, sondern durch die natürliche Wucht der Ereignisse erdrückt worden. Der Krieg ist von den Russen zu Anfang mit einer Kopflosigkeit und noch bis ans Ende hin, noch in der Schlacht an der Beresina mit einer Zaghaftigkeit geführt worden, die uns recht lebhaft zeigt, wie das Schicksal zuweilen der Sterblichen Pläne und Rathschläge spottet. Napoleon hat bei seinem Unternehmen drei starke Fehler begangen, er hat den Feldzug, wenn er ihn bis Moskau hin ausdehnen wollte, zu spät im Jahre angefangen, er hat sich in Moskau zu lange aufgehalten, und er hat für die Verpflegung der Truppen weniger vorausgesorgt, als es sonst seine Gewohnheit war. Alles Uebrige haben die Elemente gethan. Es ist uns in diesem Bilde sehr erfreulich gewesen, wie der Verfasser die beiden wesentlichen Gesichtspunkte mit gleicher Energie festhält. Er steht natürlich mit seinen Ueberzeugungen gegen den Eroberer und betrachtet das furchtbare Strafgericht, das ihn traf, mit den Augen eines deutschen Patrioten, dessen Vaterland dem russischen Winter theilweis seine Befreiung verdankt; aber als Erzähler kann er sich jenes tiefen menschlichen Mitleids nicht erwehren, welches ein richtig gebildetes Gefühl stets für die besiegte französische Armee empfindet. Ja hin und wieder bricht er in laute Bewunderung für Napoleon aus, dessen Genius sich trotz jener großen Fehler in den Tagen äußerster Noth glänzender entwickelte, als in seiner frühern Siegerlaufbahn.

Es ist zu bedauern, daß der Verfasser versäumt hat, an dieses brauchbare, in Bezug auf die sachliche Gründlichkeit wie auf den Ton befriedigende Werk die letzte Hand zu legen. Man wird hin und wieder durch Wiederholungen ermüdet, und die Gruppirung der Thatsachen ist nicht immer geschickt genug. Mit leichter Mühe könnten diese kleinen Nachlässigkeiten weggeschafft werden, und wir rechnen darauf, daß dies in einer zweiten Auflage geschehen wird, die vielleicht die beiden Werke miteinander vereinigt und am Schluß noch den Feldzug von 1815 hinzufügt. — Der Uebergang zu dem Leben Steins führt uns natürlich zuerst auf die Briefe dieses großen Patrioten aus der Zeit des russischen Feldzugs. Sie zeigen uns, wie falsch man in St. Petersburg noch bis zu einem ziemlich späten Zeitraum hin die Lage der Armee auffaßte, und wie die großartigen Prahlereien Kutusoffs den Hof getäuscht hatten.

Was das ganze Werk betrifft, so können wir uns jetzt mit der Fassung desselben einverstanden erklären. Es enthält zwar auch jetzt noch gegen 1700 sehr starke Seiten, aber die Uebersicht ist doch bequem genug, und wenn es auch in dieser Form als Lesebuch betrachtet nur auf den Kreis der eigentlich historisch Gebildeten rechnen kann, so eignet es sich desto besser zum Nachschlagen, und wir müssen dem Herausgeber Dank wissen, daß er uns von dem, was uns am meisten interessirt, von den Originalpapieren Steins, so wenig als irgend mög-

lich vorenthalten hat. Für jeden Deutschen und namentlich für jeden Preußen sind die Jahre von 1807 bis 1815 die Periode der glorwürdigsten und der lehrreichsten Ereignisse, bei denen sich der Gebildete nicht mit einer kurzen historischen Darstellung begnügen darf, denen er vielmehr ein quellenmäßiges Studium widmen muß. Es sollte sich jeder eine Bibliothek anlegen, die es ihm möglich macht, die Helden und Thaten jener Periode sich im Detail zu vergegenwärtigen. In einer solchen Bibliothek behauptet aber das Leben Steins die erste Stelle, nicht blos weil es uns das Verständniß eines Charakters erschließt, der über alle seine Zeitgenossen hoch emporragt, sondern auch weil es für die tieferen Motive jener Begebenheiten die wichtigste Quelle ist. Durch die darin enthaltenen Documente wird uns die Geschichte jener Zeit zur lebendigen Gegenwart. Wir empfinden noch einmal den ganzen Haß und die ganze Begeisterung jener Tage, und es thut Noth, aus der Vergangenheit alle Wärme zu sammeln, von der wir noch einmal ein neues Leben hoffen können.

Geschichte des neuern Italiens. Von der ersten französischen Revolution bis zum Jahre 1850. Aus dem Englischen des Richard Heber Wrightson von J. Seybt. Leipzig, Lorck. 1856. — Die Uebersetzung des Buchs ist um so zeitgemäßer, da sich die italienischen Verwirrungen neben den schleswig-holsteinischen in diesem Augenblick wieder in den Vordergrund drängen. Zwar theilen wir mit der östreichischen Zeitung die Ansicht, daß für jetzt der Conflict nur zu einer bedeutenden Consumtion von Stahlfedern führen wird, denn in diesem Augenblick wird sich jeder Staat hüten, es zu einem ernsten Conflict kommen zu lassen, der das berühmte europäische Gleichgewicht in Frage stellt. Der Verfasser des vorliegenden Werks hat nicht die Absicht einer eigenthümlichen Forschung, er begnügt sich damit, die Zeitungsberichte kritisch gesichtet in einer möglichst übersichtlichen Anordnung zusammenzustellen. Seine Gesinnung ist die des gemäßigten Liberalismus, des allmäligen Fortschrittes auf der Grundlage der constitutionellen Monarchie, und wenn er sich auch auf der Grundlage dieser Ueberzeugung zuweilen heftiger gegen die linke Seite ausspricht, als gegen die rechte, über die ein rücksichtsloses Wort wohlangebracht wäre, so wird man doch im Durchschnitt seinen Ansichten beipflichten. Einzelne Ereignisse, wo der Verfasser im Zusammenhang bleibt, namentlich die Entwicklung des Papstthums seit Pius IX., sind gut erzählt; was aber die Kunstform betrifft, so hat sich der Verfasser die Aufgabe doch ein wenig zu leicht gemacht. Es ist mitunter in Bezug auf die Zeitbestimmungen ein Durcheinander, daß man nicht recht weiß, wo man den Anfang und wo das Ende zu suchen hat.

S.

---

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.

Als verantwortl. Redacteur legitimirt: F. W. Grunow. — Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

# Preußen und Oestreich.

Kriegerische und friedliche Träumereien über Vergangenes, Gegenwärtiges und Zukünftiges. Von Pz. Leipzig, B. G. Teubner. 1857.

Halb erzählend, halb erörternd behandelt der Verfasser in diesen Träumereien eine mannigfaltige Reihe von Fragen, die sich zwar sämmtlich auf die Entwickelung Deutschlands beziehen, die aber sonst in keinem strengen Zusammenhang zueinander stehen. Am ausführlichsten geht er auf die Militärverfassung ein. Wir überlassen jedoch die Beurtheilung seiner Wünsche und Anforderungen nach dieser Seite hin einem Mann von Fach und halten uns an die eigentliche Politik, die ihm auch in der That am meisten am Herzen liegt, denn seine militärischen Vorschläge würden nur dann Anwendung finden können, wenn man gewisse politische Voraussetzungen zugibt.

Um uns auf dem Gebiet der ruhigen Discussion zu halten, lassen wir zunächst die Gefühle bei Seite, die ihn zum Theil in seinen Wünschen bestimmen. Er hat, wie er uns berichtet, vor der Theilung Sachsens in der sächsischen Armee gedient und hat die Behandlung seines Vaterlandes durch den wiener Congreß mit großer Bitterkeit empfunden. Diese Bitterkeit kann er auch heute noch nicht verleugnen; wo er auf Preußen und Rußland zu sprechen kommt, merkt man ihm an, daß er sich Gewalt anthun muß, um ruhig zu bleiben. Man darf den Einfluß des Gefühls auf die wirkliche Politik nicht zu gering anschlagen, und wir, die wir die Stimmungen des Verfassers nicht theilen, haben gegen den Ausdruck derselben nichts einzuwenden, so lange sie ihn nicht zu unrichtigen Urtheilen verleiten. Auf einige Punkte, wo das Gefühl mit ihm durchgeht, werden wir später aufmerksam machen. Hier begnügen wir uns damit, seine Stimmung zu constatiren, denn der Discussion gibt sie keinen Raum. Dagegen gibt es einen neutralen Boden, auf dem wir uns verständigen können, seine letzten Ideale stimmen mit den unsrigen überein, die Abweichung bezieht sich nur auf die Art und Weise, wie dieselben verwirklicht werden können. Herr Pz. will nämlich, daß Deutschland sich im Innern in geistiger wie in materieller Beziehung selbstständig und kräftig entwickle und nach außen hin eine geachtete Stellung einnehme.

Die Mittel zu diesem höchst wünschenswerthen Zweck hat er zwar nicht in ein System gebracht, aber man findet doch in seinen sämmtlichen Deductionen zwei leitende Gedanken heraus: die Eintracht zwischen Oestreich und Preußen und die Begünstigung der Mittelstaaten auf Kosten der kleinen.

Was das Erste betrifft, so können wir nur unsere Wünsche mit denen des Verfassers vereinigen. Wenn Oestreich und Preußen in allen Punkten einig wären, so würde in materieller Beziehung für Deutschland ein großer Gewinn daraus hervorgehen, und wir würden eine Politik verfolgen können, die von Rußland, England und Frankreich unabhängig wäre. Die Eintracht zwischen den beiden Staaten ist nicht blos wünschenswerth, sie ist auch möglich. Wenn die beiderseitigen Staaten ihre positiven Interessen richtig verständen, so würden sie einsehen, daß sie sich in keinem Punkt ernsthaft widersprechen, ja sie würden mitunter zu ganz erstaunlichen Resultaten kommen, zu Resultaten, mit denen diejenige Classe von Politikern, denen sich Herr Pz. anreiht, am wenigsten zufrieden sein würde. Herr Pz. schreibt nämlich nicht grade die Devise Bamberg auf seine Fahne, er mißbilligt sogar den einzelnen Act, von dem sich diese Benennung herschreibt, indeß aus Gründen, die nicht in der Natur der Sache liegen, sondern die von der momentanen Zweckmäßigkeit hergenommen sind; aber indirect zielen alle seine Vorschläge dahin, die bamberger Politik möglich und wirksam zu machen.

Die östreichischen und preußischen Staatsmänner können sich einigen, wenn sie alle vorgefaßten Meinungen, Leidenschaften, Sympathien, alle politischen Ueberlieferungen zum Schweigen bringen. Eine solche Ueberwindung des Gefühls im Interesse des Verstandes ist aber bei Staatsmännern ebenso selten, wie bei Privatleuten. Sie ist um so seltener, je weitläufiger die Berechnung ist, die der Verstand anstellen müßte, um seine Auffassung geltend zu machen. Auch die Staatsmänner sehen in der Regel nur das Nächstliegende, und das Nächstliegende ist in diesem Fall, daß Oestreich und Preußen Concurrenten um denselben Preis sind, daß also der eine wie der andere Staat dahin arbeiten muß, den Spielraum seines Nebenbuhlers einzuengen. Ein bedenklicher Umstand ist ferner, daß ein reales Einverständniß nur in dem Fall möglich ist, wenn sich auf beiden Seiten die richtige Einsicht geltend macht, und hier müssen wir zunächst hervorheben, daß Herr Pz. im höchsten Grade Unrecht hat, wenn er in Bezug auf die neueste Geschichte Preußen alle Schuld zuschreibt.

Ein Staat, der den aufrichtigen Willen hat, einen benachbarten Staat zu gewinnen, wird es als eine willkommene Gelegenheit mit Freuden ergreifen, wenn er ihn in einer Angelegenheit verpflichten kann, die nicht einen realen, sondern einen idealen, d. h. imaginären Werth hat. Eine solche Gelegenheit bot sich Oestreich in der neuenburger Frage. Herr Pz. declamirt sehr aus-

führlich darüber, daß diese Frage ein blos dynastisches Interesse hat, daß die Ehre der andern deutschen Fürsten dabei nicht im geringsten betheiligt ist. Wir geben das zu, aber desto eifriger hätte sich Oestreich zeigen sollen, dem Nachbarstaat einen Gefallen zu thun, der es nichts kostete und der diesem nichts einbrachte. Ist Oestreich etwa durch Sympathien für die Schweiz bestimmt worden, in den neuenburger Verhandlungen die Rolle zu spielen, die es gespielt hat? Oder war es etwa eine Gefälligkeit gegen den Kaiser Napoleon III., ihm die vermittelnde imposante Stellung zu überlassen, die am natürlichsten Oestreich zufiel? Es scheint beinahe so, als habe auch in dieser Sache nicht die ruhige Ueberzeugung, sondern das Gefühl den Ausschlag gegeben.

Ein ähnlicher Fall ist es mit der orientalischen Frage. Auch wir theilen ganz die Ansicht des Herrn Pz., daß in dieser Frage Oestreich eine viel einsichtsvollere Politik verfolgt hat, als Preußen; ja es hat einen glänzenden Erfolg davongetragen, denn es hat die wenigsten Opfer gebracht und sein Gewinn ist der größte gewesen. Aber man muß dabei zweierlei bedenken: einmal war Oestreichs Aufgabe in dieser Sache viel bestimmter vorgezeichnet. Die Combination war für Oestreich so günstig, wie sie nicht leicht in der Geschichte zum zweiten Mal vorkommt; der Gewinn war ein nothwendiger, unmittelbarer, und es kostete weiter nichts, als die Unterdrückung dankbarer Erinnerungen, ein Opfer, das bekanntlich bei menschlichen Angelegenheiten am leichtesten in die Wagschale fällt. Für Preußen dagegen waren zwar sehr bestimmte Opfer in Aussicht gestellt aber kein sicherer Gewinn garantirt; und wenn wir auch heute noch wie damals die Ueberzeugung hegen, daß der Gewinn sich von selbst würde ergeben haben, so kann man den preußischen Staatsmännern wenigstens ein sehr ernstes Mißtrauen gegen ihre Verbündeten nicht verargen. Es wäre Oestreich am leichtesten gewesen, durch offenes Entgegenkommen dies Mißtrauen zu beseitigen. Hat es das aber gethan? Wir sind in die Geheimnisse der Diplomatie nicht eingeweiht, aber die Noten, die damals durch die Zeitungen veröffentlicht wurden, waren so wenig darauf berechnet, die gerechte Empfindlichkeit eines unabhängigen Staats zu schonen, daß man fast auf den Glauben gerathen muß, Oestreich sei die Rolle, die Preußen spielte, gar nicht unbequem gewesen, es habe im Gegentheil indirect alles daran gesetzt, es darin zu bestärken. — Beiläufig bemerken wir noch, daß es im höchsten Grade ungerecht ist, Preußen allein für den Einfluß verantwortlich zu machen, den Rußland auf uns ausgeübt hat. Der Verfasser hat eine merkwürdige Manier, unbequeme Thatsachen zu überspringen. An 1772 und 1793 erinnert er mit großem Eifer, 1756 und 1850 hat er aber ganz vergessen. Wir dächten doch, daß im letztern Jahr nicht Preußen, sondern Oestreich der Vermittler des russischen Einflusses gewesen ist.

Indeß ist es im Grund eine müßige Frage, wer von den beiden Staaten

am meiſten daran ſchuld iſt, daß das wünſchenswerthe Einverſtändniß nicht ſtattfindet. Genug, es findet nicht ſtatt. Die Hauptſache iſt folgende. Es kommt nicht blos darauf an, daß Oeſtreich und Preußen einig ſind, ſondern worüber ſie einig ſind. Auch hier nehmen wir unſere Belege aus der Geſchichte.

In der Zeit von 1815 bis 1847 oder wenigſtens bis 1840 hat in den meiſten Fällen zwiſchen Oeſtreich und Preußen Einverſtändniß geherrſcht, mit andern Worten, Preußen hat gethan, was Oeſtreich wollte. Nun wird aber wol alle Welt darüber einig ſein, daß die Herrlichkeit dieſer Zeit nicht groß war. Wen nichts Anderes überzeugt, der mag ſich daran erinnern, daß aus jener Zeit das Jahr 1848 hervorging. Die Signatur dieſes Jahres war nicht die Leidenſchaft der Menge, ſondern die Schwäche der Regierungen, und dieſe war das Reſultat der Stagnation jener ewig unglückſeligen Jahre, das Reſultat der metternichſchen Politik. Was in jener Zeit Poſitives geleiſtet wurde (z. B. der Zollverein, das preußiſche Univerſitätsleben ꝛc.), iſt von Preußen nicht mit Unterſtützung Oeſtreichs, ſondern trotz des Widerſtrebens deſſelben durchgeführt worden.

Als im Jahr 1850 die bisherige Richtung der preußiſchen Politik aufgegeben wurde, glaubte das Miniſterium Manteuffel ſeine Unabhängigkeit völlig conſtatirt zu haben, als es mit Oeſtreich gemeinſam dieſelbe Sache unterſtützte, die es früher bekämpfen wollte. Es hat mit Oeſtreich gemeinſchaftlich in Schleswig-Holſtein intervenirt und die däniſche Oberherrſchaft hergeſtellt, es hat ſpäter das londoner Protokoll mit unterzeichnet. Ob Preußen ſeine Würde nicht beſſer gewahrt hätte, wenn es dieſe Cooperationen unterließ, das iſt eine Frage, die Herrn Pz. ſehr gleichgiltig ſein wird. Aber wäre es nicht auch für die Würde und für den Vortheil der deutſchen Nation beſſer geweſen? Und die Sache iſt ja noch keineswegs zu Ende. Auch jetzt wird ſich in Bezug auf Schleswig-Holſtein noch einmal bewahrheiten, daß es nicht blos darauf ankommt, daß Oeſtreich und Preußen einig ſind, ſondern auch, worüber ſie einig ſind. Alle dieſe Bemerkungen haben nicht den Zweck, die preußiſche Politik zu vertheidigen, ſondern nur darauf aufmerkſam zu machen, daß jede Sache zwei Seiten hat.

Wir gehen jetzt auf den zweiten Punkt über. In Bezug auf den zweiten Frieden ſagt der Verfaſſer S. 44: „Wenn es Alexander I. wirklich darum zu thun war, in Deutſchland eine feſtere politiſche Geſtaltung zu vermitteln, damit es zu einer tüchtigen Vormauer gegen Frankreich werde, ſo mußte man vor allem das deutſche Kaiſerreich auf einer neuen Baſis wieder herſtellen, die Zahl der Kleinſtaaten vermindern und ihre Souveränetätsrechte ſchmälern, die Mittelſtaaten hingegen vermehren und kräftigen. Davon iſt wol auch die Rede geweſen. Die dynaſtiſchen Intereſſen Rußlands und Preußens verhin-

derten aber die Ausführung zweckdienlicher Maßregeln." — Es kreuzen sich in dieser Bemerkung zwei verschiedenartige Wünsche: das östreichische Kaiserthum und die Vergrößerung der Mittelstaaten. Wir fassen zunächst nur den letztern ins Auge, wobei wir natürlich noch daran erinnern, daß es sich bei der Kritik eines Buchs, welches den Titel „Träumereien" führt, auch nur um Wünsche und Träumereien handeln kann.

Gegen die Existenz der kleinen Staaten kann man vom Standpunkt der innern Politik sehr viel einwenden, denn sie verringern die productive Kraft des Volks. Dagegen ist ihr Einfluß auf die große Politik niemals schädlich, oft vortheilhaft gewesen. Den Fürsten, deren Ländergebiet einen Umfang wie Waldeck umfaßt, kann es nicht einfallen, eine Souveränetät in dem Sinn zu beanspruchen, wie Oestreich oder Preußen. Die Mittelstaaten dagegen werden durch ihre Natur dazu gedrängt, und sie würden ihre Unabhängigkeit Oestreich und Preußen gegenüber in noch viel höherem Grade behauptet haben, wenn man sie 1815 vergrößert hätte. Manchen Politikern, den reinen Bambergern, wäre das ganz gelegen; aber Herr Pz. wünscht ja die Einigung zwischen Oestreich und Preußen und die gemeinschaftliche Ausübung der Hegemonie. Nun wird aber durch nichts der Dualismus dieser beiden Staaten so gefördert, als durch die Existenz unabhängiger Mittelstaaten, die zwischen ihnen balanciren; und sollte einmal der Fall eintreten, daß Oestreich und Preußen über eine Sache einig wären, die Mittelstaaten nicht, so würde sich aus Bamberg leicht noch etwas Weiteres entwickeln, etwa eine Erneuerung von 1805. Staaten von dem Umfang und der Lage Hannovers sind ganz dazu angethan, eine selbstständige Politik zu verfolgen. Seite 5 sagt der Verfasser selbst: „Nach der Auflösung des deutschen Reichs hatte Napoleon unter den deutschen Fürsten zweiten und dritten Ranges, die er zum Theil zu Königen und Großherzogen erhob, sich allerdings manchen Freund erworben, der in ihm einen besseren Verbündeten und Schutzherrn erkennen mochte, als die Beherrscher Oestreichs und Preußens zu mancher Zeit gewesen waren." Weiterhin spricht er einen sehr scharfen Tadel gegen Preußen aus, daß es den Freiheitskrieg mit Drohungen gegen die Rheinbundfürsten eröffnete (S. 21). „Diese Drohung verfehlte nicht nur ihre Wirkung, sondern mußte dieselben auch mißtrauisch gegen die Absichten ihrer angeblichen Befreier machen." Auch die weitere Deduction ist interessant genug. (S. 22). „Verblieb Oestreich im Bunde mit Frankreich, so würden auch die Rheinbundsfürsten ihre kräftige Mitwirkung nicht versagt haben. Die Karte von Mitteleuropa wäre dann ohne Zweifel eine ganz andere geworden, insofern man nämlich — dem Beispiele Rußlands und Preußens folgend — sich zu einem Interessenkriege entschloß. Die Donaufürstenthümer, und vielleicht auch ein Stück von Polen, würden Oestreich dann nicht entgangen sein." „Indeß Oestreich verzichtete

auf die Vortheile, welche die Befolgung einer länderſüchtigen Politik ihm gewährt haben würde, und blieb Rußland und Frankreich gegenüber in einer zuwartenden Stellung, die ihm für den entſcheidenden Moment freie Hand ließ. Das deutſche Intereſſe war alſo überwiegend."

Alſo Preußens Erhebung 1813 war ein Intereſſenkrieg, Oeſtreichs zuwartende Politik dagegen eine nationale Politik! Es iſt doch gut, wenn man aufgeklärt wird! — Dann folgt eine Rechtfertigung der ſächſiſchen Politik. „Die Verhältniſſe waren ganz danach angethan, alle Kräfte Sachſens aufzubieten, um unter den franzöſiſchen Adlern das Verlorne wieder zu erringen, und für den Verluſt des Großherzogthums Warſchau ſich in Schleſien zu entſchädigen, welches Napoleon in dieſem Falle als Siegespreis aufgeſtellt hatte." Allein Friedrich Auguſt wollte das nicht. Er ließ die Feſtung Torgau den Franzoſen verſchließen. „Daß die Feſtung auch den Verbündeten verſchloſſen blieb, verſtand ſich inſofern von ſelbſt, weil der Ausgang des zu erwartenden Kampfes zwiſchen Napoleon und ſeinen Gegnern über Sachſens Geſchick entſcheiden mußte, Sachſens Theilnahme an dieſem Kampfe aber, bei der Geringfügigkeit ſeiner damals verwendbaren Streitkräfte, in der Hauptſache nichts zu ändern vermochte. Der Grundſatz einer thatſächlichen Neutralität wurde alſo conſequent feſtgehalten." „Dadurch erhielt die Stellung Oeſtreichs ein doppeltes Gewicht und konnte eventuell zu einer ſchiedsrichterlichen werden." „Napoleon, über Friedrich Auguſts Reiſe nach Prag ohnehin ſehr aufgebracht, ließ dem ſo hartbedrängten Monarchen durch den Herzog von Weimar ſchreiben, er möge ſich rund und offen erklären, mit dem Zuſatze: s'il est contre moi, il perdra tout ce qu'il a! Wenige Tage ſpäter erhielt der König den ausdrücklichen Befehl zur augenblicklichen Rückkehr nach Dresden, die ſchon am 12. Mai erfolgte." „Nach ſolchen Vorgängen iſt es wol erlaubt zu fragen: ob die ganz unzeitige und mit einer nicht zu rechtfertigenden Drohung verbundene Aufforderung an Sachſen, mit Rußland und Preußen gemeinſchaftliche Sache zu machen, einen anderen Erfolg gehabt haben würde, als Land und Volk ganz nutzlos in noch größeres Unglück zu ſtürzen?"

Das alles ſind Geſichtspunkte, die ſich hören laſſen, die der einſichtsvolle und wohlmeinende Fürſt eines Mittelſtaats, der einſichtsvolle und wohlwollende Miniſter eines Mittelſtaats in Erwägung zu ziehen das Recht und die Pflicht hat. Wir wollen Friedrich Auguſt und ſeine Rathgeber keineswegs verurtheilen; ſie handelten von ihrem Standpunkt aus, wenn nicht richtig, doch wenigſtens begreiflich. Daß aber die Regierung eines Mittelſtaats ſo denken und empfinden kann, iſt das wol für die Zwecke, die auch Herr Pz. in Bezug auf das Geſammtvaterland vertritt, heilſam? Dem Fürſten eines kleinen Staats kann es nicht einfallen, ähnliche Geſichtspunkte durchführen zu wollen, und auch die egoiſtiſche Politik eines Großſtaats wie Oeſtreich und Preußen hat

doch immer Bezug aufs Allgemeine, wenigstens auf einen größern Theil des Allgemeinen. Wir kommen auf diesen Gedanken noch weiter unten zurück. Bei Herrn Pz. findet ein fortwährendes Schwanken zwischen dem angebornen Instinct und der Ueberzeugung statt. Er ist überzeugt, daß nur das Kaiserthum, und zwar das östreichische, Deutschland retten könne; aber als Landesangehöriger eines deutschen Mittelstaats hindert ihn seine angeborne Pietät, die letzten Consequenzen dieser Ueberzeugung zu ziehen. Wenn man das Kaiserthum ernstlich will, so kann man darunter doch nicht das Kaiserthum von 1648 bis 1806 verstehen, die elendeste und kläglichste aller politischen Institutionen, die jemals in der Weltgeschichte vorgekommen sind. Dieses Kaiserthum hat für Deutschland nichts gethan und nichts thun können; es ist ihm nicht einmal gelungen, Bündnisse der deutschen Landesfürsten mit dem Erbfeind zu hindern. So gut der Verfasser es versteht, unbequeme Jahrhunderte zu ignoriren, so wird er sich doch wol erinnern, daß der Rheinbund keine Erfindung Napoleons ist, daß er ihn Ludwig XIV. abgelernt hat. Als Franz II. die deutsche Kaiserkrone niederlegte, war das nichts weiter, als die legale Anerkennung einer längst bestehenden Thatsache.

Wenn daher die sogenannte großdeutsche Partei ernstlich damit umgeht, die öffentliche Meinung auf die Erneuerung des deutschen Kaiserthums zu Gunsten Oestreichs vorzubereiten, so kann sie darunter nicht jenes Schattenkaiserthum des 17. und 18. Jahrhunderts verstehen. Das Kaiserthum des Mittelalters ist untergegangen durch die Landeshoheit der Fürsten. Diese ist seitdem nicht geschwächt, sondern gestärkt worden, und nicht blos der König von Preußen, sondern auch die Könige von Baiern und Hannover können in ihren gegenwärtigen Machtverhältnissen nimmermehr genöthigt werden, sich einer höhern Macht zu fügen, die mehr als den Namen beansprucht.

Oestreichs Staatsmänner kennen hoffentlich zu gut das Maß ihrer Kräfte, um auch nur für die entfernteste Zukunft die Aufrichtung eines deutschen Reichs, mit andern Worten, die Unterwerfung Preußens und der Mittelstaaten, für möglich zu halten. Wenn sie diese Idee zuweilen anregen, so geschieht es wohl nicht, um ernstlich etwas durchzuführen, sondern um anderweitige Pläne zu paralysiren. Oestreich wünscht für Deutschland im Wesentlichen die Erhaltung der gegenwärtigen Zustände, um seine specifisch östreichischen, oder, wenn man will, seine europäischen Pläne durchzuführen. Es ist das von seinem Standpunkt aus auch völlig in der Ordnung.

Was die gegenwärtige Verfassung Deutschlands betrifft, so kann nur der Uebelwollende verkennen, daß sie der Verfassung des 18. Jahrhunderts unendlich vorzuziehen ist. Die Verfassung des 18. Jahrhunderts bestand aus einer Reihe officieller Lügen; die jetzige Verfassung entspricht den positiven Thatsachen wenigstens ziemlich correct, und nach dem Scheitern der Union

war sie unter allen denkbaren Verfassungen immer noch die erträglichste. Sie hat auch für Deutschland einen großen Gewinn, denn sie hindert wenigstens den leichtsinnigen Bürgerkrieg, das leichtsinnige Bündniß mit dem Ausland; aber sie ist nicht dazu angethan, für Deutschland eine positive Politik möglich zu machen. Sie ist im Großen das, was die Eidgenossenschaft vor 1847 im Kleinen war, nur freilich mit dem Unterschied, daß sie zwei Großmächte umfaßt, die auf eigne Hand Politik treiben können. Eine weitere Entwicklung dieser Verfassung ist auch nicht wol denkbar, am wenigsten durch das wohlgemeinte, aber absurde Mittel einer Volksvertretung am Bundestage. Die wahre Entwicklung, vorläufig in den materiellen Fragen, findet außerhalb des Bundestages statt, in dem Zollverein, den Verträgen über Münze und Gewicht und dergleichen: Verträge, die zwischen Oestreich einerseits, dem übrigen Deutschland andererseits geschlossen werden.

Wir wollen noch einige Bemerkungen des Verfassers über die Politik der Mittelstaaten anführen, die bei einem eifrigen Vertheidiger der Mittelstaaten wohl zu beachten sind. Er spricht von den Verwandtschaften, die Rußland mit den deutschen Fürsten angeknüpft hat. „Bei einem Bundesstaate wie Deutschland, in welchem wichtige Beschlüsse nur durch Stimmeneinheit oder Stimmenmehrheit zu erzielen sind, können daher solche, von einer außerhalb des Bundes stehenden Großmacht gehandhabte Lenkseile das Mittel werden, wichtige Beschlüsse, welche dieser Macht unangenehm sein müßten, zu vereiteln oder doch ihre Ausführung zu erschweren. Die politische Selbstständigkeit des Bundes wird dadurch etwas illusorisch.“ (S. 60.) „Wir sind in die Geheimnisse der Diplomatie viel zu wenig eingeweiht, um mit einiger Sicherheit sagen zu können, weshalb grade die mittleren und kleineren Bundesstaaten eine besondere Hinneigung gegen Rußland zu erkennen gegeben haben. . . . Es muß wol angenommen werden, daß die mittleren und kleineren Bundesglieder gegen die möglichen Folgen eines möglichen Einverständnisses zwischen Oestreich und Preußen zu ihrer allmäligen Unterdrückung sich den Beistand einer fremden Schutzmacht sichern wollten. Auf diese Weise erklärt sich das Prädicat „conservativ“, mit welchem deutsche Federn und Zungen die russische Politik zu verherrlichen suchten, denn wir denken zu gut von ihnen, um den Verdacht hegen zu wollen, daß sie für die russische Willkürherrschaft Sympathien gehabt hätten.“ (S. 61.) — „Gäbe es in Deutschland nur eine Großmacht, so würde diese der natürliche Stützpunkt sein. Da es aber zwei deutsche Großmächte gibt, welche noch dazu europäische sind, und diese beiden Großmächte zeitweilig sich in das Gesicht geschlagen, oder sich grollend den Rücken zugekehrt haben, so suchten die Mittelstaaten Schutz und Vortheil in einem politischen Schaukelsystem, das sich nicht einmal immer zwischen diesen beiden Großmächten bewegte, sondern auch Frankreich oder Rußland zu An-

ziehungspunkten machte. Es soll nicht bestritten werden, daß die Mittelstaaten dadurch an souveräner Selbstständigkeit gewonnen haben; diese ist aber nicht stark genug, um stets im Gleichgewicht erhalten werden zu können. Dagegen hat das politische Schaukelsystem der Mittelstaaten die Eifersucht der beiden deutschen Großmächte erhöht .... Aus diesen Conflicten ist die politische Schwächung Deutschlands als Gesammtmacht entstanden. Wird aber das große Ganze geschwächt, dann leiden auch die integrirenden Bestandtheile darunter, und ihre theilweise Kraftvermehrung ist unvermögend, den Nachtheil der allgemeinen Schwächung auszugleichen." (S. 62.)

Die Bemerkungen sind vollkommen richtig und sprechen für sich selbst; der Unparteiische möge aber beurtheilen, ob sie für den Verfasser sprechen.

Wie alle Schriftsteller seiner Partei, macht auch Herr Pz. der preußischen Politik den Vorwurf, sie sei zu allen Zeiten darauf ausgegangen, an der Spitze eines norddeutschen Sonderbundes sich von Deutschland mehr oder minder zu trennen. Der Vorwurf ist in der Hauptsache thatsächlich begründet, und man muß sich nur darüber wundern, daß jene Schriftsteller nicht weiter gegangen sind, daß sie dem zufälligen Ehrgeiz einzelner Fürsten und Staatsmänner beimessen, was doch aus der Natur der Dinge hervorgeht. Preußen hat seit länger als einem Jahrhundert die Macht in den Händen, eine selbstständige Politik zu treiben. Diese Macht wird aber beschränkt durch das Verhältniß zum deutschen Bunde, mit andern Worten, zu Oestreich. Der Gedanke liegt also nahe, dieses Band zu lösen. Für sich allein kann aber Preußen nicht bestehen, seit dem zweiten pariser Frieden noch weniger als früher, weil seine Besitzungen durch eine Reihe dazwischen liegender Staaten getrennt sind; es muß also danach trachten, diese dazwischen liegenden Staaten, die ihm in Bezug auf die Sitten, die Religion und die materiellen Interessen nahe verwandt sind, in einer Föderativverfassung zu vereinigen. Gleichviel, welche Partei in Preußen ans Ruder kommt, Gerlach oder Waldeck, Manteuffel oder Bethmann-Hollweg, Arnim oder Auerswald, die sogenannte gothaer Politik (der Name ist von dem unbedeutendsten Ereigniß in ihrer Entwicklung hergeleitet), diese Idee wird immer ihr Leitstern bleiben müssen. Bis jetzt ist sie stets gescheitert, und zwar an den dynastischen Interessen, die ihren Stützpunkt in Oestreich fanden. Das letztere zu gewinnen oder zu paralysiren, ist der einzige Weg, auf dem diese Politik Aussicht auf Erfolg hat, und wenn Radowitz das erste Mittel versucht hat, so mag man ihn wegen der ungeschickten Methode tadeln, die Idee an sich war vollkommen richtig. Was uns betrifft, so sind wir theoretisch weit davon entfernt, in dieser Politik den einzigen Weg zu sehen, auf dem Deutschlands Wohl gefördert werden kann. Es ist möglich, daß es durch eine Reihe zusammenwirkender Umstände unsern Gegnern gelingt, ihre Ideen zur Geltung zu bringen; praktisch kann uns aber das nicht ab-

halten, auf der Bahn zu verharren, die wir nach reiflicher Prüfung eingeschlagen haben. Möchte nur bei unsern Freunden wie bei unsern Gegnern die Vaterlandsliebe und der gesunde Menschenverstand groß genug sein, um in der abweichenden Ueberzeugung nicht den bösen Willen herauszusuchen. J. S.

---

# Aus Beethovens letzten Lebensjahren.

## 2.

### Ungedruckte Briefe Beethovens.

Als Beethoven, wie in dem Tagebuch — Nr. 44 dieser Zeitschrift — erzählt wurde, plötzlich in die Lage kam, die Obhut über seinen Neffen zu übernehmen, für einen andern zu arbeiten und zu sorgen und unter den unangenehmsten Verhältnissen seinen Schützling von der eignen Mutter zu lösen, da sah er sich mit Gewalt in das praktische Leben, von dem er nichts verstand, hineingezogen. Sein eignes Leben erhielt einen neuen Inhalt, aber auch eine Centnerlast von Sorge und Bedenken, und an sein Dichten und Schaffen hängten sich die Nützlichkeitsrücksichten zuweilen als ein hemmender Klotz. Die folgenden im Interesse des Neffen geschriebenen Briefe werden deshalb als ein Beitrag zum Verständniß seiner letzten Jahre nicht unwillkommen sein.

Auf einer Reise in Steiermark fand ein geehrter Mitarbeiter dieses Blattes diese Briefe von Beethovens eigner Hand noch im Besitz der Familie des Pensionatvorstehers, an welchen sie gerichtet sind. Der Abdruck hier erfolgt nach einer sorgfältig genommenen Abschrift.

Wie geringfügig auch zuweilen ihr Inhalt ist, man wird mit lebhaften Empfindungen die unruhige Sorge beobachten, mit welcher die hohe Seele Beethovens um den Neffen herumschwebt, und wie sehr sein Streit mit der Mutter des Knaben — der Königin der Nacht, nach Beethovens Ausdruck — ihn aufregt und verstimmt.

Schindler hat der Mutter schon mit Ausführlichkeit erwähnt, so daß von Verletzung gebotener Rücksicht nicht füglich mehr die Rede sein kann. Demungeachtet lassen wir einen sie hauptsächlich verdammenden Brief zurück, und wollen bei dieser Gelegenheit überhaupt hervorheben, daß Beethovens Urtheil über sie und selbst dasjenige des Tribunals, das sie ihrer Kinder verlustig erklärte und Beethoven die ganze Vormundschaft zuwälzte, doch noch nicht

hinreichen, eine Menge mildernder Umstände zu beseitigen, die sie ohne Zweifel gegen diese Briefe hätte vorbringen können.

Beethoven entblößte sich zu Gunsten seines Neffen in solchem Grade, daß er, um das diesem bei Lebzeiten Vermachte nicht anzugreifen, sogar in Gefahr kam, selbst Mangel zu leiden, ja einmal selbst Hunger litt, und auf dem Sterbebette noch an Moscheles einen Hilferuf ergehen lassen mußte, der hauptsächlich verschuldet hat, daß Beethoven in den Schein eines Geizhalses gerieth. Er starb in dem Augenblick, als die philharmonische Gesellschaft ihm von England die Hand des helfenden Samariters herüberreichte — und als man nach seinem Tode seinen Koffer öffnete, fand man über 9000 fl darin. Aber sie gehörten nicht Beethoven, er hatte sie für seinen Pflegling zusammengespart, dem er äußerlich wenigstens einigen Halt zurücklassen wollte.

Da die wenigsten der Briefe datirt sind, so ist ihre Reihenfolge nach Wahrscheinlichkeitsgründen geordnet. Viele waren kaum zu entziffern; einige weisen jene riesigen Buchstaben auf, die man am besten dem gigantischen Schritt seiner musikalischen Gedanken vergleicht.

No. 1.

(1816?)

Euer Wohlgeboren! Ich sage Ihnen mit großem Vergnügen, daß ich morgen endlich mein mir anvertrautes theures Pfand zu Ihnen bringen werde. — Uebrigens bitte ich Sie noch einmal durchaus der Mutter keinen Einfluß zu gestatten, wie oder wann sie ihn sehen soll, alles dieses werde ich mit Ihnen morgen näher verabreden . . Sie dürfen selbst auf Ihren Bedienten einigermaßen merken lassen, denn der meinige ward schon von ihr zwar in einer andern Gelegenheit bestochen! — mündlich ausführlicher hierüber, obschon mir das Stillschweigen das Liebste hierüber — allein Ihres künftigen Weltbürgers wegen bedarf es dieser mir traurigen Mittheilung. Mit Hochachtung Euer Wohlgeboren

ergebenster Diener und Freund Beethoven.

No. 2.

(1816?)

Ich hörte, mein werther Freund, daß Sie mir etwas zu übergeben hätten, leider gestern Abends zu spät, sonst würde ich noch zu Ihnen gekommen sein, ich bitte Sie also mir dieses zu überschicken, indem's wohl nichts Anderes als ein Schreiben der K. d. N. (Königin der Nacht) an mich sein wird. — Obschon Sie mir die Erlaubniß ertheilt, zweimal Karl abholen zu können, so ersuche ich Sie denn doch deswegen, ihn morgen gegen elf Uhr abholen zu lassen, indem ich ihn zu einer interessanten Musik führen will, auch habe ich mir vorgenommen, ihn morgen bei mir spielen zu lassen, welches lange unterblieben ist. — Uebrigens bitte ich Sie ihn heute noch anhaltender als gewöhnlich zu

beſchäftigen, damit er ſo zu ſagen den Feiertag einhole. — Ich umarme Sie von Herzen und bin der Ihrige Ludwig van Beethoven.

No. 3.

(wahrſcheinlich 1816.)

Wegen Karl ſpäter nach Hauſe gekommen, muß ich mich bei Ihnen mein werther Freund entſchuldigen, wir mußten jemanden erwarten und ſo geſchah es, daß dieſer ſo ſpät gekommen, wodurch wir dann ebenfalls aufgehalten wurden, doch werde ich dieſen Fehler wider Ihre Ordnung nicht wieder begehen. Wegen der Mutter Karls habe ich jetzt beſchloſſen, daß hierin Ihrem Wunſche, ſie gar nicht bei Ihnen zu ſehen, ganz entſprochen werde. Es iſt ſo weit zweckmäßiger und ſicherer für unſern lieben Karl, indem mich die Erfahrung überzeugt, daß jeder Beſuch der Mutter einen bittern Nachklang in dem Gemüth K's zurückläßt, wobei er nur verlieren, aber nicht gewinnen kann. — Ich werde ſchon ſehen, die Veranſtaltung bei mir zu treffen, ihn ſehen zu können, auch hat das gewiß die Folgen, daß alles bälder mit ihr gänzlich abgebrochen wird. — — Da wir ganz in unſern Anſichten über die Mutter K's einverſtanden ſind, ſo brauchen wir im Einzelnen der Erziehung nur uns ſelbſt. Ihr Sie herzlich umarmender Freund

No. 4.

(wahrſcheinlich 1816)

Werther Freund!

Für morgen bitte ich mir Karln aus, da's der Todestag ſeines Vaters iſt und wir ſein Grab beſuchen wollen. Vielleicht komme ich gegen 12 oder 1 Uhr ihn abholen. — Ich wünſchte zu wiſſen, welche Wirkung mein Verfahren mit Karl nach ihren neulichen Klagen hervorgebracht hat. Unterdeſſen hat es mich ſehr gerührt ihn ſo empfindlich für Ehre zu finden, ſchon bei Ihnen machte ich Anſpielungen auf ſeinen geringen Fleiß, ernſter als ſonſt gingen wir miteinander, furchtbar drückte er mir die Hand, allein dies fand keine Erwiederung. Bei Tiſche aß er beinahe gar nichts, und ſagte, daß er ſehr traurig ſei, die Urſache warum konnte ich noch nicht von ihm erfahren, endlich beim Spaziergehen erklärte er, daß er ſo traurig ſei, weil er nicht ſo fleißig habe ſein können als ſonſt; ich that nun das meinige hierbei und zwar freundlicher als zuvor, Zartgefühl zeigt ſich gewiß hieraus und eben dieſe Züge laſſen mich alles Gute hoffen. — Komme ich morgen nicht ſelbſt zu Ihnen, ſo bitte ich Sie nur ſchriftlich um einige Zeilen von dem Erfolg meines Zuſammenſeins mit Karl — ich bitte Sie noch einmal um die fällige Rechnung vom vergangenen Vierteljahr, ich dachte es wohl, daß Sie meinen Brief mißverſtanden und vielleicht blieb es dabei nicht einmal. — Ich lege Ihnen meine liebe Waiſe ans Herz und empfehle mich Ihnen allen wie immer — Ihr Freund Beethoven.

No. 5.

(wahrscheinlich 1816)

Die hochwohl und sehr wohlgeborene Frau A. G. ꝛc. ist höflichst gebeten, mir baldigst zu wissen zu machen, damit ich nicht so viel Beinkleider, Strümpfe, Schuhe, Unterziehhosen ꝛc. im Kopfe zu behalten brauche, dem Unterzeichneten zu wissen zu machen, wie viel Ellen Casemir mein wohlgelaufener Herr Neffe zu einem schwarzen Beinkleide nöthig haben und zu Gunsten der castalischen Quelle bitte ich ohne weiter mehr daran zu erinnern, mir hierauf zu antworten. Was die Frau Abtissin (Spitzname für die eine Tochter des Hauses) betrifft, so soll diesen Abend darüber in der Sache für Karl Abstimmung gehalten werden, nämlich: ob dabei zu verbleiben. Dero wohl und übelgeborener

L. v. Beethoven.

No. 6.

(wahrscheinlich 1816)

Ich bitte Sie, mein werther G., Karl sogleich mit dem Ueberbringer dieses zu mir zu schicken, ich könnte ihn sonst den ganzen Tag nicht sehen, welches für ihn selbst nicht ersprießlich sein würde, indem es ebenfalls meiner Mitwirkung auf ihn bedarf, bitte Sie auch in dieser Hinsicht ihm einige Zeilen mitzugeben, seine Aufführung betreffend, damit ich sogleich, wo was zu bessern nöthig, mich mit ihm einlasse. — Ich gehe heute aufs Land, wo ich wohl erst spät gegen Abend zurückkomme, da ich ungern im mindesten Ihre Ordnung störe, so bitte ich Sie Karln einiges Nachtgewand mitnehmen zu lassen, damit wenn es vielleicht zu spät würde, ihn noch heute zu Ihnen zu bringen, ich ihn diese Nacht bei mir behalte, und morgen in aller Früh ihn schon zu Ihnen hinausbringe. In Eile wie immer der Ihrige

L. v. Beethoven.

No. 7.

(28. Juli 1816)

Werther Freund!

Mehre Umstände veranlassen mich Karl zu mir zu nehmen, in dieser Rücksicht erlauben Sie, daß ich Ihnen den Betrag für das nun herannahende Vierteljahr sende, nach Verlauf dessen Karl austreten wird; — nicht irgend etwas Ihnen oder Ihrem geehrten Institut Nachtheiligem schreiben Sie es zu, sondern vielen andern dringenden Beweggründen für das Wohl Karls. Es ist ein Versuch und ich werde Sie selbst bitten, sobald es einmal daran ist mich mit Ihrem Rathe zu unterstützen, ja auch außerdem Karln zuweilen zu erlauben, Ihr Institut besuchen zu dürfen, ewigen Dank werden wir Ihnen wissen, ja nie werden wir Ihre Sorgfalt und die vortreffliche Pflege Ihrer werthen Frau Gemahlin, welche nur jener der besten Mütter zu vergleichen

ist,*) vergessen. — Wenigstens viermal so viel würde ich Ihnen schicken, als es jetzt geschieht, wenn es nur meine Lage zulassen wollte, unterdessen werde ich in einer bessern Zukunft jede Gelegenheit ergreifen, um auf eine gewisse Art das Andenken an Ihre Gründung des physischen und moralischen Wohls meines Karls zu ehren und zu erinnern. — In Ansehung der Königin der Nacht bleibt es wie bisher und selbst dann, wann K. auch bei Ihnen operirt werden sollte, da er einige Tage kränklich sein wird, und daher empfindlicher und reizbarer, so ist sie noch um so weniger zuzulassen, indem sich bei K. leicht alle Eindrücke erneuern könnten, welches wir nicht zugeben können; wie viel wir auf ihre Besserung rechnen können, zeigt Ihnen dieses abgeschmackte Geschmier (wahrscheinlich mit Bezug auf ein beigelegtes Schreiben) aus dieser Rücksicht blos theile ich Ihnen selbiges mit, damit Sie sehen, wie recht ich habe auf dem einmal gegen sie angenommenen Verfahren zu beharren, unterdessen habe ich ihr dies Mal nicht wie ein Saraſtro, sondern wie ein Sultan geantwortet; — Sollte, so gern ich Sie damit verschonen möchte, die Operation Karls bei Ihnen vor sich gehen, so bitte ich Sie mir nur alles das, was Ihnen in Ihrem Hause Unruhen und mehr Ausgaben veranlaßt, anzugeben, mit größtem Dank werde ich Ihnen alles erstatten, und nun leben Sie wohl, alles Schöne Ihren lieben Kindern und Ihrer vortrefflichen Gemahlin, deren weiterer Sorgfalt ich auch jetzt meinen Karl empfehle, ich verlasse Wien morgen früh 5 Uhr, werde aber öfter von Baden hereinkommen. Wie immer mit Achtung der Ihrige

L. v. Beethoven.

No. 8.

(wahrscheinlich 1816)

Die Frau A. G. ist höflich gebeten, dem Karl einige Paar gut leinene Unterziehbeinkleider machen zu lassen. Ich empfehle ihr meinen Karl aufs Beste und verlasse mich ganz auf ihre mütterliche Sorgfalt

L. v. Beethoven.

No. 9.

(wahrscheinlich 1816)

So gern ich Ihnen eine für mich unnöthige und undankbare Mühe sparte, so ist es mir doch nicht möglich, Sie damit zu verschonen. — Gestern im Begriff mehre Schriften suchen zu müssen, finde ich diesen hier mir gesendeten Pack Karln betreffend — ich finde mich nicht sogleich hinein und Sie

*) Wie leicht Beethoven in Extreme verfiel, geht aus dem Gegenüberhalten dieser und einer andern Stelle hervor, die wir einem Briefe B.'s an Ries entnehmen; sie ist nur vier Monate früheren Datums und lautet: „Bis jetzt ist mein Neffe im Institut; das kostet bis 1400 fl. und ist dabei so schlecht, daß ich eine ordentliche Haushaltung einrichten muß, um ihn zu mir zu nehmen." p. 140.

würden mir eine große Gefälligkeit erzeigen, mir ein ganzes Schema von den Ausgaben bei Ihnen für Karl durch irgend jemanden aus Ihrem Hause machen zu lassen, jedoch müßte ich selbes morgen abholen lassen können — ich hoffe nicht, daß Sie mich mißverstanden haben, denn wenn von Großmuth die Rede gestern war, so können Sie unmöglich dabei gemeint sein; — es betraf nur die Königin der Nacht, die nicht aufhört alle Segel ihrer Rachsucht gegen mich aufzuspannen, und nur deswegen bedarf ich, mehr wegen andern Menschen, als wegen ihr (denn nimmermehr dürfte ich ihr von meinen Handlungen Rechenschaft geben) einer Ausweisung. Kein Stempelbogen ist nöthig, auch braucht nur die Summe überhaupt ohne Specificirung von jedem Vierteljahre angegeben zu sein, da schon, wie ich glaube, die meisten Rechnungen sich gefunden haben, man also blos solche Ihrem Schema beizulegen nöthig hat. (Schluß unleserlich) in A. L. v. Beethoven.

No. 10.

Sonntag am 22. September 1816.

Gewisses läßt sich nicht aussprechen. — So als ich die Nachricht von Ihnen wegen Karls glücklich überstandener Operation erhielt, besonders meine Gefühle des Dankes — Sie ersparen mir hier Worte hervorzubringen oder kaum zu stammeln — Sie würden doch nichts sagen gegen das, was meine Gefühle Ihnen gern zollen möchten, also still — — Daß ich wünsche zu hören, welchen Fortgang es jetzt mit meinem theuren Sohne nimmt, können Sie sich wohl denken, vergessen Sie dabei nicht Ihre Wohnung mir deutlich anzuzeigen, damit ich selbst unmittelbar an Sie schreiben kann.

Ich habe seit Sie fort von hier an Bernhard geschrieben, damit er sich bei Ihnen erkundigen solle, habe aber keine Antwort erhalten, denn am Ende könnten Sie mich für einen halben, sorglosen Barbaren halten, indem Herr B. wahrscheinlich ebensowenig bei Ihnen gewesen, als er an mich geschrieben hat. —

Besorgnisse kann ich keine bei Ihrer trefflichen Gemahlin haben, rein unmöglich, daß es mir Wehe verursacht nicht Theil nehmen zu können an den Schmerzen meines Karl und ich wenigstens öfter von seinem Zustande zu wissen wünsche, dies wird Ihnen sehr begreiflich sein, da ich mich nun auf einen so gemüthlosen, untheilnehmenden Freund, wie Herr B(ernhard) verzichtet habe, so muß ich Ihre Freundschaft und Gefälligkeit in dieser Rücksicht doch in Anspruch nehmen, ich hoffe bald einige Zeilen von Ihnen und erbitte alles Schöne und tausend Dank Ihrer verehrten Frau Gemahlin zu sagen. In Eile Ihr L. v. Beethoven.

An Smettano*) bitte ich meine Verehrung und Hochachtung zu bezeigen.

*) Den Operateur.

No. 11.

(1816)

Im Falle Sie nichts einzuwenden haben, bitte ich Sie Karln gleich mitzuschicken; — ich vergaß, weil ich in der Eile, zu sagen, daß alles Liebe und Gute, welches die Frau A. G. meinem Karl während seiner Krankheit erwiesen, in mein großes Schuldbuch eingetragen ist und ich auch bald zeigen werde, daß es mir immer gegenwärtig bleibt. — Vielleicht sehe ich Sie heute mit Karl. In Eile Ihr Sie verehrender Freund

L. v. Beethoven.

Auf einem Zettel von fremder Hand: Was nützt mehr die Malerei oder die Tonkunst?

Beethoven: Man braucht sowohl bei der Malerei wie bei der Tonkunst Lichtputzen. Beide haben ihren guten Einfluß, jedoch die letztere kann auch den Damen sehr nützen, ja sie nützt ihnen wirklich so, daß durch die Einnahme bei Akademien man sich selber eine Lichtputze anschaffen könnte. —

Nr. 12.

(wahrscheinlich Oct. oder Nov. 1816).

Werther Freund!

Meine Haushaltung sieht einem Schiffbruch beinahe ganz ähnlich oder neigt sich dazu. Sie wissen, ich bin mit diesem Hause (?unleserlich) von einem sein wollenden jemand angeschmiert, dabei scheint meine Gesundheit sich auch nicht in der Eile wieder herstellen zu wollen, einen Hofmeister bei diesen Verhältnissen anzunehmen, dessen Inneres und Aeußeres man nicht kennt, und meines Karls Bildung Zufälligkeiten zu überlassen, das kann ich nimmermehr, so großer Aufopferung ich in mancher Hinsicht auch dadurch wieder ausgesetzt bin, also bitte ich Sie, daß Sie vom 9. an Karl wieder dieses Vierteljahr bei sich behalten. Ihren Vorschlag wegen der Cultivirung der Tonkunst werde ich insoweit annehmen, daß Karl zwei- auch drei Mal die Woche sich Abends gegen 6 Uhr von Ihnen entfernt und bei mir bleibt bis den kommenden Morgen, wo er gegen 8 Uhr sich wieder bei Ihnen einfinden kann. Täglich würde es wohl zu anstrengend für K. sein, auch selbst für mich, da es immer um dieselbe Zeit sein muß, zu ermüdend und gebunden.

Während dieses Vierteljahrs werden wir uns näher besprechen, was am zweckmäßigsten für K. ist und er und zugleich auch ich berücksichtigt werden kann, denn ich muß bei diesen sich noch immer verschlimmernden Zeitverhältnissen leider dieses Wort aussprechen; wäre Ihre Wohnung aber im Garten für meinen Gesundheitszustand passend gewesen, so wäre alles leicht geschlichtet gewesen. — Was meine Schuldigkeit für das jetzige Vierteljahr betrifft, so muß ich Sie schon bitten, daß Sie sich zu mir bemühen, um mich derer zu entledigen, da der Ueberbringer dieses von Gott das Glück hat, etwas dumm

zu sein, welches ihm selbst man wohl gönnen kann, wenn nur andre dabei nicht ins Spiel kommen. — Was die andern Ausgaben für Karl betrifft, während seiner Krankheit oder was damit verbunden ist, damit bitte ich Sie sich nur einige Tage zu gedulden, indem ich von allen Seiten große Ausgaben jetzt habe — wegen Smettano möchte ich auch wissen, wie ich mich gegen ihn in Ansehung seiner glücklich vollbrachten Operation zu verhalten habe, was seine Belohnung betrifft, wär ich reich oder nicht in dem Zustand wie alle, die ihr Schicksal an dieses Land gekettet hat (außer den österreichischen Wucherern) so würde ich gar nicht fragen, es ist hiermit nur ein ohngefährer Ueberschlag gemeint.

Leben Sie wohl, ich umarme Sie von Herzen und werde Sie immer als Freund von mir und meinem Karl ansehen. Mit Achtung Ihr

L. van Beethoven.

Nr. 13.

(wahrscheinlich 1816).

Verzeihen Sie, geehrter Freund, dieses Geld liegt schon wenigstens zwölf Tage oder noch mehr bereit. Sehr beschäftigt und ein nur noch Anwesender, aber das Wort Genesung ist noch nicht ausgesprochen. Mit Hochachtung in Eile der Ihrige wie immer

L. v. Beethoven.

Nr. 14.

(wahrscheinlich 1817).

.... Was die Mutter anbelangt, so hat sie ausdrücklich verlangt, Karl bei mir zu sehen, daß Sie mich einige Mal wanken gesehen haben, in sie ein besseres Vertrauen zu setzen, dieses ist meinem Gefühl wider Unmenschlichkeiten beizumessen, um so mehr da sie außer Stand ist, K. schaden zu können. Uebrigens können Sie leicht denken wie einem so frei gewohnt zu lebenden Menschen wie mir alle diese ängstlichen Verhältnisse, worin ich durch K. gerathen bin, unerträglich öfter vorkommen, worunter denn auch das mit seiner Mutter gehört; ich bin froh nie etwas davon hören zu müssen, dies die Ursache warum ich überhaupt vermeide von ihr zu reden. — Was K. betrifft, so bitte ich Sie ihn zum pünktlichsten Gehorsam anzuhalten und sogleich wo er Ihnen nicht folgt, oder überhaupt denen, welchen er zu folgen hat, zu bestrafen, behandeln Sie ihn lieber, wie Sie ihr eignes Kind behandeln würden und nicht wie einen Zögling, denn ich habe Ihnen schon bemerkt, daß er gewohnt war nur durch Schläge gezwungen bei seines Vaters Lebzeiten zu folgen; dies war nun sehr übel, allein es war nun einmal nicht anders und man darf dieses nicht vergessen. Uebrigens, wenn Sie mich nicht viel sehen, so schreiben Sie dies nicht anderm als überhaupt meinem wenigen Hang zur Gesellschaft zu, manchmal äußert er sich unterdessen etwas mehr, hie und da auch wieder weniger,

dieſes könnte man für Veränderung meiner Geſinnungen halten, es iſt aber nicht an dem. Das Gute, unabgeſehen von unangenehmen Ereigniſſen, bleibt mir immer nur gegenwärtig, nur dieſer eiſernen Zeit ſchreiben Sie es zu, daß ich meine Dankbarkeit Karls wegen nicht thätiger bezeige, doch Gott kann alles ändern und ſo können ſich auch meine Umſtände wieder beſſern, wo ich gewiß eilen werde Ihnen zu zeigen, wie ſehr ich bin wie immer mit Hochachtung Ihr dankbarer Freund

L. v. Beethoven.

Ich bitte Sie dieſen Brief mit Karl ſelbſt zu leſen.

Nr. 15.

(wahrſcheinlich 1817.)

Karl muß heute vor 4 Uhr bei Herrn H. B. ſein, ich bitte Sie daher, daß Sie ſeinen Profeſſor bitten, daß er ihn gegen halb 4 Uhr entläßt; — ſollte dieſes nicht ſein können, ſo müßte er aus der Schule bleiben, im letzteren Falle würde ich ihn bei Ihnen abholen, im erſteren aber an der Univerſität oben auf dem Gange, damit keine Verwirrung entſtehe, bitte ich Sie um eine deutliche Antwort, auf welche Art es geſchehen ſolle? — Da Sie für partheiiſch ſind ausgeſchrieen worden, ſo gehe ich aus (unleſerlich) — mit Karl, wenn Sie mich nicht ſehen, ſo ſchreiben Sie es meinem Schmerz zu, den ich jetzt erſt recht empfinde über dieſen ſchrecklichen Vorfall.*) In Eile Ihr

Beethoven.

Nr. 16.

(wahrſcheinlich 1817.)

Das Gerede dieſer böſen Frau hat mich ſo angegriffen, daß ich für heute nicht alles beantworten kann, morgen erhalten Sie über alles Auskunft, jedoch laſſen Sie ſelbe auf keinen Fall zu Karln und bleiben Sie dabei, daß es nur alle Monate einmal, da es jetzt ſchon geſchehen, ſo hat es künftigen Statt und nicht anders. In Eile der Ihrige

L. van Beethoven.

Nr. 17.

(wahrſcheinlich 1817.)

Ich habe Ihren Brief erſt geſtern zu Hauſe recht geleſen; ich bin bereit Karl zu jeder Stunde zu Ihnen zu geben, nur glaube ich bis Montag nach der Prüfung ſollte es erſt geſchehen, jedoch auch früher ſobald Sie es für gut finden, übrigens wird es ſpäter gewiß am beſten ſein, ihn von hier weg nach Mölk oder anderwärts hinzugeben, da hört und ſieht er nichts mehr von ſei-

*) Vielleicht die Caſſirung des erſten günſtigen Urtheils in der Proceßangelegenheit. Beethoven hatte gewonnen; da entdeckte man, ſein van Titel ſei keine genügende Adelslegitimation und er gehöre vielleicht vor das bürgerliche Forum. Er wurde denn auch richtig dorthin verwieſen und alles begann von neuem.

ner bestialischen Mutter und wo alles fremd um ihn her, findet er weniger Stütze und kann nur durch seinen eignen Werth sich Liebe und Achtung erwerben. In Eile Ihr Beethoven.

Nr. 18.

(wahrscheinlich 1817.)

Ich ersuche Sie, werther Freund, sich in Ihren benachbarten Häusern für mich zu erkundigen, ob eine Wohnung von einigen Zimmern für von — (unleserlich) bis Michaeli zu vermiethen sei, dieses müßte jedoch zwischen heut und morgen geschehen. Ihr Freund und Diener

L. v. Beethoven.

P. Sc.

NB. Wenn ich auch gern Gebrauch machen wollte von Ihrer gütigen Anerbietung bei Ihnen im Gartenhause zu wohnen, so kann es doch verschiedener Umstände wegen nicht sein. Als Schöne an die Ihrigen B.

Nr. 19.

G—sches Haus!

Die Clavierschule ist eine — — allgemeine — d. h. sie ist eine Art von Compendium. Uebrigens finde ich den Schweitzer*) ganz gut aber die „Gnaden" sind gar nicht sprachgebräuchlich. In Eile des G—schen Hauses ergebenster Diener und Freund Beethoven.

Nr. 20.

Sie erhalten hier mein werther Freund das zukünftige Quartal durch Karl — ich bitte Sie mehr sein Gefühl und Gemüth in Anspruch zu nehmen da besonders das letztere der Hebel zu allem Tüchtigen ist, und so spöttisch und klein manchmal das Gemüthliche genommen wird, so wird es doch von unsern größten Schriftstellern wie von Goethe u. a. als eine vorzügliche Eigenschaft betrachtet, ja ohne Gemüth behaupten manche, daß gar kein ausgezeichneter Mensch bestehen könne, und keine Tiefe schon gar nicht in selbem vorhanden sei. Die Zeit wird mir zu kurz, mündlich mehr hierüber wie ich glaube es hierin mit Karl zu halten. Ihr Freund und Diener

L. v. Beethoven.

Alser Vorstadt beim Apfel 2 Stiegen Thüre Nr. 12 Leibertz, Kleiderschneiderin.

Nr. 21.

Ich sende, Ew. Wohlgeboren, den Mantel und noch ein Schulbuch meines Karls, ich bitte Sie ebenfalls mir das Verzeichniß seiner mitgebrachten Kleidungen und Effecten mitzutheilen, damit ich solches für mich abschreiben lasse, indem mir als Vormund obliegt, überall für sein Vermögen zu sorgen. Mor-

*) Wahrscheinlich ein junger Musiker Weber, der ihm empfohlen war.

gen gegen halb 1 Uhr werde ich C. zu einer kleinen Akademie abholen und nachher wird er mit mir sprechen,(?) wo ich ihn alsdann Ihnen wieder zuführen werde. In Ansehung der Mutter ersuche ich Sie selbe unter dem Vorwande, daß er beschäftigt sei, gar nicht zu ihm zu lassen, kein Mensch kann das besser wissen und beurtheilen als ich, alle meine durchdachten Pläne für das Wohl der Kinder wurden hierdurch schon einigermaßen gestört, ich werde selbst mit Ihnen verabreden, wie die Mutter künftig Karln sehen kann, so wie es gestern geschehen, kann ich es auf keinen Fall mehr wünschen — alle Verantwortung deswegen nehme ich über mich und was mich selbst betrifft, so haben mir die Landrechte volle Gewalt und Kraft gegeben, alles ohne Rücksichten zu beseitigen, was wider das Wohl des Kindes ist. Hätten sie selbe als rechtliche Mutter ansehen können, so würden sie sie gewiß nicht von der Vormundschaft ausgeschlossen haben — was sie auch schwätzen mag, erschlichen ist nichts gegen Sie geworden — im vollen Rathe war bekanntlich nur eine Stimme darüber. Ich wünsche, daß ich hierüber gar keine Besorgnisse haben möge, ohnehin ist die Last schwer, nach meiner gestrigen Unterredung bei Adlersburg kann es noch Jahr und Tag dauern bis man nur einmal bestimmt wissen kann, was dem Kinde gehört. — Soll ich bei diesen Sorgen auch noch wieder von den Besorgnissen, die ich durch ihr Institut gänzlich für mich verscheucht glaubte, neuerdings bedrängt werden? Leben Sie wohl.

Mit Achtung ihr ergebenster L. v. Beethoven.

## Nr. 22.

(wahrscheinlich 1817.)

Es ist wenigstens das erste Mal, daß ich mich an eine mir liebe Pflicht mahnen lassen müssen, sehr dringende Beschäftigungen so wohl mit meiner Kunst als noch manche andere Ursachen ließen mich auf die Rechnung gänzlich vergessen, es wird indessen nie mehr nöthig sein. Wegen meinen Bedienten, Karl Abends nach Hause zu bringen, ist die Veranstaltung schon getroffen, ich danke Ihnen unterdessen, daß Sie gestern noch die Gefälligkeit hatten, ihn durch Ihren Bedienten abholen zu lassen, da ich gar nichts davon wußte, so hätte es leicht geschehen können, daß Karl bei Czerny hätte bleiben müssen. Karls Stiefel sind zu enge und er hat hierüber schon mehre Male Klage geführt, ja es ist so arg damit, daß er kaum gehen konnte und wie lange brauchte um die Stiefel zu richten. So etwas verdirbt die Füße, ich ersuche Sie, diese Stiefel ihn nicht mehr anziehen zu lassen, bis sie weiter gemacht sind. Was seine Studien in dem Clavierüben betrifft, so bitte ich Sie, ihn selber immer anzuhalten, weil sonst der Clavierlehrer zu nichts nützt. Gestern hat Karl den ganzen Tag nicht spielen können, ich selbst habe es auch schon mehre Male erfahren, indem ich mich darauf verließ, um mit ihm (etwas) durchzugehen, daß ich unverrichteter Sache wieder abziehen mußte.

„la musica merita d'esser studiato."

Die paar Stunden, die ihm jetzt zu seinen Musikstunden gestattet sind, decken ohnedem nicht, und ich muß daher um so mehr darauf dringen, daß sie ihm gehalten werden. Es ist eben nichts Ungewöhnliches, daß darauf in einem Institut Rücksicht genommen werde, ein guter Freund von mir hat ebenfalls einen Knaben in einem Institut, welcher zur Musik bestimmt ist und man liefert ihm hierin allen Vorschub, ja ich war nicht wenig überrascht, da ich den Knaben dort in einem entfernten Zimmer sich ganz allein üben fand und weder er gestört wurde, noch andere störte.

Morgen bitte ich Sie, daß Sie erlauben, daß ich Karl kann gegen ½11 Uhr abholen lassen, da ich mit ihm durchzugehen habe und auch mit ihm zu einigen Musikern gehe. Mit aller erdenklichen Hochachtung Ihr Freund

L. v. Beethoven.

Nr. 23.

(wahrscheinlich 1817.)

Daß ich Karl morgen früh werde abholen lassen, wird Ihnen schon Ihr Freund gesagt haben, die Mutter will ich in einen bessern Credit mit der Nachbarschaft setzen und so erzeige ich ihr den Gefallen, ihren Sohn morgen zu ihr zu führen in Gesellschaft eines dritten. — Es geschieht alle Monat einmal.

Ueber alles Geschehene bitte ich nun weder mehr zu sprechen, noch zu schreiben, sondern alles, wie ich, zu vergessen. B.

Nr. 24.

Am 19. August (wahrscheinlich 1817).

P. P.

Leider erhielt ich Ihr Schreiben vorgestern zu spät, denn sie war schon hier gewesen, nach Verdienst hätte ich ihr sonst die Thüre gewiesen, ich danke dem Fräulein N. recht herzlich für die Mühe, welche sie sich gegeben, das Geschwätze dieser Frau aufzuschreiben. Ein Feind sonst alles Gewäsches und Geplauders ist dieses uns doch wichtig, denn ich werde ihr schreiben, somit einen Brief von ihr an mich morgen Herrn A. S. übergeben. Es mag mir ein Wort von Unordnung bei dem neulichen Vorfall in Betreff ihrer in ihrer Gegenwart entfallen sein, über sie geschrieben zu haben, kann ich mich nicht im mindesten erinnern. Es war nur ein Versuch von ihr, Sie gegen mich zu erbittern, um dadurch bei Ihnen mehr zu erlangen und zu gewinnen, so wie sie früher mir auch allerlei von Ihnen gegen mich beigebracht, allein ich achte ihr Geschwätz nicht. — Dieses Mal wollte ich den Versuch machen, ob sie durch ein duldendes, gelinderes Betragen vielleicht zu bessern sei, diese meine Absicht theilte ich Herrn A. S. mit, allein es ist gescheitert, denn schon Sonntags gleich hatte ich den Entschluß gefaßt, es bei der alten nothwendigen Strenge zu lassen, indem sie Karl in der Geschwin-

digkeit etwas von ihrem Gifte mitgetheilt hatte. Kurz und gut, wir müssen uns schon auf dem Thierkreise halten, und sie Karl nur 12 Mal des Jahres holen lassen, und sie dann so verpallisadiren, daß sie ihm auch nicht eine Stecknadel heimlich beibringen könne, ob bei Ihnen, bei mir oder noch an einem dritten Orte, das ist alles einerlei, diesmal habe ich geglaubt, nun ich ihren Wünschen ganz entspreche, daß sie dieses aufmuntern werde sich zu bessern, und meine gänzliche Uneigennützigkeit anzuerkennen. Vielleicht sehe ich Sie morgen. Die Strümpfe könnte die Frau S. besorgen, so auch von Schuhen was er braucht, ich schicke ihr sodann das Geld dafür ins Haus — übrigens bitte ich, sogleich was Karl braucht, für ihn zu kaufen und anzuschaffen ohne mich zu fragen, mir aber jedesmal, ohne das Ende des Quartals abzuwarten, den Betrag, welchen ich sogleich tilgen werde, bekannt zu machen. Für die künftige Prüfung werde ich Karl einen neuen Rock besorgen.

Noch eins. Sie gibt vor, aus Ihrem Hause von einer Person Nachrichten zu erhalten — im Falle Sie Karl nicht bis zu dem Hause durch Czerny begleiten können lassen, muß es unterbleiben, trau schau wem! Karl darf keine andere Vorstellung von ihr erhalten, als welche ich ihm früher schon gemacht, nämlich sie als Mutter zu ehren, aber ja nichts von ihr nachzuahmen, hierfür muß man ihm stark warnen. Der Ihrige

L. v. Beethoven.

## Nr. 25.

Wien am 12. November 1817.

P. P.

Veränderte Verhältnisse könnten wohl machen, daß ich Karl nicht länger als bis zum Ende dieses Vierteljahres bei Ihnen lassen kann, insofern bin ich gezwungen, Ihnen für das künftige Vierteljahr aufzusagen, so hart mir diese Aufkündigung ist, so leidet die Beschränktheit meiner Umstände nicht, Sie dessen entheben zu können, weil ich sonst gern und als geringen Zoll meiner Dankbarkeit Ihnen in dem Augenblick, wo ich Karl von Ihnen genommen, gern auch ein ganzes Vierteljahr Geld mit größtem Vergnügen eingehändigt hätte, ich wünschte, daß Sie diese meine Gesinnungen hierin ja als wahr und rein erkennen mögen, sollte ich unterdessen Karl wieder das künftige Vierteljahr, vom Februar an gerechnet, bei Ihnen lassen können, so werde ich Ihnen dieses im Monat Januar 1818 gleich anfangs zu wissen machen, um diese Begünstigung muß ich Sie bitten, und ich hoffe, Sie werden mich hierin nicht umsonst bitten lassen, genieße ich immer vollkommne Gesundheit, so daß ich wieder mehr verdienen kann, so werde ich Ihnen noch außerdem meine Dankbarkeit erzeigen, da ich viel zu sehr weiß, wie viel Sie doch für Karl thun, was Ihnen eigentlich gar nicht zuzumuthen wäre, und wirklich kann ich

sagen, daß ich hierin mein Unvermögen in diesem Augenblick bekennen muß, thut mir sehr wehe. Ich bin mit vollkommener Hochachtung Ihr Freund

L. v. Beethoven.

Nr. 26.

(wahrscheinlich 1817.)

Werther Freund!

Sehr beschäftigt und sonst eben noch immer nicht ganz hergestellt, war es mir nicht möglich, Ihnen noch auf Ihr freundschaftliches Schreiben zu antworten.

Was Ihren Antrag anbelangt, so verdient er eben so viel Dank als Ueberlegung, ich muß sagen, daß ich früher schon auch diese Idee mit Karl gehabt, für diesen Augenblick bin ich aber in den unbestimmbarsten Verhältnissen, eben darum habe ich mir auch vorbehalten und Sie eben gebeten, dieses anzunehmen, nämlich: den letzten Monat dieses Quartals Ihnen zu sagen, ob Karl noch künftig bei Ihnen bleiben könne, auf diese Weise ist Nichts übereilt und Nichts zerstört, übrigens weiß ich recht gut, daß es gar nicht wohlfeil sein kann, so wie Karl jetzt bei Ihnen ist, oder auch nach Ihrem letzten Vorschlag und eben deswegen habe ich Ihnen nur in meinem Schreiben andeuten wollen, wie gern ich noch zu dem gewöhnlichen Honorar Ihnen meine Dankbarkeit auf eine außerordentliche Weise erzeigt hätte, wenn ich von Unvermögen gesprochen, so ist dieses nur hierin so gemeint, daß mich seine Bildung auf jede andre Art höher zu stehen kommen würde, als bei Ihnen, indessen hat jeder Vater mit der Bildung seines Kindes so viel möglich seinen Zweck, so ich auch mit Karl. Es wird sich nun wohl bald finden, was das Beste für Karl sei, mag dieses nun sein, daß er Erzieher auf die eine oder die andere Art hier oder wie sonst, vor der Hand habe ich mich nur nicht binden wollen, hierin mit völliger Freiheit, und wie es das Interesse mit sich bringt, handeln zu können.

Große Opfer kostet mir täglich Karl, allein mehr wegen ihm habe ich nur hiervon gesprochen, denn ich weiß, wie seine Mutter einmal Einfluß auf ihn erlangt, welche sich durchaus einer Königin der Nacht immer würdig zeigen will, sprengt sie doch überall aus, daß ich nicht das mindeste, sondern sie alles für Karl bezahlt, und da wir nun eben bei ihr angelangt sind, danke ich Ihnen für Ihren wahrhaft einsichtsvollen Brief, er wird auf jeden Fall für mich wichtig sein, hierbei bitte ich Sie, Herrn L. S. zu bitten, daß er mich gefälligst bei seinem Herrn Bruder entschuldige, weil ich noch nicht zu ihm gekommen bin, zum Theil sehr beschäftigt, zum Theil noch immer kränkelnd, war es mir wirklich beinahe unmöglich, denke ich noch dieser so oft schon besprochenen Sache, so möchte ich ihn lieber in jeder andern Hinsicht besuchen, als eben dieser Sache wegen, sie schickt nicht zu mir und so habe ich auch nicht die Zusammenkünfte mit ihrem Sohn zu befördern, was die andere Geschichte anbe-

langt, so höre ich schon auch von andern, daß hier nur Zwangsmittel anzuwenden sind, dies kostet mich nun wieder neuerdings Geld, hauptsächlich habe ich dieses Herrn Adlersburg zu verdanken, da aber Karls Erziehung so viel als möglich unabhängig von seiner Mutter muß festgestellt werden, auch wegen der Zukunft, so muß auch dieses noch geschehen. Mit Hochachtung Ihr ergebener Freund L. v. Beethoven.

Nr. 27.

Den 6. Januar 1818.

P. P.

Damit kein Irrthum obwalten möge, nehme ich mir die Freiheit, Ihnen gehorsamst anzuzeigen, daß es leider dabei bleiben muß, daß mein Neffe Ende dieses Monats Ihr vortreffliches Institut verlasse; was Ihren andern mir gemachten Vorschlag betrifft, so sind auch hier mir die Hände gebunden, indem dadurch andere Zwecke zum Besten meines Neffen gänzlich vereitelt würden, doch danke ich Ihnen recht sehr für Ihre gute Absicht.

Umstände können es heischen, daß Karl noch früher als Ende dieses Monats abgeholt werde, und da ich wahrscheinlich nicht hier bin, von jemanden, den ich dazu bestimme, ich sage Ihnen dieses jetzt schon, damit Ihnen nicht irgend etwas hierbei besonders auffallen möge, übrigens wird mein Neffe und ich Ihnen zeitlebens dankbar sein, an Karl habe ich bemerkt, daß er dieses jetzt schon ist, und dieses ist mir ein Beweis, daß er zwar leichtsinnig aber doch keine Bösartigkeit in ihm herrsche, noch viel weniger ein schlechtes Herz habe.

Ich hoffe alles Gute von ihm um so mehr, da er nun schon beinahe 2 Jahre sich unter Ihrer vortrefflichen Leitung befand. Mit wahrer Hochachtung Ihr Freund L. v. Beethoven.

Nr. 28.

Wien am 24. Januar 1818.

P. P.

Ich komme nicht selbst, da es immer eine Art von Abschiednehmen wäre und dergleichen habe ich von jeher vermieden.

Empfangen Sie die ungeheucheltsten Danksagungen für den Eifer und die Rechtlichkeit und Redlichkeit, womit Sie sich der Erziehung meines Neffen angenommen haben — sobald ich nur ein wenig zu mir selbst komme, besuchen wir Sie, übrigens wünsche ich der Mutter wegen, daß es eben nicht zu sehr bekannt werde, daß mein Neffe jetzt bei mir ist.

Ich grüße Sie alle und danke der Frau A. G. noch insbesondere für ihre an meinem Karl bewiesene mütterliche Fürsorge. Mit wahrer Achtung

L. v. Beethoven.

# Bilder aus Italien.

## 1.

### Bettler und Mönche.

Callot pflegte ungern ein Bild zu malen, das er nicht mit einem Erhängten oder doch mit einem Galgen oder wenigstens mit einem Bettelmann ausstatten konnte. Auf die beiden ersten Motive wird der italienische Maler heut verzichten; der Bettelmann ist ihm geblieben und er darf ihn, ohne unwahr zu sein, in italienischer Natur unterbringen wo er immer will. Dieses Genre malerischer Staffage gewinnt an Bedeutung, wenn man die Proteusnatur seiner Erscheinung beachtet. Es gibt in Italien wenig Stände, die sich nicht auf irgend eine Art dem großen Bunde gesellt fühlen, der im Mittelalter in den Dominicaner-, Franciscaner-, Carmeliter- und Augustinerbettlerorden die katholische Weihe empfing. Durch das tägliche Beispiel dieser heiligen Brüderschaften wird der modernen Strömung, die so manchen bequemen Bettelmann schon von seinem Sitze fortriß und ins Arbeits- oder Besserungshaus schwemmte, ein Damm gesetzt. So fühlt sich denn der Bettler an St. Peters Pforten noch heutiges Tages nicht nur glücklicher „als wir in unserm Norden;“ er hat auch das wohlthuende Bewußtsein, auf keinem durchlöcherten Rechtsboden zu sitzen. Erst jenseit der Alpen ist Jean Pauls Ausspruch eine Art Wahrheit: Wenn man nichts weiter verlange als sorgenfrei zu leben und ein hohes Alter zu erreichen, so müsse man sich der Bettelzunft anschließen.

Das berühmteste dieser glücklichen Kinder Italiens, bei dessen Nennung eine Menge Blicke sich mit Sehnsucht nach der Piazza di Spagna zurückwenden werden, ist Pepe. Wo die dames du sacré coeur ihre Aves singen, wenige Schritte nur von ihrem Kloster und ihrer Kirche entfernt, auf einem der höchsten Absätze der spanischen Treppe hat Pepe seinen Thron. Sein Blick schweift über das graue Häusermeer der ewigen Stadt nach der Kuppel des heiligen Thürschließers hinüber, ruht sinnend auf der Rotonda des M. Agrippa, auf dem „allen Göttern“ geweihten Pantheon, streift ehrfurchtsvoll die Säule des Kaisers Trajan. In der That, Pepe hat sich den günstigsten Platz in ganz Rom erobert und würde selbst mit dem heiligen Vater schwerlich tauschen. Während dieser alljährlich drei Monate auf der Flucht vor der Aria cattiva begriffen ist und die übrigen neun Monate in der schon zu Tacitus Zeiten gemiedenen Tibernähe, im Vatican, zubringen muß, läßt Pepe fröhlich die kühle Tramontana oder den frischen Ponente auf dem gesündesten Punkte Roms, auf dem Monte Pincio, um seine vollen Wangen fächeln. Ohnehin hat er

nicht nöthig, wie der Nachfolger Petri, allein zu speisen. Sämmtliche Tobias-hündlein des Quartiers leisten ihm Gesellschaft, will er ja einmal um des guten Verdienstes willen das heimische Mittagsmahl und die stärkende Siesta opfern. Lieber aber reitet er Mittags nach Hause. Unter dem schattigen Vorsprung des ohnlängst noch von Peter Cornelius bewohnten Eckhauses der Via Sistina steht Pepes grauweißes, schmuckes Eselein und harrt geduldig seines Reiters. Es ist wohlgenährt und trägt den glücklichen Bettler trabend durch die Straßen Roms, nicht minder stolz auf seine nach allen Seiten Grüße spendende und empfangende Bürde, als es der Pony sein mag, auf welchem James von Rothschild Abends aus der City nach seinem Landhause hinausreitet. Häufig schließt sich ein blindes Paar dem heimkehrenden Pepe an, ein Alter und ein Mädchen, die in der Nähe der Eselsstation ihren Bettelerwerb haben und denen der Schwanz des Grauthiers zum Ariadnefaden in dem Labyrinth des römischen Volksviertels dient. Man würde dem Reiter indessen Unrecht thun, wenn man ihm seine Ritterschaft als Hochmuth oder Ueberhebung auslegte. Er ist verkrüppelt und durchaus der Fähigkeit beraubt, sich seiner Beine anders als rutschend zu bedienen. Hierin hat es freilich zu einer so großen Fertigkeit gebracht, daß ihm auf seiner Station trotz der Breite des Treppenabsatzes so leicht kein Forestiere entgeht und finge dieser es auch noch so schlau an, ungesehen und ungegrüßt an dem freundlichen Zöllner vorüberzuschlüpfen. Denn seine Art zu grüßen hat etwas von jenem geheimnißvollen Zauber, um dessentwillen Held Ulysses seine Ohren mit Wachs verstopfte. Buon giorno, Signore! Ja, hunderte sprechens täglich aus und lernen doch nicht den Klang hineinlegen, der in Pepes Munde sich sofort klingend verwerthet. Wenn er den schön geputzten Töchtern Albions bei heiterm Wetter ein fröhliches bel tempo, Signore! zuruft, so scheint die Sonne für die nächsten zwei Minuten noch einmal so lustig als zuvor, und während dieser zwei Minuten öffnet sich manches Portemonnaie, das bei zehn vorausgegangenen Anreden geschlossen blieb. So mächtig ist die Wirkung, daß viele Bewohner des eleganten Viertels, um nur nicht täglich in die Tasche greifen zu müssen, sich von Zeit zu Zeit durch runde Summen frei kaufen. Von der Macht, welche Pepe über Herz und Börse der ihm nahe Kommenden ausübt, hat er übrigens selbst ein zu sicheres Bewußtsein, um nicht durch Bescheidenheit diese unumschränkte Herrschaft weise zu zügeln. Er wird nie zweimal grüßen, wenn er das erste Mal seinen Zweck erreichte, oder er wird in einer Weise grüßen, daß der Geber sich im Stillen sagen muß: im Grunde läßt sich doch nirgend Geld besser anlegen. Hat er irgend Gelegenheit, so kehrt er auch den Gefälligen heraus und sucht sich Andere zu verpflichten. Hierzu bietet namentlich der Sonntagnachmittag Veranlassung. Um fünf Uhr ist Nonnengesang. Zwar sieht man die schönen Abgeschiedenen nicht, — ein

Gitter schließt sie ein; aber man hört sie doch, und bei der Dürftigkeit der römischen Kirchenmusik und der Abwesenheit fast aller andern Musik nach beendigter Saison, drängt sich die Fremdenwelt in Menge zu diesem durch das Geheimniß reizenden Genuß. Da zieht es denn in Scharen an Pepe vorbei und gefällig berichtet er seinen Freunden, ob die Kirche schon voll, ob der Gesang schon begann, ob noch Zeit ist, die hohe Kirchentreppe im gemächlichen Schritte zu ersteigen, ob schon diese oder jener drinnen ist. Ja, mit dem „diese oder jener" verdient so mancher Bettelmann und mehr noch so manches Bettelweib im alten Rom seinen Unterhalt! Wer kanns auch Pepe, dem Schutzempfohlnen des heiligen Giuseppe verargen, wenn er hin und wieder den gefälligen Wegweiser macht, der auf der nahen Passegiata die Spur der schönen Südländerin dem Suchenden verräth, widersteht er doch der Versuchung, sich gleich so vielen seiner Genossen zum lebendigen Briefkasten zu machen, duftige Botschaften für andere aufzuheben und lächelnd den verschwiegenen Vermittler zwischen „dieser und jenem" zu machen — wer weiß freilich warum er widersteht, — vielleicht nur, weil sein Thron zu vielen Augen sichtbar ist.

Pepe würde in Neapel weniger Glück machen und zwar weil die fröhlichen Bettler dort recht eigentlich zu Hause sind. Sobald man sich an dem Fenster eines der Hotels am Strande von St. Lucia zeigt, grüßen nur halbbekleidete Betteljungen herauf und geben durch die drolligste Fingersprache zu verstehen, daß dampfende Maccaroni zu einem nicht verächtlichen Theile neapolitanischer Genüsse zählen. Die nämliche Geberde verfolgt den Zahlungsfähigen auf der Straße, aber nicht hungerleidend mit dem kläglichen ho fame wie zu Rom, sondern neckend und so ausgelassen wie möglich, zumal wenn die bettelnden Possenreißer noch Kinder sind. Wie Kletten hängen diese kleinen Maccaroniliebhaber an des Fremden Fersen. Sie wissen sich bei aller Zudringlichkeit doch fern genug zu halten, um das Weite zu suchen, wenn des Fremden gute Laune nach langer Ausbeutung endlich in nordische Grobheit umzuschlagen droht. In ihrer Rolle bleiben sie aber auch noch dann, und wenn sie aus der Ferne, häufig nach durchaus erfolglosem Zeitverluste, Adio rufen und immer wieder im Erzschelmentone, Adio, a revedervi Adio! Adio! da gesteht sich der mürrische Fremde nicht selten, daß er selbst von diesen Schelmen sich noch liebenswürdige Seiten aneignen könnte.

Die nämliche Begehrlichkeit nach Maccaroni findet man unter den Schiffern, unter den Lastträgern, eigentlich unter allen Gesellschaftsschichten beider Sicilien verbreitet. Wenn der verstorbene König sich ein Gericht mit Maccaroni in seine St. Carlologe bringen ließ und es bei dem Klange einer rossinischen Cavatine zum großen Entzücken des übrigen Publicums verspeiste, so lag wol ein populärer Köder auf dem Boden der Schüssel, aber ohne allen Zweifel

ſagte ſein Magen zu dem politiſchen Faſtnachtsſtreiche Amen. Die Schiffer, die uns von Capri nach Sorrent ruderten, ermunterten einander durch den Zuruf Maccaro! Maccaro! und dieſer ſpornende Ruf beſchleunigte manches Ruder im Golf Neapels. Wenn nicht das Wort Maccaroni gebräuchlich und das „Fidelin" (Nudeln) ungebräuchlich wäre, ſo hätte man wenig Mühe den Refrain des bekannten Liedes „O pescator dell' onda, Fidelin!" zu verſtehen. In unſerer Verdeutſchung: „Mein Schiff treibt auf den Wellen — Fidelin oder gar Fridolin!" läßt ſich der Sinn nicht errathen.

Dadurch nun, daß ſich die Deviſe faſt aller neapolitaniſchen Bittſteller auf ein leeres Eſſen bezieht, gewinnt dies Betteltreiben eine komiſche Seite und hilft über die Kehrſeite glücklich fort, die ſonſt ſo leicht die Harmonie ſüdlichen Lebens ſtören würde. Unter grüngeſchmückten Zelten brodeln die Keſſel, corpulente Köche mit weißen Schürzen und Mützen ſtehen rührend, aber durch die gierigen Blicke der Zuſchauenden nicht gerührt, vor dem praſſelnden Feuer; Alt und Jung, wer nur einen Gran auf die Zahlbank legen kann, läßt ſich die gelbweißen Schlangen zutheilen, um ſie langen Zugs, die Hand hoch über dem offnen Munde, in den Schlund herabgleiten zu laſſen; — welche Fürſprecher beredter Art, um die Vorſchläge eines Betteljungen mit halbem Hemde und noch weit halberer Hoſe zu unterſtützen, der da mit Hand und Mund unermüdlich in der Richtung nach dem paradieſiſchen Keſſel und dem ſchmunzelnden Koche hinüberdeutet!

Um kein anderes Nationaleſſen wird gebettelt, ſo viel es deren auch gibt. Gefrornes ſpeiſt jeder gern, und gezuckerter Schnee mit etwas Citronenſaft iſt ein Volksliebling, der bei keinem Feſte fehlen darf. Aber gebettelt wird nicht ſeinetwegen. Ebenſowenig um jene kühlenden Waſſermelonen mit rothem Fleiſch, von denen ein neapolitaniſches Sprichwort ſagt: Si mangea, si beve, si lava la faccia d. h. ſie dienen zum Eſſen, zum Trinken und — zum Waſchen des Geſichts.

Im Römiſchen hört man ſeltener Bettelgeſuche dieſer Art. „Date che cò!" oder einfach „Signo', che cò!" d. h. qualche cosa. Dieſer Ausruf iſt neben dem Hungerrufe „ho fame, per la madre di Dio!" die gewöhnlichſte Phraſe. In Terracina und Ciſterna bettelt ſo ziemlich jedes Kind, häufig im Angeſicht ganz wohlgekleideter Eltern, die grüßend vor ihrer Thüre ſitzen. In die neue Kirche von Terracina folgte uns bei unſerm erſten Verweilen in dieſer Stadt ein Haufe von etwa dreißig Kindern und erwachſenen Mädchen, die mit ihrem che cò lachend und lärmend unſere Geſellſchaft umdrängten, und zwar ſo, daß ſich der Baumeiſter gezwungen ſah, ſeine Arbeiter zur Räumung der Kirche herbeizurufen. Bei aller Heiterkeit, die ſolcher Scene in Italien eigen iſt, ereignet ſichs doch nicht ſelten, daß ſich die Hand eines angehenden Rinaldini bei Gelegenheiten dieſer Art in eure Taſche verirrt und Dinge entführt, die ihr

hinterdrein in allen Geheimfächern eurer Koffer und Mantelsäcke vergebens wiederzufinden sucht. So ging es uns schon in Roms Corso, nicht minder im Palaste Cenci, im römischen Ghetto, zu Zeit als Overbeck noch daselbst wohnte. Die Laune des Zufalls fügte es, daß der Entführer statt des erstrebten Taschenbuchs ein deutsches Büchlein eroberte, an dem ihm wenig liegen mochte.

Hin und wieder schämt sich ein Italiener dieses Betteltreibens seiner Landsleute. In Tivoli z. B. versagte ein Mann die uns Umzingelnden mit den heftigsten Scheltworten. „Brutti ribaldi! Bricconacci!" und seine Augen sprühten vor Zorn.

Selten entsetzt sich aber über dergleichen ein Bewohner der nämlichen Gegend. Im Tadel des Neapolitaners ist schon der Römer nicht mundfaul, im Verspotten des Römers wieder der Florentiner; dieser findet im Turiner oder gar im Genueser seinen Censor und so geht es von einer Hauptstadt zur andern fort, wobei der Dialektunterschied wieder ein Gegenstand der Geringschätzung wird, dessen sich jeder nach Möglichkeit bemächtigt.

Am meisten befremdet den Nichtitaliener das Handausstrecken wohlgekleideter Mädchen, z. B. in Albano, Genzano, Arriccia und nicht minder in Sorrent und Amalfi. Gewöhnlich geschieht's lachend und neckisch, häufig genug im Gefolge irgend eines stark geschminkten Bewunderungsausrufs. O che bella Signora oder che bei occhi, Schmeicheleien, mit denen die Italienerinnen freigebiger sind, als es deutschen Ohren wohlthut. Ereifert sich dann der Fremde und meint es sei vergogna, daß so schöne Geschöpfe in so buntem Aufputz und mit so zierlichen Händen nach Kupfergeld Verlangen tragen, so überzeugt ihn bald die Heiterkeit, welche er erregt, daß die ganze Schelmerei nichts wirklich Geldgieriges hat, daß von Betteln in unserm Sinne nicht dabei die Rede ist und daß man Zulukaffern oder Feuerländern, die nach Glas und Spiegeln die Hände ausstrecken, ebenso füglich zürnen könnte als diesen weiblichen Terminanten.

Hierbei muß man sich, um eine so verbreitete Unsitte nicht unrichtig aufzufassen, erinnern, daß die katholische Kirche die Erzieherin des italienischen Volkes ist und daß ihr Beispiel ihm täglich Nachahmung predigt. Dieselbe Nenella oder Nanna, welche eben den vornehmen Forestiere zu einem freiwilligen Darlehen auf schwindende Fonds zu bewegen versuchte, spendete wenige Augenblicke vorher ihren Gran oder ihren Mezzo Bajocco dem Schutzpatron, dessen Kapelle den Eingang zu ihrem Städtchen oder Dorf behütet. That sies nicht in Kupfer, so geschahs in Gestalt eines Mocolo, einer Kerze, die sie ihm anzündete, oder sie schmückte ihn gleichviel auf welche Weise. Was Wunder, wenn sie in der Gesellschaft von Heiligen, deren Bedürfnisse nie ein Ende nehmen und denen jede Gabe erwünscht ist, selbst ohne Arg bitten und

empfangen, wie die Kinder sich nicht der Wohlthaten ihrer Eltern schämen. Per St. Antonio, per la Madonna oder per la madre Dio heißts ja doch immer, so oft man fragt, was das durchs Kapellgitter hineingeworfene Geld dort am Boden soll? Die Mutter Gottes oder der Heilige solls haben. Es sorgen schon Hände genug dafür, daß die Spenden nicht zu lange liegen bleiben. So hats denn die Madonna genommen und da sie nach wie vor die Hände faltet, wird nächstens eine neue Gabe nöthig sein. Von den Kanzeln wird die nämliche Entäußerungslehre gepredigt. Da citirt man die alten Communisten St. Ambrosio, St. Gregorio, St. Basilio und die vielen Kirchenväter, welche den Reichthum verdammten, die Armuth lobprieſen, besonders den heiligen Ambrosio führt man gern im Munde, weil er die Gläubigen ermahnte, gleich den Vögeln nicht zu ernten und nicht zu sammeln; denn Bibelwort wird erst in der kirchenväterlichen Verdolmetschung zu Citaten brauchbar. Hat man vollends einen Bettelpfleger wie den verstorbenen Palermitaner, Prinzen Palagonia, in seiner Nähe, der täglich an die dreihundert Arme speiste, so ist ein Rückhalt für die gepredigte Sorglosigkeit zur Hand, und die Arbeit im Hause wird um so leichter der Unterhaltung im Kirchenschiffe nachgesetzt. Der vorzügliche Jesuitenredner Pater Curci war der einzige, den wir gegen das Versäumen der häuslichen über den kirchlichen Pflichten eifern hörten. Sonst fragt kein Prediger danach, was daheim halb oder gar nicht besorgt wird, wenn nur zahlreiche Zuhörer zusammenströmen, wo im Freien oder in der Kirche der Priester auf der Kanzel steht. Im Allgemeinen, man muß es nicht verkennen, ist die Theilnahme so untergeordneter Art, daß der Prädicant völlig in die Luft spräche, wollte er auch noch die wenigen Anwesenden an ihre häuslichen Pflichten erinnern. Besonders im Kolosseum fällt die Winzigkeit dieser ambulanten Gemeinden auf.

Wenn am Donnerstag Nachmittag ein Bettelmönch vom Kloster Ara Coeli ins Forum hinabsteigt und gefolgt von freiwilligen Vermummten irgend einer Brüderschaft, sich ins Kolosseum begibt, um von der dortigen Holztribune zu predigen, so erstaunt man über den riesigen Rahmen, den sich dies Miniaturbildchen wählte. In einem Prachtbau, der vor Zeiten 90,000 Zuschauer, das ist so viel wie das halbe jetzige Rom, beherbergte, schrumpft das Häuflein alter Weiber und zufällig Vorübergehender, die dem Bettelmönch ihr Ohr gönnen, fast zur Null zusammen. Aber allenthalben ists nicht so schlecht mit der Zuhörerschaft bestellt. Recrutirt sich die letztere bei gewöhnlichen Veranlassungen meistens aus solchen, deren bürgerliche Stellung schon manche Aehnlichkeit mit der des predigenden Baarfüßlers hat und gehen sie vom Beten zum Betteln über, sobald ihnen ein Gutgekleideter nahe kommt, so ziehen die vielen Kirchenfeste doch fortwährend eine Menge Leute von der Arbeit ab, welchen daheim ein

Rock unterm Bügeleisen verbrennt, ein halbfertiger Stiefel auf dem Schusterbock verschimmelt, ein Faß wieder aus den Fugen geht, weil es an Zeit fehlte, den letzten Reif ihm umzulegen. Das letzte Jubeljahr zu Ehren der heiligen Anna oder eigentlich zu Unehren ihres vermeinten Ehegatten, des heiligen Joachim, bot an solchen Festlichkeiten einen Ueberfluß, der fast alles Geschäft zur Ruhe verurtheilte. Die meisten Kirchen verkündigten außergewöhnlichen Ablaß, der billiger erlassen werden sollte, als sonst der Fall war, — gleichsam um damit zu räumen. So kündigte die Kirche Jesu und Maria im Corso ein Triduum zum 2. 3. und 4. Februar an. Um 10 Uhr war allemal Messe, um 3½ Uhr Nachmittags Predigt. Wer keine Messe noch Predigt versäumte und auch beichtete, erhielt Indulgenza plenaria, das nämliche vielversprechende Wort, was an den meisten Kirchen Roms als Empfehlung über der Hauptthüre zu lesen steht. Wer eins oder das andere besuchte, der mußte sich mit sieben Jahren partieller Indulgenz begnügen; und siebenjährige Befreiung von der Quarantina erwarb, wer zwei Drittheile dieser Andachtsübungen mitmachte. Uebrigens versprach der Anschlagzettel keine Musik und da andere Kirchen hierin weniger knauserten, so blieb die Kirche Jesu und Maria ohne Ueberfüllung. — St. Maria in Campitelli hielt am 4., 5. und 6. Februar um 10 Uhr Vormittags pontificale Messe, Nachmittags Predigt und lauretanische Litanei, am 7. Februar ward zu Nachmittags 4 Uhr Vesper und l'Inno Ambrosiano verheißen. Diese Programme nämlich verkündigte man im Voraus durch Maueranschläge. Bei einigen Ablaßverheißungen fanden auch die Todten noch Berücksichtigung: Indulgenza plenaria, hieß es da, applicabile ancora ai defonti in tutti e ciascun giorno dell' anno, per concessione speciale della S. S. di Papa Pio VI. — Die Kirche St. Maria in Monterone hatte die fünfte Nachmittagsstunde vom 9. bis 11. Februar für Predigt und Vesper festgestellt; am 12. Februar schloß ihre Feier durch eine Missa cantata, dann durch eine Predigt, und endlich durch den ambrosianischen Lobgesang, der, beiläufig gesagt, gleich den Litaneien, nur durch sein Alter interessirt. — In Cosmo St. Damiano am Forum dauerten die Festlichkeiten vom 10. bis zum 18. Februar. In einigen Kirchen verband man mit der Feier Almosenvertheilungen; in St. Marcello z. B. erhielten zwölf arme Familien Betten. Es hätte nicht schaden können, wenn der beispiellose Glanz der Immaculatafestlichkeiten in allen Kirchen Roms einen Theil seiner Würde ähnlichen Wohlthätigkeitsacten entlehnt hätte. Die Wachskerzen selbst in kleineren Kirchen waren kaum zu zählen. In der Chiesa dei Apostoli allein zählten wir vierzig Kronleuchter. Die größte Verschwendung wurde indessen der Ausstattung an Draperien und prachtvollen Sammetvorhängen zugewendet. Die meisten Altare hatten glühendrothe Sammetbaldachine erhalten, welche bis fast an die Decke des Mittelschiffes reichten und sich an den vielen Seitenkapellen im

Kleinen wiederholten. Man glaubte in lauter ſtrahlenden Luſtgezelten einher zu wandern und der Arbeiter fand begreiflicherweiſe viel mehr Vergnügen daran, in dieſen geſchmückten Räumen zwiſchen gaffenden und lichtgeblendeten Weibern und Männern jeden Alters und Standes umher zu ſchlendern, als daheim in der thranerhellten Werkſtatt die Arme zu ermüden. Kam noch volle Orcheſtermuſik hinzu, ſo war des Gedränges kein Ende. Die große, akuſtiſch günſtig conſtruirte Chieſa nuova, unweit des Liebhabertheaters des Prinzen Cäſarini, leiſtete in dieſer Beziehung das Meiſte. An drei Nachmittagen war große Muſik von 4 bis 6½ Uhr. Capocci dirigirte und die Caſtraten des Papſtes, unter andern Muſtapha und Pasquilino, waren mit hinzugezogen, ſo daß an den erſten zwei Tagen zwei Chöre zu je zwanzig Sängern beiſammen waren. Links und rechts vom Altar ſah man ſie ſammt dem Orcheſter auf zwei hohen Balcons des Querſchiffes; jeder Balcon hatte ſeine Orgel. Am dritten Tage kam noch ein Chor hinzu, welcher dem Altar gegenüber, hoch über der Hauptthür angebracht war. Die Muſik bot ein Gemiſch von alten und neueſten Meiſtern und war eigentlich eine Art heiliges Potpourri. Pauſen wurden nicht gemacht oder doch durch Orgelſtückchen im raſcheſten Staccato ausgefüllt. Große Kräfte und geſchmackloſe Wirkungen. — Beſonders thaten ſich die Jeſuiten bei dieſen Feſtfeiern hervor. Sie ſtatteten durch große Bilder und Transparente die unſcheinbarſten Räume aus, und man ſtaunte über die Reichhaltigkeit der Darſtellungen im Thierbudengeſchmack, die plötzlich ganze Plätze z. B. denjenigen gegenüber der Kirche Jeſu, in Bilderausſtellungen umwandelten. Die Madonna, auf dem Halbmonde ſtehend, bot nur zum Theil den Stoff zu dieſen Kunſtgebilden. Das alte Teſtament hatte auch ſein Contingent geſtellt, und auf einem ungeheuren Stücke Leinwand der Jeſuitenkirche gegenüber, griff Potiphars rieſengroßes Weib, halb aus dem Bette ſich aufrichtend, mit häßlicher Begehrlichkeit nach dem flüchtenden Joſeph. Man wird vielleicht ſolche Scenen nicht viel mehr geeignet halten Andacht zu erwecken, als die Darſtellung der badenden Suſanna, von den Richtern überfallen, wie ſie in St. Suſanna faſt eine ganze Mauerwand bedeckt. Dennoch muß man zugeben, daß, wenn es überhaupt möglich war, die Concezione immaculata zum Gegenſtand ernſtlicher Unterſuchungen zu machen und während eines ganzen Jubeljahrs darüber von allen Kanzeln mit eingehender Breite zu predigen, kein Grund vorhanden iſt, bibliſche Stoffe von der Hand zu weiſen, die geeignet ſcheinen, dem Mirakel eine grobſinnliche Folie zu geben. Auch die Transparentinſchriften dienten dem nämlichen Zweck. Unweit der Dominicanerkirche sopra Minerva, wo die Büchercenſur betrieben wird, laſen wir:

Ne timeas, Maria,
Invenisti gratiam apud deum.
Tota pulcra es, Sancta & purissima

Immaculata in concezione.
Ave Maria plena dominus tecum.
Dei para inventa sum: ergo immaculata. u. ſ. w.

Daſſelbe geheimnißvolle Thema variirten unzählige Transparente in allen Theilen der Stadt.

Während nun das Volk zu dieſen Schaugepränge ſeine Opferpfennige herbeiſchleppt und ſeine Arbeitsſtunden unterbricht, wird es auf andere, minder unterhaltende Weiſe zu Leiſtungen herbeigezogen, welche ihm wiederum die Lehre von der Beſitzentäußerung handgreiflich zu Gemüth führen. Wo Bettelklöſter ſind, ſieht man am beſten, wies dabei hergeht. In Sorrent z. B. ſandten unſere lieben Nachbarn, die Kapuziner, alle Morgen ihren ſammelnden Bruder auf den Markt. Er hatte einen großen Zwerchſack um die Schultern, wie ihn die Bettler des Mittelalters trugen, damit vorn wie hinten hineingelegt werden könne. Mit den freiwilligen Gaben war es indeſſen nichts und ſo nahm der braune Bruder denn, was ihm eben dienlich ſchien, hier eine Cocuzze, dort einen Galinaccio, eine Handvoll röthlicher Broccoli, einige Bund Spargel und was ihm ſonſt noch für den Gaumen ſeiner Brüderſchaft brauchbar däuchen mochte. Eine ſorgliche Hausfrau kann nicht umſichtiger zu Werke gehen, als der Bruder Mönch bei ſolchen Gelegenheiten verfuhr, nur daß er noch den Vortheil hatte, allenthalben ſchuldig bleiben zu dürfen. Da er nahm und nicht bettelte, ſo war im Grunde des heiligen Mendicantenſtifters urſprüngliche Idee wol nicht mehr richtig durch ihn perſonificirt, und man hätte füglich wie das alte Weisthum ſagen können: „Dies iſt keine Zinsſteuer, ſondern eine ordentliche Raubſteuer.“ Abgaben anderer Art wurden größtentheils auf minder eigenmächtige Weiſe beigetrieben. So gab z. B. das Feſt des Kloſterheiligen Anlaß zur Einſammlung von freiwilligen Gaben, — freiwillig, inſofern nur der Gewohnheitszwang und die Oeffentlichkeit der Controle die Stattlichkeit der Spende beeinflußten. Tags vorher ſchon erhoben ſich Triumphbögen von Lorbeer-, Myrthen- und Citronenlaub vor dem ſchmucken Kirchlein. Eine Militärmuſikbande kam aus Neapel herüber und ſpielte anfangs in der Kirche, dann in den Straßen Polkas, Walzer, auch ganze Abſchnitte verdiſcher Opern, beſonders den Hammer- und Amboßchor aus dem „Findling“, dem Trovatore. Während draußen gepfiffen und getrommelt wurde, etwa im Geſchmack unſerer umherziehenden Bergwerksſpielleute, ſammelte ein Kapuziner in den Häuſern, den Teller in der Hand. Dies war das Vorſpiel. Tags darauf wuchſen in des Kloſters Nachbarſchaft Buden und Zelte aus der Erde. Man verkaufte Backwerk, Roſenkränze, Früti, Granito, Eiswaſſer und ſchrie ſeine Waare aus, ſo lange die Sonne am Himmel ſtand. Neben dieſer Induſtrie, welche den Meßdienſt übertönte, ging die kirchliche Feier. Die große Trommel erſchütterte die Gurten und Kappen des Kirchengewölbes, die

Trompeten wetteiferten mit den Ausrufern; die kleinen Meßner klingelten, als seien Altarglöckchen nicht auch gebrechlich wie alles Irdische. Endlich, da mit dem Crescendo nicht weiter zu reichen war, löste man die etlichen vierzig Böller, welche in zwei Reihen vor der Kirche eingegraben waren, und trug mit dieser Peletonsalve sowol dem Heiligen wie dem bösen Geist des Gestankes seinen Tribut ab. Schon Seume erwähnt dieses Andachtfeuern. Es scheint sich wie so vieles andere im letzten halben Jahrhundert nicht verändert zu haben. Wenn man bedenkt, daß einst auf diesem selben Grund und Boden ein Vestatempel stand, daß vor Zeiten „fett von des Opfermahles Schmauß" der Tyrrhener bei festlichen Gelegenheiten die elfenbeinerne Flöte blies, so findet man Anknüpfungspunkte, die erklärlich machen, daß man dort noch immer lärmt, wo wir, die Nachkommen anderer Götter, uns mit „verschleiertem Haupte" der Sammlung befleißigen.

Kaum hat sich der Pulverdampf verzogen, so setzt sich die Procession in Bewegung. Die Massaren der Umgegend, welche bei der Entwaffnung von 1849 ihre Büchsen sofort gegen ein Billiges von den entwaffnenden Soldaten wieder einkauften, knallen so lange das Rohr nur halten will. Weißgekleidete kleine Mädchen, mit Blumen und mit allen in der ganzen Verwandtschaft nur auftreibbaren Uhren geschmückt, stolziren vielbewundert hinterdrein. Man schleppt Fahnen, Tücher, Kreuze, den Heiligen in effigie, und was sonst noch die Kirche hergibt, umher und ist sehr guter Dinge, wenn aus den Fenstern nach Landessitte ganze Wolken von Goldregenblumen auf den bunten Zug herabstäuben. Da die milden Gaben bei diesem Anlaß am besten dem krittelnden Auge Aller Preis gegeben werden können, so wird bei jedem Hause angehalten und das dem Kloster Zugedachte gesammelt. Da gibt es denn Geld, Orangen, Limonen, Seidencocons, Wachslichter und was sich nur in Truhe und Kasten findet; der Mönch nimmt alles und verhandelt wieder, was er nicht selbst verspeisen oder verwenden kann. — Den Schluß des heiligen Festes macht ohne Ausnahme ein Feuerwerk, bei dessen Knattern und Prasseln leuchtende Luftballons von Papier in die Nachtluft steigen. Oft sieht man sie noch nach Stunden über den Orangenwäldern und über dem Meere schweben und den umliegenden Ortschaften als Boten des beendigten Festes dienen.

Schaut man sich das Innere solch eines Klosters an, so findet man meistens zu dem bunten Zifferblatt des äußern Gepränges den Gegensatz, ein Räderwerk, nüchtern und grob wie das einer schwarzwälder Uhr. Den poetischen Hauch muß der Beschauer selbst hinzuthun, wenn anders nicht Umgebung und zufällige Beleuchtung einen trügerischen Schimmer auch der handwerksmäßigsten Kuttengenossenschaft geben. Die Räume des besprochenen Kapuzinerklosters sind ohne architektonischen Werth und so auch die Bilder ohne malerische Bedeutung. Frauenabbildungen waren meistens vermieden, doch

hatte sich eine büßende Magdalena eingeschlichen, welcher, um der guten Brüder willen, etwas züchtigere Verhüllung zu wünschen gewesen wäre. Der Garten war baumlos, fast nur zum Gemüsebau eingerichtet. Ueber jeder Zellenthüre fand sich ein colorirtes Papierbild der Madonna, und unter demselben in Buchstaben eine der unzähligen Eigenschaften, mit welcher die südliche Phantasie Maria ausgestattet hat. Frühmorgens, dann vor dem Mittagsmahle, dann wieder nach beendigter Siesta, endlich um Ave Maria und zu guter Letzt noch um Mitternacht hörte man den Kapuzinergesang. Er bewegte sich von der Tonica nach der Dominante hin und her, war kurz, rhythmisch trocken und immer der nämliche. Die Mönche sahen meist gelangweilt, noch häufiger seelenlos aus. Einige waren Söhne der Landleute in der Umgegend; andere hatten sich nach Erwerbung der rohesten Schreibvorkenntnisse aus allerhand Beschäftigungen in den gesicherten Klosterhafen gerettet; noch andere blieben wegen völliger Unwissenheit dienende Brüder. Der Schalk saß wol den wenigsten im Nacken. Das schwächere Geschlecht, den Mönchen doch noch zu stark, war durch die Ueberschrift Clausura von dem Eintritt in das Kloster abgesperrt, belagerte den Eingang desselben jedoch in allen Lebensaltern, meist um Almosen oder Küchenabfall bettelnd, wie denn die Klöster immer eine große Menge Bettler durch Suppenvertheilung an sich ziehen. Ueber einer Clausura in der Nähe von Amalfi lasen wir: „Nie betritt ein weiblicher Fuß diese heilige Schwelle!" Man wird an eine gewisse Fabel erinnert, in welcher die Ruhmredigkeit Verdacht erweckte.

Unsere Nachbarn, die Kapuziner, theilten die allgemeine Mönchsscheu gegen die Einblicke Unberufener. Es besteht ein neapolitanisches Gesetz, welches Strafen über das Hineingucken in Nonnenklöster verhängt. Um präventiv wirken zu lassen, hat man den Nachbarhäusern Fensterladen zugelegt, so zwar, daß eine eiserne Platte sich zwischen das Kloster und jedes in dessen Richtung gelegene Fenster einschiebt. Nach und nach haben die Mönche gleiche Vorkehrungen durchgesetzt und unsere ehrwürdigen Nachbarn duldeten aus gleicher Befugniß keine platten Dächer in ihrer Nähe. Weil sie einen „leisen" Schlaf zu haben behaupteten, durfte ihr Nebenmensch auch von 1 bis 3, d. h. während sie Siesta hielten, von seiner Hausthürglocke keinen Gebrauch machen. Einige von ihnen waren große Feigenliebhaber und ritten zur Zeit der Reife gern nach Massa. Hatten fremde Damen das Unglück, dem Esel eines solchen klösterlichen Feinschmeckers zu begegnen, so mußten sie, wenn sie beritten waren, ausweichen und es kam einige Mal vor, daß der Mönch das Eslein der Reiterin mit eignen Peitschenhieben zum Ausweichen zwang. Im Uebrigen waren sie unschädliche Gesellen, denen man, in einiger Entfernung von ihren duftenden Kutten, nicht böse zu sein brauchte.

Die meisten Bettelklöster, die wir besuchten, boten verwandte Züge mit

den geſchilderten. Sie ſtehen dem Volke ſehr nah und ihr Einfluß, wenn auch wenig Berechnung hinzutritt, iſt groß. Man weiß, daß ſie in frühern Zeiten häufig die Zufluchtsſtätte von Räubern und Mördern waren und überhaupt die Hefe des Volks in nicht weltlichem Gewande vertraten. Vor 200 Jahren ließen ſich ſelbſt die Benedictiner über ähnlichen Sympathien ertappen. Die Mönche von Monte Vergine in Apulien theilten, nach des damaligen Nuntius eigenem Bericht, den Raub mit den ihnen befreundeten Banditen, dienten ihnen als Briefträger und veranlaßten, daß der Nuntius den ſpaniſchen Vicekönig bewog, freigebiger mit Plätzen auf Strafgaleeren zu ſein. „Die Galeere," ſagte der Nuntius, „rettet manchen Mönch vor dem Galgen.*) Noch vor 12 Jahren ſollen, wie man uns erzählte, in den Abruzzen verkappte Kapuziner das Räuberhandwerk getrieben haben. Ihr jetziger Oberer, vielleicht der einzig wahrhaft ſchöne und ehrwürdige Kopf im ganzen Collegium der Cardinäle, hält ſtrenge Zucht, doch reicht ſein Arm nicht in alle Fernen.

Berückſichtigt man nun, daß der Italiener, was immer Herr von Rayneval auch über die niedrige Beſteuerung des römiſchen Volks ſagen möge, durch Kirche und Bettelklöſter zu Leiſtungen aller Art unabläſſig herbeigezogen wird, daß z. B. im Neapolitaniſchen die Sammlungen für die Erlöſung aus dem Fegefeuer an beliebige alte Weiber oder Männer diſtrictweiſe verpachtet werden, die nun aus ihrer Pachtinduſtrie möglichſt viel heraus zu bringen ſuchen, und daß noch unzählige andere Bettelvorwände von kirchlichen Werkzeugen fortwährend, und als längſt durch den Gebrauch geheiligt, ausgebeutet werden, ſo muß man dem betenden und bettelnden Italien Nachſicht gönnen und nicht im Nationalcharakter allein die Erklärung ſuchen, um eine Unſitte zu begreifen, welche die dortige katholiſche Kirche recht eigentlich groß zieht.

Ohnehin gibt es Gegenden genug, die, von der Heerſtraße und dem Fremdentreiben nicht berührt, auch nicht das Laſter des arbeitsſcheuen Geldheiſchens zur Schau tragen. Kommt man tief ins Gebirge, ſei es im Römiſchen oder Neapolitaniſchen, ſo findet man die unbegreiflichſte Bedürfnißloſigkeit, aber dabei Gaſtfreundſchaft, und die katholiſchen Pfarrer hier in dieſem Punkte nicht die letzten. Schon in Städten wie Poſitano kann es Einem begegnen, daß weder Brot, noch Fleiſch aufzutreiben iſt, höchſtens Maccaroni und Wein, außer den immer reichlichen Früchten; und ſelbſt bei wohlhabenden Ackerbürgern findet man ſo ſchlecht beſtellte Vorrathskammern, aber dabei alle Geneigtheit, das Wenige mit dem Gaſte zu theilen. Wo das Betteln durch Verarmung, ſchlechtes Beiſpiel und Fremdenalmoſen eingeriſſen iſt, zeigt ſich ſehr häufig noch die Abſicht des Italieners, die Gabe auf irgend welche Weiſe abzuverdienen. Was mit klappernden Blechbüchſen als pri-

*) Die Caraſa von Maddaloni, von A. v. Reumont.

vilegirtes Straßenorchester vor den Kirchthüren sitzt, blind, lahm oder wie immer verkrüppelt, verrichtet unabläſſig Bettelmeſſen und läßt den Roſenkranz höchſtens auf einen Augenblick aus der Hand, wenn z. B. auf dem Capitol der Acquavitaverkäufer mit ſeinem ſchlimmen Feuerwaſſer die Runde macht. Auf der neuen Brücke von Arriccia bieten die Bettelnden Marmor- und andere Steinſplitter dem Vorübergehenden an. An der Hundsgrotte, an den Waſſerfällen von Terni kommen die Bittſteller mit Blumenſträußen; der Eremit im Koloſſeum wird nicht unterlaſſen Gelbveigelein anzubieten, ſobald ſich die Trümmer des alten Baus mit den goldnen Frühblumen ſchmücken; in Atrani, wo Abends alle Beleuchtung fehlt, ſind Kinder mit Lume, Lume! bei der Hand, um dem Fremden durch das ſchmutzige Straßenwirrſal mit dem Lichtſtumpf als Führer zu dienen; und ſitzen in Capri Mädchen auf den platten Dächern und regen ſich in ihnen Bettelgelüſte, ſo nehmen ſie das Tambourin zur Hand und laſſen ſich nicht lange nöthigen, die Tarantella zu tanzen; am Strande von Bajä möchten die Jungen für ein Billiges ihre Fertigkeit im Tauchen zur Schau ſtellen; auf der Solfatara ſchleppen ſie Steine herbei, um durch Niederwerfen derſelben den Boden klingen zu machen; auf dem Veſuv verführt die italieniſche Beredtſamkeit ſelbſt geſchworne Eierhaſſer, ein friſch vom Schwefeldampf geſottnes Ei zu koſten; zwiſchen Conca und Amalfi bleibt jedes Mädchen, jeder Burſche wie eine Bildſäule ſtehen, ſobald ſie aus Bleiſtift und Skizzenbuch des Fremden die Ausſicht gewinnen, ihm Modelldienſte zu thun; in Scala und Ravello leiht jeder ſofort Stühle her, um ſeine Abſichten auf die ausländiſche Börſe durch eine Gefälligkeit milder auszudrücken; ja, wenn es auf ſchlechten Wegſtrecken regnet, wie es uns unweit Capua geſchah, ſo finden ſich dienſtfertige Ohnehoſen, welche dem Veturin als Pilot zwiſchen den Tiefen und Untiefen des aufgeſchwemmten Bodens vorauftraben und in jede Pfütze hineintreten, um deutlich zu machen, daß es ſich beſſer neben ihr, als in ihr kutſchirt.

Dieſes Beſtreben, ſich im Kleinen und für ein Billiges nützlich zu machen, iſt vorwiegend neapolitaniſch, kommt aber auch in andern Gegenden oft genug zum Vorſchein. Es hängt mit jenem, von Goethe ſchon gerühmten Thätigkeitstriebe des Neapolitaners eng zuſammen. Es gibt nichts Abgerißneres als ſo einen armen Teufel von Ragazzo, wie ihn jeder neapolitaniſche Kutſcher auf irgend eine Weiſe an ſeinem Räderkaſten unterbringt, aber es gibt auch nichts Geſchäftigeres, Dienſtwilligeres. Alle Vorübergehenden ruft er an, allenthalben hat er ſeine Augen, und paſſirt es ja, daß ein andrer Kutſcher dem Wagen, welchem der Ragazzo dient, zu nahe kommt, ſo ficht er, groß oder klein, mit der Peitſche ſeines ruhig auf dem Sitze verbleibenden Brotherrn die erbittertſten Kämpfe gegen den Widerſacher aus.

Der nämliche Thätigkeitstrieb erklärt die uns ungewohnte Erſcheinung,

daß Bäuerinnen bei ihren Stadtwegen im Gehen stricken, wie man ihnen fast allenthalben in Italien begegnet; in Florenz sieht man sie Hüte flechtend weite Strecken wandern.

Um eine Summe zu ziehen, dürfen wir endlich nicht unbeachtet lassen, daß es unter milden Himmelsstrichen schwerer hält als bei uns, Kranke und Arme in Häusern festzuhalten. Das große Albergo dei poveri in Neapel ist gewöhnlich bei weitem nicht gefüllt, weil sichs viel besser auf der Straße lebt, als selbst in jenem schöngelegenen Wohlthätigkeitspalaste. Daß man auch den vielen syphilitischen Kranken gestattet, sich dem Mitleiden aufzudrängen, ist in keiner Weise zu rechtfertigen. Krüppeln und Armen aber würde man durch das, was bei uns Wohlthat ist: — Unterbringung in geschlossenen Räumen, das Dasein sehr verdüstern, denn alles lebt und webt ja im Freien und selbst die Gefangenen bringt man gern in Räumen unter, wo sie mit dem lebendigen Treiben draußen in stetem Zusammenhang bleiben.

---

## Literatur.

**Romane.** — Soldatengeschichten für das Militär und seine Freunde. Von F. W. Hackländer. Vierter Band. Stuttgart, Hallberger 1857. — Die kleinen Bilder machen durchweg einen heitern und wohlthuenden Eindruck. Das Garnisonleben, die militärischen Uebungen und was sonst dazu gehört, ist mit jener Sachkenntniß und jener lebendigen Anschaulichkeit dargestellt, die Hackländer so sehr vor den übrigen Genremalern auszeichnet. Wenn die in diesen Rahmen eingewebten Liebesabenteuer weniger Interesse erregen, so treten sie doch so bescheiden auf, daß sie nicht stören, und wenn die verschiedenen Figuren der Handlung auch durch die Uniform etwas Gleichförmiges erhalten, so haben sie doch immer so viel Physiognomie, daß man sie leicht unterscheiden kann, und zeigen so viel Behagen an ihrem Stand und an ihrer Thätigkeit, daß sie nicht blos für sich selbst, sondern für den Soldatenstand im Allgemeinen Interesse erwecken. —

Der Armuth Leid und Glück. Roman von Julie Burow. Drei Bände. Leipzig, Brockhaus. 1857. — Die Verfasserin hatte früher in jener leichten Gattung, die dem allgemeinen Lesebedürfniß entspricht, und die mit Verstand und richtiger Empfindung dem wirklichen Leben seine guten Seiten abzugewinnen weiß, Beifallswürdiges geleistet. Mehr und mehr scheint aber der Geist der Mysterienliteratur Herr über sie geworden zu sein, und das vorliegende Buch können wir nur als eine arge Verirrung beklagen. Eine solche Häufung von Verbrechen und Schandthaten findet man kaum bei E. Sue, und man wird hier nicht, wie bei diesem Schriftsteller, durch den Glanz der Phantasie geblendet. Wie eine gebildete Frau an diesen wüsten Scenen des Elends, des Verbrechens, des Lasters und der Verrücktheit Geschmack finden kann, ist unbegreiflich. Dem verzerrten Inhalt ent-

spricht meistens auch die Form der Darstellung. Man höre folgendes gezierte Porträt: „Große tiefdunkle Augen leuchteten aus den blassen Kindergesichtchen hervor, Augen, die an die Sterne im Gürtel Orions oder an braune Aurikeln, oder auch an Webers wundersamen Walzer erinnerten.“ Gleich darauf wird hinzugesetzt; „Sie hatte ein Röckchen von hundertmal gewaschenem braunen Kattun an aber es glänzte in Reinlichkeit und schmiegte sich dem elfenzarten Körperchen an, als ob es mit Bewußtsein das arme Kind schützen und decken wolle.“ Möge die Verfasserin sich bald den wüsten Reminiscenzen aus der Gazette des tribunaux, welche dieses Buch ausfüllen, entreißen und zur Einfalt und Natur zurückkehren. —

Aurora Leigh, by Elisabeth Burret Browning. London, Chapman & Hall. 1857. — Wenn auch in poetischer Form gehalten, ist das Buch seinem eigentlichen Inhalte nach doch ein moderner Roman. Die geistvolle Dichterin behandelt die Geschichte zweier Idealisten, die durch die Abstractionen ihres Verstandes dem natürlichen Lauf ihres Gefühls entfremdet werden, bis eine herbe Katastrophe sie wieder auf die richtige Bahn lenkt. Die Excurse sind zuweilen von einer seltenen Schönheit. —

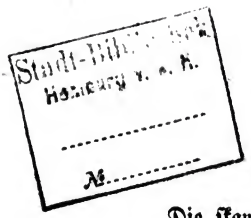
**Kunstgeschichte.** Die Grabmäler der römischen Päpste. Historische Studie von Ferdinand Gregorovius. Leipzig, Brockhaus. 1857. — Früher verstanden es nur die Franzosen, die Resultate ihrer geschichtlichen Studien in einer so zierlichen Form vorzutragen, daß sie in einer ähnlichen Art wie ein Roman das Interesse des größern Publicums erregten. Noch vor 30 Jahren hätte ein Stil, wie wir ihn in dem vorliegenden Buch antreffen, den ehrbaren Ruf eines jungen Gelehrten untergraben. In der neuesten Zeit haben wir uns unerwartet schnell und glücklich in die Manier unserer Nachbarn gefunden. In den letzten Heften der Revue des deux mondes lesen wir von Ampère, dem bekannten Mitarbeiter des Globe, der schon Goethes Aufmerksamkeit erregte, eine Histoire romaine à Rome, das heißt eine römische Geschichte mit überwiegender Localfarbe. Vergleicht man die beiden Bücher miteinander, so muß man gestehen, daß der Deutsche viel anmuthiger und anziehender zu schreiben weiß. Das Thema würde in früherer Zeit zu einer trockenen monographischen Untersuchung geführt haben. Herr Gregorovius knüpft an seine Localstudien eine so große Menge geistreicher, freilich leicht hingeworfener Notizen über den Charakter und das Aussehen der einzelnen Päpste an, daß man fortwährend gefesselt wird. Natürlich ist nicht alles sein Eigenthum, vom 16. Jahrhundert an erkennen wir Ranke ziemlich häufig wieder, aber der Verfasser hat doch auch dem Bekannten überall eine neue Form zu geben gewußt. — Die Sympathie für die Geschichte der Päpste entspringt bei ihm keineswegs aus einer principiellen Uebereinstimmung. „Es wird eine Zeit kommen, wo die Grabmäler der Päpste eine solche Wichtigkeit haben werden, wie heute die Büsten und Statuen der römischen Kaiser, welche im Ganzen doch so spärlich oder so zweifelhaft uns überliefert sind. Es wird dann keine Päpste mehr geben. Die Religion wird sich in einer neuen, von uns noch unerkannten Form kund gethan haben, und dann wird einem anders geordneten Menschengeschlechte jenes uralte Papstthum ohne Zweifel als eine noch bei weitem großartigere Schöpfung erscheinen, denn uns heute Lebenden.“ — Die Zeit mag wol noch ziemlich entfernt sein, und wir zweifeln, ob die Auflösung, die Herr Gregorovius für das Räthsel des Papstthums findet, diesem spätern Zeitalter

genügen wird: „Es lebt in der Menschheit eine tiefe und ursprüngliche, ich möchte sagen elementarische Sehnsucht nach der Einheit. Wenn man auf die Geschichte Acht gibt, hört man die unabläſſige Strömung dieſer Sehnſucht, ihre harmoniſche und disharmoniſche Muſik. Dieſe ideelle Einheit des Menſchengeſchlechts hat der römiſche Papſt dargeſtellt, das war einer der Zauberſchlüſſel ſeiner Gewalt.“ — Wir können bei dieſer Gelegenheit die Bemerkung nicht unterdrücken, daß es doch höchſt wünſchenswerth wäre, bei der Nachahmung der franzöſiſchen Anmuth und Gewandtheit den deutſchen Ernſt und die deutſche Gründlichkeit nicht ganz zu vergeſſen. Solche allgemeine Bemerkungen, die ganz gut klingen, aber doch den Kern der Sache nicht treffen, ſind für einen talentvollen und ſtrebſamen Schriftſteller namentlich dann eine gefährliche Angewöhnung, wenn er ſeine Studien hauptſächlich oder faſt ausſchließlich in dieſer leichten Form ausgibt. Herr Gregorovius hat ein gutes Auge und eine große Gewandtheit des Stils; es wäre aber doch gut, wenn er ſeine hiſtoriſchen Studien auf eine ſolidere Baſis ſtellen wollte. — Er kommt einmal auf das Leben Gregors VII. von Voigt zu ſprechen und macht die ganz richtige Bemerkung, daß die Abſichten dieſes Papſtes trotz der Antriebe höherer Art doch nur mit weltlichen Zwecken endigten, und ſtatt auf die Religion, nur auf ein religiöſes Inſtitut ſich bezogen. „Dieſe Monographie,“ ſetzt er hinzu, „iſt ein merkwürdiges Denkmal der romantiſchen Strömungen Deutſchlands im Anfange unſers Jahrhunderts, welche damals auch die Geſchichte, wie die Philoſophie durchdrangen.“ Aber er ſelbſt iſt von romantiſchen Strömungen einer andern Art nicht frei. Der Einfluß Heines zeigt ſich namentlich in der Vorliebe für das Zeitalter Leos X., nicht blos wegen der reichen Entfaltung glänzender Talente, ſondern auch wegen des leitenden Princips jener Zeit. „Die eigenthümliche Verbindung des Heidniſchen und Chriſtlichen jener Zeit mag der bigotte Fanatiker verwünſchen; der vorurtheilsloſe Beurtheiler als eine kindiſche Freude der damaligen Welt an dem erſtandenen Alterthum belächeln; der Geſchichtsforſcher aber wird in dieſer Verſöhnung zweier, lange Zeit durch einſeitige Religion getrennter Weltculturen Befriedigung empfinden.“ Die Verſöhnung iſt doch wol nur ſehr uneigentlich zu verſtehen. Die glänzende Bildung jener Zeit war nur ein Firniß, der einen faulen, ausgehöhlten Kern überdeckte. Die Blüthe der Kunſt kann uns nicht darüber täuſchen, daß ſie aus einer Welt hervorging, in der die Borgias möglich waren, und jener frivole Papſt, der für das Heidenthum einen ſo feinen Geſchmack entwickelte, bot alle Kräfte auf, um die Menge in ihrer Bigotterie zu beſtärken. Es war eine Welt der Lüge, unſittlich in ihrem tiefſten Kern, gegen welche der deutſche Proteſtantismus das vollſte Recht hatte, ſich im Namen der Wahrheit zu empören. Finſterer und unerfreulicher ſahen freilich die beiden folgenden Jahrhunderte aus; aber ſie haben doch die Fundamente der ſpätern Sittlichkeit gelegt, die aus jener Poeſie des Contraſtes ſich niemals hätte entwickeln können. S.

Herausgegeben von **Guſtav Freytag** und **Julian Schmidt**.

Als verantwortl. Redacteur legitimirt: F. W. Grunow. — Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig.

**Druck von C. E. Elbert in Leipzig.**




# Die skandinavische Union.

Nach langem Harren haben die deutschen Großmächte in langen Noten eine Erwiderung von Dänemark erhalten wegen der Gesammtverfassung vom 2. October 1855, eine Antwort, die so ablehnend ausgefallen, wie prophezeit war. In Wien wie in Berlin fand man die Antwort: alles sei verfassungs- und tractatmäßig zugegangen und Zugeständnisse könnten nicht eingeräumt werden, keineswegs befriedigend, auch eine Verbalnote des dänischen Bundesgesandten, welche doch einige Concessiönchen in Aussicht stellte, wenn die Großmächte ihre Reclamationen aufgeben würden, nämlich die frühern: Domänenverkauf mit $^2/_3$ Majorität des Reichsraths und eine neue: Rückgabe der Domanialverwaltung an den Minister für Holstein und Lauenburg, aber mit Verantwortlichkeit gegen den Reichsrath — auch diese Liebkosungen sind abgelehnt und dem dänischen Cabinet nur noch drei Wochen als Bedenkzeit gewährt, nach deren Ablauf — Anfang Mai — die Frage über die nachträgliche Vorlage der Gesammtverfassung an die Provinzialstände dem Bundestag zur Entscheidung würde gestellt werden. Dänemark hat sich gleichzeitig an die übrigen europäischen Großmächte hingewandt und demonstrirt, daß die dänische Monarchie zusammenbreche, wenn nicht Hilfe von außen komme durch eine europäische Verhandlung der Sache. Nach der ministeriellen „Zeit" blieb dieser Hilferuf bisher ohne Erfolg; Rußland, welches nach anderer Lesart den v. Scheel als „trop décrié" bezeichnet, um sich halten zu können, soll sogar ausdrücklich die Competenz des deutschen Bundes anerkannt haben. In den berliner Kammern sind links und sogar rechts, im Herrenhause, wo früher die Niederlage der deutschen Politik als ein moralischer Sieg über die Revolution gepriesen wurde, den bedrängten Herzogthümern Worte und Anträge gewidmet, die nur die Erinnerung an Schleswig, das grade in neuester Zeit, kräftiger als in den letzten Jahren dem Dänenthum widerstrebt hat, vermissen lassen; der Ministerpräsident versichert die Kammer seines ganzen Ernstes in dieser Nationalsache und des einträchtigen Zusammengehens des gesammten Deutschlands. Unmittelbar darauf empfängt der zerbrechliche Gesammtstaat in seinem eignen Innern einen neuen Stoß; inmitten der bedenklichsten Krisis, während der Reichsrath wegen des Sundzolltractats versammelt ist, bricht das lange

nur oberflächlich zugedeckte Zerwürfniß aus im Schoße des Ministeriums; die beiden Matadore, der Conseilpräsident Andrä und der Minister des Auswärtigen v. Scheel, kämpfen abermals untereinander um die Alleinherrschaft und die von sämmtlichen Ministern eingereichte Entlassung wird vom König zunächst dem v. Scheel ertheilt, der sich zu seinen „pinneberger Bauern" zurückzieht. —

Lassen wir einstweilen diese Kennzeichen innerer Fäulniß weiter um sich fressen und die von den Großmächten gestellte Frist zu Ende gehen. Inzwischen wächst der mächtige Alliirte Deutschlands: die skandinavische Union in starken Dimensionen; seine Vergangenheit wird mehr und mehr aus der Geschichte entwickelt, seine Zukunft stellt als eine unfehlbare sich hin. — Das dänische Cabinet selbst zieht den Gegner zum Riesen heran; v. Scheel hat in einer officiellen Note vom 20. Februar d. J., die an sämmtliche Großmächte gerichtet worden, den Skandinavismus bekämpft. Ein Monument sollte Deutschland dem behutsamen Diplomaten setzen! Das Signal zum Kampfe hat Scharen schwer gewappneter Gegenkämpfer im ganzen Norden und sogar in Frankreich auf den Platz gerufen und dem Unionsgedanken eine Nahrung gegeben, die ihn täglich mehr erstarken läßt. Das kaum Glaubliche ist geschehen, die herrschende freie Presse in Schweden und in Dänemark fordert in Tageblättern und Flugschriften die Aufhebung des londoner Protokolls und Ausscheidung der deutschredenden Nationalität in den Herzogthümern aus dem Gesammtstaate. Sehr beachtungswerth für die dänischen Zustände ist eine vor kurzem in Kopenhagen erschienene Broschüre: Skandinavismen von Bliren Fincke, mit dem Motto: Croyez-vous, qu'on fasse la haute politique sans impartialité? Sie verwirft die Adoptionspläne des Baron und Schwagers des Protokollkönigs, als zu weitaussehend, erörtert, daß Schweden und Norwegen zu viel politische Klugheit besitze, um eine nordische Union unter Beibehaltung der Verbindung mit den deutschen Herzogthümern erstreben zu können, da die Erhaltung der reinen nordischen Nationalität und die Abwehrung deutscher Einflüsse der einzig sichernde Stützpunkt der Union sei und bleiben müsse und bezeichnet als den schnell zum Ziele, zur Ablösung der Herzogthümer, führenden Weg, die Vernichtung des londoner Integritätsprotokolls. — Deutschland hat denselben Weg einzuschlagen, vom deutschen Bunde ist das Protokoll nicht ratificirt worden. —

Die scheelsche Depesche ist so instructiv und anregend, daß wir sie in wortgetreuem Abdruck folgen lassen, um die Kritik derselben anzureihen.

„Herr . . . . . ! Seitdem der pariser Friedensvertrag den allgemeinen Besorgnissen ein Ende gemacht hat, in welche sämmtliche europäische Mächte durch die Ungewißheit der Lage während des Krieges des Westens gegen den Osten sich versetzt sahen, ist Dänemark, welches in dieser Zeit glücklicherweise aufgehört hatte, eine besondere Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, sehr bald

von neuem wieder ein Gegenstand der politischen Discussion geworden. So sehen wir uns nach der einen Seite hin in einen Streit mit den Cabineten von Wien und Berlin verwickelt, dessen wesentlicher Gegenstand die Feststellung des Princips der Integrität der dänischen Monarchie ist, und nach der andern Seite ist die nämliche Integrität in gleicher Weise durch die möglichen Wirkungen einer Agitation bedroht, deren Ausgangspunkt nicht sowol Deutschland und das Ausland im Allgemeinen, als vielmehr die Länder des Nordens sind.

Man begreift sehr leicht, daß, indem der Krieg alle alten internationalen Allianzen auflöste oder doch zeitweise in Frage stellte, eine Menge Ideen über die Zukunft Europas aufzutauchen und sich während dieses Krieges, der möglicherweise zu den größten Dimensionen anschwellen konnte, über mehr oder minder weite Kreise zu verbreiten vermochten, und je mehr schon allein die Thatsache eines großen internationalen Kampfes geeignet war, derartige Ideen ins Leben zu rufen, oder, so weit sie schon vorhanden waren, ihnen neuen Aufschwung zu leihen, um so mehr mußten diese Ideen Wurzel schlagen und Bestand gewinnen, wo sie auf Geister stießen, die im Voraus zu ihren Gunsten eingenommen und bereit waren, ihnen eine bestimmte Form zu geben. In Erwägung der schwierigen Lage, in welcher Dänemark während des Krieges zwischen Rußland und den Westmächten sich befand, so wie der Verwicklungen, welche unsere Beziehungen zu Deutschland beständig im Gefolge haben, konnten wir uns sonach nicht wundern, daß die skandinavische Idee, diese so poetische Idee, obwol die Geschichte ihr einen weiteren Charakter niemals hat zuweisen können, und die so oft schon heraufbeschworen worden, obwol sie vor der Unmöglichkeit ihrer praktischen Verwirklichung für immer hätte verschwinden sollen, daß diese Idee von neuem es dahin gebracht hat, sich bis zu einem gewissen Grade der Geister zu bemächtigen.

Freilich ist, wenn diese Idee für die bestehende Ordnung der Dinge gefährlich ist, sie es nicht durch die ihr innewohnende Kraft und auch nicht durch den sie umgebenden Nimbus, welcher natürlich den skandinavischen Nationen schmeichelt. Denn wie groß auch immer ihre Geltung bei gewissen Theilen der Bevölkerung sein möge, so ist es doch mehr als fraglich, ob sie jemals unter den Völkern des Nordens eine hinreichend allgemeine Verbreitung finden dürfte, um durch ihre eigne Kraft die natürlichen Hindernisse zu besiegen, welche ihr entgegenstehen — Hindernisse, wie zwei blühende Dynastien, von denen eine jede gleich gute Rechte hat wie die andere; die geringe Harmonie, die zwischen den Verfassungen der drei Königreiche des Nordens besteht, vor allem zwischen der Verfassung Dänemarks und der Verfassung Schwedens, endlich zahllose Nationaleigenthümlichkeiten, die man zwar nicht gleich Anfangs gewahr wird, die sich aber unfehlbar geltend machen würden, sobald es sich

darum handelte, die Idee praktisch ins Leben einzuführen. Andererseits sind die nordischen Nationalitäten im Grunde ziemlich conservativer Natur und wenig geneigt, das Bestehende zu stürzen oder im Stich zu lassen, besonders wenn keine Sicherheit vorliegt, daß der Wechsel Gewinn bringen werde. Und wäre denn etwa das gewiß, daß bei Vereinigung der drei Königreiche in ein einziges Reich ihre Macht oder auch nur ihre politische Consistenz dem Auslande gegenüber den Ideen entsprechen würde, die man sich in dieser Beziehung macht, und daß folglich der politische Einfluß und die politische Unabhängigkeit eines skandinavischen Staats wirklich die Opfer verdienten, die seine Errichtung erfordern würde, und zugleich die Keime innerer Auflösung und Schwäche erstickten, welche die Organisation eines solchen Staates auf den gegebenen Grundlagen unvermeidlich in ihrem eignen Schoß tragen würde?

Wir haben allen Grund zu glauben, daß diese Ansichten, welche die der Regierung des Königs sind, von der Regierung Sr. Maj. des Königs von Schweden und Norwegen getheilt werden. Es scheint uns daher auch die skandinavische Idee nicht gefährlich, wofern sie nicht durch den Einfluß einer von außen kommenden Theilnahme eine Intensität und eine Lebenskraft erhielte, die ihr bis jetzt fehlen; und die beiden nordischen Souveräne haben ohne Zweifel klug daran gethan, dieser Idee als solcher gegenüber dasjenige passive Verfahren einzuhalten, für das sie sich entschieden haben. In voller Anerkennung des Nutzens, den die freiwillige Herstellung von freundschaftlicheren und intimeren Beziehungen zwischen Nationen, deren Interessen vielfach dieselben sind, für die materielle und intellectuelle Entwicklung ihrer Völker haben würde, haben Sie sich gehütet, einer Idee Hindernisse in den Weg zu legen, welche so heilsame Wirkungen haben konnte. Sie wollten diese wirklichen Vortheile nicht compromittiren und wußten recht wohl, daß man für diese Idee grade dann am sichersten eine politische Propaganda ins Leben rufen würde, wenn man ihr andere Hindernisse in den Weg legte, als diejenigen, auf die sie nothwendigerweise von selbst auf ihrem Wege stoßen mußte, wenn sie politischen Zielen nachstrebe.

Dagegen wollen wir nicht untersuchen, ob das so von den Regierungen der nordischen Königreiche beobachtete Verfahren auch wirklich das für die Umstände geeignetste gewesen ist, und dasjenige, welches hätte eingeschlagen werden müssen, wenn es möglich gewesen wäre, im Voraus die Verhältnisse zu ermessen, welche die skandinavische Agitation annehmen würde. Jedenfalls sind gegenwärtig die Bedingungen, unter denen diese Agitation uns als eine inoffensive erschien, nicht mehr vorhanden; denn die skandinavische Idee hat seit kurzem die Aufmerksamkeit des auswärtigen Publicums sowol, als der fremden Cabinete auf sich gezogen, und hat somit darauf hinwirken können, das Zutrauen der Dänemark befreundeten Regierungen auf die Stabilität der

bestehenden Ordnung der Dinge, und vielleicht sogar auch auf die Absichten der Regierung des Königs zu schwächen, während sie zugleich eine Waffe in die Hände derer gelegt hat, die minder gut gegen uns gestimmt sind.

Von dem Augenblick an, wo die skandinavische Idee im Auslande Anklang findet und sich Sympathien außerhalb der nordischen Länder selbst erworben zu haben scheint, sind die Gefahren, die aus ihr für die Stabilität und die Consolidirung der bestehenden Ordnung entspringen können, augenfällig; denn je mehr es ihr gelungen scheint, sich im Auslande eine wohlwollende Aufnahme bei den Regierungen oder bei dem Publicum im Allgemeinen zu erwirken, um so mehr muß sie nothwendig an Kraft und Consistenz bei uns gewinnen. Während die Zahl derer, die sich bei uns der skandinavischen Idee wirklich hingegeben haben, eine entschieden sehr geringe ist, ist die Zahl derer eine weit weniger beschränkte, welche der Stellung eines Theiles der Staaten des Königs im deutschen Bunde eine politische Tragweite beimessen, die dieser Stellung in Wirklichkeit nicht zukommt, und welche folglich um so mehr den Einfluß der deutschen Nationalität auf jede einheitliche Organisation der dänischen Monarchie fürchten können; und unter diesen Verhältnissen kann eine Idee, welche, indem sie dem Nationalitätsgefühl schmeichelt, auch ein sicheres und radicales Mittel gegen die politischen Uebel zu bieten scheint, an denen man zu leiden glaubt, die verderblichsten Wirkungen haben.

Ich will nicht von den Gefahren reden, denen wir ausgesetzt wären, wenn die skandinavische Idee vom Uebelwollen und zu Zwecken eines Umsturzes der bestehenden Ordnung ausgebeutet würde; aber in den Händen derer, welche Mißtrauen und Mißhelligkeit zwischen den Völkern verschiedener Nationalität verbreiten möchten, die unter dem Scepter des Königs, unseres erhabenen Gebieters stehen, könnte jene Idee eine der gefährlichsten Waffen werden.

Man begreift also leicht, daß die Regierung des Königs jetzt, wo die skandinavische Idee auch zum Gegenstand lebhafterer Agitation im Auslande gemacht worden ist, nicht länger Schweigen beobachten kann. Sie erachtet es jedenfalls für ihre Pflicht, die fremden Regierungen über ihre wirklichen Absichten ins Klare zu setzen, damit sie nicht meinen, sie sanctionire stillschweigend die Verbreitung dieser Idee, und zu diesem Zweck sehe ich mich zu der Erklärung aufgefordert, daß die Regierung des Königs keine andere politische Organisation der dänischen Monarchie als ihren eignen Absichten und ihren Anschauungen von dem entsprechend betrachtet, was den unter dem Scepter des Königs vereinigten Ländern nützlich oder heilsam ist oder in Zukunft nach den Gesetzen der Geschichte sein wird, als diejenige Organisation, die sich für die genannte Monarchie aus den londoner Protokollen vom 2. August und vom 23. August 1850 ergibt, so wie aus dem gleichfalls zu London am 8. Mai 1852 geschlossenen Vertrag und aus dem königlichen Gesetz vom 31. Juli 1855

über die Thronfolge in der dänischen Monarchie. Das Wesen dieser Organisation ist die Integrität der dänischen Monarchie in ihrem gegenwärtigen territorialen Bestand; ein Grundsatz, dessen Aufrechterhaltung einerseits die Theilung oder Schmälerung der Monarchie, andererseits deren Aufgehen in einen andern politischen Körper ausschließt.

Sie sind ermächtigt, mein Herr, diese Depesche der Regierung mitzutheilen, bei der Sie die Ehre haben, accreditirt zu sein.

Ich habe die Ehre zu sein u. s. w.

(unterzeichnet) von Scheele.

Der erste Angriff gegen diese Note und deren Verfasser, v. Scheel, dem nebenbei vorgeworfen wird, daß er ein gesinnungsloser Aemter- und Decorationsjäger sei, der in seiner unbegrenzten Habgier binnen kurzer Frist 18,000 Thlr. Remunerationen unter allerlei nichtigen Vorwänden aus der Staatskasse erschwindelt habe — wird von einem der ersten Theologen, dem bekannten dänischen Patrioten Dr. Clausen unternommen.

Der Minister, heißt es, ist herausgetreten aus der mysteriösen Sphäre der Diplomatie, jedermann herausfordernd und muß demnach jeden denkenden Mann, jeden Vaterlandsfreund, als ebenbürtigen Gegner anerkennen. Mit einem gewissen, herablassenden Hochmuth, einer mitleidigen Schonung im Tone beginnt die Polemik gegen die „so poetische Idee", die „so oft heraufbeschworene", aber man weiß, welchen Klang das Poetische in der diplomatischen Sprache besitzt; so folgt denn auch in demselben Satze die Klage: „daß die poetische Idee nicht, wie sich gebühre, für immer vor der Unmöglichkeit ihrer praktischen Verwirklichung verschwunden sei, daß sie von neuem der Gemüther sich bemächtigt habe." Bestand nun der feste Glaube an diese Unmöglichkeit, so hätte alle weitere Anfechtung sich ersparen lassen. Die hochtrabende Trivialität hört nicht auf trivial zu sein! Allein die Cabinetsnote beruft sich auf zwei Hauptgründe für die Unmöglichkeit. Die geringe Uebereinstimmung zwischen den Verfassungen der drei nordischen Reiche, besonders zwischen Dänemarks und Schwedens Verfassungen. Schon früher ist diese Betrachtung vorgebracht, jedoch unter höchst verschiedenen Verhältnissen; der eingeschränkten schwedischen Monarchie stand 1809 und 1810, als König Friedrich VI. so eifrig auf die nordische Union hinarbeitete, die dänisch-norwegische absolute Regierungsform entgegen; deshalb ward derzeit vom Staatsminister Friedrich Moltke, als das einzige Mittel zur Vereinigung des Nordens und Erreichung der wohlthätigen Folgen, die Einführung einer gemäßigten Constitution für Dänemark und Norwegen in Vorschlag gebracht. Aber jetzt! — Wie haben die Zustände seitdem sich geändert! Welche Annäherung im Princip der Staatsverfassungen, ungeachtet der Abweichungen in der Form. Wie unbesonnen, solche Beweise für die Unmöglichkeit vorzubringen, deren Widerlegung in jedermanns Hand sich be-

findet! Die ganze Welt weiß es, daß Schwedens und Norwegens politische Verbindung keinen Abbruch durch die „geringe Harmonie" erlitten hat, die unleugbar zwischen der Verfassung dieser beiden Königreiche besteht; und es liegt ja grade im Begriff der Union, daß jeder Unionsstaat sich in voller constitutioneller Selbstständigkeit bewege. Auch von anderer Seite scheint es mißlich — wenig diplomatisch und wohlerwogen — eine Verfassungsharmonie als Bedingung für eine natürliche und haltbare politische Vereinigung hervorzuziehen. Drängt sich nicht die Anwendung auf unsere eignen Verhältnisse sofort einem jedem auf? Welches Horoscop stellt denn diese Theorie der Gesammtverfassung? Zwischen der Verfassung des Königreichs und der des deutschen Bundes besteht eine äußerst geringe Harmonie; in der Bundesverfassung liegt das Modell, wonach Holsteins und Lauenburgs Verfassung zugeschnitten werden muß. Gott sei Dank, daß diese Scheere nur bis zur Eider schneidet. Wenn nun eine Union zwischen den nordischen Staaten an dem „natürlichen Hinderniß" der Verfassungsverschiedenheit stranden soll, welche Zweifel muß dann nicht die diplomatische Note an eine Verfassung hervorrufen, die nicht ein Unionsverhältniß, sondern eine Staatseinheit durchführen will zwischen den Theilen der dänischen Monarchie nördlich und südlich von der Eider!?

Das fernere „natürliche Hinderniß" soll in unzähligen Nationaleigenthümlichkeiten liegen, die man freilich nicht sofort gewahr wird, die jedoch unfehlbar sich geltend machen, wenn es gilt, die Idee praktisch ins Leben einzuführen. König Friedrich VI. bewarb sich am 18. Juli 1810 in einem eigenhändigen Briefe an Karl XIII. um die schwedische Krone, und schrieb folgendes: „In Betracht der kritischen Umstände, in denen die nordischen Reiche überhaupt und vornehmlich das Reich sich befindet, welches durch Ew. Majestät väterliche Fürsorge und Einsicht aus so außerordentlichen Gefahren errettet worden, wende ich mich an Ew. Majestät mit der Freimüthigkeit, die mir natürlich ist, und mit dem Vertrauen, womit sie mich beseelt, um vor Ew. Majestät, als dem Vater seines Volks und einem Fürsten, der aus demselben Stamme, wie ich selbst, entsprungen, zu entwickeln, wie ich für die Nationen, die wir regieren und die wir glücklich zu machen wünschen, eine Rettung nur in der innigsten gegenseitigen Verbindung zu erblicken vermag; ich wage mir zu schmeicheln, daß Ew. Majestät diese Ueberzeugung theilen. Sie kennen die Geschichte des Nordens zu gut, um nicht zu wissen, daß der Mangel einer Union zwischen Nationen, die so manche Stammähnlichkeiten besitzen, dieselbe Religion, ursprünglich dieselbe Sprache, fast gleiche Sitten und Gebräuche, der Grund zu ihrem Unglück, zu ihrer Schwäche gewesen ist. Auf Einzelheiten brauche ich daher nicht einzugehen, um Ew. Majestät zu überzeugen, daß Sie Ihren Namen unsterblich machen und daß die kommenden

Geschlechter in den nordischen Reichen Ihr Andenken für alle Ewigkeit segnen werden, wenn Sie das Mittel ergreifen, das sich darbietet und zwar in diesem Augenblick unter Auspicien, die sich vielleicht nie wiederholen, um für alle Zeiten dem Unfrieden unter Völkern Wandel zu schaffen, die im Grunde Brüder sind, welche sich gegenseitig zur Hilfe stets die Hand reichen müßten."

Der Herzog von Augustenburg gab zu Gunsten seines königlichen Schwagers seine Bewerbung um den schwedischen Thron auf und schrieb am 23. Juli 1810 an Karl XIII:

„Ich erfahre, Sire, daß der große und segenbringende Plan einer Vereinigung der drei nordischen Reiche meiner Wahl zum Thronfolger in Schweden sich in den Weg stellt, daß der dänische Hof sich deshalb bereits an Ew. Majestät hingewendet hat, und daß diese Idee gebilligt und unterstützt wird vom Kaiser von Frankreich."

Der Staatsminister Moltke in der Schrift: „Aux Suedois„ und Schimmelmann: „Ueber die Vereinigung der drei nordischen Reiche", verfochten der Zeit die Union, die schon früher 1793 an dem Minister Andreas Peter Bernstorff den erklärtesten Anhänger gefunden hatte. Als zu jener Zeit eine große russische Flotte in der Kögebucht ankerte, beantwortete Bernstorff die fulminanten fremden Noten in jener männlichen, edlen Sprache, die ihn „den deutschen Minister" zum Abgott der Nation machte. Männer von allen Classen ließen eine Medaille prägen und überreichen, auf deren einer Seite die gegen Norden zeigende Magnetnadel, auf der anderen die Worte: Ohne Abweichung. Bernstorff wagte es, den bekannten Vertrag mit Schweden zu schließen, über den der Herzog Regent von Schweden an den Kronprinzen Friedrich schrieb: „Schwedens und Dänemarks Interessen sind dieselben; untergeordnete Umstände haben diese Staaten nur verblendet in Fragen ihres eignen Vortheils, kleinlicher Neid und Mißtrauen ihre Augen verschlossen vor dem reellen Nutzen, vor ihrem gegenseitigen Bestehen. Es ist an der Zeit, daß dies ein Ende nehme; eine dauernde und unerschütterliche Vereinigung muß die Reiche zusammenhalten, damit sie durch ihre Eintracht den Nachbarn Furcht einflößen, deren ehrgeizige Pläne auf ihre Zersplitterung ausgehen; jeder für sich soll das Opfer einer Trennung werden, welche die Natur selbst verbietet."

In den Jahren 1794—1797 war die Seemacht der drei nordischen Reiche im Sunde vereinigt, der Oberbefehl wechselte, nachdem zuerst das Loos entschieden, alle drei Monate unter den schwedischen, nordischen uud dänischen Admiralen; als am 14. Juni 1795 die königlichen Vetter, der Kronprinz Friedrich und der junge König Gustav Adolf auf dieser Flotte zusammentrafen, waren sechzehn schwedisch-norwegisch-dänische Linienschiffe, auf deren Mastspitze wechselnd die schwedische und die Danebrogsflagge wehte, Zeuge dieser Zusammenkunft und der Wünsche, die für gemeinsames Wohl und Glück der ver-

bundenen Reiche des Nordens sich aussprachen. Bei Bernstorffs Ableben 1797 ertönte eine Klage, die am Grabe des v. Scheel sich nicht wird hören lassen:

Die Eiche fiel, in deren weiten Schatten
Dan, Nor und Svea, Hand in Hand
Umschlungen von der festen Eintracht Band,
Im Sturm Europas, jubelnd Ruhe fanden. —

Mehr als ein halbes Jahrhundert ist seitdem verflossen, und welche Zeit! Schlag auf Schlag folgten sich die Kennzeichen, die es nachweisen, daß das Bewußtsein von der nahen Verwandtschaft erst jetzt recht geklärt ist unter den Bewohnern der drei nordischen Reiche. Wenn nun, trotz aller dieser Zeichen ein dänischer Minister des Auswärtigen im Jahre 1857 mit ganz entgegengesetzten Behauptungen auftritt vor den europäischen Cabineten, so ist dies, gelinde ausgedrückt, überraschend. Die treue Verbindung zwischen Norwegen und Dänemark bestand während vier Jahrhunderten, ungeachtet der nationalen Verschiedenheit, die Verbindung Norwegens mit Schweden trägt denselben Charakter treuen Zusammenhaltens, gleichfalls ungeachtet nationaler Verschiedenheiten! Eine Behauptung, die in entgegengesetzter Richtung steht, muß offenbar von der Persönlichkeit des Mannes, der sie aufgestellt, ihr Gewicht leihen; woher indessen sollte der Name v. Scheel dies Gewicht beziehen? Ist denn v. Scheele so bewandert in Dänemark, wie er es in Deutschland sein mag? Hat er seinen Fuß nach Norwegen und Schweden gesetzt? oder hat er die Geschichte und die Sprache des nordischen Volks zum Gegenstande seiner Studien gemacht, um eine auch nur entfernt begründete Meinung über die nationalen Eigenthümlichkeiten der drei Völker zu besitzen, über ihre verbindende oder trennende Macht? Was könnte solchen Aeußerungen auch nur das schwächste Gepräge der Zuverlässigkeit verleihen? Wenn der nordische und dänische Mann mit seiner eignen Sprache Schwedens ausgedehnte Strecken bereisen kann, während er kaum an die Eider zu gelangen vermag, ohne auf seine Sprache verzichten zu müssen — da bedarf es weiter keines Beweises für geistige Verwandtschaft und Sympathie; keines weiteren Beweises, daß die Thorheit der Politik getrennt hat, was die Weisheit der Vorsehung verbunden sehen wollte. „Dummheit und Mißtrauen und ein unnordisches Königsgeschlecht auf dem skandinavischen Throne (der pommersche Erich, der baierische Christoph, der oldenburgische Christian I.) zerbrach den nordischen Bund in der Wiege, der, hätte er das Mannesalter erreicht, mehr als einmal von späteren Geschlechtern gesegnet worden wäre; all das Blut, das auf Schoonens und Dänemarks Ebenen geflossen und Norwegens Klippen gefärbt hat, wäre dem Norden erspart worden." So hieß es in einem 1810 auf Antrieb der dänischen Regierung erschienenen Manifest; und ferner: „Für einen Nordländer ist es unmöglich, an diese Union zu denken, ohne daß das Blut rascher pulsirt." Wie kann der

holsteinische Minister v. Scheel so sehr seine Stellung und das dänische Volk verkennen, daß er die kecke und leichtsinnige Aeußerung wagen darf: die Zahl der Anhänger der skandinavischen Idee sei in Dänemark eine geringe? Als Gegenstand der Wünsche, der Hoffnungen und der Zukunftsaussichten, liegt nun einmal in dem Unionsgedanken eine Macht, die durch diplomatische Federstriche nicht paralysirt wird; die äußeren Verhältnisse treiben die Völker des Nordens mehr und mehr in diesen Gedanken hinein, der nicht oft heraufbeschworen, sondern nur zu häufig herunterbeschworen ist. Weder eine ehrenvolle noch eine erfreuliche Staatsexistenz ist es, dem Schilfe gleich, vor jedem politischen Windstoß nach Ost oder West sich zu beugen; vor allem aber Dänemarks Stellung zu Deutschland! Nicht ein vorübergehender Parorismus war es, der Deutschland in den Fieberjahren vor und nach 1848, wider Dänemark aufregte. Deutschland phantasirt noch zur Stunde in derselben Richtung; berauscht von einem Nationalitätshochmuth ohne Ziel und Grenze, betrachtet Deutschland eine jede recht- und pflichtmäßige Veranstaltung im Interesse der dänischen Nationalität als ein Attentat auf das Monopol der Deutschheit, kein Pasquill über dänische Verhältnisse, mag es noch so fabelhaft erdichten, noch so plump verdrehen, noch so gehässig verleumden, noch so frech der Lüge sich hingeben — in Deutschland, selbst in wissenschaftlichen Zeitschriften, wird es aufgenommen, als ein treuer, lehrreicher Beitrag zum Verständniß des dänischen Volks und der dänischen Regierung. Durch die Gesammtverfassung ist eine Saat niedergelegt, aus der dieser fanatische Geist der Feindseligkeit ohne Unterlaß seine giftige Nahrung ziehen wird; gegen diesen Geist und seine gefährliche Macht ist ein Schutz, eine Stütze unentbehrlich, nicht blos für Dänemark, denn Dänemark bildet nur die Vormauer für den skandinavischen Norden, wie Schleswig für Dänemark. Wo diese Stütze finden? In der factischen Beantwortung dieser Frage ruht die Zukunft des Nordens! Nur noch eins: sollte eine holstein-gottorfische Politik den Blick auf die Häfen des Ostens wenden, um dort für das dänische Staatsschiff Ankergrund zu finden, da würde dies mehr als irgend etwas Anderes das Mittel sein, um „die so poetische Idee" zur praktischen Wirklichkeit hinüberzuführen. — Soweit Dr. Clausen.

Das Faedrelandet geht dem Nachfolger Bernstorffs mit Knüppeln zu Leibe. Die Circularnote vom 20. Februar wird eine „Prostitution der Regierung" genannt; ein schönerer Leichenbitterstil, eine gröbere Unwissenheit sei nicht denkbar. Wie lächerlich, ruft es aus, zu glauben, die Idee sei durch den Krieg der Westmächte mit Rußland um die Türkei in der Krim ins Leben gerufen, nicht zu wissen, daß sie so alt, als die Geschichte des Nordens, daß fast alle Dichter, Geschichtschreiber, Staatsmänner und Fürsten, in deren Adern ein Tropfen nordischen Bluts geflossen, sie genährt und für sie gestrebt

haben; nicht zu wissen, daß die Studentenzüge der Neuzeit (1843) die natürliche Reaction gegen die deutsch-schleswig-holsteinische Bewegung gebildet, nicht zu begreifen, daß der von den deutschen Großmächten unterstützte Angriff der holsteinischen Ritter auf den Gesammtstaat und die dadurch offenkundig gewordene Gebrechlichkeit und Gefährlichkeit dieses Staates, der letzte Stoß war, der zur Entwickelung der Idee geführt. Hat der Krieg solche irgendwie gefördert, so geschah dies nicht durch den todtgebornen Neutralitätstractat der nordischen Reiche vom December 1853, sondern vermöge des Bündnisses zwischen Schweden-Norwegen und den Westmächten vom November 1855, so weit diese Länder dadurch von Rußlands Druck sich befreiten und auf eine Gemeinschaft mit ihrem dritten nordischen Stammgenossen hingewiesen wurden. Das „Poetische" ist der Mühlenstein, mit dem die Idee in dem diplomatischen Tintenfaß hat ersäuft werden sollen; ja wol, sie ist poetisch, weil sie die tiefsten Saiten in der Brust der Völker anschlägt, wie hätte sie sonst Jahrhunderte hindurch leben können! aber sie ist zugleich historisch, sie war schon ausgeführt, man hat ihr nachgestrebt, sie nie aus den Augen verloren; von anderen nationalen Einheitsgedanken, dem panslavistischen, dem deutschen, dem iberischen, dem italienischen läßt sich ein solches unausgesetztes Nachstreben nicht behaupten. „Die Geschichte hat," erklärt die Note, „der Idee nie einen bestimmteren Charakter anzuweisen vermocht, und von der Unmöglichkeit ihrer praktischen Verwirklichung hätte sie für immer verschwinden müssen." Ja, unleugbar wäre es für v. Scheel glücklicher gewesen, wenn sie verschwunden, ehe er königlich dänischer Minister des Auswärtigen geworden; die Gelegenheit seine Ignoranz aufzudecken hätte er dann vermieden, aber man kann Ideen nicht so leicht verschwinden machen, wie Marionettenpuppen, wenn sie unbequem sind; und obendrein ist jene Rede eine abgeschmackte; jedes Kind weiß ja, daß während 130 Jahre etwas bestanden, das kalmarische Union hieß, die an keinen anderen Unmöglichkeiten strandete, als an deutschen Wahlkönigen und einem eigenmächtigen und eigennützigen Adel, wogegen der derzeit allein aufgeklärte Stand der Geistlichkeit treu der Union zur Seite stand und sie wahrscheinlich erhalten hätte, wenn nicht Christians II. Henkerbeil ihr das Haupt abgeschlagen. Abgeschmackt ist es, daß v. Scheel klüger sein will in der Politik als die ersten Staatsmänner Griffenfeld und Bernstorff, kundiger in der Geschichte als Holberg und Geijer, daß er den grundprosaischen Friedrich VI. und den doch ziemlich „praktischen" Napoleon I. zu poetischen Schwärmern macht. Und doch wird diese Schwärmerei gefährlich genannt, also die bestehende Ordnung ist entweder ein Kartenhaus, das ein luftiges Phantasiegebilde wegblasen kann, oder das Gebilde muß Fleisch und Blut unter seiner Nebelkappe verbergen. Was die beiden „blühenden Dynastien" betrifft, so ist der Horizont unseres Vaterlandes so bewölkt, daß man sich wol

solche Verwirrung und Noth vorstellen kann, daß die Mächte des londoner Tractats eine andere Ordnung der staatsrechtlichen und dynastischen Verhältnisse für unerläßlich erachten mögen; in solchem Falle wird dann der sogenannte Legitimitätsanspruch zurückweichen und mit einer billigen Entschädigung sich zufrieden geben; denn die Staaten sind keine Stammgüter zur Versorgung fürstlicher Geschlechter, sondern Vereine vernünftiger Menschen und freier Bürger; die Existenz des Ganzen steht über den Gerechtsamen einzelner Geschlechter und einzelner Personen. (Der Protokollprinz soll sich selbst schon mit dem Gedanken einer Abfindung in Lauenburg vertraut machen.) Die „zahllosen nationalen Verschiedenheiten" — ist es möglich, daß v. Scheel eine blutigere Satire über sein eignes Werk, den Gesammtstaat hätte schreiben können! Die drei nordischen Reiche, in deren Verfassungen das Recht der Selbstbesteuerung und der Gesetzgebung überall durchgeführt, sollten wegen der Verschiedenheit der Repräsentation in Schweden und in Dänemark, nicht in ein Unionsverhältniß zusammentreten können, unter Bewahrung ihrer vollen innern Selbstständigkeit, während der dänische Gesammtstaat auf ständischen Versammlungen nach deutschem Muster ohne Steuerbewilligungsrecht sich gründet, ohne Initiative, ohne persönliche Rechte, daneben das dänische Grundgesetz steht, und über diesem allen eine gemeinsame Verfassung, die aus Schachbretern nach beiden Mustern componirt worden! und der Mann, der dieses constitutionelle Bündel selbst mit gemacht hat, der davon spricht, als sei es ein Werk für die Ewigkeit, der tritt auf und leugnet die Möglichkeit einer skandinavischen Union für Schweden und Dänemark, obschon er sieht, daß eine gleiche, mit nicht geringeren Verschiedenheiten, bereits 40 Jahre zwischen Schweden und Norwegen im festen Bestande sich befindet! Grade jetzt, wo Dänemark ebenso verlassen dastehen wird, wie 1848, wenn Deutschland seine Drohungen wahr macht, stößt v. Scheel *eine defensive nordische Allianz* von sich! kennt er denn den Ausfall des gegenwärtigen Conflicts? Während die Völker in immer größerer Eintracht miteinander gehen, streut der Minister des Auswärtigen den Samen des Mißtrauens und der Zwietracht aus! der pinneberger Volksredner geht noch weiter, er gibt den nordischen Königen, die sich noch neuerdings beide aufs wärmste für die Union ausgesprochen, eine recht derbe Nase; ist v. Scheel, der in le Nord als ein großer Staatsmann gepriesen wird, mit einer so kolossalen Phantasie behaftet, mit solcher Blindheit geschlagen, daß er alles Ernstes an die Haltbarkeit des dänischen Gesammtstaats glaubt, so mag das seine Sache sein; er hat aber kein Recht, seinen eigenen Landesherrn und den König von Schweden mit Tadel zu überwerfen, und es ist von keinem Nutzen, daß er seine innere Herzensangst vor den Bösgesinnten, die der skandinavischen Union gegen den Gesammtstaat sich bedienen, vor Europa declarirt und sein Alpdrücken auf den Markt trägt. Indessen, wer weiß, ob nicht v. Scheel

Entdeckungen gemacht, die bisher allen fremd gewesen, vielleicht hält er die Fäden einer europäischen Verschwörung in seiner Hand; wehe dann dem Catilina, der die Beredtsamkeit dieses Cicero zermalmen will! Die Depesche kann nur auf Rußlands Rath und im russischen Interesse geschrieben sein, ein dänischer Minister des Auswärtigen aber nicht tiefer herabsinken als — zum Apostel Rußlands!

Die vollste Aufmerksamkeit verdienen zum Schlusse die Betrachtungen der französischen la Presse vom 27. v. M., deren Verfasser, der früher schon genannte Charles Edmond, mit Freuden in der diplomatischen Widerlegung der skandinavischen Auslassungen die Wichtigkeit und das Zeitgemäße der Frage erkennt, die nunmehr vor ein europäisches Tribunal gestellt worden; mehr lasse sich nicht verlangen; die Hälfte der Aufgabe ist erfüllt, die Zeit und die Logik der Thatsachen wird den Rest bringen.

Während ganz Europa, sagt v. Scheel, sich der Hoffnung auf einen dauernden Frieden hingibt, steht Dänemark, welches keinen Schuß gelöst hat, sich einem Kampfe ausgesetzt mit den Cabineten von Wien und Berlin von außen, und mit den Agitationen der skandinavischen Partei von innen.

Es ist dies wahr! unbequem allerdings, aber unvermeidlich; dem unabhängigen Dänen muß die Einmischung des deutschen Bundes ärgerlich sein, der holsteinische Minister muß mit allen Kräften für die Größe des Bundes wirken, sollte sein Streben auch mit Dänemarks Untergang enden. Zweien Herren dienen, die eifersüchtig aufeinander sind, ist eine Aufgabe, die unter allen Umständen nur zu traurigen Resultaten führen kann. Seid warm oder kalt, sagt Paulus in seinen Briefen an die Heiden, aber er verbietet auch lau zu sein; in der gegenwärtigen Situation kann ein leitender Minister in Kopenhagen nur ein lauer Däne und ein lauer Deutscher sein. — Indessen v. Scheel fürchtet weniger Preußen und Oestreich, als die Skandinavier, wiewol ihre Idee nur poetisch und als solche ungefährlich ist. Wahrhaftig, steht die Sache so, dann bleibt es unbegreiflich, warum ein Minister des Auswärtigen ganz Europa herbeigerufen hat, um ihn in die Schranken treten zu sehen gegen die Hirngespinnste einiger träumerischer und für poetische Phantasmagorien begeisterter Studenten; hätte man doch lieber der Jugend ihre schuldlosen Spielereien überlassen sollen. — Aber so ist es nicht, nein, v. Scheel wußte sehr wohl, was er that; das Gebiet der skandinavischen Frage beginnt zu brennen! Was bisher für Irrwische gehalten wurde, ist das erste Zeichen zu einem großen Brande, der auszubrechen droht, wenn nicht bei Zeiten vorgebeugt wird. v. Scheel handelt als ein kluger Minister, ein scharfsichtiger Staatsmann; er wägt in seinem stillen Sinn die Bedeutung der skandinavischen Idee; er betrachtet sie als ein Uebel und hat als holsteinischer Minister hierin vollkommen Recht; aber er glaubt, um das Uebel zu heilen, reiche es hin, es

abzuleugnen; das ist ein ziemlich allgemeines Symptom der unheilbaren Kranken. Inzwischen, je weiter das Circular fortschreitet, desto bestimmter wird das Gepräge der Kennzeichen; was soeben ein Hirngespinst war, wird einige Zeilen später der Wunsch einer irregeleiteten Minorität, ein Wunsch, der den Interessen des Nordens schädlich, der dänischen Verfassung gefährlich und feindselig gegen zwei blühende Dynastien ist; wartet ein wenig; das nächste Circulär wird Europa nachweisen, daß der Skandinavismus die politische Religion der Mehrheit der Völker des Nordens ist. Das londoner Protokoll spricht zwar nicht von einem skandinavischen Dänemark d. h. von einem Dänemark, befreit von den unglücklichen Beilagen, die man an seinen Fuß festgenietet hat, unter dem Namen: deutsche Besitzungen. Allein hierin liegt eben das Gefährliche des Protokolls; in Paris freilich erschrecken die skandinavischen Ideen nicht; es ist nicht wahrscheinlich, daß Frankreich die eventuellen Rechte des Zaren auf die dänische Krone ebenso willig unterstützen sollte, als es den Vertrag mit Schweden 1855 unterzeichnet hat, welcher Schwedens Unabhängigkeit von Rußland garantirt; für Dänemark dagegen gibt es nur eine Rettung vor seinem mächtigen und gefährlichen Nachbar, dem deutschen Bunde; v. Scheel bestätigt dies selbst im Anfange seiner Depesche, und es muß beklagt werden, daß der Anfang nicht das Ende bildet; die dänischen Diplomaten im Auslande würden die Gefahr nicht dort gesehen haben, wo ihre Vaterlandsliebe die Rettung erblicken muß. —

Wir haben diesen Ergüssen nichts hinzuzufügen; die deutschen Herzogthümer, wozu auch Schleswig gehört, mit Ausnahme des nördlichsten Theils, können von der Auszehrung, die sie in dem dänischen Protokollstaate bedroht, nur durch die skandinavischen Tendenzen und deren Verwirklichung gerettet werden. Deutschlands Pflicht ist diese Rettuug und das Rettungsmittel: die Union, zugleich sein offenbarer Vortheil; es ermanne sich, um seine Pflicht in ihrem ganzen Umfange zu erfüllen und es wird als Sieger hervortreten. Welche peinliche Furcht in Kopenhagen vor dem deutschen Conflict besteht, erhellt deutlich aus der skandinavischen Depesche, ingleichen aus dänischen Broschüren, die umständlich die Maßnahmen besprechen, durch welche die Herzogthümer Holstein und Lauenburg gegen einen feindlichen Angriff vom Süden zu vertheidigen sein möchten.

# Die Gebrüder Chénier und das Theater während der Revolution.

Bei jeder größern Volkserhebung hat man die Ueberzeugung, es werde auch für die Kunst und Literatur eine neue Aera beginnen. Man wird darin jedesmal getäuscht, und bei reiflicher Ueberlegung begreift man wohl, daß eine Stockung derjenigen Geisteskräfte, die sich nicht unmittelbar auf das wirkliche Leben richten, in der Natur der Sache liegt. Während der Revolution ist es nur ein Gedanke, der alle beschäftigt, nur eine Leidenschaft, die jedes Herz mit sich fortreißt, und wer so viel Gemüthsruhe bewahrt, sich dem Fieber der allgemeinen Aufregung zu entziehen, wird gewiß auf seine Zeitgenossen keinen Einfluß ausüben. Das künstlerische Schaffen steht aber in der engsten Wechselwirkung mit den Empfindungen des Volks, und wo diese dem Dichter nicht hilfreich entgegenkommen, wird er sich vergebens nach einer Eingebung von anderswoher umsehen. Auch wenn der Sturm nachgelassen hat, bedarf es noch einer geraumen Zeit, bevor die Flut der öffentlichen Meinung sich wieder in die alten Formen findet.

Bei der französischen Revolution von 1789 kam noch hinzu, daß sie bald nach ihrem Beginn zum Despotismus führte, zuerst zum Despotismus des Pöbels, dann zum militärischen Despotismus. Die alte Regierung war nur dem Anschein nach despotisch gewesen. Zwar unterdrückte die Censur in Frankreich jede mißliebige Aeußerung, aber nichts hinderte den Schriftsteller, seine Werke außerhalb des Landes drucken zu lassen, wenn er einige Wochen Bastille und ähnliche Unbequemlichkeiten nicht scheute, und der gesellschaftliche Ton war so ungebunden als möglich. Von 1790 an war es unbequemer, etwas zu schreiben oder auch nur zu reden, was dem neuen Souverän mißfiel; wenn man der Laterne entging, so war man in Gefahr, der Guillotine zu verfallen, und in den Zeiten des Schreckensregiments saß beinahe der größte Theil aller Talente in den Gefängnissen. Shakspeare, der mit seinem wunderbaren Instinct fast alle Ereignisse der Zukunft prophetisch angedeutet hat, schildert in seinem Jack Kade die neufranzösische Demagogie vortrefflich. Wer sich durch die Lese- und Schreibkunst über seine Mitmenschen erhebt, ist ein Aristokrat und muß geköpft werden. Es ist nicht blos die äußere Furcht, die in solchen Augenblicken die Gemüther niederdrückt. Der cynische Ton der herrschenden Masse übt eine ansteckende Wirkung aus, selbst auf die Gegner, und von der Freiheit des Gemüths, die zum Schaffen nothwendig ist, bleibt keine Spur zurück.

So wurde auch bei uns im Jahre 1848 der Gang der bisherigen Literatur plötzlich unterbrochen, sogar die politische Lyrik, die doch mit dem neuen

Zeitgeiſt am meiſten verwandt war, verſtummte. In der Revolution von 1789 zeigt ſich die Stockung am auffallendſten auf dem Theater. Die Leiſtungen waren zwar ſeit dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts nicht glänzend geweſen, einzelne Ausnahmen abgerechnet, z. B. Beaumarchais, aber jedes neue Stück war ein Ereigniß und wurde nach äſthetiſchen Geſetzen commentirt. Seit dem Baſtilleſturm fragte man nur nach der Tendenz, oder, beſtimmter ausgedrückt, nach der Phraſe, und es dauerte nicht lange, bis man die Freiheitsliebe nach dem Cynismus der Phraſe berechnete.

Voulez-vous du public captiver le suffrage,
Du mot de Liberté soupoudrez vôtre ouvrage.
Ce mot magique et cher fait pétiller d'esprit
L'ouvrage le plus plat et le plus mal écrit.

Zu Anfang der Bewegung waren die Theater liberal, aber royaliſtiſch geſinnt. Mit beſonderer Vorliebe ſuchte man in ältern Stücken, z. B. von Destouches, die Schilderungen wohlgeſinnter Miniſter hervor. Man rühmte die königliche Gewalt, gab ihr aber zugleich gute Lehren. Es wurden Epiſoden aus dem Leben Heinrichs IV. dargeſtellt, in denen die volksfreundliche Geſinnung der Krone empfohlen wurde. Auf Heinrich IV. folgte der minder bekannte bürgerfreundliche Ludwig XII., der noch ziemlich ſpät ſowol von Collot d'Herbois als von Ronſin, den ſpätern Terroriſten, mit directen, höchſt ſchmeichelhaften Anſpielungen auf den „Wiederherſteller der franzöſiſchen Freiheit" bearbeitet wurde. Dabei fehlte es nicht an grellen Darſtellungen böſer Könige. So in der Marie de Brabant von Imbert, im Don Carlos von Lefèvre. Epochemachend war die Aufführung des Charles IX. von Joſeph Chénier.

Die Gebrüder Chénier haben ein wunderbares Schickſal gehabt. André, der ältere, in poetiſcher Beziehung unendlich bedeutender, wurde zur Zeit ſeines Lebens wenig beachtet, bis endlich ſeine Hinrichtung zwei Tage vor dem 9. Thermidor die Aufmerkſamkeit auf ihn lenkte. Seine Gedichte waren nur den Eingeweihten bekannt. Als ſie 1819 veröffentlicht wurden, brachten ſie in der franzöſiſchen Lyrik eine vollſtändige Revolution hervor, und faſt von allen Kritikern wurde ſeitdem André Chénier als einer der erſten oder als der erſte Lyriker Frankreichs gefeiert. Der jüngere Bruder Joſeph hatte das umgekehrte Schickſal. Während der Revolutionszeit galten ſeine republikaniſchen Tragödien als Meiſterſtücke erſten Ranges; dann verfiel er mehr und mehr in Vergeſſenheit. Obgleich er als Dichter kaum den zweiten Rang in Anſpruch nehmen kann, hat ſeine Geſchichte doch auch für Deutſchland Intereſſe, denn ſie zeigt, wie ſich die Dichtkunſt in einem leidenſchaftlichen Kopf zur Zeit einer revolutionären Gährung entwickelt, und wie ſie von der Menge aufgefaßt wird. Er iſt der letzte bedeutende Vertreter jener Schule Voltaires, welche die Poeſie zur Rhetorik, die Rhetorik zu demagogiſchen

Zwecken ausbeutet. Glücklicher als sein Meister, war es Chénier vergönnt, den Ideen, die er in seinen Tragödien aussprach, im praktischen Leben Folge zu geben; er wiederholte die Declamationen seiner Helden auf der Rednerbühne: um so bitterer mußte er die später eintretende Enttäuschung empfinden.

Der Vater der beiden Brüder, Louis de Chénier, war seit 1753 französischer Resident in Konstantinopel und mit einer Griechin verheirathet, die ihrer Zeit wegen ihrer großen Schönheit gefeiert war. Hier wurden André 1762, Joseph 1764 geboren. Kurze Zeit nach der Geburt des letztern wurde der Vater zurückberufen, und die Familie lebte drei Jahre hindurch in stiller Zurückgezogenheit im Vaterlande. Während dann der Vater eine diplomatische Stellung in Marocco bekleidete, wurden die Söhne zuerst bei einer Tante in Languedoc, dann seit 1774 auf dem Lyceum zu Navarre erzogen. André nahm seine Studien sehr ernst. Seine Kenntniß des Griechischen, wobei ihn der Geschmack seiner Mutter unterstützte, war ebenso fein als tief eindringend, und er lebte still für sich hin, während der jüngere Bruder die Schulstudien bei Seite ließ, Voltaire las und wegen zahlreicher schlechter Verse von seinen Lehrern, die er als angehender Genius gründlich verachtete, öfters bestraft wurde. Die Gesellschaften seiner Mutter, die namentlich seit 1784, wo ihr Mann nach Paris zurückkehrte, die bedeutendsten Schriftsteller um sich versammelte, bestärkten ihn in seinem Geschmack für die Poesie, die er gleich seinen Lehrmeistern ganz rhetorisch auffaßte. Dann schickte man die beiden Brüder ins Militär; André hielt es nur sechs Monate aus, Joseph zwei Jahre. Er hatte diese Zeit dazu benutzt, seine Studien wohl oder übel zu ergänzen, und fand sich dann mit seinem Bruder wieder in Paris zusammen. Beide theilten einander ihre Gedichte mit; aber während André mühsam arbeitete, um seinem Stil jene Zartheit und jenen poetischen Duft zu geben, die ihm zunächst in der Erscheinung seiner Mutter entgegentrat, und deren Ideale er dann in der Weise der Griechen bald bei Fanny, bald bei Camille suchte, flossen dem jüngern Bruder die patriotischen Gedichte leicht dahin, wobei sie freilich mehr Wärme als Noblesse zeigten.

Eifrig wie er war, gab er bereits im Sommer 1783 ein sehr schwaches Stück: Edgar, ou le page supposé, dem französischen Theater, und drang mit einer so unendlichen Ausdauer und so viel Selbstgefühl auf die Aufführung, daß diese im November 1785 wirklich stattfand. Das Stück wurde vom Beginn des ersten Acts an ausgezischt, aber der Dichter ließ sich nicht einschüchtern. Von den drei Stücken, die er in der Mappe hatte: Der sterbende Oedipus, Brutus, und Azemire, übergab er 1786 das letztere. Es wurde zuerst bei Hofe, dann in Paris aufgeführt und fiel an beiden Orten so vollständig durch, daß sämmtliche Kritiker Frankreichs mit den gröbsten Schmähungen über ihn her-

fielen. Bei dieſer Gelegenheit hatte der Hof ſeine Empfindlichkeit ſchwer gekränkt, er hörte ſeitdem auf, den adligen Titel zu gebrauchen, und ſchloß ſich mehr und mehr der Partei der Philoſophen an. Ohne in der Sicherheit ſeines Selbſtgefühls erſchüttert zu ſein, ſchwieg er doch eine Zeitlang und wandte dieſe Muße an, ſich im Umgang mit Künſtlern, namentlich mit David und Le Sueur, weiter auszubilden. Der von Rivarol herausgegebene Petit Almanach de nos grands hommes bedachte ihn 1788 mit einigen Geißelhieben. Der reizbare Dichter erwiderte mit einer Satire, in welcher der Zorn zu groß war, um den Witz aufkommen zu laſſen. So war ſeine literariſche Stellung im Beginn der Revolution. Er hatte zwei Stücke, Heinrich VIII. und Karl IX., dem Theater übergeben, ſchon während des Kriegs mit dem Parlament im Sommer 1788. Der Hof hatte ſich den Figaro, ein echt revolutionäres Stück, nicht blos gefallen laſſen, ſondern ſich lebhaft dafür intereſſirt, weil er im Grunde über die alte Sittlichkeit ebenſo frivol dachte, wie ſeine Gegner. Aber eine leidenſchaftliche Declamation gegen das Königthum konnte er nicht zugeben. Die Cenſur hemmte die Aufführung der beiden Stücke, und die leidenſchaftlichen Flugſchriften, an denen es der Dichter nicht fehlen ließ, fruchteten für den Augenblick nichts, obgleich ſie die Aufmerkſamkeit des Publicums rege machten. Schon war die Baſtille erſtürmt, als am 19. Auguſt 1789 ein ſchlechtes Stück von Fontanelle, die Veſtalin, aufgeführt wurde, welches nur darum nicht durchfiel, weil hier zum erſten Mal im Widerſpruch gegen die polizeilichen Verordnungen Nonnen auf die Bühne gebracht wurden. Während der Aufführung regnete es plötzlich Placate, in denen das Theater zur Rechenſchaft gezogen wurde, daß es dem Volk ſo lange die freiſinnige Tragödie Karl IX. vorenthalte; die Placate waren augenſcheinlich von Chénier ſelbſt. Nach Beendigung des Stücks erhob ſich unter allgemeinem Stillſchweigen ein Unbekannter und wiederholte mit Stentorſtimme an die Schauſpieler die Frage des Placats. Der Unbekannte war Danton, ſeine Begleiter Fabre d'Eglantine und Collot d'Herbois. In einer ungewöhnlichen Aufregung ging das Publicum auseinander. Die Municipalität zögerte, namentlich Bailly war nicht gemeint, das Verbot zurückzunehmen, aber die Aufregung wurde immer größer, und das Stück wurde endlich am 4. November wirklich aufgeführt. Noch nie hatte man einen ſo ungeheuern Beifallsſturm geſehen. Mirabeau, der mit enthuſiaſtiſchem Bravo empfangen wurde, gab regelmäßig das Signal dazu, und bei den Verſen:

Ces tombeaux des vivans, ces bastilles affreuses,
S'écrouleront un jour sous des mains généreuses . . .

erhob ſich beifalljauchzend das geſammte Publicum und ließ ſie ſich wiederholen, wie man es mit einer beliebten Arie zu thun pflegte. Talma trat hier zum erſten Mal in einer Hauptrolle auf. Sein blaſſes Geſicht erinnerte zur

Verwechslung an die bekannten Porträts Karls IX. Der Eindruck war tief und furchtbar. Den halben Wahnsinn des unglücklichen Fürsten, übrigens die beste Stelle des Stücks, gab er mit einer wilden Beredtsamkeit wieder; eine zweite Glanzstelle war die Einsegnung der Dolche durch den Cardinal. Die Zuschauer waren so ergriffen, daß der Act zehn Minuten lang durch einen rasenden Beifall unterbrochen wurde. Der Dichter wurde im Triumph nach Hause geführt, und erntete so die Frucht seiner unermüdlichen Anstrengungen ein. Vergebens ergingen sich die Royalisten La Harpe, Rivarol u. s. w. in leidenschaftlichen Schmähungen, die Masse strömte nach wie vor in das Stück, und Chénier war als Dichter des Volks öffentlich anerkannt. Danton rief während der ersten Vorstellung: „Wenn Figaro den Adel getödtet hat, so wird Karl IX. das Königthum tödten,“ *) und Camille Desmoulins bemerkte: „Dies Stück fördert unsere Geschäfte mehr, als der 5. October.“ — Der hauptsächliche Grund dieses Erfolgs lag freilich in der Declamation und in den Stichwörtern des Tages, denn von einer durchgreifenden dramatischen Bewegung war nicht die Rede, und die wenigen theatralisch gut gearbeiteten Stellen erinnerten ans Melodram. Dennoch nimmt auch in literarischer Beziehung das Stück eine nicht unwichtige Stelle in der Geschichte des Theaters ein. Chénier hat zwar daran nichts erfunden, es ist noch die alte voltairesche Form, aber sein gesunder Menschenverstand hat wenigstens das unnöthige Beiwerk weggeschnitten, die Vertrauten, die Mythologie, die Liebesepisoden, durch welche der Ernst der Handlung gestört wird. Diese Umwandlung entspricht dem allgemeinen Geschmack. Man fühlte sich römisch und spartanisch; man declamirte in der Toga, und jeder betrachtete sich als einen zweiten Brutus. Die Reform, die David in der Malerei, Lebrun in der Ode, und Alfieri in der italienischen Poesie durchführte, stimmt mit den Neuerungen Chéniers überein. An Stelle der alten leichtfertigen Grazie tritt ein feierlicher, kalter, nüchterner Ernst, aber ein Ernst, der seine Wirkung thut.

Betriebsam wie er war, wußte Chénier seinen Erfolg schnell auszubeuten Sein Heinrich VIII. wurde schon zu Anfang des Jahres 1790 eingeübt, aber durch einen Bürgerkrieg innerhalb des Theaters selbst wurde die Aufführung hinausgeschoben. Talma und Chénier hatten sich eng miteinander verbündet und sich der extremsten revolutionären Partei angeschlossen, zum großen Verdruß der übrigen Schauspieler, die wie natürlich Royalisten waren. Die letztern zogen sich mehr und mehr von ihrem Collegen zurück und schlossen ihn endlich

*) Doch war auch hier der Adel hauptsächlich gemeint.

Le sort m'a refusé, je ne veux point le taire,
D'un long amas d'aieux l'éclat héréditaire,
Et [redacted]r nom revêtu,
Pa[redacted]nsé de vertu.

ganz aus, da er gegen sie einige nicht ganz ehrenhafte Mittel anwandte. Die Drohungen Dantons, des Präsidenten der Cordeliers, und Mirabeaus fruchteten nichts; die Municipalität mußte sich ins Mittel legen. Diese ärgerlichen Scenen, die in Etiennes Geschichte des französischen Theaters seit der Revolution ausführlich mitgetheilt sind, führten endlich zur Gründung eines neuen patriotischen Theaters, an dem sich Talma, Dugazon und Madame Vestris betheiligten, und welches am 27. April 1791 Heinrich VIII. aufführte. Auch dies Mal war der Erfolg noch ein großer, obgleich kein enthusiastischer mehr. Heinrich VIII. war wie ein Blaubart dargestellt, wie man damals anfing sich die Könige überhaupt zu denken. Das Stück war früher geschrieben, als Karl IX., es stand nicht ganz auf der Höhe der Revolution, und die Feinde der unglücklichen Marie Antoinette mochten von der Verherrlichung der Anna Boleyn nichts hören, die übrigens nicht unpoetisch durchgeführt war.

Der nächste Versuch: Jean Calas, sollte den Philosophen von Ferney wieder zu Ehren bringen, der das Andenken eines unschuldig Hingerichteten restituirt hatte. Wenn das Stück keinen Eindruck machte, so lag das hauptsächlich an zwei Gründen. Chénier hatte seine Absicht laut werden lassen, mehre Dichter waren ihm mit der Bearbeitung des Stoffs zuvorgekommen, und das Publicum war es müde, dieselbe Geschichte immer von neuem zu hören. Außerdem zeigte sich hier bei einem bürgerlichen, realistischen Stoff die Schwäche der alten tragischen Form, der sich Chénier nicht zu entziehen wußte. Bei den Türken, bei den Römern, auch selbst bei einem mittelalterlichen Stoff ließ man sich die conventionelle Declamation gefallen; aber dies Mal lag die Vergleichung mit der Wirklichkeit zu nahe, um nicht das Unnatürliche jener gezierten und abstracten Sprache, jener hochtönenden Umschreibungen empfinden zu lassen, in denen sich selbst die Magd des Jean Calas ausdrückte. Wenn man es auch nur dunkel empfand, so trat doch in der stillschweigenden Opposition das Bewußtsein hervor, daß jede Handlung eine bestimmte Farbe verlange, und bei dem realistischen Stoff regte sich das Bedürfniß nach realistischem Ausdruck.

In Cajus Gracchus, aufgeführt Februar 1792, fand Chénier seinen alten Ton wieder. Das Stück hatte einen großen Erfolg. Von Handlung war kaum die Rede; aber die strenge, leidenschaftliche Declamation, der kräftige Ausdruck des Patriotismus, das Fieber der Freiheit und Gleichheit regten die Menge auf. Die Glanzscene war dies Mal eine Volksversammlung. Man glaubte sich im Jakobinerclub zu befinden, und der Dichter des Gracchus wollte den verhaßten Moderantismus bis ins Herz verwunden. Wie schnell die Zeiten sich ändern, zeigt eine Wiederaufführung des Stücks während der Schreckenszeit. Im zweiten Act kommt die Stelle vor:

Des lois, et non du sang! ne souillez point vos mains;
Romains, vous oseriez égorger des Romains!

Bei diesen Worten brach die Menge, die in dem Augenblick dem Revolutionstribünal zu trotzen wagte, in ein langhallendes Bravo aus.*) Aber ein anwesendes Conventsmitglied erhob sich wüthend und rief, indem er das Parterre mit der Faust bedrohte: Des lois et non du sang! c'est le vers d'un ennemi de la liberté. A bas les maximes contre-révolutionnaires! Du sang et non des lois! Der aufgeregten Menge nannte er seinen Namen, augenblicklich verbreitete sich ein panischer Schrecken, und der Saal wurde leer. Das Stück wurde nicht einmal zu Ende gespielt. Einige Tage darauf denuncirte Billaud-Varennes das Stück als das Werk eines schlechten Bürgers; eine bittere Nemesis für den voreiligen, leichtgläubigen Dichter der Freiheit. — Wir wenden uns zu den übrigen Theaterdichtern. Sie bekämpften sämmtlich die gesellschaftlichen und politischen Vorurtheile. Le préjuge à vaincre von Collot d'Herbois, Les dangers de l'opinion von Laya, Le paysan magistrat von Collot d'Herbois, (nach Calderon) und L'esclavage des noirs von Madame Gouges. Alle diese Stücke waren so schlecht, daß sie den Patrioten nur einen mäßigen Beifall entlockten. Desto größere Wirkung übte den 1. Januar 1790 Le réveil d'Epiménides à Paris, von Flins durch seine in der That höchst treffenden Bonmots. „Ist es möglich," ruft in demselben ein Priester aus, „daß man uns zwingen will, den Kirchengesetzen gemäß zu leben? Das ist das höchste Maß der Gottlosigkeit!"

Ils ne respectent rien des nos anciens decrets;
Ils ont aboli tout, tout jusqu' à la torture!

Wenn dieses Stück noch den gemäßigten Liberalismus vertrat, so ließen sich bald die weitergehenden Parteien vernehmen. In einem äußerst schlechten Stück von Ronsin Le diner des patriotest hat bereits der Cynismus des Ausdrucks gegen die Priester das Seinige. Die Royalisten blieben die Antwort nicht schuldig, und namentlich die Actes des Apôtres waren eine blutige Satire gegen die Führer der Revolution. Wir übergehen die zahlreichen Gelegenheitsstücke, die das große Bundesfest von 1790 hervorrief; viel wichtiger war die Wiederaufnahme der beiden Stücke von Voltaire: Cäsar's Tod, und Brutus.

*) Auch folgende Stelle regte zu bedenklichen Vergleichen an:

Quels sont donc les héros que vous vantez sans cesse?
Deux tyrans plébéiens, jaloux des sénateurs;
Deux frères que l'orgueil a rendus novateurs,
Renversant par dégrés la liberté romaine;
Factieux par instinct, par interêt, par haine,
Infectant vos esprits de leurs préventions,
Et pour vous subjuguer, flattant vos passions.

Fussent nos propres fils, nos frères ou nos pères,
S'ils sont tyrans, Brutus, ils sont nos adversaires,
Un vrai républicain n'a pour père et pour fils
Que la vertu, les dieux, les lois et son pays ....
Oui, que César soit grand, mais que Rome soit libre ....
Dieu! donnez-nous la mort plutôt que l'esclavage!

Diese Stücke haben viel dazu beigetragen, in die parlamentarische Beredtsamkeit wie in den gewöhnlichen Verkehr jenen Anspielungen auf die römische Geschichte Eingang zu verschaffen, die allen gewöhnlichen Vorstellungen widersprachen, die aber durch die Schulreminiscenzen getragen wurden. Die hochtönenden Namen thaten besonders in den untern Ständen ihre Wirkung, und wie zu den Zeiten der englischen Puritaner das alte Testament, so waren während der Revolution die Chrestomathien aus Livius und Plutarch das Evangelium der Menge.

Man fuhr fort, ältere Dramen und Opern wieder aufzunehmen, aber sie mußten sich gefallen lassen, verfängliche royalistische Redensarten in andere Wendungen einzukleiden, weil sie sonst eine gesinnungsvolle Demonstration hervorriefen. Unter den neuen Stücken des Jahres 1791 zeichnet sich Le convalescent de qualité von Fabre d'Englantine aus, ein satirisches Impromptu von gemäßigter Färbung. Die royalistischen Stücke wurden immer seltener, statt dessen wurden die Freiheitshelden in höchst lächerlichen Lobhudeleien gefeiert, Theaterdirectoren zogen feierlich in die Nationalversammlung, um zu versichern, daß sie nur noch patriotische Stücke aufführen würden. Von all diesen Tendenzstücken erregte L'audience du grand Lama Sipsi, von Louvet und Marius à Minturnes von dem jungen Arnault den meisten Beifall des Publikums. In dem letzteren, welches neben Karl IX. das einzige Stück ist, das sich auch in der späteren Zeit erhalten hat, spielte Talma besonders ausgezeichnet die Rolle des römischen Helden. Im folgenden Jahr (1792) folgten von demselben Dichter der Brutus, der Spartacus von Saurin. — Mit Einführung der Republik fährt ein panischer Schreck in die sämmtlichen Theater, aber wunderlich genug wurde noch das kühnste unter den reactionären Stücken L'ami des lois von Laya am 2. Januar 1793 aufgeführt. Das Stück versteckte seine Anspielungen nicht durch römische Redensarten, sondern spielte auf den Straßen von Paris, verhöhnte den Begriff der Republik und geißelte die Schreckensmänner alle im Einzelnen.

Ce sont tous ces jongleurs, patriotes de places,
D'un faste de civisme entourant leurs grimaces,
Prêcheurs d'égalité pétris d'ambition ....
Qui pour faire haïr le plus beau don des cieux,
Nous font la liberte sanguinaire comme eux.

Das waren harte Ausdrücke, und man darf sich nicht wundern, daß die aus leidenschaftlichen Jakobinern zusammengesetzte Municipalität die Aufführung des Stücks mit Gewalt hintertrieb, wol aber darf es Wunder nehmen, daß der Nationalconvent damals noch so viel auf Principien hielt, für diesen Fall die Theaterfreiheit wieder herzustellen. Bald änderte sich die Sache. Ein viel milderes Stück von François Neufchâteau: Paméla wurde im August vom Wohlfahrtsausschuß verboten und sämmtliche Schauspieler eingesperrt. — Chéniers Popularität litt sehr bedeutend bei seinem nächsten Versuch, Fénélon, welcher einige Tage nach der Hinrichtung des Königs aufgeführt wurde. Dies Mal konnte Chénier seine reactionäre Gesinnung nicht verleugnen. „Es schien mir möglich," sagt er, „in unsern finstern, stürmischen Tagen, wo schlechte Bürger ungestraft Raub und Mord predigen, die Stimme der Menschlichkeit hören zu lassen." Aber diese Absicht war nicht mehr zeitgemäß. Wenn auch das Thema des Stücks, die Befreiung eines jungen Mädchens, das funfzehn Jahre in den Kerkern eines Klosters geschmachtet, durch einen würdigen Prälaten, noch im Geschmack der Zeit war,*) so war man doch entrüstet, von einem Geistlichen, einer schwarzen Bestie, wie man sich damals höflich ausdrückte, tugendhafte Ansichten zu vernehmen, man beschuldigte den Dichter, der in dem Stück Christus einen tugendhaften Sansculotten nannte, des religiösen Fanatismus, und verbot die weitere Aufführung des Stücks, weil es die republikanischen Grundsätze entnerve. Uebrigens hat es nirgend Anklang gefunden, es war in Beziehung auf den dramatischen Werth das Schwächste, was Chénier geschrieben hat. Leider war seine wohlmeinende Gesinnung nicht von jenem festen, unerschütterlichen Muth getragen, an dem sich in Stunden der allgemeinen Verwilderung ein Charakter erprobt. Chénier stimmte nicht selten aus Furcht für dieselben Grundsätze, die er von der Bühne aus verdammte. Indeß wurde dadurch das Mißtrauen, das man in ihn setzte, nicht beseitigt. Als er den Timoleon Anfangs 1794 zur Aufführung bringen wollte, schickte ihm der Wohlfahrtsausschuß einen Inquisitor zu, der mit großem Verdruß das Stück anhörte, in welchem von der Tyrannei gesprochen wurde, die ohne Scheu den Namen der Freiheit usurpire.**) Als nun gar der Vers vorkam: Je ne crois plus en toi qu'un lâche ambitieux, konnte der Ab-

*) Nach La religieuse von Diderot waren zu Anfange der Revolution eine Reihe von melodramatischen Klostergeschichten auf die Bühne gebracht, von denen sich La Harpes Mélanie, Flevées Les rigueurs du cloître und Monvels Les victimes cloîtrées im Gedächtniß erhalten haben.

**) La tyrannie altière et de meurtres avide,
D'un masque révéré couvrant son front livide,
Usurpant sans pudeur le nom de liberté,
Roule au sein de Corinthe un char ensanglanté....
N'est-on jamais tyran qu'avec un diadème?..

geordnete ſeinen Zorn nicht zurückhalten, „Chénier,“ rief er aus, „Du biſt immer ein verkappter Reactionär geweſen.“ Das Stück wurde unterſagt, und der Dichter mußte es eigenhändig ins Feuer werfen; doch wurde ein Manuſcript gerettet, und das Stück wurde nach dem 9. Thermidor wirklich aufgeführt, nicht zum Vortheil des Dichters, gegen welchen die blutigſten Beſchuldigungen daraus hergeleitet wurden.

Es gereicht Chénier zur Ehre, daß er ſich wenigſtens in ſeiner Poeſie niemals dazu hergegeben hat, die Unthaten zu feiern, die er insgeheim verabſcheute, was man z. B. dem Oodendichter Lebrun zum Vorwurf machen muß. In ſeinen Hymnen, z. B. in den berühmten Le chant du départ, herrſcht durchweg eine edle, würdige Geſinnung, und wenn der poetiſche Aufſchwung gering iſt, ſo wird man doch nie durch eine Rohheit verletzt. Eine geraume Zeit vor dem berühmten Feſt Robespierres feierte er in einer Ode das höchſte Weſen.

Source de vérité qu'outrage l'imposture,
De tout ce qui respire éternel protecteur,
Dieu de la liberté, père de la Nature,
Créateur et conservateur,
O toi seul incréé, seul grand, seul nécessaire,
Auteur de la vertu, principe de la loi,
Du pouvoir despotique immuable adversaire,
La France est debout devant toi.

Was die Theater betrifft, ſo lernte man jetzt die Milde des ancien regime würdigen. Voltaires Brutus und Mahomed wurden wegen der folgenden Verſe vom Repertoir geſtrichen.

Arrêter un Romain sur de simples soupçons,
C'est agir en tyrans, nous, qui les flétrissons....
Exterminez, grands dieux, de la terre où nous sommes,
Quiconque avec plaisir verse le sang des hommes!

Bald begnügte man ſich nicht mehr, verdächtige Stücke zu unterdrücken, man zwang die Theater, wohlgeſinnte aufzuführen. „Die Theater,“ heißt es in einem Erlaß des Wohlfahrtsausſchuſſes, „liegen noch unter den Trümmern des alten Regime verſchüttet. Man muß die Bühne entfeſſeln, damit Melpomene dahin gelange, die Sprache der Freiheit ertönen zu laſſen, Blumen auf das Grab der Märtyrer zu ſtreuen, das Heldenthum und die Tugend zu beſingen, Geſetze und Vaterland lieben zu lehren.“ Der wahrhaft republikaniſche Enthuſiasmus verlangte nicht mehr blos, daß man die Könige ſchmähte, er war unzufrieden, wenn ſich dieſe Schmähungen nicht in cyniſchen Formen äußerten. Wenn man die Carmagnole kennt, kann man ſich ungefähr vorſtellen, wie die gutgeſinnten Stücke beſchaffen waren. Zwiſchen jene Revolutionsſtücke hatten ſich noch immer einige andere Verſuche eingeſchlichen, und

schon machte sich der Einfluß Deutschlands geltend. Der Tod Abels von Legouvé (März 1792) war nach Geßner bearbeitet. Schillers Räuber wurden in demselben Jahre unter dem Titel Robert, chef de brigands aufgeführt und erregten Furore. Von jenen cynischen Stücken zeigt nur das Lustspiel die Päpstin Johanna, von Flins (1794), einigen Witz.

Wir kommen jetzt an die schwerste Stunde in Chéniers Leben. Noch zu Anfang des Jahres 1791 hatte er mit seinem Bruder, der seit einem Jahre aus London zurückgekehrt war, in der innigsten Verbindung gestanden. Auch ihre politischen Gesinnungen gingen damals noch nicht weit auseinander. Bei einer sanguinischen Natur, die nicht durch feste Principien geleitet wird, geben häufig persönliche Sympathien den Ausschlag. Danton und seine Freunde hatten Chénier zum gefeierten Dichter gemacht, es war natürlich, daß er sich tiefer mit ihnen einließ, als er vor seinem Gewissen verantworten konnte. Der ältere Bruder, von einem edlen, leidenschaftlichen Rechtsgefühl geleitet, warf sich der Bewegung entgegen; er verließ seine einsamen poetischen Studien, und kämpfte im Journal de Paris gegen die Demokraten mit einer Leidenschaft und zugleich mit einem Witz, den er später mit seinem Leben bezahlen mußte. Geschäftige Zwischenträger thaten das Uebrige, und so sahen sich schon im Februar 1792 die beiden Brüder veranlaßt, sich öffentlich als politische Gegner zu bekennen. Sie hörten auf, sich zu sehen, und es fehlte nicht an sehr bittern Anspielungen. Trotzdem war es zu Anfang des Jahres 1793 nur die Popularität des jüngern Bruders, die Andrè beschützte, und gegen das Ende des Jahres waren sie völlig miteinander versöhnt. Wie wir gesehen, hielt diese Popularität nicht lange Stich. Um ihn zu versuchen, übertrug man ihm bei Marats Tod den Bericht über den Gesetzvorschlag, Marat an Stelle Mirabeaus ins Pantheon aufzunehmen. Er hatte nicht den Muth, die Ehre des Auftrags auszuschlagen, aber er hatte wenigstens die Kühnheit, in seiner Rede von einer peinlichen Pflicht zu sprechen, Mirabeaus Geist zu loben und den Namen Marats gar nicht zu erwähnen. Er war jetzt vollständig verdächtig geworden, und als man seinen Bruder Andrè verhaftete, war es unzweifelhaft eine Namensverwechslung. Joseph Chénier und seine Freunde waren der ganz richtigen Ansicht, das Beste sei, die Sache ruhen zu lassen, damit der Gefangene vergessen werde. Aber der Vater erinnerte in der besten Absicht seine Richter an ihn, und die Folge war die Hinrichtung Andrés am 7. Thermidor. Die herrlichen Lieder, die er im Gefängniß schrieb, sind auch in Deutschland allgemein bekannt, namentlich das Gedicht von der jungen Gefangenen. In der Gesinnung stand schon damals sein Bruder ihm ganz zur Seite.

Du nom de la vertu le meurtre est revêtu,
Et l'audace de la vertu
Se tait devant celle du crime.

Das war noch unter Robespierres Herrschaft geschrieben. Unmittelbar nach seinem Sturz begrüßte Joseph Chénier die aufgehende Sonne mit den Worten:

Ne crains plus d'éclairer le triomphe des crimes,
Tu peux remonter dans les cieux! . . . .
Du moins sur vos tombeaux la plaintive patrie
A nos pleurs mêlera ses pleurs.

Sein Ansehn stieg während dieser Tage wieder sehr bedeutend. Auch jetzt noch verleitete ihn sein sanguinisches Temperament öfters zu unkluger Parteinahme, und seine Eitelkeit spielte ihm manchen schlimmen Streich, aber im praktischen Leben wandte er seinen Einfluß durchweg zum Guten an, und viele Unterdrückte konnten seine Hilfe rühmen. Ein allgemeiner Sturm der Presse brach gegen ihn los, als er sich zum Berichterstatter des Gesetzes hergab, welches jede Schmähung der Volksrepräsentanten untersagte. Der Abbé Morellet eröffnete den Reigen, er leitete aus dem Stoff des Timoleon die Beschuldigung des Brudermordes gegen den Dichter her. Die andern Journale stimmten ein, am lautesten Michaud in der Quotidienne, die er täglich mit der Frage eröffnete: Kain, was hast du mit deinem Bruder gethan? Man fühlt sich um so mehr empört, wenn man weiß, daß diese ebenso absurde als schändliche Verleumdung von ihren Urhebern selber nicht geglaubt wurde; wie es mit einer Verleumdung zu gehen pflegt, man hat auch später daran geglaubt, und es ist dadurch ein Fleck auf das Leben des Dichters gefallen, den er nicht verdient hat.

Für Chénier wurden diese Angriffe insofern ein Gewinn, als sie ihn zu einer Gattung der Poesie veranlaßten, in der sein Talent sich mit völliger Freiheit entfalten konnte. Zwei Satiren, die er in dieser Zeit schrieb, die Epistel über die Verleumdung, und der Doctor Pancrace, bezeichnen einen wesentlichen Fortschritt in der französischen Dichtung. Es herrscht darin ein fester, kühner und männlicher Ton, und die Sprache hat einen lebendigen Fluß, der sehr vortheilhaft gegen die übrigen Dichter jener Zeit absticht. Wenn die Ausdrücke zuweilen stark sind, so kann man es dem schwer gekränkten Dichter verzeihen, und es war in gewisser Beziehung für den poetischen Stil ein Gewinn, daß das bestimmte Wort an Stelle der Umschreibungen trat.

Der erste Consul ließ es sich angelegen sein, den Dichter zu gewinnen; er empfahl ihn für die Akademie und gab ihm eine Stelle. Aber der Dichter konnte seine alten liberalen Sympathien nicht verleugnen, er schloß sich offen der Opposition an und wurde 1802 gemeinschaftlich mit Daunlou und Benjamin Constant aus dem Tribunat ausgestoßen. So schied er, erst 37 Jahr alt, aus dem politischen Leben. Er hatte an dem leichtsinnigen Leben aus der Zeit des Directoriums einen lebhaften und erfolgreichen Antheil genommen

und war jetzt arm, wie zu Anfang der Revolution. Seine dramatischen Erfolge waren vergessen, dagegen hatte er als Satiriker einen guten Namen erworben. Schon 1798 hatte er eine Conferenz zwischen Pius VI. und Ludwig XVIII. geschildert, in welcher sich der eine als Jakobiner, der andere als Atheist bekennt; ein im frischesten Stil geschriebenes Gedicht, welches aber damals keine große Beachtung fand. Einen desto größern Erfolg errangen die Nouveaux saints (1802), gegen die neue Schule Chateaubriands und der übrigen Vertheidiger der Kirche gerichtet; eine der geistvollsten Satiren, die in der französischen Sprache geschrieben sind, und die man heute, wo die üblen Folgen der kirchlichen Reaction sich nicht mehr verstecken, besser würdigen wird, als in einer Zeit, wo das Bedürfniß nach einem festen Glauben alle Bedenken zurückdrängte. Noch eine andere Satire aus jener Zeit, gegen Delille, ist zu erwähnen. Sie ist von einem schlagenden Witz und einer ebenso anmuthigen als eindringenden Bosheit; doch ist der Stoff zu bedauern, da auch hier den Dichter hauptsächlich die Eitelkeit bestimmt hatte. Noch einmal ließ sich Chénier zu einem falschen Schritt verleiten. Fouché bestellte bei ihm 1804 ein Stück, das mit einer Krönung schließen sollte, mit dem Versprechen großer Belohnungen. Chénier schrieb seinen Cyrus, konnte sich aber nicht versagen, in demselben dem künftigen Kaiser einige sehr ernste Warnungen zu ertheilen. Napoleon war im höchsten Grade aufgebracht, das Stück fiel, und von einer Belohnung war keine Rede. In der spätern Zeit seines Lebens hat Chénier durch ernste, strenge Studien, durch fortwährende Ausbildung seines Geschmacks und durch immer größere Milde im Urtheil seine früheren Verirrungen gesühnt. Das Drama Tiberius, welches er damals schrieb, steht hoch über seinen frühern Arbeiten. Es erinnert meistens an Alfieri, sowol durch seinen Ernst und seine Würde, als durch eine gewisse Nüchternheit der Form. Es spricht sich ein starker Geist darin aus, eine echte, ungeheuchelte Wärme, die freilich dem Tacitus manches verdankt, die aber zugleich die Erfahrungen eines reichen Lebens ausspricht. Wenn der Dichter seine Empfindungen zuweilen mehr, als wünschenswerth, zurückhält, den Ausdruck künstlich zusammendrängt, so macht das Ganze doch einen nachhaltigen Eindruck. Napoleon ließ sich das Stück durch Talma vorlesen und konnte ihm seine Bewunderung nicht versagen; aber er verbot die Aufführung; und Talma mußte diesen Bescheid seinem alten Freunde überbringen. — Wenn es Chénier versagt war, durch das Drama, das erst 33 Jahre nach seinem Tode aufgeführt werden konnte, seinen alten Ruhm aufzufrischen, so gelang ihm das um so vollständiger durch die Epistel an Voltaire, unzweifelhaft sein Meisterstück. Schon in dem Stil spricht sich die volle Reife eines Talents aus, das durch gründliche Studien seinen Geschmack berichtigt hat. Feinheit und Kraft haben sich harmonisch durchdrungen. Ein concentrirter Haß gegen die Willkürherr-

schaft weht durch alle Seiten dieser Schrift, und dabei zugleich ein Gefühl der Stärke, welches sich seiner Ueberlegenheit über die äußere Gewalt bewußt ist. Das Gedicht wimmelte von Anspielungen; es waren namentlich zwei, die Napoleon empörten:

Nous conservons le droit de parler en secret. . . .
Tacite en traits de flamme accuse nos Séjans,
Et son nom prononcé fait pâlir les tyrans.

Im Interesse der öffentlichen Moral wurde dem Dichter die Stelle entzogen, von der er bis jetzt gelebt hatte. Er gerieth in die äußerste Noth, und die erkauften Journale der Regierung überhäuften ihn mit Beschimpfungen. Der Dichter ertrug seinen Mangel mit Würde, bis ihn die Noth seiner Mutter veranlaßte, sich in einem übrigens sehr edlen Brief an den Kaiser zu wenden. Napoleon gab ihm in der That eine Pension, von der er sorgenfrei leben konnte. Sein Charakter war mittlerweile vollkommen umgewandelt. Früher von einer fast krankhaften Reizbarkeit, streitsüchtig und kampffertig, war er jetzt milde und nachsichtig selbst gegen seine leidenschaftlichen Gegner. Dies war es, was seine Collegen in der Akademie bestimmte, ihm die Bearbeitung des Tableau de la littérature française depuis 1789 zu übertragen. Er unterzog sich dieser Aufgabe nicht blos mit einer völligen Unparteilichkeit, sondern auch mit einem Wohlwollen für alle einzelnen Erscheinungen, das freilich zum Theil daraus zu erklären ist, daß seine ästhetischen Principien nicht sehr feststehen. Er gehörte dem vorigen Jahrhundert an, und seine Ansichten concentriren sich in dem Ausspruch:

Le goût n'est rien qu' un bon sens délicat,
Et le génie est la raison sublime.

Als er 1814 starb, bestimmte man Chateaubriand zu seinem Nachfolger in der Akademie. Man wird sich nicht leicht einen größern Gegensatz vorstellen können, als diese beiden Männer, von denen der eine mit seinem Talent, seinen Neigungen und seinen Principien ganz dem 18. Jahrhundert angehörte, während dem andern die französische Literatur unserer Zeit ihre Wiedergeburt verdankt. Aber grade dieser entfernte Standpunkt war günstig für ein unbefangenes Urtheil, und Chateaubriand, der diese Gelegenheit zugleich dazu benutzte, die Dichtungen André Chéniers, die erst acht Jahre später gesammelt wurden, mit großer Wärme zu empfehlen, hat seine Aufgabe glücklich gelöst. Die Rede wurde von der kaiserlichen Censur untersagt, weil sie bedenkliche Anspielungen enthielt, aber sie that später, als sie veröffentlicht wurde, eine um so größere Wirkung. J. S.

# An der hamburger Börse.

3.

Da wandern sie hin zur Börse die Kaufleute Hamburgs in langen, dichten Reihen von allen Theilen der Stadt her. Es ist nicht anders, als wenn die emsigen Ameisenzüge in ununterbrochener Bewegung dem gemeinsamen Vorrathshause zustreben. Und man sieht es dem ganzen Wesen der Kaufleute an, ihrem gemessenen, nicht langsamen und nicht übereilten Schritt, vor allem ihrer Geschäftsmiene, daß sie sich der ganzen Bedeutung ihres Thuns wohl bewußt sind. Diese kaufmännische Geschäftsmiene ist nicht feierlich, wie die des Kirchgängers und nicht verdrossen und selbstzufrieden, wie die des Beamten, auch nicht blos nachdenklich wie die des Gelehrten, sie ist aber vor allen Dingen gewaltig eintönig, wie die unendlichen Zahlenregister eines Hauptbuchs. Reich oder arm, groß oder klein, beleibt oder mager, sie tragen alle den gemeinsamen Willen im Gesicht, in möglichster Pflichttreue den Beruf des Geldverdienens zu erfüllen. Das urwaldbärtige Antlitz des modernen Dandy und die sauber abgeschabte Physiognomie aus der guten alten Zeit sehen doch in diesem Augenblick einander sehr ähnlich. „Seid umschlungen Millionen", das ist der Text der heutigen auf allen Gesichtern zu lesenden Betrachtung, wie es der aller vergangenen war und aller künftigen sein wird.

Ein Theil der Börsenankömmlinge macht einen kurzen Abstecher in das Backgebäude hinein, um daselbst die Anweisungen zum Abschreiben abzugeben, was nach 1 Uhr nur gegen Entrichtung von 2 Schilling für jeden Zettel geschehen kann. Ordnung regiert die Welt und Schillingsbußen regieren die Ordnung. Aber immer dichter werden die Züge, namentlich aus den alten, vom Brand verschonten Theilen der Stadt, die nur einen Zugang zur Börse haben. Endlich wird in den langen Reihen eine schnellere Bewegung bemerklich, weiter hinten schon ein gewisses Laufen. — Das Börsengeläute will seinem Ende nahmen; endlich mit dem letzten Verhallen der Glocke gerathen sie alle in ein Wettlaufen, um die 4 Schillinge zu sparen; der gemessene kaufmännische Ernst fällt vor diesem dräuenden Fatum zusammen.

Die anfänglich im Börsenraume nur wenig zahlreiche und noch ziemlich bewegliche Menschenmenge geräth mit dem immer neuen Zuströmen von allen Thüren her endlich in einen festen Halt. An der Börse hat jeder Geschäftszweig seinen besondern Platz und jeder einzelne Kaufmann seinen festen Stand innerhalb seines Bezirkes. Zu diesem Zwecke sind die Pfeiler mit Nummern versehen und ist der Fußboden in Quadrate eingetheilt, die gleichfalls jedes eine bestimmte Bezeichnung haben. So kann denn der Börsenbesucher seinen Geschäftsfreunden durch Buchstaben und Zahl ganz

genau seinen „Börsenstand" d. h. den Platz anzeigen, wo er in der Regel während der Börse anzutreffen ist. Der ganze Zweck dieses Börsenbesuchs besteht eben in nichts Weiterem, als der gebotenen Gelegenheit, jeden Kaufmann oder Mäkler oder wessen man sonst bedarf, innerhalb desselben Raums zu einer und derselben Zeit auffinden zu können. Das ist zwar ein scheinbar sehr geringes Resultat für den ganzen umfangreichen Apparat; aber wie viel Mühe und Zeit werden dadurch jedem gespart, der nun nicht erst die weiten Wege durch die ganze Stadt zu machen hat, wie viel kleine und große Dinge werden nun durch bloße Frage und Antwort abgemacht, wie viel Gelegenheit zu neuen Geschäften, an welche man sonst vielleicht gar nicht gedacht hätte, bietet sich jetzt dar, und wie wichtig ist es endlich, in steter unmittelbarer Verbindung mit dem gesammten Gang des Geschäfts und seines besondern Geschäftszweiges zu bleiben! Der da hat sich noch mit einem Artikel zu versorgen, jener will die Chancen einer neuen Speculation prüfen, dort ist einer, der nach einer passenden Frachtgelegenheit, dort ein anderer, der eine Assecuranz sucht, und jener will vielleicht nur noch seinen Advocaten sprechen oder einem Notar einen raschen Auftrag ertheilen, keiner aber will die sich möglicherweise darbietende Gelegenheit, Geld zu verdienen, durch seine Abwesenheit von der Börse versäumt haben. Und wie fest auch immer die Kopf an Kopf gedrängte Menge sich schließt, zwischen ihr durch sieht man immer einzelne sich fortbewegen, wodurch der ganze Anblick eine eigenthümliche Mischung von Regungslosigkeit und Beweglichkeit erhält. Wie eifrig jetzt gehandelt und geschachert wird! Da wird unversehens ein harmloser Kaufmann beim Kragen gepackt, es werden ihm geheimnißvolle Worte ins Ohr geflüstert, ihm eine Tüte Proben, ein Papier gewiesen; schon zieht der Angreifer sein Notizbuch hervor, um das fertige Geschäft einzutragen; aber jener andere ist allzu hartherzig, er kann den verlangten Quart Schilling mehr nicht bewilligen. Dort ist einer vielleicht in der geringen Zeit, die es zwischen Frage und Antwort kostet, glücklicher gewesen; er hat verkauft oder eine Lieferung übernommen. Es werden Correspondenzen mitgetheilt, Erkundigungen eingezogen, der Stand des Geschäfts besprochen, Differenzen ausgeglichen, neue Unternehmungen eingeleitet, kurz und gut es werden unter den 4—5000 Versammelten alle Fäden in Bewegung gesetzt, um reicher an Geld oder doch mindestens reicher an Aussichten wieder heimzukehren. Vielleicht wird man uns fragen, wie dies bei solchem Gedränge und bei dieser Offenheit des Verkehrs nur möglich sei, wie überhaupt der eine mit einem Gewinn nach Hause gehen könne, ohne daß der andere einen ebenso großen Verlust sich berechne. Dadurch aber unterscheidet sich eben das Waarengeschäft von dem Fondsgeschäft, welches hier unten an der hamburger Börse in eine sehr kleine, wenn auch ziemlich bewegte Ecke gedrängt ist, daß bei jenem Käufer und Verkäufer gleichmäßig gewinnen

können, ja im regelmäßigen Geschäftsgang auch gewinnen müssen. Das Waarengeschäft bewegt sich in der Vermittlung von der einfachsten Production, über deren Verarbeitung zu Fabrikaten oder sonstigen Umarbeitungen hinaus bis zur schließlichen Consumtion. Wer sich nur bei dem einfachsten Verzehrungs- oder Verbrauchsgegenstand alle Verhältnisse vergegenwärtigt, die er durchläuft, damit er für seinen Zweck, der Vernichtung für menschliche Bedürfnisse, reif werde, und wie ein jeder, der dabei thätig ist, dies nicht umsonst gethan haben will, der wird begreifen, daß jeder Uebergang von einer der Consumtion zuführenden Stufe zur andern mit Gewinn für beide dabei thätige Theile verknüpft ist und sein muß, wenn nicht die ganze Bewegung ins Stocken gerathen soll und dies zwar zum augenscheinlichsten Nachtheil der Consumenten. Darin liegt denn auch der Grund, daß jede nicht durch Zwang erzeugte Vermittlung zwischen Production und Consumtion den schließlichen Preis der Waaren billiger, nicht theurer macht, wenn überhaupt der Consument nicht ohne solche fortgesetzte Vermittlung ganz auf deren Erlangung verzichten mußte. Daß freilich eine Börse nicht grade der Ort ist, wo man einen Profit auf Kosten seines Nächsten verschmäht, versteht sich von selbst; aber jedes Geschäft und jeder Verdienst müßte aufhören, wenn das die Regel und nicht die seltene Ausnahme wäre. Wie groß auch nur im Durchschnitt der alltägliche Umsatz an der hamburger Börse ist, dürfte schwer in Zahlen anzugeben sein, da das Börsengeschäft nicht etwas für sich Bestehendes, vielmehr nur die Ergänzung des gesammten Geschäftsbetriebs in Hamburg ist. Wir wollen es jedoch nicht verhehlen, man treibt an der Börse nicht blos Geschäfte. Auch der Stadtklatsch wird da eifrig cultivirt, es wird da politisirt und speciell auch in hamburgischer Politik gemacht, und endlich, wenn man sich nach dem Wohlbefinden von Frau und Kindern erkundigt, werden da sogar Lhombre- und Whistpartien für den Abend arrangirt. Das sind die von jeder großen Existenz unzertrennlichen Schwächen der menschlichen Natur!

Es ist sogar einmal geschehen, daß die Börse zur wirklichen Volksversammlung wurde, freilich erst nach Schluß der Börsensperre. Es galt damals Abgeordnete nach Frankfurt zu schicken und da gab es denn natürlich auch sogenannte Candidaten der Börse. Wie eifrig sprach man in jener Zeit von der Galerie herab von deutscher Freiheit und von deutschem Recht, aber auch von Hamburgs Handel und von Hamburgs Interessen. Du lieber Gott, die Zeit ist längst verklungen, und die Männer, die damals gesprochen und die, welche man empfahl und wählte, gedenken derselben wol kaum noch anders, als eines wüsten Traums aus den Jahren ihrer politischen Kindheit. Es waren zudem schlechte Geschäftsjahre.

Welch ein Anblick, das volle Börsengetümmel von der Galerie herab zu betrachten! Zur Sommerszeit, wenn die Eisenbahnen reichliche Fremdenzüge

nach Hamburg führen, dann ist sie ringsum von Zuschauern aus der Fremde besetzt, und am zahlreichsten von Damen in Reisetoiletten. Als diese freundliche Sitte zuerst hier aufkam, da war in einem hamburger Blatt der Vorschlag zu lesen, die Besucher und die Besucherinnen mit je zwei Mark Steuer zu belegen. Ob der Urheber dieses seltsamen Gedankens wol durch ein Paar schöner Augen sich in seinen kaufmännischen Berechnungen gestört sah! Jedenfalls war die überwiegende Majorität der hamburger Kaufleute viel zu gastfreundlich, um an einem schönen Gesicht, das man ja in den Geschäftspausen gleichfalls mit Muße betrachten konnte, so großen Anstoß zu finden, und so hat denn die Damenwelt hier wie sonst allenthalben den einmal eingenommenen Platz tapfer behauptet.

Wie da unten alles dichtgedrängt Kopf an Kopf steht, hutbewaffnet und in fast einförmigem Schwarz! Und diese Töne! die Stimmen der vielen mit nur gewöhnlicher Anstrengung menschlicher Lungen Sprechenden sammeln sich im weitem Raum zu einem Summen und Brausen, das wie das Tosen einer an Felsen gepeitschten Meeresbrandung an den Ohren wiederhallt. Schallwelle an Schallwelle zieht vorüber, jetzt in dumpfem, dann wieder in lauterem, fast kreischendem Tone. Wie das da alles durcheinander wühlt und sich drängt und schiebt in regungsloser und doch so flüssiger Masse! Es ist ein einziger Anblick, der nirgend seines Gleichen findet.

Als ordnender und schützender Genius wacht „eine hochlöbliche Commerzdeputation" über der Börse. Es ist dies der selbstgewählte Vorstand des „ehrbaren Kaufmanns", keiner Corporation, sondern nur der Zusammenfassung aller größern Kaufleute in nicht sehr fest begrenzter Ausdehnung. Die Commerzdeputation hat die Gesetzgebung und die Verwaltung der Börse. Als Gesetze verkündet sie jeden Dienstag und Freitag die Course, und zwar wie ein gutes, constitutionelles Oberhaupt nicht aus eigenem Willen, sondern gebunden an die Berathungen der vereidigten Coursmäkler, die auf den Ruf einer großen Börsenglocke die Coursnotirungen je nach dem Gange des Geschäfts ihr zusenden. Freilich vor einiger Zeit fühlte sich die Deputation zu einer „Rettung" veranlaßt, als sie annehmen zu müssen glaubte, daß die Coursmäkler nicht mehr die „wahre öffentliche Meinung", sondern nur ihren Eigensinn vertraten, und als diese nun gar nicht mehr notiren wollten, ja lieber ihr Amt niederlegten, da wurden denn neue Coursmäkler vereidet und neue Grundsätze für die Abfassung des Courses, die so ziemlich in der Mitte zwischen den beiderseitigen Ansichten lagen, verabredet. Auf große Tabellen abgeschrieben, werden diese Course durch Anschlag an der Börse als Geschäftsnorm bis zum nächsten Courstag der Börsenwelt verkündet. Da ist London gestiegen und Berlin gefallen, da sind die Preise von lang- oder kurzsichtigen Wechseln d. h. Wechsel auf zwei, drei oder mehr Monate für die verschiedenen

Handelsplätze bestimmt, da ist zu erfahren, wie der Piaster, der Dollar, die Mark sein Silber oder irgend eine andere für Hamburg wichtige Geldvalute besser oder schlechter als die in ihrem Silbergehalt so unumstößliche Mark Banko steht. Mag dann auch dieser oder jener die großgeschriebenen Zahlen mit bedenklichem Kopfschütteln betrachten, der Cours ist da und läßt nicht weiter mit sich disputiren.

Als Verwaltungsbehörde übt die Commerzdeputation die hohe und niedere Polizei an der Börse aus und hat dazu ihre eigenen Beamten. Kein anderer Diener der Polizei oder der Gerichte ist in den Räumen der Börse mehr als ein gewöhnlicher Mensch und Geschäftsmann, falls ihn einmal auch die Luft erfaßte, hier Geld verdienen zu wollen, und er dürfte es sich wahrlich nicht unterfangen, die Börsenbesucher zu belästigen und zu beaufsichtigen, ob sie etwa in schlechter Gesinnung die Course fallen lassen, ob sie Scheingeschäfte begehen oder ganz und gar verbrecherisch als Pfuschmäkler Geschäfte vermitteln wollen. Die hamburger Börse ist ein hochbefriedeter Ort, der keine Störungen und Einmischungen duldet. Wehe dem unglücklichen Börsenbesucher, den etwa der Aerger über einen erlittenen Verlust oder der verhaßte Anblick eines glücklichen Concurrenten zu der leisesten Thätlichkeit oder einer inhaltsschweren Injurie verleitet. Löbliche Commerzdeputation wird sicher nicht verfehlen, ihn in eine nach hunderten von Mark berechnete Ordnungsstrafe zu nehmen und dem Gegner noch dazu die Injurienklage vorbehalten. Zuweilen übt die Börse eigenhändig ihre Lynchjustiz aus, wenn das Verbrechen zu flagrant war oder wenn ein noch nicht mit Handelsfreiheit begnadigter Bankrotteur sich erblicken läßt. Mit ernstem Unwillen schiebt Nachbar auf Nachbar den Sünder bis zur nächsten Thür, allwo er seinen weiten Weg selber suchen mag. Solche Scenen gehören indeß zu den sehr, sehr großen Seltenheiten, während Vorgänge, wie sie die Zeitungen vor einiger Zeit aus der berliner Börse berichteten, an der hamburger Börse gradezu unmöglich wären.

Nur die im Interesse der Börse ausgeübte Criminalpolizei hat sich das aus Senatsmitgliedern bestehende Obergericht selbst vorbehalten. An und für sich ist in den Augen des Kaufmanns der Bankrott mehr ein Unglück als ein Verbrechen; sollte aber ein Gemeinschuldner es sich beikommen lassen, Hamburg auf Nimmerwiedersehen zu verlassen, auch auf erlassene Edictalcitation nicht heimkehren, dann wird derselbe vom Obergericht auf Antrag fiscalis in criminalibus für einen „böswilligen Falliten" erklärt, sein Name unter Läuten der „Schandglocke" von Henkershand an ein schauerliches schwarzes Galgengerüste angeheftet und sodann zum ewigen herostratischen Andenken in eine schwarze, Eingangs zur Börse aufgehängte Schandtafel eingetragen. Solche Register von schuldbelasteten Sündern gibt es bereits mehre. Das Galgengerüste wird außerhalb der Börse für jeden einzelnen Fall aufgeschlagen.

Die Börsenstunde naht ihrem Ende, die Börsenbesucher entfernen sich allmälig heiter oder unfreundlich gestimmt, je nachdem die Börsensonne sie beschienen; aber die Börsensperre hat schon lange aufgehört und noch immer ist es im Raume lebhaft. Auch das Börsenbummeln gehört zu den süßen Gewohnheiten des hamburger kaufmännischen Daseins. Erst nach drei Uhr wird es wirklich leer, die Räumlichkeiten werden wieder gelüftet, und ruhige, beschauliche Stille breitet sich da aus, wo kurz vorher noch das vielstimmige Echo die lauten Gedanken der Börsenbesucher so wunderbar zusammengeworfen hatte — bis zum nächsten Mittag.

Daheim werden nun die Resultate des heutigen Feldzugs in die Geschäftsbücher eingetragen oder die besprochenen Unternehmungen weiter ausgeführt. Haben sie dann „am lecker bereiteten Mahle" sich gesättigt, so sitzen sie am Abend oft in die späte Nacht hinein und schreiben und rechnen und rechnen und schreiben, bis die heutige Börse und das heutige Geschäft abgethan ist. Und so geht es den einen Tag und so alle Tage, Sonn- und Festtags ausgenommen.

---

## Correspondenzen.

London, den 16. April. — Die Wahlen beginnen, und da muß man sichs zur strengen Pflicht machen, alles zu beobachten und nichts zu glauben, was die Leute in England schreiben und erzählen — — dies ungefähr stand zu lesen in einer londoner Correspondenz, abgedruckt in einer berliner Zeitung, unmittelbar nach der Auflösung des Parlaments.

Wenige Tage darauf stand wieder zu lesen in einer londoner Correspondenz, geschrieben von demselben Verfasser, abgedruckt in derselben berliner Zeitung, wie folgt: Die Regierung hat Bänkelsänger gegen Lord John Russell gedungen; — Mitarbeiter des Punch haben die Lieder für diese gedichtet; — Regierungsbeamte haben das Meeting des liberalen Wahlcomitées organisirt; — die Anwesenden waren zumeist Theehändler, Opiumschmuggler und praktische Leute, die immer hoher Regierung folgen.

Wenn der Verfasser dieser pikanten Mittheilungen ehrlich glaubt, was er erzählt, so gehört er offenbar selbst zu den so oft von ihm verspotteten einfältigen Naturen, die sich jede Thorheit aufbinden lassen, wenn sie nur zur Taille ihrer Denkungsart paßt. Sind jene so unendlich positiv hingestellten Angaben aber bloße Erfindungen schwermüthiger Phantasie, dann wahrlich sollte man deutschen Lesern nicht zumuthen, sie zu glauben.

Es ist Jammerschade, daß gewisse Journalisten den Klatsch und die Gerüchte, die in pariser Correspondenzen von jeher eine hervorragend traurige Rolle gespielt haben, auch von London aus als annehmbare Waare exportiren wollen. Höchst komisch aber wird diese Betriebsamkeit, wenn sie in der Toga der soliden Geschichtsforschung

auftritt und dem deutschen Publicum einen Vorwurf daraus macht, daß es sich für die Darstellung einer älteren Geschichtsepoche aus Macaulays glänzender Feder mehr als für die sogenannten Enthüllungen eines Correspondenten interessirt.

Die Leser der folgenden Mittheilung dürfen nicht erwarten, daß sie ihnen pikante Enthüllungen bringt. Von Bänkelsängern, die Lord Palmerston und Lord Clarendon gedungen, von Schmähliedern, die Thackeray, Tom Taylor oder Douglas Jerrold gedichtet haben sollen, von einem 800 Mann starken Meeting, das zumeist aus Opiumschmuchlern und dergleichen Bösewichtern bestanden haben soll, wissen nur Historiker der Zukunft. Wir anderen müssen uns größtentheils auf das beschränken, was eben zu Tage liegt.

Es war Sonnabend den 21. März nach 4 Uhr Nachmittag, als die Proclamation der Königin, welche die Auflösung des Parlaments und die neuen Wahlen anordnete, in der City eintraf. Der Geheimrath, in welchem sie gezeichnet worden war, hatte eben erst seine Sitzung aufgehoben, und besondere Couriere hatten vor dem Palaste auf die betreffenden Orders gewartet, um sie ohne Zeitverlust zu befördern. Denn die Stimmung im ganzen Lande hatte sich für die Auflösungspolitik der Regierung ausgesprochen, und dieser mußte alles daranliegen, die Wahlen in Gang zu bringen, bevor jene etwa erkaltete. Die Kriegsfrage betreffs Chinas stand ja noch immer im Vordergrunde der Agitation, und zwei Dinge sind, wie Lord Mahon in seiner Geschichte des 18. Jahrhunderts bemerkt, in England jederzeit ihrer Popularität gewiß: der Anfang eines Krieges und dessen Beendigung.

Für die City kam die Proclamation allerdings einige Minuten zu spät, um noch am Sonnabend veröffentlicht werden zu können, doch hatte dieser formelle Aufschub auf die weitere Entwicklung der Wahlagitation keinen Einfluß. Letztere hatte von dem Tage an begonnen, als Lord Palmerston dem Parlamente in nicht mißzuverstehender Weise die Andeutung gemacht hatte, daß die Königin ihm die Vollmacht zur Auflösung ertheilt habe; sie war im vollen Gange, als die Wahlausschreibungen in Whitehall gezeichnet und gesiegelt wurden. Zumal in der City, nachdem Lord John Russell gegen der Meisten Erwartung daselbst wieder als Candidat aufgetreten war. Sein Stern war verbleicht, seit er von Wien den Rückweg in die Heimath angetreten hatte. Im „Capua der Geister" hatte er ein gut Theil seiner einstigen Popularität zurückgelassen. Der Rest war von seinem Votum in der chinesischen Frage verschlungen worden. Er selbst verzweifelte in der City wieder gewählt zu werden, und hatte sich schon mit dem Gedanken vertraut gemacht, in einem der Burgflecken, die dem Hause Bedford zu eigen sind, bescheiden sein Plätzchen zu erstreben. In Tavistock oder Stroud wäre er unabhängiger gewesen als jemals in der City. Die größten Commoners waren zum Theil Vertreter unbedeutender Flecken, ja Sir Samuel Romily, einer der besten Patrioten und aufgeklärtesten Staatsmänner, die England je besaß, that einmal den paradox klingenden, aber viel Wahres in sich schließenden Ausspruch, die einzige Methode als unabhängiger Charakter ins Parlament zu kommen sei die, sich einen Burgflecken zu kaufen, und zu diesem Zwecke kaufte er sich auch wirklich das Gut Horsham. Ein Anderes jedoch ist es, einen großen, einflußreichen, lange besessenen Wählerkreis mit einem kleineren zu vertauschen. Freiwillig geschieht dies selten, nothgedrungen nur mit großem Widerstreben. Es vertritt sich die City ganz gut, wenn man früher für Tiverton

im Unterhause saß, aber es ist demüthigend, vor der Guildhall vorbei nach den Hustings von Tiverton zu wandern. Lord John Russell war, wie bemerkt, schon halb mit dem Gedanken vertraut, dem Wahlkampfe in der City, als einem hoffnungslosen, den Rücken zu kehren, wie seine veröffentlichte Correspondenz mit M. Dillon beweist; da erwiesen ihm seine heftigsten Feinde im Bund mit seinen lautesten Freunden den Liebesdienst, ihn beim Rockzipfel zurückzuhalten. Sie hatten sich eine Blöße gegeben, indem sie zu weit gegangen waren; Lord John war der Mann dies zu benutzen.

Die Geschichte ist sehr einfach und nichts weniger denn mysteriös. Das Registrationscomité der liberalen Citywähler, zum Theil aus den angesehensten Kaufleuten bestehend, war als integrirender Theil der Citywählerschaft, so wie diese im Allgemeinen, mit Lord John Russell zerfallen, zum Theil schon seit jener Zeit, als er Lord Palmerston gezwungen hatte, aus dem Cabinete zu scheiden, das bis auf Weiteres das letzte russellsche genannt werden muß, zum Theil erst seit seiner vielbesprochenen wiener Mission. Seine Gegner wollten die Gelegenheit benutzen, ihn von der Wahl auszuschließen, und seine Freunde hatten die Hoffnung verloren ihn durchzubringen. Zwischen beiden stand die große Masse der mehr oder weniger Gleichgiltigen, die gewöhnlich am lautesten von ihren festen Ansichten spricht, sich aber in der Regel von momentanen Eindrücken beherrschen läßt, und der Strömung folgt, die ein Zufall in Gang gebracht hat. Dieser großen Masse von Wählern war Lord John seit Jahren ziemlich fern gestanden, denn die Localinteressen der City hatte nicht er, sondern meistens Sir James Duke und Masterman vertreten. Es fehlten ihm daher die unmittelbaren Berührungspunkte mit der großen Masse der Wähler, die dem Candidaten oft mehr nutzen als eine glänzende parlamentarische Vergangenheit. Was endlich die Juden betrifft, deren es in der City an 2000 Stimmfähige gibt, so waren sie aus Dankbarkeit für die Bemühungen Lord Johns um ihre politische Emancipation allerdings zu seinen Gunsten gestimmt. Einer der Einflußreichsten unter ihnen, der gewesene Lordmayor, Alderman Salomons, trat von Anfang an warm für ihn auf, und Baron Lionel Rothschild, dem, wie aus Folgendem ersichtlich sein wird, die Hände gebunden waren, leistete ihm im Geheimen Vorschub; nicht etwa durch Geld — das Haus Bedford kann sich einstweilen noch allein behelfen — sondern durch seinen vielverzweigten Einfluß. Und doch gab es auch unter den Juden viele, die es Lord John zum Vorwurf machten, daß sie noch nicht die parlamentarische Befähigung hatten. Es ging nämlich unter ihnen seit Jahr und Tag das Gestüster, er habe mit ihnen ein falsches Spiel getrieben, er hätte ihre Zulassung ins Parlament nicht erst in Form einer Bill betreiben müssen, deren Verwerfung durch das Oberhaus jedes Mal vorauszusehen war, sondern hätte sie als einfache Resolution vors Unterhaus bringen sollen, wie es bei den Quäkern der Fall war, die ihrer Zeit ohne Bill und ohne Lords des Eides enthoben wurden. —

Das erwähnte Comité scheint der festen Ueberzeugung gewesen zu sein, daß Lord John Russell für die City todt sei. Um die Möglichkeit seiner etwaigen Auferstehung zu verhindern beantragten seine Gegner, daß sein Name in der neuen Candidatenliste nicht genannt werde, und um diese beleidigende Ausschließung schonend zu motiviren, beantragten seine Freunde, die City möge nur Mitglieder

des Kaufmannsstandes zu ihren Vertretern wählen. Beide Anträge gingen durch, beide verfehlten ihren Zweck. —

Jetzt erst veröffentlichte Lord John seine Adresse, und in dieser seinen Entschluß, wieder zu candidiren. Nicht sowol um seiner selbst willen, sagte er, als um der Ehre der City wegen, die durch das dictatorische Auftreten des Comités gegen die politische Selbstständigkeit der Wähler gröblich verletzt worden sei. Er hatte die schwache Seite seines Publicums richtig erfaßt. Im „Pluck" seines Auftretens (Pluck läßt sich nur mit Courage übersetzen) lag die Hälfte seines Erfolges. Sein neuer Gegner, Raikes Currie war kein Goliath, und halb England klatschte Bravo.

Nun begann die eigentliche Bewerbung. Die vom Comité aufgestellten Candidaten*) hatten die Verpflichtung übernommen, einer für den andern einzustehen, und keinen fremden Eindringling zuzulassen. Baron Rothschild konnte daher mit dem besten Willen für Lord John nicht mehr offen auftreten und begnügte sich damit, nicht *gegen* ihn zu sprechen, wofür er vom „Morning Advertiser" als Judas Ischarioth II., als Auswurf des Orients, u. s. w. gebrandmarkt worden ist. Sein Credit blieb nichtsdestoweniger unerschüttert, und am Ende hat sichs wirklich mathematisch klar herausgestellt, daß das Haus Bedford durch die Juden gestützt wurde.

Der Abstimmungstag fiel auf einen Sonnabend. Auch dieses ist als eine Privatteufelei von Lord Palmerston ausgelegt worden, denn er habe vorausgesetzt, schrieb ein deutscher Schüler Urquharts, die Juden würden ihren Sabbath durch profanen Constitutionsstriefanz nicht entweihen. Falsch construirt. In Religionssachen verstehen die Engländer — Juden, Christen und selbst Atheisten — keinen Spaß. Was den alten Rabbinen der Talmud, das ist ihnen die Times. In dieser wie in jenem werden die delicatesten theologischen Eventualitäten jederzeit sehr ausführlich besprochen. Wenn von der talmudistischen Bibliothek ein großer stämmiger Foliant einzig und allein der Frage gewidmet ist, ob man einen Bock, der am Freitag Abend in eine Grube fällt, vor Montag herausziehen dürfe oder nicht, so würden gewiß die in der Times erschienenen Abhandlungen über die wichtige Frage, ob die Hochkirche Wachskerzen vertrage, zwei oder noch mehr solcher Folianten füllen. In der That, kaum hieß es, daß die City am Sonnabend abstimmen könnte, so erschien auch schon in der Times ein Brief an den Herausgeber mit der bescheidenen Anfrage, ob die Bekenner des mosaischen Glaubens nicht ihre Scrupel haben dürften, sich beim Poll einzufinden. Und noch waren nicht 24 Stunden verflossen, so antwortete schon eine jüdischer Theolog, der sich Hochw. Mr. Green unterschrieb (heißt wahrscheinlich Grün, denn christliche Theologen und jüdische Theologen werden ausschließlich aus Deutschland hierher importirt), es stünde der Abstimmung seiner Glaubensgenossen am Sabbath nicht das Geringste im Wege. Kein Mensch widersprach, und in der That dürfte es selbst dem Bischof von Oxford schwer werden, aus dem alten Testamente und den Propheten nachzuweisen, daß ein Israelit, der zehn Pfd. Miethe zahlt, am Sabbath nicht seine Stimme zu Gunsten eines Candidaten fürs Unterhaus abgeben dürfe.

Auch darüber wurden Andeutungen gemacht, daß Rothschild und die Regierung schamlos Bestechung getrieben hätten. Sie sind leichter zu machen als zu beweisen.

*) Sir James Duke, Rothschild, Crawfurd und Currie.

Wenn ein Lionel Rothſchild candidirt, denkt man ſich ihn natürlich mit offener Hand, denn an dem Manne iſt eben nicht viel als ſein Reichthum, und daß er einen Theil davon opfert, um ein Princip zu Ehren zu bringen. Der engliſchen Regierung fehlt es auch nicht an Geld, wenn ſie einen Zweck im Auge hat; ſomit iſts plauſibel, über Beſtechungen zu reden. Da indeß die Beſtochenen nicht ſelber plaudern, und bisher von keiner Seite eine Klage anhängig gemacht wurde, ſo mag jeder glauben, was er eben Luſt hat.

Daß gewiſſe Citywähler bezahlt werden, um zum Poll zu gehen!, iſt übrigens bekannt, und ein ſeit vielen Jahren geheiligter Brauch. Es ſind dies die ſogenannten Long-shore-man, Abkömmlinge von Leuten, die auf oder am Fluſſe (along the shore) arbeiteten, und einem alten Statut zufolge wahlberechtigt waren, obwol ſie nicht den vorgeſchriebenen Minimalmiethzins zahlten. Das Wahlrecht hat ſich auf ihre Nachkommen fortgeerbt, gleichgiltig ob dieſe das Amphybiengeſchäft ihrer Ahnen fortführen oder nicht, und da dieſes Tagelöhnervolk ſich nicht bemüßigt fühlt, einen halben Tagelohn im Intereſſe des Vaterlandes zu verlieren, ſo haben ſies von jeher ſo gehalten, daß ſie ſich die Zeit, die ſie beim Poll einbüßen, vom Candidaten, für den ſie ſtimmen, baar vergüten laſſen. Dem vermögenden Wähler ſchickt dieſer einen Miethwagen, um ihn zum Pollplatz zu bringen; der Longshoreman wird baar bezahlt. Früher war ſeine Taxe ſieben und ein halb Schilling. Bei den jetzigen theuern Zeiten läßt er ſich wahrſcheinlich mehr zahlen, und wenn er für Rothſchild ſtimmen ſoll, verlangt er ohne Zweifel noch etwas Apartes. Das alles verdient jedoch kaum in die Kategorie der Beſtechungen geſetzt zu werden. Es ſind verjährte, offene Mißbräuche. Aehnliches exiſtirt faſt im ganzen Lande, denn der arme Mann kann von der Ausübung ſeiner Bürgerpflicht nicht leben, und wenn der Candidat ſeine Stimme haben will, muß er ihm den Zeitverluſt erſetzen. Der Bezahlte denkt darum bei Leibe nicht geringer von ſich. Sheridan erzählte einmal, wie ſeine Wähler ihn auf die dringende Nothwendigkeit von Reformen aufmerkſam machten. Herr — ſagten ſie — ſo kanns unmöglich fortgehen; — eine Reform iſt abſolut nothwendig; — wir Wähler werden gar zu ſchlecht bezahlt. — —

Auch von Beſtechungen anderer Art könnten wir unterhaltende kleine Geſchichtchen erzählen; wie Lady Ruſſel gar eifrig und liebenswürdig war; wie Damen der Familie Rothſchild von einem Comptoir zum andern fuhren, um Stimmen zu werben und dgl. mehr; aber das ging alles ſehr unſchuldig vor ſich, und eigentliche Criminalgeſchichten ſind bis zur Stunde nicht bekannt geworden.

Die Wahlſcenen in der Guildhall hat Alexander Dumas ganz gut geſchildert, und wenn Feruk Khan, der dem Treiben daſelbſt mit wahrhaft bewunderungswürdiger orientaliſcher Ernſthaftigkeit zuſah, etwa Feuilletons für ein perſiſches Oppoſitionsblatt ſchreibt, ſo wäre es gewiß höchſt intereſſant ſie zu leſen. Intereſſanter aber noch als das Schauſpiel in der Guildhall war die Phyſiognomie der City während der Wahl und in den letzten Tagen vor derſelben.

Die City iſt Jahr aus Jahr ein ſo gedrängt voll, daß man überzeugt iſt, noch ein Wagen oder ein Menſch oder ein Hund mehr, und alles müſſe in ewige Stockung gerathen. Nun erhob ſich das Wunder, daß in den Wahltagen noch viel mehr Wagen, Menſchen und Hunde ſich in Cheapſide begegneten als ſonſt. Wie alle dieſe vierrädrigen und zweifüßigen Geſchöpfe hinein- und wieder herauskamen,

bleibt ein ewiges Räthsel. Das war ein Rennen und Drängen, als ob eine Million verloren, und dem ehrlichen Finder die Hälfte davon als Belohnung versprochen worden wäre. Dabei trat jedermann mit einer gewissen Würde auf, als ob er selber candidirte, oder die entscheidende Stimme besäße. Die phlegmatischsten Naturen wurden aufgeregt. Die sich sonst nicht um Politik bekümmern, thaten staatsmännisch. Jeder Comptoirist hatte ein bedeutungsvolles Gesicht. Die Ladenbesitzer standen mehr vor als hinter ihren Thüren. Man begrüßte sich nicht mehr mit How do you do? sondern mit: Well, what do you think? — Es geschah das Aeußerste, man vergaß drei volle Tage lang sich nach dem Wetter zu erkundigen, und überließ die Atmosphäre ihren eigenen Betrachtungen.

Die Häuser, die Mauern, die Gerüste unvollendeter Gebäude, die Omnibus, Cabs, Lastwagen und Karren aller Art hatten ebenfalls ihre Physiognomie verändert. Wo ein paar Fuß Raum zu vergeben war, klebte ein Zettel mit den allereindringlichsten Ermahnungen, für diesen oder jenen der fünf Candidaten zu stimmen. Es war rührend zu lesen, wie jeder von seinen Tugenden sprach und dabei den andern verwetterte in riesengroßen Placaten. Alle beweglichen und unbeweglichen Gegenstände auf der Straße von Temple-Bar bis Whitechapel waren mit bedrucktem Papier beklebt. Die Cabs sahen aus, als wären sie aus Pappe gemacht. „Russell the great Reformer," starrte einem in grünen und blauen Buchstaben von allen Seiten bis zum Unheimlichwerden entgegen, oder „Vote for Rothschild, the great Liberal", oder „Vote for Duke our old brick" und dergleichen. Daß die Bursche, die nebenbei derartige Aufrufe jedem Vorübergehenden in die Hand zwängten, in ihrem Eifer nicht St. Pauls und die Themse bis zu ihrer Mündung überkleisterten, war lediglich dem weisen Einschreiten der Polizei zu danken. Dieser Vorsichtsmaßregel der Sicherheitsbehörde dankt es, nebenbei bemerkt, auch Baron Rothschild, daß seine Druckerrechnung blos 2000 Pf. St. ausmachte. —

Aber mit dem Drucken und Kleistern allein wars nicht gethan. Gesetzt, es käme ein Blinder in die City. Was nützen da klafterhohe Ankündigungen? Folglich wurde auch gesungen und geschrien von bezahlten Künstlern nach Leibeskräften. In den Seitenstraßen der Guildhall vor allem wimmelte es von solchen Rhapsoden, welche die Groß- und Heldenthaten ihrer Gönner, die Schmach und Niedertracht der Gegner in wohlklingenden Reimen mit heiserer Stimme absangen. Bald allein, bald begleitet von ein paar Chorstimmen, zu denen die Straßenjugend bereitwillig ihr Contingent stellte. Diese Lieder werden von einem zukünftigen Macaulay nach Jahrhunderten vielleicht mit Mühe aufgestöbert werden. Dann sind die meisten der jetzigen Grenzbotenleser wahrscheinlich schon gestorben. Darum seien zu ihrer Erbauung hier einige Strophen aus einer dieser Dichtungen aufgezeichnet.

Lord John Russel singt:

O dear what can the matter be!
Hong-kong and Souchong with tea-leaves they splattered me.
I once knew the time, when old England did flatter me,
And they called me the little Lord John.
They forget the good deeds, that in my time I've done,
They forget all the dangers to please them I did run,
Now they say never more for the City of London
Shall go in poor little Lord John.

O try me again and grant me your protection,
Pray do stand my friends of the City election,
I say when I sit and I weep in reflection
Bad luck to Commissioner Yeh.
Lord Palmerston vows, I shall not be Premier Sir,
He said, in the Commons I'd no bussiness there Sir,
And he offered a bob[1]) to old Charley Napier Sir,
To pitch into Little Lord John.

Tom Duncombe in Finsbury is playing some capers,
And Williams in Lambeth is selling waste papers,
Baron Rothschild in Petticoat-lane[2]) selling taters, [3])
Have compassion on little Lord John.
Believe me my friends, Palmerston is a railer,
He frowns upon me like an old Irish tailor,
In Southwark again they've the dirty old sailor, [4])
Who threatened to whollop Lord John.

They knew me from Tavistock town to East Bedford,
In Maidstone, in Woolwich, in Greenwich, in Deptford,
I'm the dear little son of the old Duke of Bedford,
The sweet little Chinaman John.
My Grandmother left me at Woburn [5]) some riches,
Some meadow and gardens, some hay sticks and ditches,
And my grandfather left me an old pair of breeches,
A fortune for little Lord John.

Chorus: O elect me, elect me once more for the City,
I have been a good servant; on Johnny have pity;
I must wander and whistle the sad dismal ditty,
Called little Lord Chinaman John. —

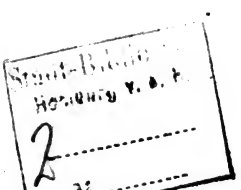
Dieſes Muſter mag genügen, dieſe Art Straßenpoeſie zu charakteriſiren. Es iſt eins der gemüthlichen, ſo daß man in der That kaum weiß, ob die Verſe für oder gegen den poor Chinaman John gerichtet ſind. Andere ſind biſſiger, aber in allen herrſcht doch ein erfreulicher guter Humor.

Noch während die Abſtimmung im vollen Zuge war, ſangen die Rhapſoden in der Umgegend der Guildhall. Um vier Uhr, als der Poll geſchloſſen wurde, ſtockte der Wagen- und Menſchenverkehr. Dann wurden die Wahlen bekannt, und die glücklichen Candidaten auf der Straße mit Hurrahs empfangen; Lady Ruſſel ſah ſehr glücklich aus; der Vollblutſchimmel vor ihrem Brougham aber ſchaute verwundert auf das plebejiſche Treiben bei St. Pauls. Das kluge Thier konnte gar nicht begreifen, weshalb ſich ſeine Herrſchaft in den letzten Tagen ſo viel in den unfaſhionableſten Straßen Londons herumgetrieben hatte. —

---

[1]) bob vulgär für Schilling.
[2]) Schmuzige Gaſſe des londoner Judenquartiers. —
[3]) Taters vulgär für potatoes. —
[4]) Sir Charles Napier. —
[5]) Stammſitz der Familie Ruſſell-Bedford. —

Herausgegeben von **Guſtav Freytag** und **Julian Schmidt**.
Als verantwortl. Redacteur legitimirt: F. W. Grunow. — Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig.
Druck von C. E. Elbert in Leipzig.



# Preußen und England.

Geſchichte der preußiſchen Politik von J. G. Droyſen. Zweiter Theil. Die territoriale Zeit. Erſte Abtheilung. Berlin, Veit u. Comp. 1857. —

Geſchichte und heutige Geſtalt der Aemter in England mit Einſchluß des Heeres, der Gerichte, der Kirche, des Hofſtaats von Dr. Rudolph Gneiſt. Berlin, J. Springer. 1857. —

Man hat vielfältig die Scheidelinie feſtzuſtellen geſucht, welche das Talent des Geſchichtſchreibers von dem des Dichters trennt. Daß zwiſchen beiden eine gewiſſe Verwandtſchaft ſtattfinden muß, daß zu einem Geſchichtswerk noch mehr gehört, als was das wiſſenſchaftliche Leben überhaupt charakteriſirt: Fleiß und Gewiſſenhaftigkeit in der Aufſuchung der Quellen, vorurtheilsfreie Aufnahme des Inhalts derſelben, Scharfſinn und Methode in der Kritik, um den Grad ihrer Zuverläſſigkeit feſtzuſtellen, und ein natürliches Rechtsgefühl in der Ausgleichung ihrer Abweichungen; daß der Geſchichtſchreiber, um gut und eindringlich zu erzählen, auch ein Künſtler ſein muß, das iſt heute nirgend mehr beſtritten. Es kommt nur darauf an, daß die beiden Seiten ſeines Talents ebenmäßig ausgebildet ſind.

Wenn wir die künſtleriſche Fähigkeit des Geſchichtſchreibers analyſiren, ſo werden wir folgende Beſtandtheile derſelben finden. Seine Phantaſie muß ſo weit productiv ſein, um aus den Referaten ſofort lebendige Wirklichkeit zu ſchaffen, um aus einzelnen abgeriſſenen Notizen das Bild des Ganzen zu gewinnen. Die Bewegung ſeiner Seele muß elaſtiſch genug ſein, um ſich in die Motive der mannigfaltigen Charaktere ſchnell zu finden, ſie nicht blos durch Analyſe zu verſtehen, ſondern ihnen unmittelbar nachzufühlen. Er muß die Analogien aus dem unendlichen Gebiet der Geſchichte, die nothwendig ſind, um einen einzelnen Theil derſelben zu verſtehen, nicht blos als gelehrten Beſitz disponibel haben, ſondern ſie müſſen gewiſſermaßen zu einer unreflectirten Form ſeines Vorſtellungsvermögens geworden ſein. Er muß aus einzelnen Berichten, die immer nur Specialfälle geben, ſich die Summe der Zuſtände in einem Totalbild anſchaulich zu machen wiſſen; er muß in dieſen Zuſtänden wirklich leben; er muß aus dem einzelnen Fall die Regel, aus der

Regel den einzelnen Fall schnell herzuleiten wissen. Mit überlegener Bildung muß er Gläubigkeit und Einfalt des Herzens in so weit verbinden, als es nöthig ist, um natürliche Dinge naiv aufzufassen. Von der weiteren Forderung, das in seiner Totalität angeschaute Bild künstlerisch zu ordnen und zu gruppiren, reden wir hier nicht.

Alle diese Fähigkeiten würden bei andern Wissenschaften, z. B. bei der Naturwissenschaft, mehr störend als förderlich sein. Sie haben auch beim Geschichtschreiber nur dann ihre Berechtigung, wenn ein scharfer, sorgfältig prüfender kritischer Verstand den Proceß der nachschaffenden Einbildungskraft stets aufmerksam begleitet. Sie können den Geschichtschreiber auf arge Abwege führen, aber sie sind unumgänglich nothwendig, wenn man ein guter Geschichtschreiber werden will.

Unter allen deutschen Geschichtschreibern wüßten wir keinen, der diese Gabe in so hohem Grade besäße, als Droysen. Daraus ist auch allein die ungeheure Vielseitigkeit seines schriftstellerischen Wirkens zu begreifen, und wenn man seine Uebersetzung des Aristophanes nebst den Bemerkungen, die er hinzugefügt hat, aufmerksam studirt, so orientirt man sich auch über den Proceß, der in seinem Geist bei der Aneignung eines neuen historischen Stoffs vor sich geht. Auf welche Abwege diese nervöse Erregbarkeit führen kann, sehen wir aus dem Beispiel eines geistesverwandten Franzosen, Michelet. Dieser feine Kopf mit seiner umfassenden Gelehrsamkeit, der uns zuweilen durch einen wahrhaft tiefen Blick überrascht, setzt uns ebenso oft durch dithyrambische Ergüsse außer Fassung, die allen gesunden Menschenverstand verleugnen. Was Droysen vor solchen Abwegen schützt, ist zweierlei: einmal die streng wissenschaftliche Methode, die er der guten deutschen Schule verdankt, sodann die starke sittliche Basis seines Charakters. Michelet, der blindlings den Eingebungen seiner Phantasie und seines Gefühls folgt, hat sich zu den wildesten und zu den entgegengesetzten Extremen verirrt. Droysen, der in der unruhigen Form nicht selten an Michelet erinnert, bleibt in dem innern Kern seiner Ueberzeugungen stets derselbe. Seine Phantasie und sein Witz schlingt sich wie ein üppiges Rankengewächs um den festen Stamm seiner sittlich politischen Weltanschauung, ohne denselben irgendwie zu bewegen. Nur einen Fehler theilt er mit Michelet: eine ruhige, zusammenhängende, durchweg epische Erzählung ist ihm nicht möglich. Die Subjectivität seiner Darstellung führt zu so feinen und geistvollen Reflexionen, daß man mit ihm nicht darüber rechtet, wenn er über die Ereignisse philosophirt, statt sie zu berichten. Für eine minder bedeutende Anlage aber würde er ein sehr bedenkliches Vorbild sein.

Diese subjective Methode ist dem Anschein nach am wenigsten für ein monographisches Werk geeignet, und dieser Band, so wie der zunächst vorher-

gehende, hat einen entschieden monographischen Charakter. Er umfaßt ungefähr sechzig Jahre, behandelt aber nur die Hälfte davon ausführlich. Allein die Aufeinanderfolge der Begebenheiten ist hier auch nicht die Hauptsache; der Zweck ist, die verwirrten, hoffnungslosen Zustände des 15. Jahrhunderts zu schildern, aus denen die neue Fürstlichkeit sich entwickeln mußte, wenn Deutschland überhaupt eine Entwicklung haben sollte; und das Bild dieser Zustände gelingt Droysen auf eine wunderbare Art. Man wird zuweilen betäubt von dem Uebermaß dieser Verkehrtheiten, aber man lebt sich völlig hinein, man empfindet sie mit der unmittelbaren Theilnahme eines Zeitgenossen, und indem man die Nothwendigkeit dessen, was kommen mußte, in sich selbst reproducirt, erkennt man daraus die providentielle Bedeutung des Hauses, zu dessen Verherrlichung das Buch geschrieben ist.

Aus dem bisherigen Mittelpunkt des Reichs heraus könnten die verrotteten Zustände nicht verbessert werden. Man hätte nicht zu sagen vermocht, was die Reichsgewalt sei, wie weit ihre Befugniß reiche, ob sie dem Reichsoberhaupte allein zustehe, ob die Kurfürsten, ob alle Fürsten und Herren an ihr Theil hätten. Jeder Versuch, dieser Ungereimtheit der öffentlichen Gewalt und ihrer Befugnisse ein Ende zu machen, erschien als ein Attentat gegen die Freiheit. Während die übrigen Völker neue staatliche Gestaltungen suchten und fanden, blieb man in Deutschland bei der Zersplitterung in zahllose Selbstherrlichkeiten, bei der Freiheit, und das heilige Reich bedeutete nur die Summe dieser Unverantwortlichkeiten, das Gegentheil von Einheit, Macht, Staatlichkeit, von Ordnung und Unterordnung. Ein Zustand um so verderblicherer Art, als die Gewohnheit ihn ertragen, für deutsches Recht ansehen lehrte, was nur Anarchie war. Die Nation war in Gefahr, so an Staatlosigkeit unterzugehen, wie einst das Alterthum an der ausdörrenden Staatsallgewalt der Cäsaren verkommen war. Denn auch in den Territorien, den geistlichen wie weltlichen, war die Landesherrschaft, die Namens des Reiches für Recht und Ordnung hätte sorgen müssen, je tiefer die Reichsgewalt sank, um so ohnmächtiger geworden. Den gleichen selbstherrlichen Anspruch, mit dem die Fürsten die Kraft des Reichs lähmten, hatten gegen sie ihre Prälaten, Vasallen, Städte geltend zu machen gelernt. Es standen endlich die Landesherren in ihren Territorien um nichts besser als der Kaiser im Reich. Herr waren sie nur in ihren eigenen Gütern, aber nicht als Landesherren, sondern als Gutsherren. Aus diesen Gütern, aus Zöllen, Gerechtigkeiten, Grundsteuern u. s. w., die noch nicht verkauft oder verpfändet waren, flossen ihnen ihre Erträge. Wem sie zu seinen Ausgaben nicht reichten, der mochte sehen, ob seine Vasallen, Prälaten und Städte ein Uebriges thun wollten; es hing von ihrem guten Willen ab. Und wieder von des Landesherrn gutem Willen, ob und wie viel er von seinem Einkommen zu gemeinem Besten verwenden, ob

er vorziehen wolle, in Junkerweise zu leben. Bei solcher Art des Regiments blieb im Reich wie in den Territorien eine Fülle großer, ja der einfachsten Interessen völlig unversorgt, grade solcher, für welche die Einsicht, Stetigkeit und Autorität der öffentlichen Macht aufzukommen hat; nicht blos Handel und Wandel und was sonst zum gemeinem Nutzen zu rechnen ist, sondern Friede, Ordnung, Recht, Sicherung gegen das Ausland, Erhaltung des Gebietes. Moralisch wie wirthschaftlich war es unmöglich, in den Zuständen zu verharren, in denen man sich befand.

Das unabweisbare Bedürfniß suchte sich zunächst in der Form von Einigungen Ersatz zu schaffen. Immerhin mag man bewundern, was mit so unbehilflichen Formen von dem Bunde der Hansen, den schweizer Bauernschaften, der bairischen Landschaft geleistet worden ist. Nur daß solche Einigungen, geschlossen für den einzelnen Fall oder Zweck und auf Vermögen ruhend, über welche keine zwingende Rechtsgewalt stand, auch im glücklichsten Fall das nicht gewährten, worin die sittliche Macht des Staates ihren Ausdruck hat: daß er über dem Belieben der Betheiligten stehend auf sich selber ruht, daß er stetig und auch im einzelnen Fall aus dem Ganzen und für das Ganze wirkt, daß er alles, was er umfaßt, so bindet wie schützt, so verpflichtet wie vertritt.

Die allgemeine Unordnung konnte nur dadurch geendet werden, daß aus dem Princip der Anarchie heraus ein Keim der Ordnung erwuchs. Das politische Staatsleben Deutschlands war auf die egoistischen Bestrebungen der Territorialhoheit reducirt. Es kam darauf an, daß ein Geschlecht von richtigem Instinct, zähem, unerschütterlichem Willen, welches Geduld und Entsagung besaß, wo es darauf ankam, die Erreichung eines vorübergehenden Zwecks dem bleibenden zu opfern, schnelle Entschlossenheit, wo es galt, den Augenblick zu benutzen, daß ein solches Geschlecht, wenn auch zunächst nur für einen kleinen Theil Deutschlands, in der Durchführung seiner egoistischen Interessen zugleich die wesentlichen Ansprüche der Nation befriedigte, eine Rechtsordnung herstellte und eine Staatsgewalt, gegen die sich der souveräne Aberwitz der sogenannten deutschen Freiheiten umsonst empörte. Die Hohenzollern haben in unverdrossener, harter, nicht immer liebenswürdiger, aber consequenter Thätigkeit einen Staat gegründet, der, wenn auch in kleinerem Umfange, etwas Aehnliches leistete, wie der Absolutismus der großen benachbarten Monarchen. Sie haben es aber mit jener Schonung gegen historisch gegliederte Ordnung durchgeführt, die den deutschen Rechtssinn von dem französischen unterscheidet. Wir werden das Bild dieser tüchtigen Fürstenreihe weiter verfolgen, wenn uns Droysen durch die Vollendung seines zweiten Theils, die er in nächste Aussicht gestellt, dazu Gelegenheit geben wird. Für den Augenblick wenden wir uns zu einem zweiten Schriftsteller, der, bisher hauptsächlich nur als Rechtslehrer bekannt, in dem

zweiten der genannten Bücher eine höchst fruchtbare Bereicherung der Geschichte gegeben hat, die unserm wissenschaftlichen Scharfsinn und unserer politischen Bildung auch in England Ehre machen wird.

Die bisherigen Geschichtschreiber des englischen Staatsrechts hatten fast ausschließlich die eigentliche Verfassung zu ihrem Gegenstand. Gneist schlägt den umgekehrten Weg ein. Er zeigt, daß die englische Verfassung nichts Anderes war als die äußerste Spitze der in strengster Folgerichtigkeit historisch entwickelten Verwaltungsordnung. Von diesem Standpunkt hat er in dem gegenwärtigen Buch, welches den ersten Band der allgemeinen englischen Rechtsgeschichte bilden soll, zunächst die königlichen Prärogative und die Aemter behandelt. Auf die künstlerische Darstellung verzichtet er vollständig; es kommt ihm nur auf die kritisch gesichtete und logisch geordnete Folge der Thatsachen an. Sein Zweck ist ein streng wissenschaftlicher, aber himmelweit von dem der alten Compilatoren unterschieden, denn trotz der Form des Lehrbuchs, die er beibehält, ist nicht blos alle unnöthige Gelehrsamkeit, an der es selbst Eichhorn zuweilen nicht fehlen läßt, durchaus vermieden, sondern ohne es zu beabsichtigen, regt er uns beständig zu fruchtbarem Nachdenken auf und unterstützt unsere Reflexionen durch seine eigne tiefe und umfassende Bildung.

Wie aber auch der objectivste Schriftsteller einen mit der Zeitrichtung zusammenhängenden Hintergedanken nicht ganz vermeiden kann, so verfolgt Gneist mit seinem Hauptzweck, die englische Verfassung in ihrem wunderbaren, festgefugten Bau der gebildeten und eindringenden Bewunderung zu empfehlen, noch den zweiten, die Nutzanwendungen zu widerlegen, die man seit Montesquieu von dem idealen Inhalt jener Verfassung auf die continentalen Zustände zu ziehen pflegt. Montesquieu verfuhr im Geist seines Jahrhunderts analytisch, er zerlegte die concrete Fülle des britischen Staatslebens durch das Mittel der Abstraction und gewann daraus die bleibenden allgemein menschlichen Ideen, die man dann in den Reformen des modernen Staatslebens fruchtbar zu verwerthen suchte. Die Kritik dieser Versuche gibt Gneist in einem ausführlichen Nachtrag, gegen dessen Schluß wir zwar protestiren müssen, der aber doch so bedeutend ist, daß wir ihn hier im Auszug wiedergeben.

Die politischen Corporationen, aus denen sich in England die Staatsverfassung entwickelte: Reichsstände, Landstände, geistliche Körperschaften, Ritterorden, Universitäten, Städte, Gilden, Innungen, waren auch in Deutschland vorhanden; allein aus ihnen entwickelte sich nicht ein gegliederter Staat, sondern das Faustrecht. Wie in den übrigen Ländern Europas, wurde auch in Deutschland die Nothwendigkeit eines allgemeinen, den ständischen Unterschieden gegenüberstehenden Rechts die Ueberzeugung aller gebildeten Classen; aber in keinem Lande Europas ist die Bildung des gemeinen Landesrechts so schonend und so rücksichtsvoll für das Recht der höhern Stände durchgeführt. Freilich war mit

gleichem Recht und Rechtsschutz eine Schöffenverfassung unvereinbar, die ständisch gegliedert schon an der Kleinheit der Gerichtsbezirke, an dem Princip der Standesmäßigkeit, an dem Widerstreit der ständischen Rechtsvorstellungen unter sich und mit dem gemeinen Recht zerfallen mußte. Die Rechtsfindung und das rationelle Beweissystem trat daher immer mehr in Widerspruch mit der Besetzung der Gerichte: bis das Reichskammergericht dem gemeinen Recht zuerst einen festen Halt, der neuen Gerichtsverfassung ihr Modell gab. Nach dem Muster des Reichskammergerichts bildeten sich dann die Territorialgerichte, in Kurbrandenburg das Kammergericht.

In dem Maße, in welchem das gemeine Recht Boden gewinnt, sehen wir desto eifersüchtiger die höheren Stände ihr Sonderrecht auf geschmälertem Gebiet behaupten. Die stärksten Elemente der größeren Territorien, die landsässigen Prälaten, Ritter und Städte vereinigen sich daher in dieser Zeit zu den Landständen. Die Nothwendigkeit ihrer Geldbewilligungen führt manche Analogien des Verhältnisses zwischen den englischen Königen und ihren Reichsständen herbei. Der wesentlichste Unterschied von England ist, daß sie von Anfang an den Bauerstand ausschließen, in den Städten das Passivbürgerthum, im Stande der Prälaten die niedere Geistlichkeit. Grade mit dem Fortschritt der „Freiheiten" der Landstände tritt es immer mehr hervor, daß sie nicht die Rechte einer communitas comitatus vertreten, sondern ihre verschiedenen Rechte, Rechte gegen Bauern, Schutzverwandte, arbeitende Classen. Ihr Aufblühen geht Hand in Hand mit der Unterdrückung unvertretener Classen; es folgt darauf der Neid, die Eifersucht, die Entfremdung der drei Stände unter sich. Während das englische Parlament bis zur Reformation ein fast übermächtiger, und nach der Reformation wenigstens ein einheitlicher Körper bleibt, finden wir in Deutschland eine wachsende Zerspaltung in immer kleinere Kreise herabgehend. Geistliche und weltliche Fürsten führen mit ihren Landständen einen bunten Haushalt; in den Städten hadert das Vollbürgerthum mit den übrigen Classen; noch heftiger ist der Streit der Kirche. In dem Maße, als die Ansprüche an die Staatsgewalt der größeren Territorien wachsen, werden die Landstände engherziger und zwiespaltiger. Widerstrebend und uneinig unter sich, sind sie nur noch einig in möglichster Abwälzung der gemeinen Lasten auf ihre Hintersassen. Die befrohndeten Bauern, die Leibeignen, die immer steuernden Städte, die gedrückten Schutzverwandten, die nicht zünftigen Handwerker, die dissentirenden Religionsverwandten: sie alle konnten in diesen Landständen nicht die Vertreter des Landes sehen, sondern nur in dem Landesherrn ihren Schutzherrn gegen die Stände.

Von den Landesherrn im Gegensatz gegen die Stände ging also die Herstellung des öffentlichen Rechts aus. Die Stände wurden theilweis gewonnen durch mannigfaltige Bevorzugungen in der neuen Ordnung der Dinge. Das

stille Bewußtsein der Nothwendigkeit wirkte auch bei ihnen so stark, daß es zu keinem gemeinsamen Widerstand kam, höchstens zu einem kurzen Stillstand durch den Einfluß dieser Classen bei Hofe.

Die neue Regierungsweise beginnt gewöhnlich mit Ordnung des Kriegswesens und zeitweisem Gouvernement personnel, das aber bald wie in England die Formen einer Administrativjustiz annimmt. Das Staatsleben ist noch überall verwachsen mit den Formen und Reminiscenzen einer landesfürstlichen Domänenverwaltung. In der Regel jedoch waltet dabei ein stärkerer Rechtssinn, größere Achtung und Schonung vor bestehenden Rechten, als in den entsprechenden englischen Bildungen, die einer roheren, gewaltsameren Periode angehören. Ebendeshalb erfolgen die Gestaltungen langsamer, experimental, doch so, daß mit typischer Gleichförmigkeit ein Grundgedanke hindurchgeht: Bildung der Behörden für das öffentliche Recht nach dem Muster der Gerichte. Also: feste Besetzung, feste Stellung der Beamten, Bildung größerer Collegien, Abstufung in drei Instanzen, bedingt durch eine provinzielle Selbstständigkeit, welche die straffe englische Centralisation ausschloß.

Je kräftiger von Menschenalter zu Menschenalter ein gemeinsames Privat- und öffentliches Recht sich über alle Lebensverhältnisse verbreitet, desto leichter wird das Gewicht der einer älteren Ordnung der Gesellschaft angehörigen Rechte, die aus Schonung für Personen und Herkommen als „Privilegium" fortbestehen. Die alten großen Beamtenkörper, die nur die Bestimmung gehabt hatten, den Boden für die Gesetzgebung zu ebnen, hatten sich überlebt. Um das zum Abbruch reife ungleiche gesellschaftliche Recht zu beseitigen, bedurfte es nochmals eines großartigen Eingreifens des Gouvernement personnel (Publicandum vom 16. December 1808), unter welchem nun endlich die Gesetze zur Aufhebung der Unterthänigkeit, der Zwangs- und Bannrechte, der Zünfte, die Gesetzgebung zur Erleichterung des Besitzes, zur Regelung der gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisse, Gesindeordnung, Gewerbepolizei, gleichere Vertheilung der Staatslasten und Regelung der Finanzen, so wie die erste Organisation der Städte zu Corporationen erfolgte. Zu ihrer Ausführung mußten die Centralbehörden eine andere Gestalt annehmen, die sie als Executivbehörden brauchbar machte. Sie gliedern sich wieder in drei Instanzen: das Staatsministerium, die Regierungen und die Landräthe. Der Gesammtorganismus ist zwar sehr vereinfacht, aber doch immer noch ein wesentlich gerichtlicher. Der Landrath hat für seine Jurisdiction eine factische lebenslängliche Stellung und gewöhnlich sogar die gesellschaftliche Selbstständigkeit englischer Friedensrichter. Die Regierungen stehen durch Collegialität und lebenslänglich gesicherte Stellung ihrer Mitglieder den Obergerichten wesentlich gleich. Die Ministerien sind nach Vollendung der Neubildung stillschweigend fast wieder zu Collegien geworden durch die feste Stellung ihrer

Räthe, durch die den Ministern ebenbürtige Vorbildung und Intelligenz der Räthe, durch die feste Vertheilung der Decernate und durch die collegialische Berathung. Es ist der deutsche Rechtssinn unserer Monarchen, der seit Jahrhunderten die Grundformen der Justiz unwillkürlich in der Centralverwaltung immer wieder entstehen ließ.

Die bevorzugte berufsmäßige Theilnahme am Staat, von den zerfallenden Corporationen abgelöst, bildet aus ihren tüchtigsten Elementen unter dem Patronat des legitimen Königthums eine neue einheitliche, ihrem Beruf gewachsene Classe, parallel der englischen Gentry: den Offizierstand und das studirte Beamtenthum. Durch Friedrich II. ist diese neue deutsche Gentry ehrenvoll und ebenbürtig in die Geschichte Europas eingeführt; und ebenso dürfen wir die Stein-Hardenbergsche Periode mit ihren Umgebungen und unsere Heerführer des Befreiungskrieges den hervorragenden Erscheinungen Englands im letzten Menschenalter gegenüberstellen. Wir stellen damit eine Gentry einer Gentry gegenüber, beide mit einem Streben nach Ausschließlichkeit, beide als Ganzes betrachtet, mit einem unermeßlichen das ganze Staatsleben ausfüllenden Einfluß; in beiden Ordnungen der Dinge die alten Familien der landsässigen Ritterschaft noch immer stark bevorzugt. Jedenfalls hat von allen Classen der Gesellschaft wol keine weniger Veranlassung, über Zurücksetzung zu klagen, als die ritterschaftlichen Familien unserer alten Provinzen. Wie in England verschmilzt der Grundtypus einer solchen Gentry mit allen Rechtsvorstellungen im Volk bis in die untersten Schichten herab. Bis in die neueste Zeit kennen wir noch gar keine andere Form der Theilnahme am Staat als diese, und alle Bestrebungen danach gingen bewußt oder unbewußt in dieser Richtung. Selbst die städtischen Communen erzeugten immer wieder Beamtenverfassungen, Beamtentitel und Geschäftsgang.

Die Bildung dieser neuen Gentry erfolgte bei uns ganz ebenso wie im Mittelalter, nämlich dadurch, daß man die Elemente des neuen Heeres und der neuen Civilverwaltung da suchte, wo man sie am tüchtigsten fand, also in den besten Elementen der bisherigen Stände, in den tüchtigsten Individuen der zerfallenden Corporationen. Da die Ritterschaft eine Zeitlang ihre Betheiligung verweigerte, so waren im 16. Jahrhundert lange Zeit die meisten Rathsstellen, fast alle Amtshauptmannschaften, Hof- und Landrichterstellen, die Domherrnpräbenden, die höheren und höchsten Würden des Johanniterordens nicht in den Händen von Rittern, sondern sogenannter Bürgerlicher. Erst seit Johann Georg beginnen die Bevorzugungen des landsässigen Adels, von da an aber auch ein ernsteres Bestreben, die Offizier- und hohen Beamtenstellen durch Vorbildung und Leistungen wirklich auszufüllen.

Die Einseitigkeit dieses Systems besteht in der Auflösung des öffentlichen Lebens in eine reine Verwaltungsordnung, in dem Mangel corporativen

Lebens, dem Mangel der Entwickelung des mannhaften Sinnes und der großen Eigenschaften einer Nation, welche nur ein selfgovernment erzeugt. Die Gesetzgebung von 1808 war groß genug, auch hier das richtige Ziel zu wollen; sie wollte keine Nachbildung napoleonischer Constitutionen, sondern die soliden Grundlagen einer deutschen Repräsentativverfassung von untenherauf schaffen. Das geschah durch die Städteordnung und Kreisverfassung. Als Wurzel alles bisherigen Uebels ward anerkannt die Trennung der Communalangelegenheiten, Rechtspflege und Finanzverwaltung zwischen den kleinen städtischen Communen, Städteeigenthümern, Domänenämtern und ritterschaftlichen Societäten, so wie das Uebergewicht einzelner Classen und deren vorherrschender Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten. Die Zusammenberufung von Reichsständen auf diesen Grundlagen ward zwar noch ausgesetzt, mit vollem Recht, sofern es in der Aussicht geschah, die Gemeinde- und Kreiscorporationen erst zu consolidiren. Rittergutsbesitzer, Bauern, Stadtbevölkerung, arbeitende Classen waren in neue Zustände eingetreten, die sie zunächst auf Regelung ihres Hausstandes verwiesen. Es wurden aber die Grundzüge einer parlamentarischen Verfassung bereits zugesichert: Mitbeschließungsrecht bei den eigentlichen Gesetzen und Bewilligung neuer Steuern. Es sind hier alle Elemente einer mit unseren gesellschaftlichen Zuständen und unserem Landesrecht vereinbarten Verfassung gegeben, die sich gewissermaßen von selbst zusammengefügt haben würden, sofern der Staat das Gesammtsystem der Stein-Hardenbergschen Gesetzgebung festhielt. Statt dessen sind wir von Jahrzehnt zu Jahrzehnt von diesen Grundlagen weiter abgekommen, in einen Zustand, dessen weitere Entwicklung schwer vorherzusagen ist. Das liegt zunächst in dem Sinken des Beamtenthums. Jede regierende Classe kommt endlich in die Lage, ihr Vorrecht als Selbstzweck anzusehen und für dessen Ausschließlichkeit zu streiten gegen Bestrebungen, die berechtigter sind, als sie selbst. Die nöthigen Reformen kamen ins Stocken, die überlegene Stellung der Verwaltungsbeamten führte zu stetiger Erweiterung der Polizeigewalt, zu Eingriffen in den Gerichtsorganismus, und für die Belebung der corporativen Verbände geschah so gut wie nichts. Im Gegensatz dazu tritt eine Opposition gegen den Beamtenstaat auf, deren Grundlage die Reminiscenz an die frühere corporative Geltung des Landadels ist; gehoben durch historischen Sinn und Studien, aber mit lose zusammenhängenden Ideen vom Leben des Mittelalters, mit leichten Ansichten über die staatlichen Pflichten der höheren Stände zu Steuerzahlung und verantwortlichen Ehrenämtern, ein geistreicher politischer Dilettantismus, wie er da vorkommt, wo diese Kreise nicht wie in England durch ernste Berufsgeschäfte in Grafschaft und Parlament sich praktisch bilden. Von diesen gesellschaftlichen Anschauungen des high life aus erschien als das wahre Ziel die Wiederherstellung der Ordnung, die seit Jahrhunderten in unaufhaltsamer Auflösung begriffen, deren Bekämpfung

identisch ist mit der Geschichte des königlichen Hauses der Hohenzollern. Man scheute nicht zurück vor dem Gedanken, den Gang der deutschen Geschichte und des deutschen Rechts gewissermaßen zu corrigiren. So entstanden unvereinbar mit dem geschichtlichen Rechtsgange des Landes Kreis- und Provinzialstände, die, was rechtlich vereinigt und verschmolzen ist, wieder auseinandernehmen, widerstrebende Gruppen der Gesellschaft einander eifersüchtig gegenüberstellen, ohne Rücksicht auf die Leistungen für den Staat, auf Steuern und Intelligenz eine schematische Stimmvertheilung versuchen, und folgeweise wieder zu einer ilio in partes kommen, welche aus den Corporationen im Verwesungsproceß entlehnt ist. War auch das Bedürfniß des Lebens, das Gefühl der Zusammengehörigkeit und der nachbarlichen Eintracht meistens stärker, als das künstliche Zerschneiden organischer Einheiten, so wurden diese Einrichtungen doch die unerschöpfliche Quelle einseitiger unerfüllbarer Ansprüche und unverständiger Anträge, die dann wieder das Beamtenthum zum Uebermuth gegen die „beschränkte" Unterthaneneinsicht verleiteten und den Stachel der Eifersucht, der Zwietracht, des Mißtrauens in alle Richtungen des Staatslebens einsenkten. Aus demselben Ideenkreise ging hervor die Neuentstehung staatswidriger Autonomien, die Versuche, Patrimonialgerichte, Gutspolizei, Provinzialrechte wieder zu beleben und zu stärken. Unter ihrem Schutz bildete sich sogar eine kleine Literatur, welche den echten Sinn des Royalismus in der Feindseligkeit gegen die geschichtliche Bildung unseres Staates, gegen alle Traditionen der königlichen Familie der Hohenzollern, und in neuen Begriffen von der Krone und Würde des Königthums gefunden zu haben glaubte.

Diese Organisationen fielen in die Zeit des lebhaftesten Dranges nach der Theilnahme am Staat. Was dem Beamtenstaat widerstrebte, war klar oder unklar das Beste, was in unserem Volke lebt, das Streben nach freier Entwicklung des Individuums im corporativen Verbande, das Bedürfniß der Selbstthätigkeit im öffentlichen Leben, welches mit Censur, geheimem Gerichtsverfahren und dem unaufhörlichen auch nach Durchführung der neuen Gesetze fortdauernden Reglementiren nicht länger zu bestehen wußte. Ebendeshalb fanden diese Bestrebungen auch ihre Sympathien in dem begabtesten Theile des Beamtenthums selbst. Die fortdauernde Monopolisirung des Staats im Beamtenthum wirkte nachtheilig auf die Ausbildung der Rechtsvorstellungen und des Charakters grade auch der höhern Stände, die nach der Theilnahme an obrigkeitlichen Aemtern zunächst hinstrebten. Allen stand das Beamtenthum als der nächste Gegner gegenüber; man glaubte allmälig, daß mit der Beseitigung dieses Gegners die Freiheit unmittelbar gewonnen sei. Es entsteht damit eine krankhafte Sehnsucht nach einem Verfassungsideal, welche ihre Vorstellungen in dem Maße steigert, als die Thatkraft zur Verwirklichung fehlt. Sie fehlte aber, weil der Einzelne dem Staat gegenüber stets machtlos ist,

und alle Fragen, die hier zwischen dem „Ich" und dem „Staat" gelöst werden sollten, nur zu lösen sind zwischen großen Corporationen und der Verwaltungsordnung des Staats. Die Verfassung Englands, die man als Muster vor Augen hielt, ist nur die letzte Stütze historisch gegliederter und zusammenhängender Verwaltungsformen. In Preußen dagegen sollte sie entgegenstehende gesellschaftliche Gruppen erfinden. Indem man die parlamentarische Regierung auf einer falschen Basis aufführte, ging daraus ein systematischer Mißbrauch der obrigkeitlichen Gewalt hervor, im Interesse der stärkern Classe gegen die schwächere; ein systematischer Mißbrauch des Anstellungsrechts, welches die Aemter in Masse zu Prämien der herrschenden Faction macht. Von dem Augenblick an, wo das gesellschaftliche Recht das Uebergewicht gewinnt, verschwinden die Rechtsbegriffe aus dem Verwaltungsprogramm. Es wird vorausgesetzt, daß der Beamte entweder die Vorurtheile der herrschenden Partei von Hause aus theile, oder daß er sich ihnen wenigstens stillschweigend accommodire, da sie ohnehin rechtlich unaussprechbar sind. Die feindselige Parteinahme des Beamten in dem Classenkampf, zur Bedingung der Anstellung gemacht, enthält zugleich die Anweisung zum parteiischen Gebrauche des Amtsrechts; und wo der Verwaltungsbeamte zugleich Richter über die Rechtmäßigkeit seines Acts ist, ergibt sich daraus die Verschiebung des ganzen öffentlichen Rechtszustandes. Alles dies entstand durch ein Zusammenschieben englischer Verfassungs- mit continentalen Verwaltungssystemen.

Daß die Befugnisse der preußischen Kammern in vielen wesentlichen Punkten hinter denen der großbritannischen zurückblieben, würde an sich gegen ihre Bedeutung nichts präjudiciren. Das englische Parlament hatte von Hause aus keine größeren Rechte; es hat sie erst erworben durch seinen Zusammenhang mit der Grafschaft. Schon die allgemeine Vorstellung, daß in unserer Verfassung die Rechte eines Parlaments enthalten seien, ist eine Macht, welche einen starken Einfluß, unter Umständen einen Druck auf die Staatsregierung ausüben kann. Ob aber zum Heil und zur Kräftigung des Staats, oder zur Lähmung und Verwirrung der Gesetzgebung, der Steuerbewilligung, des gesammten Rechtszustandes im Lande, das hängt lediglich ab von Zusammensetzung der beiden Bestandtheile und von ihrem Zusammenhang mit den gesammten Institutionen des Landes.

Fehlerhaft ist zunächst die Bildung des Herrenhauses. Eine erste Kammer nach englischem Vorbild soll die dauernden Interessen der Staatsgewalt, die Permanenz der Verwaltungsordnung darstellen, sie soll die bisher regierende Classe in sich aufnehmen; sie soll die Kraft, Bedeutung, Intelligenz, das traditionelle Ansehn einer regierenden Classe im Volksleben darstellen; sie soll der Schlußstein und letzte Garant des Vermögens- und Familienrechts im Lande sein, der Repräsentant des gemeinen Landesrechts überhaupt. Aber

unſere Pairs ſind nicht wie in England die Vertreter der ſtandesmäßigen Beſchäftigung mit den Intereſſen des Staats, nicht die Spitzen einer regierenden Claſſe; ihr Grundſtamm iſt aus dem ſehr kleinen Kreiſe von Perſonen gewählt, deren Beſitz und Erbrecht, zum Theil auch Familienrecht, als ſchonend übrig gelaſſene Ausnahme von dem gemeinen Recht Deutſchlands daſteht. Und dieſer Widerſpruch iſt nicht gemildert durch die Ernennung ſolcher, die durch Amt und Lebensberuf auf eine allgemeinere Anſchauung des Staatslebens hingewieſen waren, ſondern es entſteht die Beſorgniß, daß er geſteigert iſt durch ein geſtattetes Wahlrecht, welches die Gewählten grade als die Vertreter geſellſchaftlicher Anſprüche erſcheinen läßt. Statt einer harmoniſchen Einheit kann alſo leicht zur Erſcheinung kommen eine dem Beamtenſtaat, der Amtsgentry und dem gemeinen Landesrecht principiell entgegenſtrebende Organiſation. Statt zu einer Verſchmelzung mit dem Staatsorganismus zu kommen, conſolidirt ſich dieſer Gegenſatz, wie in jeder Körperſchaft, die grundſätzlich aus einer geſellſchaftlichen Gruppe gebildet iſt, und befeſtigt ſich durch die Gemeinſchaft des Wirkens von Jahr zu Jahr.

Was einem Unterhaus ſeine Kraft, Bedeutung und ſeine Vereinbarkeit mit einer einheitlichen Staatsordnung gibt, iſt das corporative Leben und die Rechtseinheit der Wahlkörper, aus denen es hervorgeht. Wir hatten ſolche Wahlkörper zum Theil in den ſtädtiſchen Corporationen, wie ſie ſeit 1808 zuſammengewachſen waren, und manchen geſellſchaftlichen Gegenſatz ſchon verſchmolzen und verſöhnt hatten. Wir haben ſie wieder aufgelöſt, am Rhein Stadt und Land wiederum auseinandergeriſſen. Die mit dem Corporationsweſen unvereinbaren Momente, Aufſichts- und Beſtätigungsrecht, ſind ſogar erweitert und principiell durchgeführt. Selbſt ritterſchaftliche Creditinſtitute unterliegen einer ſolchen. In der Kreisverfaſſung ſind Ritter, Bürger und Bauern einander in Antagonie gegenübergeſtellt. Selbſt die letzte noch übrige Einheit, der Kreisverband, iſt für die Wahlen zerſtückelt, zuſammengeſetzt, durcheinandergeworfen worden. Die Grundlagen unſerer Verfaſſung beruhen auf einer Verſchiebung unſers geſchichtlichen Organismus. Zerſchneidet man nämlich die alten Gebiete unſerer ehemaligen Landſtände nach den modernen Verwaltungsbezirken in kleinere Kreiſe, ſo fügt man Elemente zu Kreisſtänden zuſammen, die ſo niemals zuſammengehörten, bringt ſie in ein unnatürliches Verhältniß, ſchließt maſſenhaft die ſtädtiſche Intelligenz aus, und gibt der Ritterſchaft ein Uebergewicht über die iſolirten Städte, welches ihr niemals zugekommen iſt. Schiebt man Formen, Namen, Zahlen, die einer älteren Rechts- und Geſellſchaftsordnung angehören, in eine neue Rechts- und Geſellſchaftsordnung hinein, ſo entſteht nicht ein hiſtoriſches Recht, ſondern etwas Neues, welches weder hiſtoriſch noch Recht iſt. Die ganze Parteibildung iſt hier flugſandartig, und die noch vorhandenen feſteren Körper werden durch das

Polizeiwesen schließlich aufgelöst. In keinem Lande sind die gesellschaftlichen Verhältnisse gesunder, der Gehorsam gegen die Obrigkeit in Erfüllung ihrer Staatspflichten williger, der Sinn für Gemeindeleben stärker; aber das Zusammenwirken aller dieser Elemente wird immer unmöglicher, je mehr im Laufe eines Menschenalters gesellschaftliche Gruppen unter dem Namen Ritter, Bürger und Bauern einander eifersüchtig gegenübergestellt, die kirchlichen Gegensätze aufgeregt, die Neigung zur Umgestaltung des Besitzes erweckt ist. Grundsteuer, Militärpflicht, Geschwornendienst, Gemeinderecht, Kammerwahlen, Zusammensetzung der beiden Parlamentskörper sind allmälig so auseinandergegangen, als wären sie für verschiedene Nationen bestimmt.

Dies ist in seinen wesentlichen Grundzügen der Gedankengang des Verfassers, der überall durch eine reiche Belesenheit und durch ein tiefes Studium der wirklichen Zustände getragen wird. Die Kette seiner Argumentation scheint so fest ineinandergefügt und die einzelnen Glieder derselben so gewichtig, daß es schwer ist, sie zu zerreißen, und doch sträubt man sich gegen das letzte Resultat. Er spricht es nicht unbedingt aus, aber er läßt es deutlich genug durchblicken, daß er die Entwickelung der preußischen Verfassung auf den gegenwärtigen Grundlagen für vollkommen hoffnungslos hält. Wie man nun ohne eine neue gewaltsame Unterbrechung des Rechtszustandes zu den alten, gesunderen Zuständen von 1808 zurückkehren solle, das gibt er nicht an, ja er scheint selbst darüber rathlos zu sein. Man fühlt heraus, daß irgendwo in der Argumentation eine Lücke sein muß. Wir wollen versuchen diese herauszufinden.

Von vornherein müssen wir zugeben, daß einzeln genommen fast alle seine Bedenken begründet sind. Sie entspringen theils aus einer falschen Richtung der verschiedenen aufeinanderfolgenden Regierungen, die ohne Schwierigkeit hätte vermieden werden können, theils aus der Natur der Sache. Der preußische Staat stellt sich in seiner gegenwärtigen Beschaffenheit als ein kräftiger, aber unfertiger Organismus dar, der, um überhaupt etwas zu sein, mehr werden muß, als er jetzt ist. Der preußische Staat ist auf weitere Erwerbungen hingewiesen, wenn er die Rolle, die er seit mehr als einem Jahrhundert gespielt, weiter fortsetzen will. Dazu bedarf er eines loyalen, tüchtig ausgerüsteten schlagfertigen Heeres, eines Heeres, dessen Kosten das gewöhnliche Maß eines Staates von gleichem Umfang bei weitem übersteigen müssen. Preußen kann sein Heer nicht schwächen, wenn es nicht seine Stellung innerhalb der Großmächte aufgeben will, und auf der anderen Seite ist es sehr schwierig, dieses übermächtige Staatselement in ein geregeltes Verfassungsleben einzuführen und seine Nothwendigkeit den aus bürgerlichen Bestandtheilen zusammengesetzten Kammern immer gegenwärtig zu halten. Eine aus demokratischen, rein bürgerlichen Wahlen zusammengesetzte Kammer würde mit der

preußischen Heerverfassung in einen unlösbaren Conflict kommen. Dazu kommen noch andere innere und äußere Schwierigkeiten, die sich seit 1808 sehr bedeutend vermehrt haben. Die katholische Bevölkerung Preußens, sowol die polnische wie die rheinländische, ist nur halb in das Staatsleben eingebürgert; sie wird in Collisionsfällen, wie sich das schon bei Gelegenheit der Union gezeigt hat, stets geneigt sein, ihr Gewicht in die Wagschale Oestreichs zu werfen. Dasselbe gilt von dem größern Theil der hohen Aristokratie, die bisher dem preußischen Staatsleben ganz fremd geblieben ist. Diese Elemente, die man nicht äußerlich unterdrücken kann, allmälig für Preußen zu gewinnen, scheint uns eine der wichtigsten Aufgaben der Politik. Nun ist es richtig, daß für den Augenblick durch die constitutionelle Verfassung ihnen Gelegenheit geboten ist, sich zu consolidiren und den Gegensatz gegen die herrschende Richtung des Staatslebens schärfer hervortreten zu lassen. Es hat sich im Landtag neben der kleinen polnischen eine große katholische Fraction gebildet, die ihre eigenen Interessen an die Spitze stellt und ihre sonstige Parteinahme von der Unterstützung abhängig macht, die sie für ihre leitenden Zwecke bei den übrigen Parteien findet. Der Gegensatz der Pairie gegen den Geist der in Preußen bestehenden Rechtsgleichheit hat sich zwar nur in einzelnen Fällen bemerken lassen, aber diese Fälle waren bedenklich genug. Das alles sind große Uebelstände, aber doch nicht so groß, als es den Anschein hat. Die katholische Fraction benutzt zwar den parlamentarischen Boden, um dem preußischen Staat Concessionen abzudrängen, aber sie lernt damit zunächst diesen parlamentarischen Boden liebgewinnen und dadurch mittelbar auch den Staat. Der Führer der katholischen Opposition wendet in den meisten Fällen Argumente an, die ein Liberaler nicht besser aussprechen könnte. Es mag sein, wie seine Gegner ihm vorwerfen, daß das lediglich Mittel zum Zweck sind, denn in andern Ländern führt dieselbe Fraction eine ganz entgegengesetzte Sprache; aber das Mittel, mit dem man sich unausgesetzt beschäftigt, wird zuletzt zum Zweck. Die Katholiken machen in dem parlamentarischen Leben eine sehr gute Schule durch, die sie mehr und mehr in das preußische Staatsleben einführen wird. Dasselbe gilt von den Standesherren. Bisher sahen sie in vornehmer Gleichgiltigkeit dem politischen Treiben zu, vorausgesetzt, daß es sich außerhalb der Grenzen ihrer Sondervorrechte hielt. Jetzt müssen sie nothgedrungen davon Notiz nehmen, und zwar nicht blos von den Fragen, die sie unmittelbar berühren, sondern von allen übrigen. Die Gesetze werden ihnen vorgelegt, Gesetze der mannigfaltigsten Art, sie müssen die Gründe für und wider prüfen, sie gewinnen dadurch einen tiefern Blick in die gesellschaftlichen und ökonomischen Zustände aller Volksclassen, und sie werden, sobald sie nur Interesse daran finden, auch wol versucht werden, unmittelbar einzugreifen. Wenn eine Theilnahme der hohen Aristokratie an der Provinzial-

verwaltung und an dem allgemeinen politischen Leben Preußens für beide Theile wünschenswerth ist, so dürfte das parlamentarische Leben dafür die beste Vorschule sein. Es kommt bei der Einführung einer neuen Verfassung nicht ausschließlich darauf an, daß unmittelbar durch sie die Gesetzgebung und die Verwaltung verbessert wird. Wäre das in der That ihr Hauptzweck, so müßte man auf die bisherigen Resultate mit Betrübniß blicken. Jede neue Verfassung führt nothwendigerweise, weil sie neue Elemente ins Staatsleben ruft, Mißverständnisse und Irrungen mancher Art mit sich, aber sie ist zugleich das einzige mögliche Mittel, das Volk politisch zu erziehen und es zu einer Nation umzubilden. Ist denn die Oeffentlichkeit in Bezug auf Personen und Zustände, die von dem parlamentarischen Leben nicht getrennt werden kann, ein so gering anzuschlagender Gewinn? Ist seit dem Februar 1847 das preußische Volk durch die vermehrte Einsicht in den Zusammenhang seiner Institutionen und namentlich durch die Kenntniß der Personen, auf die es sein Vertrauen setzen kann, nicht unendlich vorwärts gekommen? Diese Art der Oeffentlichkeit ist durch nichts zu ersetzen, am wenigsten durch die Presse, abgesehen davon, daß diese bei der Aufhebung der Verfassung auch bald ganz verkümmern würde; das Interesse des Publicums würde wieder, wie früher, in London und Paris leben, während es jetzt in Berlin lebt, und dies Interesse ist doch immer ein bedeutender Factor in der gedeihlichen Entwicklung des Staats.

Allerdings ist es ein sehr beklagenswerther Uebelstand, daß die bisherige den Gerichten nachgebildete Organisation der Behörden mehr und mehr in ein Parteiregiment, in die Ausbeutung des Staats zu Gunsten einer Classe übergeht. Allein Gneist hat Unrecht, den Grund davon im Constitutionalismus, im Begriff der ministeriellen Verantwortlichkeit zu suchen. Würde heute die Verfassung aufgehoben, so würde das die Parteiregierung nicht schwächen, sondern stärken. Nicht die gegenwärtige Majorität des Landtags regiert, nicht ihre Entfernung würde der Regierung eine andere Wendung geben. 1850 war die Majorität anders beschaffen, und die Tendenz der Regierung war dieselbe. Der Grund liegt vielmehr darin, daß die gegenwärtige Regierung sich aus einer Revolution entwickelt hat. Früher glaubte man, die Staatsregierung mache sich von selbst, man ließ daher in dem Beamtenpersonal die verschiedensten Nuancen gelten. Als nun das Unwetter von 1848 ausbrach, erkannte man, daß diese Stütze gegen die Demokratie nicht ausreichend sei, und es war nur zu natürlich, daß die neu erstarkte Gewalt sich jetzt sorgfältiger auch nach der politischen Gesinnung ihrer Werkzeuge erkundigte, und daß sie den Werth derselben nach ihrem Gegensatz gegen die Revolution abmaß. Das ist schlimm genug, aber es ist natürlich und vor allen Dingen es entspringt nicht aus dem falsch verstandenen Begriff des Constitutionalismus. Wir trauen dem Herrn v. Westphalen eine

sehr entschiedene constitutionelle Gesinnung zu, glauben aber doch nicht, daß dieselbe so leidenschaftlich ist, ihn bei der Besetzung der Verwaltungsstellen ausschließlich zu bestimmen. Die sogenannte conservative Partei klagt beständig über den revolutionären Ursprung der Verfassung; wir müssen ebenso den revolutionären Ursprung des Ministeriums beklagen, denn auch der Sieg über eine durchgeführte Revolution ist ein revolutionärer Act. Auf der andern Seite ist keine Gefahr, daß die Parteiregierung in Preußen so ins Extrem getrieben werden kann, wie in einzelnen kleinen deutschen Staaten, wo das Junkerregiment in dieses Wortes verwegenster Bedeutung zur Wirklichkeit geworden ist. Einmal ist der Staat zu groß und aus zu verschiedenen Elementen zusammengesetzt, sodann ist die alte gute Schule des Beamtenthums noch immer mächtig genug, die Extreme von sich abzuwehren. Ein so verwickelter Staatsmechanismus wie der preußische kann auf die Länge nur durch kundige Hände verwaltet werden, und diese findet man nirgend als im alten Beamtenthum. Durch die Cocarde wird aber die Beschaffenheit einer historisch entwickelten Berufsclasse nicht umgeschaffen, und wenn die sogenannte altpreußische Partei im Landtag sehr winzig aussieht, in der Staatsverwaltung bildet sie doch noch die ungeheure Majorität.

Der Gegensatz des Junkerthums gegen das Beamtenthum, dessen Fixirung innerhalb der constitutionellen Verfassung Gneist als das Hinderniß aller gedeihlichen Entwicklung bezeichnet, ist in mancher Beziehung wieder ein großer Vortheil. Der Liberalismus ist aus den Kammern bis auf geringe Reste herausgedrängt; es ist daher zweckmäßig, daß das Beamtenthum und der Landadel Gelegenheit erhalten, ihre Kräfte aneinander zu messen, ihre Einseitigkeiten abzuschleifen und sich gegenseitig zu cultiviren. Ueberhaupt hat der Landadel in den alten Provinzen, wo der Ackerbau vorherrscht, doch eine größere politische Bedeutung und folglich auch ein größeres Recht, vertreten zu werden, als das vorliegende Werk ihm beimißt. Die Trennung der sogenannten Amtsgentry von dem Stande ist schwer durchzuführen; die höheren Verwaltungsbeamten und die höhern Militärs standen ihrer ganzen Bildung und ihren gesellschaftlichen Beziehungen nach immer im engsten Connex mit ihren Vettern vom Lande, und das Verhalten des Landadels zu den Bauern, des Lieutenants zu seinen Recruten war im Wesentlichen eine Fortsetzung und Erweiterung der alten ritterschaftlichen Beziehungen. Der Uebelstand liegt also nicht darin, daß dem Landadel in der neuen Verfassung ein so großer Raum gegeben ist, sondern darin, daß er sich durch die Revolution zu einem antirevolutionären, d. h. antiliberalen, Fanatismus hat hinreißen lassen. Wenn es aber eine Möglichkeit gibt, diesen Fanatismus zu mäßigen, ihn durch politische Bildung und Einsicht allmälig auf die concrete Natur der Dinge aufmerksam zu machen, so ist es das parlamentarische Leben. Der gegenwärtige Wahlmodus ist gewiß

kein Ausdruck der höchsten Staatsweisheit, keine Partei hält ihn dafür, aber er ist doch ein wesentlicher Fortschritt gegen den Wahlmodus der Provinzialstände und hat als vermittelnder Uebergang zur Bildung einer parlamentarischen Gentry (um diesen Ausdruck beizubehalten) einigen Sinn. Der schroffe Gegensatz, den die Nationalversammlung von 1848 gegen die bisherigen Zustände Preußens bildete, konnte zu keinem gedeihlichen Resultat führen.

Gewiß ist es ein Unglück für Preußen gewesen, daß man die Bildung corporativer Verbände im liberalen Sinn, mit der man 1808 einen so gedeihlichen Anfang machte, später wieder fallen ließ. Gewiß ist es, daß man wieder dazu zurückkehren muß, wenn die Verfassung einen festen Boden gewinnen soll; in diesem Augenblick aber müssen wir noch der natürlichen Gegenwirkung Rechnung tragen, die das Uebermaß der Demokratisirung in den Plänen der Gemeindeordnung aus dem Jahr 1848 nach sich gezogen hat. Die Schöpfungen, die von der äußersten Rechten influirt werden, von jener Partei, die nach ihrer eignen Erklärung auf eine Immobilisirung des Capitals ausgeht, sind zwar für den Augenblick störend genug, sie dürfen aber für die Zukunft keine Besorgniß einflößen, denn sie sind nur für die Presse, nicht für das praktische Leben gedacht, und was die Hauptsache ist, auf eine allmälige Bildung corporativer Verbände ist innerhalb der constitutionellen Verfassung eher zu rechnen, als nach Aufhebung derselben.

Gewiß ist die Verfassung, die wir haben, sehr unvollkommen; es wird sich nun zeigen, ob das Volk, alle Classen mit einbegriffen, elastisch und standhaft genug ist, diese Unvollkommenheiten, mit der jede Verfassung anfängt, zu ergänzen, ob in dem Adel der Patriotismus über das ständische Sonderinteresse, ob in dem Bürgerthum der ideale Sinn über die materiellen Gesichtspunkte Herr wird. Ein Prophet kann man hier nicht sein, zumal vieles von äußern Umständen abhängt. Preußen ist kein Staat für sich wie England, es ist ein integrirender Theil des deutschen Bundes. Wenn hier seine Heerverfassung einen wichtigen Druck ausübt, so kann man das von seinem parlamentarischen Leben nicht minder behaupten, und die Art und Weise, wie die Regierung sich zu den übrigen Bundesgliedern stellt, wird auch für das innere Leben des Staats maßgebend sein. Auf alle Fälle ist auch hier die Verfassung für eine kräftige Regierung, die ihre Aufgabe versteht, eine brauchbare Waffe nach außen hin, für eine thörichte Regierung ein Hemmschuh.

Es ist merkwürdig, daß wir einem Schriftsteller, dem wir fast in allen Punkten die reichste Belehrung verdanken, und der nicht nur mit tiefem Studium, sondern auch mit warmer Liebe zur Sache an sein Werk gegangen ist, in der Hauptsache so entschieden widersprechen müssen, ja wir möchten an ihm denselben Fehler hervorheben, den er an seinen Gegnern rügt. Er tadelt diese, daß sie die englische Verfassung auf Verhältnisse anwenden wollen, die den

Vorausſetzungen derſelben widerſprechen. Wir möchten fragen, ob denn der Begriff des Repräſentativſyſtems, den man allerdings aus der engliſchen Verfaſſung abſtrahirt hat, nur unter den beſtimmten Vorausſetzungen denkbar iſt, die in England maßgebend waren. Daß England im Weſentlichen eine zuſammenhängende Rechtsentwicklung gehabt hat, liegt, abgeſehen von den ſehr gewichtigen Gründen, die Gneiſt anführt, doch hauptſächlich darin, daß es eine Inſel iſt, daß es ſeit einer Reihe von Jahren auf ſeinem Territorium keinen Feind geſehen hat, und daß es infolge deſſen eine ſtehende Armee entbehren konnte. Was die Amtsgentry betrifft, ſo hat dieſe durch die Reformbill einen ſtarken Stoß erlitten, und ſeit 1846, ſeit dem ſchlagenden Erfolg einer Wirkung der Maſſe, kann man nicht mehr behaupten, daß es eine regierende Claſſe iſt, die im Parlament miteinander beräth. Aber hier, wo es nicht mehr auf die augenblickliche Nutzanwendung ankommt, legen wir die Kritik bei Seite. Die Darſtellung der engliſchen Verfaſſung, wie ſie uns Gneiſt in dem vorliegenden Werk als ein organiſches Ganze analyſirt, iſt ein Meiſterwerk. Mit einer Herrſchaft über das Material, wie ſie ſelbſt bei den engliſchen Gelehrten nicht häufig vorkommt, mit einer klaren Einſicht in die factiſchen Zuſtände, die man einem Profeſſor gewöhnlich abſpricht, verbindet er eine tiefbegründete philoſophiſch-politiſche Rechtsbildung. Und auch für unſere eigne Fortentwicklung iſt das Studium des Werks von einer weitgreifenden Bedeutung, denn es enthält, wenn auch nur für eine beſtimmte Nation durchgeführt, die Analyſe der ewigen Principien, die für jede organiſche politiſche Schöpfung maßgebend bleiben werden. Wir können nicht mit Gneiſt annehmen, daß, um den frühern Bruch mit den hiſtoriſchen Principien der preußiſchen Entwicklung zu ſühnen, ein zweiter Bruch nöthig iſt. Wir glauben, daß auf dem jetzt betretenen Wege das Ziel zu erreichen iſt, das er ſelbſt ſich vorſetzt. Allerdings war der preußiſche Staat in ſeiner Entſtehung eine Domäne des Hauſes Hohenzollern, die Souveränetät dieſer Fürſten, die klar die Bedürfniſſe ihrer Zeit durchſchauten und zäh daran feſthielten, hat gewiſſermaßen erſt das preußiſche Volk hervorgebracht, und ſie wird auch in dem conſtitutionellen Preußen zum Heil aller Volksclaſſen eine viel wichtigere Stelle behaupten, als in dem normanniſchen Heerkönigthum, wo ſich das Staatsleben an die erobernde Ariſtokratie anknüpfte; aber das preußiſche Volk iſt jetzt eine vollendete Thatſache, aus der Domäne iſt ein Staat geworden, und wenn wir auch den Begriff des Conſtitutionalismus aus Verhältniſſen, die nicht ganz den unſrigen entſprechen, abſtrahirt haben, ſo wird er ſich doch auch bei uns als das wirkſamſte Mittel erweiſen, die Krone und das Volk in eine innere nothwendige Beziehung zu bringen.

J. S.

# Das Banknotenverbot in Preußen.

Es liegt in der Natur der Sache, daß das Gesetz, welches die preußische Regierung dem Landtage vorgelegt und das dieser genehmigt hat, dahingehend, daß von einem zu bestimmenden Termine an keine Zahlungsleistungen mittelst ausländischer Banknoten und ähnlicher Werthzeichen in Preußen stattfinden sollen, im übrigen Deutschland und namentlich in Mitteldeutschland nicht populär sein kann. Dennoch halten wir diesen Act der Regierung für gerechtfertigt und durch die Nothwendigkeit geboten.

Wir müssen bei der Besprechung dieser Maßregel davon ausgehen, daß die Emission von Werthzeichen, welche die Stelle des baaren Geldes vertreten, an sich zur Münzhoheit gehört, die dem Staate zusteht und nur von ihm delegirt werden kann. Demgemäß fordert das preußische Gesetz vom 17. Juni 1833 für Ausstellung von Papieren, welche eine volle Zahlungsverpflichtung an jeden Inhaber erhalten, landesherrliche Genehmigung. Diese war bisher nur in sehr beschränktem Maße ertheilt, hauptsächlich der preußischen Bank und ihren Filialen, und sodann einigen Privatbanken, welche etwa 9 Millionen Thlr. ausgegeben haben; außerdem bestand das Staatspapiergeld, welches auf den allgemeinen Credit des Staates gegründet ist. Die traurigen Erfahrungen, welche Preußen im Anfang dieses Jahrhunderts durch übermäßige Ausgaben von Tresorscheinen machte, geben ein besonderes Motiv für vorsichtige Beschränkung und Zurückhaltung, sowol in der Ausgabe von Staatspapiergeld als in der Gestattung der Banknotenemission. Aber die engen Verkehrsbeziehungen, in denen Preußen zu den übrigen Bundesstaaten steht und die Gemeinsamkeit des Münzfußes, welche es mit vielen seiner Nachbarn verbindet, bringen es mit sich, daß die in diesen Staaten ausgegebenen Banknoten ebenso die Tendenz haben in Preußen zu circuliren, als die preußischen Zettel geeignet zum Umlauf in diesen andern deutschen Staaten sind. So lange eine solche Circulation gegenseitig zugelassen wird, hängt die Ordnung im Münzwesen nicht mehr von der betreffenden Landesregierung, sondern von dem Verfahren sämmtlicher in Frage stehender Regierungen ab. Bis vor wenigen Jahren bestanden nun in Deutschland überhaupt wenige Institute, die Noten ausgaben, welche zum allgemeinen Umlaufsmittel dienen konnten, und wenn z. B. in Preußen sächsisches Staatspapiergeld zur Zahlung verwandt wurde, so war hierin nichts Beunruhigendes zu finden, da der Staatscredit Sachsens dasselbe sicher stellte; preußisches Staatspapiergeld circulirte in ganz Deutschland und ward mit Agio bezahlt. Die vermehrte Ausgabe von Staatspapiergeld und die Errichtung mehrer neuer Zettelbanken in einigen deutschen Staaten veranlaßten die preußische Regierung 1854 zur Erwägung, ob nicht gegen das

Anfluthen des ausländischen Papiergeldes Maßregeln zu ergreifen seien; man entschied sich dafür, zuvörderst die auf geringe Beträge lautenden, also für den kleinen Verkehr gebrauchten Werthzeichen des Auslandes zu entfernen. Der Grund für diese Beschränkung war, daß einmal solche kleine Abschnitte der Verfälschung mehr ausgesetzt sind als größere, und daß dieselben erfahrungsmäßig vorzugsweise auf die Verdrängung des Metallgeldes aus dem innern Verkehr wirken; alle fremden Noten unter 10 Thlr. wurden demnach verboten, andre deutsche Staaten folgten diesem Verbote und so ward die Beschränkung des Umlaufs kleiner Werthzeichen und die Zurückführung derselben auf das Emissionsgebiet in einiger Vollständigkeit erreicht, ohne daß dem Verkehr dadurch Störungen erwachsen wären. Aber die Masse der in Noten umlaufenden Summen wurde dadurch nicht vermindert, es ward der preußischen Regierung bei der Berathung in der Commission des Hauses der Abgeordneten vorausgesagt und es hat sich erfüllt, daß die fremden kleinen Noten eingezogen und durch Abschnitte von 10 Thlr. und darüber ersetzt wurden. Die Summe der Noten wuchs namentlich, als in rascher Folge zehn Zettelbanken theils innerhalb des Zollvereins, theils außerhalb desselben, aber mit Befugniß zur Ausgabe von Noten im Thalerfuß, neu begründet wurden. Der Mehrzahl nach waren sie in Orten errichtet, denen die natürliche Grundlage einer Bank, ein eigner bedeutender Verkehr fehlte, ihre Statuten waren auch der Art, daß die Absicht sofort zu Tage lag, einen Geschäftskreis zu schaffen, der von dem Domicil der Bank nur den Namen hatte, in Wahrheit aber in Preußen lag. Letzteres, das seine eignen Banken in knapper Beschränkung hielt, sah sich infolge dessen mit einer Masse ausländischen Papiergeldes überschwemmt, für dessen Einlösbarkeit ihm die Garantien fehlten, und dessen Anfluthen die Aufrechthaltung eines geordneten Münzwesens unmöglich machte. Die Regierung war zur Abwehr genöthigt und wie wir glauben verpflichtet. Man hat dies verneint und das jetzt erfolgte Verbot als ungerecht bezeichnet; uns scheint es, als ob die Regierung eher zu tadeln gewesen, daß sie so lange gezögert einzuschreiten und das Uebel so groß hat werden lassen, dessen Kommen klar vorauszusehen war. Es ist wahr, daß die schwankende preußische Bankpolitik mit Schuld am Entstehen mancher Banken an seinen Grenzen ist, die auf Preußen berechnet waren; die preußische Bank, ein monopolisirtes Institut, das durch weiter unten zu erwähnende Maßregeln eine bedenkliche Stellung angenommen, kann mit ihren Filialen dem aufstrebenden gewerblichen Verkehr in den verschiedenen Theilen des Landes nicht genügen; der eigentlichen Natur der Banken entspricht eine gewisse Localisirung, vermöge welcher ihre Noten nur in ihrem nächsten geographischen Umkreise, so weit sich naturgemäß ihre Geschäfte erstrecken, im Umlaufe sind. Eine Reihe solider Banken nach dem schottischen Princip, nach dem die Actionäre nicht nur für den Betrag ihrer Einzahlungen, sondern sub-

fidiarisch mit ihrem ganzen Vermögen haften, würde höchst wohlthätig auf die Hebung von Handel und Gewerbfleiß gewirkt und manche moderne Bankblase verhindert haben. Daß dies leider nicht geschehen, ist aber kein Grund, das Uebel dauern zu lassen, das die neuen Banken hervorgerufen.

Freilich wird es bestritten, daß das Treiben dieser Banken vom Uebel sei, aber nach unserer Ueberzeugung mit Unrecht. Man sagt, die hemmende Gängelung des preußischen Bankwesens; seine mangelhafte Ausbildung und das Bedürfniß des Verkehrs habe die Banken an den Grenzen Preußens hervorgerufen. Wir sind keine Verfechter der preußischen Bankpolitik, aber wir müssen die Maßregel der Regierung gegen die fremden Noten doch billigen; denn diese massenhaften Emissionen, welche circa 30 Millionen Thlr. betrugen, waren keineswegs durch den Mangel an Circulationsmitteln hervorgerufen, die größte Anzahl jener Bankinstitute, welche von vornherein auf große Zettelausgaben abgesehen waren, entstand bei dem plötzlichen Aufschwung der Speculation nach dem pariser Frieden und sandte ihre Noten aus, nicht weil der Verkehr deren bedurfte, sondern in Hoffnung auf Gewinn. Wenn man sieht, daß diese Banken ihre Zettel dazu verwandten, um Bergwerke, Fabriken oder gar verzinsliche preußische Staatspapiere anzukaufen, wenn Emissäre in größern Städten Massen von diesen Zetteln mit Agioverlust unterbrachten, und sie auf den Messen gradezu als Waare verkauften, wenn Agenten dieser Institute Wechsel bis zu 2 Pct. niedriger discontirten unter der Bedingung, daß der Betrag in jenen fremden Noten angenommen werde, dann wird man doch nicht sagen, daß dieselben ein Bedürfniß des Verkehrs waren. Es scheint im Gegentheile klar, daß diese künstlichen Mittel den Zweck haben, die Noten nicht im natürlichen Laufe des Geschäftes an die Bank zurückfließen, sondern dauernd als Geld umlaufen zu lassen, und die Baareinlösung möglichst lange zu suspendiren. Die Gegner des jetzigen Verbotes geben nun allerdings zu, daß die Menge der umlaufenden fremden Noten ein Uebel ist, meinen aber, es sei doch jedenfalls besser, daß mit denselben Geschäfte gemacht würden, die sonst aus Mangel an leichten Circulationsmitteln unterblieben wären; den Klein- und Großhändlern seien allerdings die fremden Noten nicht angenehm, aber sie seien ihnen doch lieber als das Unterbleiben des Kaufs oder Verkaufes, und sie nehmen die Noten, weil ihnen dadurch ein bankmäßiger Credit gegeben werde, den sie sonst im Inlande vergeblich suchten. Wir erwidern, daß es allerdings im Interesse des Staates ist, die größtmögliche Leichtigkeit für das Geschäft zu geben, aber nicht auf Kosten der Solidität desselben, wenn aber der Agent einer Bank 2 Pct. billiger discontirt, als es ein Bankier nach dem Stande des Marktes kann, unter der Bedingung, daß der Betrag des Wechsels in gewissen Noten genommen wird, so ist das unsolid und dem Verkehr verderblich. Es liegt allerdings in der

Gewinnsucht der Menschen, sich auf solche Bedingungen einzulassen, weil jeder denkt, er werde die Noten doch wol noch an den Mann bringen, das aber ist grade das Unsolide und Aleatorische solcher Geschäfte und wenn die Geldkrisis einbricht, so ist das Unglück da. Dabei sehen wir in diesem Augenblick noch ganz davon ab, daß grade die Notenmassen die Preise der Dinge steigern und die edeln Metalle vertreiben, also grade den Disconto in die Höhe treiben. Ein anderer Einwand der Gegner scheint uns allerdings von größerm Gewicht: man weist darauf hin, daß jetzt, da der Verkehr einmal die bestehende Masse von Zetteln in sich aufgenommen habe, durch das Verbot sich eine Lücke fühlbar machen werde, welche, wie zu erwarten, durch Noten der preußischen Bank ausgefüllt werden dürfte, und hier ist die Frage wol berechtigt, ob es denn durchaus gefahrlos, eine so große Masse von Verkehrsmitteln allein auf dies eine Institut zu basiren, alle die heftigen Stöße, welche jede neue Geldkrisis bringen kann und wird, allein auf diese privilegirte Anstalt zu vereinigen. Wenn Banknoten für die Aufrechthaltung eines geordneten Münzwesens weniger bedenklich sind, weil sie als ein vermöge seiner Natur mit dem Credit in engster Verbindung stehendes Umlaufsmittel vom Verkehre hervorgerufen werden und zurücktreten, wenn der Verkehr ihrer nicht mehr bedarf, so ist das Verhältniß hier ein anderes, weil zwischen der preußischen Bank und dem Staate eine enge Verbindung stattfindet, und ein Schwanken des Bankcredites nothwendig auch den des Staates berühren würde. Die Ausweisung der fremden Noten scheint ein gerechtfertigtes Schutzmittel, aber eine sich daraus ergebende Ausdehnung der schon ziemlich hoch gespannten Emission der berliner Bank scheint eine neue Gefahr in sich zu schließen, zumal die Probe, welcher der Vertrag von 1856, der die Stellung der Bank neu regulirt, in diesem Sommer unterworfen ist, sehr bedenklich ausfiel. Wenn der Herr Handelsminister sehr richtig sagt, daß jene fremden Banken Noten ausgeben, nicht weil der Verkehr es fordere, sondern weil es Interesse der Bankactionäre sei, wohlfeile Operationsmittel zu erhalten, so drängt sich doch die Frage auf, welche Garantie dafür bestehe, daß nicht auch die preußische Bank das Maß der Notenausgabe überschreite, welches dem Verkehr ersprießlich. Wir halten die unbegrenzte Notenausgabe der Bank für gefährlich und von der Parteilichkeit für dieselbe eingegeben, eine Parteilichkeit, die sich auch jetzt wieder durch Verwerfung des wenzelschen Antrages, die Antheilsscheine der Bank der Actiensteuer zu unterziehen, kund zu geben scheint.

Das Ergebniß des Obenstehenden scheint uns zu sein, daß die preußische Regierung sich den Umständen nach der Nothwendigkeit nicht entziehen konnte, die ausländischen Banknoten in der Monarchie außer Cours zu setzen, daß sie aber bei dem Verbote nicht stehen bleiben darf und einestheils ein gesundes Banksystem, etwa nach dem bewährten Muster der schottischen Banken, das die wirklichen Be-

dürfnisse befriedigt, concessionirt, andererseits im Wege des Vertrages mit den übrigen Zollvereinsstaaten gemeinsame Grundsätze über die Ausgabe unverzinslicher Schuldscheine vereinbart. Das erstere hat auch das Haus der Abgeordneten befürwortet, indem es seiner Genehmigung eine Resolution beifügt, welche die Regierung auffordert, im Falle des Bedürfnisses den Privatbanken Erweiterungen oder die Etablirung neuer Banken zu gestatten. Das zweite ist nur eine nothwendige Ergänzung der zwischen den deutschen Regierungen geschlossenen Münzconvention. Dieselbe kann den rechten Erfolg nicht haben, sofern nicht die Stellvertreter der Münze — Papiergeld und Banknoten — zugleich regulirt werden. Ein Münzvertrag verliert seine wesentlichste Bedeutung, wenn jedem der vereinbarenden Staaten das Recht vorbehalten bleibt, an die Stelle der vereinbarten Münze ohne alle Beschränkung Münzsurrogate treten zu lassen. Bereits im December 1855 regte das großherzoglich badische Ministerium eine solche vertragsmäßige Regulirung der Papiergeldcirculation an, indessen hatten damals erst die Verhandlungen über den Abschluß eines Münzvertrages wieder begonnen, und man hatte wol Recht, die ohnehin schwierige Unterhandlung nicht durch Verbindung mit einem unmittelbar nicht dazu gehörigen und sehr schwierigen Gegenstande verwickeln zu wollen, oder darüber eine gleichzeitige Nebenconferenz zu eröffnen, da das Gelingen der wiener Conferenz die Vorbedingung dafür war. Jetzt ist der wiener Münzvertrag gezeichnet, und es erscheint vollkommen an der Zeit, ja durchaus nothwendig, eine Supplementarconvention über die Bedingungen, unter welchen Noten circuliren dürfen, zu vereinbaren, um einem Zustande ein Ende zu machen, der nur in einigen Epochen der nordamerikanischen Bankgeschäfte ein Analogon hat. Inzwischen werden die größern deutschen Staaten dem Verbote Preußens folgen, wie bereits Baiern ihm durch die Verordnung vom 18. Jan. vorangegangen ist, und die Banknoten werden so auf ihr Emissionsgebiet zurückgeführt werden. Die Besorgniß, daß die betroffenen Banken sich nach Oestreich wenden würden, und Preußen sich so Mitteldeutschland entfremde, scheint ungegründet, denn Oestreich hat, wie man doch meinen sollte, des Notenumlaufes nur zu viel und wird sich für die Wiederaufnahme der Baarzahlungen, welche die neue Münzconvention ihm auflegt, nicht noch neue Schwierigkeiten schaffen.

# Altdeutsche Maifeste in der Schweiz.

Alemannisches Kinderlied und Kinderspiel aus der Schweiz. Gesammelt und sitten- und sprachgeschichtlich erklärt von Ernst Ludwig Rochholz. Leipzig, Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber, 1857. —

Vor funfzig Jahren hätte man mitleidig den Kopf geschüttelt, wenn ein Gelehrter seine Mühe auf eine Schrift wie die obige verwendet hätte. Heutzutage heißt man Bücher der Art willkommen, und zwar nicht blos als schätzbare Beiträge zur deutschen Sprach- und Sittenkunde, sondern selbst als brauchbares Material zur Arbeit des Geschichtforschers, der sich mit dem Wiederaufbau des Urlebens unsres Volkes beschäftigt. Es ist in den letzten Jahrzehnten auf diesem Gebiete ungemein viel Gutes geliefert worden. Der Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, auch das bisher weniger beachtete Familien- und Volksleben des alemannischen Stammes am Oberrhein, an Aare und Reuß auszubeuten, und er ist dieser Aufgabe mit ebensoviel Eifer und Ausdauer, als Sachkenntniß und Geschick nachgekommen. Mancher wird mit dem einen und dem andern Vergleich und Schluß des Forschers nicht einverstanden sein, mancher mit uns nicht zugeben können, daß das Buch, wie das Vorwort meint, in dieser Gestalt auch für Ungelehrte, Hausfrauen und Kinder lesbar sei, mancher auch wünschen, die Anordnung des Materials wäre handlicher, die Vertheilung übersichtlicher. Jedem Leser dagegen wird die Liebe zu unsrem Volke wohlthun, die sich überall ausprägt und das Buch zu einem erbaulichen macht.

Daß viele der mitgetheilten Lieder, Sprüche und Räthsel uralt, älter als die ältesten geschichtlichen Denkmale in deutscher Sprache, älter als das Christenthum sind, leidet keinen Zweifel. Daß manche Pädagogen klüger thäten, wenn sie, statt die Kinderwelt mit den Erzeugnissen eigner süßlicher oder trocken-verständiger Erfindung zu langweilen oder zu verderben, in diese und ähnliche Fundgruben griffen, ist ebenso gewiß, und die Zeit wird kommen, wo man alle die läppischen Bilderbücher unsrer Christmärkte, alle die doctrinell ausgesponnenen Kindervergnügen und alle die eingeschulmeisterten Verstandesspiele, welche die Gegenwart liefert, dahin thun wird, wohin sie gehören. Auch nach dieser Seite hin naht unsrer Nation die Wiedergeburt. Indeß trägt dazu das vorliegende Sammelwerk in der Form, die es hat, nur indirect bei. Wichtiger ist es als Beitrag zur deutschen Sittengeschichte. Es liefert neue Formen des altheidnischen Opfer- und Festtanzes, es gibt zahlreiche noch unbekannte Beispiele von noch fortlebenden Bräuchen des urgermanischen Gerichtsverfahrens, es bringt eine ganze Reihe dramatisch dargestellter Thiermärchen, in denen Götternamen, Zaubermittel und Segenssprüche

oft in ihren urkundlich echten Worten laut werden. Die folgenden Proben, bei denen wir nur die Citate weglassen, werden zeigen, wie der Verfasser, dem wir zu den von ihm verheißenen ähnlichen Arbeiten den besten Erfolg wünschen, den Gegenstand behandelt. Wir wählen als besonders interessant für die jetzige Jahreszeit einige Beispiele aus dem, was das Buch über die Maifeier in der Schweiz mittheilt.

„Die Frühlingsfeier sammt unsrer Feier der Winter- und Sommersonnenwende entspricht den drei Jahreszeiten, nach denen der Deutsche schon seit dem taciteischen Berichte hierüber sein Jahr einzutheilen pflegte. Gott Donar als Frühlingsgott zog dann nach dem Glauben des Volkes mit Macht ins Land herein. Wo heute noch Spuren solcher Bräuche übrig sind, daß man den Frühling gemeindeweise begrüßte, den Sommer in Wald und Feld suchte und einholte, bis dahin hat sich überall auch das Glaubensgebiet erstreckt, auf welchem Gott Donar als die vorzugsweise verehrte Gottheit gegolten hatte. Von den Niederlanden und Dänemark an über Westphalen bis zum Oberrhein in der Schweiz und bis zum Inn in Baiern lassen sich diese Bräuche verfolgen; hier überall galt oder gilt ein Kampf des Winters mit dem Sommer, feierlicher Umzug des letzteren, Hauen und Einholung des Maiwagens. Sommergewinn heißt diese Sitte jetzt noch in Eisenach; denn der Sommer gewinnt den Sieg über den Winter. So entstehen im Landesbrauch verschiedenartige Festfiguren, Helden, Reiter, endlich festlich gerüstete Kriegsscharen zu Roß und Wagen, die diesen alljährlich erneuten Kampf des Gottes gegen die winterliche Hartnäckigkeit fröhlich vorzustellen haben, und hieraus sind die Mai- und Jugendfeste geworden, an denen sich unsere Kinder bis heute ergötzen. Man darf diese Bräuche weltalt nennen, sie lagen in der naturgemäßen Anschauungsweise, daher begegnen sie uns auch bei fremden Völkern mit einer überraschenden Aehnlichkeit wieder.

In England treten um Weihnachten und ebenso am ersten Mai die Schwerttänzer öffentlich auf, der größte Mann dabei führt den Namen Woden, sein Weib heißt Frigga, es wurden zugleich Riesentänze abgehalten, wie der zu Yorkshire, bei denen die Haupthandlung darin besteht, daß Schwerter um den Hals eines Knaben geschwungen werden und derselbe unverletzt bleibt. Myth. 280. Auch Schützenaufzüge brachte dieser englische Mai, und der Robin Hood, der pfeilberühmte mythische Held, ritt mit auf, eigens Pfeil und Bogen dabei in der Hand führend. Er selbst ist rothhaarig wie Donar, aber er reitet den Schimmel, gleich dem Gotte Wuotan. Eine ahd. Glosse (Myth. 109) besagt, daß Wodan bei den Römern Mars heiße, und so gleichen sich auch sonst diese zwei Götter. Mars ist nicht allein Kriegsgott, sondern auch Schützer der Herden und Feldfrüchte gewesen (Hartung, Relig. der Römer 2, 155). Nicht anders ist unser Wodan ein Kriegs- und Erntegott. Der römische

Frühlingsbeginn Martius hat vom Mars den Namen, dessen Priester, die Salier, dann ihre vierzehntägigen Umzüge hielten; am 14. März wurde dann der Mammurius, oskischer Name für den alten Mavors, als ein mit dicken Häuten behangener Mann umgeführt und mit Stangen geschlagen und gestoßen. Zugleich begannen an demselben Tage die römischen Wettläufe und Wettfahrten auf dem Campus Martius. Diese Bräuche leben bei uns noch; nur ist ein Schimmelreiter aus dem siegenden Helden, und die Gestalt des Todes, des Strohmannes, der ledernen Frau u. s. w. aus dem verjagten Winter geworden. Eine Maienfahrt anstellen, hieß dem Mittelalter überhaupt Spiel und Lustbarkeit treiben, Hof halten. Wo es dann auch nicht grade zu eigentlichen Festen kam, da galt dann doch mindestens diese Maienfahrt, sie verräth sich mit den zufälligsten Aufzeichnungen von Seite selbst unscheinbarer Landstriche und geringer Orte. In unsern katholischen Landestheilen gilt im Mai noch die kirchliche Oeschbesegnung und Waidbräuchi, eine Einsegnung der jungen Saaten; in den reformirten besteht die Bannbeschreitung, und beides in kirchlicher oder militärisch geordneter Processíon vor sich gehend. Der Städter, der zum ersten Mal wieder im Weinberg und Gartenhause nachsieht, nennt dies das Maienhäuseln. Die Lauffspiele, Wettritte, Laubvermummungen, Scheingefechte, die dabei jetzt noch von den Erwachsenen auf den Dörfern und von den Kindern der Städter in Schwaben mit aufgeführt werden, schildert E. Meier, Schwäb. Sagen.

Der Bauer Jost von Brächershausen erzählt, in seiner 1653 über den Bauernkrieg verfaßten Chronik, vom Leben der emmenthaler Landleute um die Stadt Burgdorf also. Die Dörfer Wyningen und Affoltern hielten zur Maienzeit einen „Schimpfkrieg" ab, die ganze Mannschaft zog bewaffnet zu Fuß und Roß unter ihren Ortsfahnen auf das Oberfeld und scharmuzirte miteinander. Dann zogen sie Paar um Paar, je ein Wyninger und Affoltrer zusammen ins Dorf zurück, wurden da vom Ammann mit einer Bewillkommnungsrede empfangen und kostenfrei bewirthet. Dann geschah acht Tage darauf dasselbe zu Affoltern. Daß solcher Brauch unter der Bauernsame auch früher ziemlich allgemein gegolten hat und noch bis in unsre Gegenwart hineinreicht, ist so bekannt, daß es hier statt der Beweisführung nur einiger redenden Beispiele bedarf. Im Entlebuch wurde am Hirsmontag der Hirsmontagsschwung abgehalten, welchen Pfarrer Stalder von Escholzmatt (Fragmente über das Entlebuch) so ausführlich beschrieben hat. Es war ein Scheingefecht, das nachdrucksam und unter großem Pomp theils um Fastnacht, theils um Mai und Ostern, auch um Pfingsten militärisch abgehalten wurde zwischen verschiedenen Thalschaften und Ortschaften. Ein solches Gefecht pflegten auch die luzerner Nachbarorte Knutwil und Büren sich alljährlich zu liefern; die Kriegsankündigung geschah in Knittelversen, ein großer Schmaus vereinte

beide Parteien nach langen und listig durchgeführten Manövern. Je sichtbarer nun dem bürgerlichen Verstande der Widerspruch nach und nach werden mußte, welcher zwischen diesen kindlichen Gewohnheiten der Vorzeit und der eigenen wachsenden Bedeutsamkeit sich erhob, um so eher begab man sich selbst dieser Spiele. Mit einer gewissen Schamhaftigkeit vor veralteten Moden trat der Städter seine einzelnen Gewohnheiten dieser Art dem Bauernstande und der Kinderwelt ab. Entweder überließ man sie dem umwohnenden Landvolke, und ins Possenhafte verkehrt spielte sie dieses dann alljährlich einmal auf Markt und Rathhausplatz ab gegen einen Trunk aus der städtischen Kellerei; oder man nahm den letzten religiösen Schein hinweg, der noch an der alten Ueblichkeit hängen mochte, und gab ihr dafür einen ganz neuen Zweck. Dies war dann häufig ein bürgerlich praktischer, ein Erziehungszweck. So erlischt denn in der politischen Frühreife mancher oberdeutschen Reichsstadt schon ziemlich bald der sonst von allen Classen der Bevölkerung begangene Maienzug; aber ebenso bald findet er daselbst eine neue Anwendung auf die städtische Jugend. Sonst war man zur Feier der einkehrenden Frühlingsgötter festlich in die Waffen getreten; nun suchte man in denselben Fristen die Jugend noch sich ergötzen zu lassen, dabei aber sie zugleich waffengeübt und wehrhaft zu machen. Das sogenannte Cadettenwesen der Stadtknaben beginnt, die Knabenschule erhält einen militärischen Zweck, die Maienzüge werden bewaffnete Auszüge der Schulkinder, letztere sollen eine Prüfung bestehen über ihre kriegerischen Fortschritte, und fällt es zur Zufriedenheit aus, dann dürfen sie auf Magistratskosten schmausen, dürfen auf dem Anger mit den wartenden Schulmädchen tanzen. Aber der Spielplatz der Knaben wird von nun an auf den Schützenplatz der Väter versetzt.

Es ist bemerkenswerth, zu sehen, welche Städte es sind, in denen diese Umwandlung frühzeitig vor sich geht, und welche andere länger das Alterthümliche mit einem gewissermaßen conservativen Sinne zu bewahren streben. Meistens trifft das eine mit der wichtigeren Rolle zusammen, die dann eine solche Stadt in der politischen Welt zu spielen beginnt, und das andere geht Hand in Hand mit dem bescheidenen Stillleben, dem sich jener Ort und jene Bürgerschaft ergibt. Nicht selten sind es staatsmännische, kriegerische Naturen, die sich vorzugsweise dann in der einen Commune erzeugen, während in der andern unter dem milden Nachschimmer alter und hartnäckig bewahrter Bräuche die beschaulichen Geister, die Priester, Künstler und Gelehrten erstehen werden. Demnach kann es nicht auffallen, wenn in dem ernsthaften Bern der Maienzug mit seinem alterthümlich heidnischen Wesen sich geschichtlich kaum verräth, kaum als je vorhanden gewesen sich andeutet. Um so frühzeitiger aber drückt sich daselbst der kriegerische Festzug aus, der die ganze städtische Knabenschar zu bestimmten Zeiten in eine geregelte Körperschaft, in

einen Soldatenhaufen verwandelt. Schon im Beginne des 15. Jahrhunderts bilden die Bernerknaben ein uniformirtes, marschfähiges und zu Staatszwecken verwendbares Corps. Dies beweist Justinger, Bern. Chronik S. 285: „Uf Sant Ulrichs Abend des Jares (1414) ritten der Küng Sigismund gen Bern. Da hatt der Küng meh denn 800 Pferd und der Graf von Saffoy meh denn 600. Da ging man ihm entgegen mit dem Crütz und mit einer ganzen Prozeß, mit dem Heiltum und mit allen Orden. Da waren geordnet bi fünfhundert junge Knaben unter zwölf Jaren, denen hat man bereitt des Richs Paner, und das trug ein micheler Knabe, und die andern Knaben hatt jeglicher des Richs Paner uf sinem Houpt in einem Tscheppelin gemolet. Die empfiengent am ersten den Küng und knüwetent nider. Das gefiel dem Küng gar wol und sprach zu den Fürsten, die mit ihm rittent: da wachset uns ein nüwe Welt!"

Zürich, in der Schweizergeschichte so oft der politische Widerpart des mächtigen Bern, verhielt sich auch als Erzieher und Bildner seiner Jugend vielfach anders, behandelte daher auch die Volkszustände und ältern Ueblichkeiten in einem mehr schonenden, gelinde ändernden Geiste. Hier ließ man ähnlichen Waffenübungen der Jugend die ursprüngliche Seite des Scherzes, selbst wo derselbe hart an eine possenhafte Fröhlichkeit, gleich allem Volksscherze, anstreifte. Daß die Stadtknaben den wiedikoner Dorfknaben wegen zweier Fastnachtsbutzen jährlich eine Schlacht zu liefern hatten, ist bereits vorher erwähnt. Dies war das Fasnachtsfest. Beim Frühlingsfeste, jenem noch gefeierten Sechseläuten am ersten Märzmontag, der auf die Tag- und Nachtgleiche folgt, exercirte an den städtischen Schanzen die reifere Jugend im Feuer, schoß aus Gewehr und Kanönchen; indeß sich die Kinder einen bemalten Strohmann mit Pulver füllten und ihn in die Luft fahren ließen. Das dritte militärisch begangene Jugendfest war dann zur Zeit der Schulferien in den Hundstagen, das Knaben- oder Zielschießet. Während die kleineren Knaben das Ringelstechen abhielten, wobei man kleine Silbermünzen gewann, hatten die Schulknaben ihren Waffentag und schossen, wie sie es heute noch zu thun haben, nach der Scheibe. Aber auch hier fehlte der Platznarr nicht. Mit der Peitsche züchtigte er jeden, welcher den Rüben die Schwänze abschoß, nämlich einen Fehlschuß ins weite Feld hinaus that. Und so lange hielt bei den züricher Jugendfesten diese sachgemäße Paarung von Waffenernst und Kinderscherz nach, daß der letzte Platznarr daselbst erst kurz vor 1794 gestorben ist.

Ein weiteres Beispiel diene dazu, zu zeigen, daß dieselbe Sitte allenthalben auch in den mit der Schweiz näher zusammenhängenden Landstrichen gegolten hat. Als Neuenburg im J. 1657 den in sein Fürstenthum zurückkehrenden Heinrich II. von Longueville an der Grenze militärisch empfing, betrachtete der Fürst erstaunt die Menge des aufgebotenen Kriegsvolkes, denn

es waren bis an 7000 Mann aufgestellt. Wo kommen auch so viele Leute her, fragte er wiederholt. Aber beim Einzug in die Stadt wartete sein auf dem Vorplatze des Schlosses ein Bataillon Knaben von 8—12 Jahren. Ists doch, sprach der Fürst bei ihrem Anblicke, wie wenn alle Schweizer schon als Soldaten aus Mutterleib kämen.

Wir wollen im Weiteren nun noch ausführen, wie sich bei diesen Waffenübungen der Jugend die ursprüngliche Art des Maienfahrens und Maienschmauses theilweise noch durchblicken läßt, wie dann aber mit dem Verfall der Volkssitte in dem Zeitalter der Perücke und der traurigen Geschlechterherrschaft auch diese Ueberreste berechtigter und vernünftiger Lustbarkeit ein schales Ende genommen haben. Die aarauer Chronik meldet v. J. 1554, wie man die Herren der Städte von Brugg, Bremgarten, Lenzburg, Olten und Zofingen nebst dem Adel der benachbarten Schlösser und Vogteien zusammen eingeladen auf das Fest des Maientages. Anderthalbhundert Mann Gerüstete ritten da den Ankommenden entgegen; die Stadtknaben aber, 160 Mann stark, in zwei Rotten unter ihren eigenen Hauptleuten und Fähnchen, bildeten während des Empfanges und Willkommentrinkens als Ehrenwache den Ring. Als ein Fest ähnlicher Art galt den Winterthurern der Zug in die Weckholdern. Es war ein kriegerisch begangenes Kinderfest, von dem man glaubte, es stamme aus der Heidenzeit her, war aber auf den Herbst verlegt. Das Knabenvolk sammt Lehrerschaft und Stadtrath zog alsdann mit Trommel- und Pfeifenschall auf den benachbarten Limperg, der sich uns in der Neuzeit durch die daselbst entdeckten Opfergeräthe und Götzenbilder als ein geweihter Berg ausgewiesen hat. Ein jeder hatte dorten dann eine Bürde Wachholdergesträuch zu hauen und heim zu tragen, es sollte das Jahr über als einfachstes Räucherwerk in den Häusern dienen. Zum Schlusse begann auf der Neuwiese ein Klettern und Wettrennen und alle wurden nachher mit Milch gelabt, später mit Mutschenwecklein beschenkt. So ging es auch noch anderwärts. Im würtembergischen Kocher waren eigene Stiftungen vorhanden, aus denen man in verschiedenen Dörfern die Kosten des Maientages bestritt, und die Jugend zog da gleichfalls in den Wald, hieb Birkenreiser und schmückte sie mit jenen Preistüchern, die man bei dem gleichzeitig abgehaltenen Wettlauf gewann und unter Trompetenschall austheilte. Allein auch hier griff der Pedantismus der nachmaligen Zwangsgeister ein; Kinder mußten späterhin vor der Obrigkeit Gebetlein, die Schulknaben ihre Lateinsprüche aufsagen, und die Ehrengaben sanken gleichfalls auf Schreibpapier herab. Aehnlich geschah es in Tübingen; da bestand zuletzt alle Festfreude noch darin, daß die Stadtmetzger etwa ihre Gäule hergaben und die Jungen auf der Stadtwiese abwechselnd herumreiten ließen. Grade auf dieselbe Art wird jetzt noch die Kinderzech zu Dinkelsbühl in Baiern begangen. Am Ende des vorigen

Jahrhunderts lassen sich in unserer Nachbarschaft noch folgende Ueberreste der alten Maifahrt erkennen. In Ravensburg galt das Tuthenfest, in Hall das Ruthenführen, im Frankfurt am Main das Stabenführen, in Ulm der Berg. Jedes Kind bekam da sein neues Geruste (Anzug), welches Bergkleid hieß, und besonders geputzte Mädchen nennt man dorten noch halbscherzend Bergengelchen. Man zog auf die nächsten Waldhöhen und tanzte. Als dies abkam, führte der Schulmeister seine Kinder erst in die Kirche und dann ins Schießhaus. —

Das große Cadettenfest von 1856 ist bekannt. Nicht so bekannt dürfte die Thatsache sein, daß auch in Deuschland einst ähnliche Knabenaufzüge, wie die, aus welchen die schweizerischen Cadettenfeste hervorgingen, stattgefunden haben. Wir erinnern nur an den Steckenreiteraufzug, mit dem Nürnberg am 22. Juni 1650 den Abschluß des westphälischen Friedens feierte.

Es kamen dabei nicht weniger als 1476 Knaben der bessern Stände auf ihren Steckenpferden vor das Haus des kaiserlichen Commissars Piccolomini, Herzogs von Amalfi geritten. Derselbe erwies der reisigen Schar eine ebenso ausgesuchte Gegenehre. Für jeden dieser wunderlichen Reiter ließ er einen silbernen Friedenspfennig prägen, von denen noch jetzt Exemplare übrig sein sollen. Auf der einen Seite ist ein Knabe mit einer Mütze bedeckt auf dem Steckenpferde reitend und um das Viereck ist zu lesen: Friedengedächtnuß in Nürnb., auf der andern Seite befindet sich der gekrönte Doppeladler mit der Inschrift Viv. Ferd. III. Rom. Imp.

Als dann ein Spaßvogel unter den Gassenbuben die Nachricht verbreitete, auch sie würden mit solchen Münzen beschenkt werden, wenn sie am folgenden Sonntag den Ritt nachahmten, so erschien am gedachten Tage wirklich ein noch größeres Geschwader von Steckenpferdreitern vor der Wohnung des Fürsten. Piccolomini lachte herzlich und bestellte die Kinder über acht Tage wieder; da ritten sie in großen Scharen, in förmliche Schwadronen abgetheilt, vor ihm auf und empfingen gleichfalls jeder seine Denkmünze.

---

## Correspondenzen.

London den 6. Mai. Der neue Lesesaal im British Museum. — Cobbett sagte einmal: Bei uns Engländern ist alles königlich. Wir haben eine königliche Flotte, ein königliches Heer, königliche Paläste ꝛc.; dem Volke aber gehört ausschließlich die Nationalschuld, sie heißt allein National debt, während alles andere Royal ist. Wer längere Zeit in England gelebt hat, der weiß in der That aus eigner Anschauung, mit welcher Vorliebe sich die Industrie des „Royal" bemächtigt hat. Es gibt einen „königlichen" Schuhputzerjungenverein, dessen Mitglieder sich

jedoch hundert Schritte von Buckingham-Palace entfernt halten müssen; es gibt „königliche" Tabakslieferanten, obwol die Königin nie raucht; „königliche" Speisehäuser, wo man für 5 Silbergroschen ein Mittagsessen bekommt, das allerdings nicht für bürgerliche Magen berechnet ist, und die Zahl der „königlichen" Patentpillen gegen Leberleiden, Magenkrampf, Herzklopfen u. s. w. ist Legion.

Dergleichen kommt, wenn gleich durch Polizeivorschriften strenger begrenzt, wol auch anderorten vor, einzig in ihrer Art dürfte jedoch folgende Anwendung des „Royal" sein, und darum wol werth, daß man sie aufzeichne.

An den Straßenecken der Hauptstadt werden, namentlich im Winter, viel Kartoffeln verkauft, die in recht sauber eingerichteten Kesseln an Ort und Stelle gesotten werden. Der Besitzer des Kessels zahlt für seinen „Stand" dem Kirchspiel eine bestimmte Abgabe, dafür ist er an seiner Straßenecke Alleinherrscher, und gibt seinem Kochapparate einen eignen Titel, damit er seinen Kunden geläufig werde. Es gibt Waterloo- und Wellingtonkartoffel-Kessel, zum blauen Löwen und zum rothen Lamm; kurz man findet da, wie auf stabilen Wirthshausschildern, die Natur- und Weltgeschichte recht vollständig vertreten. Mit der Zeit entstehen neue Begriffe, kommen neue Ereignisse in die Welt geflogen, und da gibt es denn auch nagelneue Schilderinschriften, die merkwürdigste unter diesen, namentlich für unsere continentale Anschauungsweise, dürfte wol folgende sein: „Royal Kossuth Potatoe Pan." So steht sie geschrieben zu lesen in blanken Messingbuchstaben auf einem Kartoffelkessel, dessen talentvoller Eigenthümer sich die Ecke von Chandos Street in der Nähe von Trafalgar Square zum Schauplatz seiner Thätigkeit erkoren hat. Den Namen Kossuth wählte er zur Zeit, als dieser bei den unteren Volksclassen Englands populär wie kein anderer war. Mit ihm verschmolz er seine eignen loyalen Gefühle für die Königin, und so wußte der geistreiche Kartoffelsieder seine Ehrfurcht fürs Königthum und die Revolution harmonisch zusammenzufassen. Königlich kossuthscher Kartoffelkessel! Es klingt in der That gar zu komisch.

Doch, auf Cobbett zurückzukommen, — seine Bemerkung über das „Royal" war mehr witzig als richtig, denn neben der Nationalschuld bestehen noch zwei ganz vortreffliche und jedenfalls minder unangenehme Staatsinstitute, die sich *nicht* „Royal" nennen. Es sind dies die Nationalgalerie und das British Museum. Von dem neuen Lesesaal des letzteren soll hier die Rede sein. —

Die Bibliothek des British Museum ist nicht viel über ein Jahrhundert alt, ihre Gründung fällt mit der des Museums selbst zusammen. Hans Sloane war der eigentliche Vater des Kindes, das so viel schon von sich reden machte. Er hatte, als er lebte, Bücher, Manuscripte, Kupferstiche, Cameen und andere Kunstsachen mit einem Kostenaufwande von 50,000 Pfd. St. gesammelt, und als er starb (1753) bot er sie seinem Vaterlande für 20,000 Pfd. St. an. Das Vaterland war so freundlich, das Anerbieten des braven Mannes anzunehmen, und die Söhne des Vaterlandes fingen an Gefallen an der Vermehrung der Bücher zu finden. Sie kauften nacheinander die harleianische, dann die cottonianische, dann die edwardische Manuscriptensammlung. Sie ließen sich von König Georg seine Bibliothek von 80,000 Bänden, die prachtvollste, die je ein Privatmann besessen hat, zum Geschenk machen, und in aller Welt Ecken und Enden an guten und theuren Dingen zusammenkaufen, was nur zu bekommen war. Aber nicht nur seltene Bücher und

Handschriften holten sie sich vom Auslande, sondern was mehr werth war, zwei fremde Menschen, leibhaftige foreigners, Enthusiasten in ihrem Fache, die in den letzten Jahren die Bibliothek zu dem gemacht haben, was sie heute ist.

Der eine heißt Panizzi, der gegenwärtige Chief Librarian (was hier so viel bedeutet als Director des ganzen Museums) ein Italiener von Geburt, der so sehr in die Liebe zur Anstalt versunken ist, daß er sich noch nicht zum Heirathen Zeit nahm. Die Bibliothek ist seine Familie, und aus jedem neuerworbenen Schatze erblühen ihm die reinsten aller Vaterfreuden. Er ist ein genialer, merkwürdig rühriger Mann in den besten Jahren, den alle englische Verleger einen Tyrannen nennen, und ihm damit das Compliment machen, daß er von der Despotie seines schwierigen Amtes grade so viel versteht, als zu dessen Erfüllung unumgänglich nöthig ist. Unter diesem vortrefflichen Tyrannen hat sich die Bibliothek um das Doppelte ihrer früheren Bändezahl vermehrt, und wenn er nur noch 500 Jahr lebt, wird sie so groß werden, daß England, um ihr Platz zu machen, genöthigt sein wird nach Australien überzusiedeln. Tyrann Panizzi lebt aber zuverlässig noch ein paar hundert Jahre, denn er wird sich zum Sterben ebensowenig Zeit wie zum Heirathen nehmen. Grau ist er allerdings in den letzten Jahren geworden, aber das geschah ganz ohne sein Zuthun. Es geht eine Sage unter den Gelehrten, daß ihm für jedes Buch, das aus dem Lesesaal gestohlen wird, ein graues Härchen auf dem Scheitel wächst. Nun wird aber leider gar viel gestohlen, namentlich von Frauen, und da glauben die Verleger, denen er nicht das kleinste Pflichtexemplar schenkt, Panizzi werde mit jedem Tage älter. Eitle Hoffnung! Er hat auch zum Aelterwerden keine Zeit.

Der Mann ist offenbar unter einer glücklichen Constellation geboren, denn nicht genug an dem, daß er als Ausländer in diesem, auf die Verwendung seiner eingebornen Talente so überaus eifersüchtig wachenden Lande eine so einflußreiche und ehrenvolle Stellung erlangte, hatte ihm das freundliche Schicksal noch einen Menschen in den Weg geworfen, der als guter Genius treu bei ihm aushielt bis an sein Lebensende. Das war der berliner Buchhändler Ascher, der den Stolz seines Lebens und seines Hauptbuches daran setzte, der Bibliothek des Museums alles zuzuführen, was auf Gottes weiter Erde nur immer Merkwürdiges zu erhandeln war. Der sauste, wie Aequinoctialstürme zu thun gewohnt sind, zu bestimmten Jahreszeiten über Europa hin, und wo ein Schatz zu heben war, gleichgiltig ob auf dem Brühl in Leipzig oder in der Alhambra von Hispanien, da fuhr er nieder wie ein Hagelwetter, oder schlug behutsam mit der goldenen Wünschelruthe an verschlossenes Gemäuer, oder ließ durch dritte Hand das Terrain bearbeiten, bis der Schatz glücklich gehoben war. Dann wickelte er ihn seelenvergnügt in sein Mäntelchen, floh damit über den Kanal, übergab ihn seiner vielgeliebten Museumsbibliothek, schüttelte dem Tyrannen Panizzi beide Hände, und fuhr wieder zurück gen Berlin. So hat der alte Ascher in seinem Mäntelchen die tieck'sche und die heyse'sche Bibliothek und der Himmel weiß was sonst noch herübergeschleppt. Jetzt ist er todt, und erzählt wahrscheinlich dem Hans Sloane, der auch schon hundert Jahre lang todt ist, was für ein berühmter Bengel sein Söhnlein geworden ist.

Der alte Ascher war ein leidenschaftlicher Antiquar, ein Fachmensch, ein

Sammler aus Geschäft und Liebhaberei gewesen. Ob die Bücher, die er aufstöberte, je wieder von einem Menschen gesehen würden, ob sie alte Forschungen berichtigen, zu neuen Anlaß geben könnten, darum wars ihm schwerlich zu thun. Je unleserlicher ein Manuscript, desto schätzbarer. Originalausgaben, Curiosa, Curiosissma, Unica, Unicissima, je mehr desto lieber, je schwerer zu erlangen, desto lohnender, je weniger gekannt, desto unwiderstehlicher — — das ist ja die Leidenschaft aller Sammler, die oft alle andren Leidenschaften des Lebens: Liebe, Freundschaft und Tabakspfeife überdauert. Wenn der Bibliomane ein Manuscriptenbündel, dem er, wie der Jäger dem edlen Hochwild, lange die Fährte ablauschte, endlich in seine Gewalt bekommen, wenn er es abgestäubt, gereinigt, den neidischen Geschäftsfreunden gezeigt und sich die Beruhigung verschafft hat, daß es gewissenhaft katalogisirt ist, dann sind seine Wünsche befriedigt. Was weiter geschieht ist Sache des Schicksals, das den seltenen Schatz nach hundert und aber hundert Jahren einem Esel oder einem Weisen in die Hände spielen mag. Genug an dem, daß das Ding nicht verloren ist. Mag jeder, dens angeht, dafür sorgen, wie er den Fund im Bibliothekenchaos wiederfindet.

Panizzi ist ein Mann anderen Schlages. Kein bloßer Liebhaber oder Sammler, ist er mitten unter Curiosis selbst ein Curiosum von einem Bibliothekar, denn es ist ihm ernsthaft darum zu thun, daß die Bücher nicht blos gekauft, sortirt, gebunden, numerirt und katalogisirt werden, sondern er besitzt auch das unter Custoden überaus seltene Bestreben, die seiner Obhut anvertrauten Sammlungen dem Publicum möglichst zugänglich zu machen.

Wie zweckmäßig, einfach, und dabei der Weise des innern Gehaltes angemessen, die Elgin-Marmore und die anderen monumentalen Kunstwerke des Alterthums im Britisch-Museum jetzt aufgestellt sind, darüber ist unter Kunstfreunden nur eine Stimme, und mit viel geringerem Kostenaufwande ist hier Besseres geleistet, als in jener Reihe allerliebster Boudoirs, aus denen zum Theil das neue berliner Museum zusammengesetzt ist. Aber für diese Kunstwerke war auch bei der Anlage des Gebäudes der Raum zur Genüge bemessen worden, und antike Statuen ziehen nicht, wie neue Bücher, jährlich zu Tausenden in unsre Museen ein. Die hiesige Bibliothek erhält dagegen in jedem Jahre einen Zuwachs von 20,000 Bänden und darüber, und seit Jahren klagt Panizzi, daß ihm die Luft zum Athmen bald gänzlich fehlen, klagt das Publicum, daß der Lesesaal in seiner Beschränktheit immer unerträglicher werde.

Nun ist das Britisch-Museum eines der wenigen Institute in England, das vom Staate erhalten wird. Mangel an Geld war es somit nicht, weshalb das Parlament dem mit jedem Jahr dringender mahnenden Oberbibliothekar die Bewilligung zu einer Erweiterung des Gebäudes vorenthielt; es fehlte an passendem Raume für harmonische Neubauten, und der Grund und Boden in London wird nach Zollen, nicht mehr nach Klaftern bemessen. Das war sehr traurig, und des Tyrannen Panizzi Backenbart wurde darüber grau wie sein Haupt. Da hatte er eines Abends einen genialen Einfall, und was ihm damals — es sind jetzt drei Jahre her — eingefallen war, das ist jetzt gebaut und vollendet worden: der neue Lesesaal sammt dessen Corridoren, die beinahe dreimal so viel Bücher in sich aufnehmen können, als das Museum heute beherbergt.

Wer je durch den Haupteingang ins Britisch-Museum eingetreten ist wird diesem gegenüber in der großen Halle eine hohe Glasthüre bemerkt haben. Ist ihm diese Thüre nicht aufgefallen, so schadet es weiter nichts; sie war trotzdem da, mit ihren gelbbraun schmuzigen Scheiben, die offenbar mit mehr Sorgfalt noch wie der Parthenonfries vor allen rohen Scheuerungsversuchen seit Jahrzehnten geschützt worden waren. Was hinter den schmuzigen Scheiben stak, davon hatten außer den Kindern des Portiers nur Wenige eine Ahnung. Es war ein viereckiger Hof, umgeben von Mauern mit blinden Fenstern, eine Art griechischen Tempelhofes, bewachsen mit dem schönsten Rasen, den keines Menschen Tritt in seinem jährlichen Sterbe- und Verjüngungsprocesse je störte, eine grüne Oase mitten unter Backsteinen, der wie jeder Haushof eine passive Genesis hatte.

Der schöne Rasen ist verschwunden und mitten in dem beschriebenen Viereck erhebt sich die Kuppel des neuen Lesesaals. Panizzi allein hat den Plan entworfen; das Parlament bewilligte eine Million Thaler für den Bau, und die erwähnte Glasthüre bildet den Haupteingang. Nächstens sollen ihre Scheiben endlich gereinigt werden; am 16. Mai werden die Leser in das neue Haus einziehen können; acht Tage zuvor wird das Publicum zur Besichtigung der neuen Schöpfung zugelassen werden, und heute schon ist in einem großen deutschen Blatte die Versicherung eines jener Spaßvögel, die das deutsche Volk über englische Zustände aufklären, zu lesen, daß man das Publicum nur deshalb zulasse, „um seine Neugierde von andren Gegenständen abzuziehen." Wahrscheinlich verhandeln die englischen Minister eben Portsmouth an Rußland, und würden es störend finden, wenn der dumme John Bull, der nach Bedürfniß zuweilen als überaus pfiffig geschildert wird, zu früh darum erführe. Es ist doch etwas gar Schönes, wenn Einer so recht, recht tief denkt — sagt Münchhausen.

Vor der Hand wollen wir uns, wie der geprellte John Bull, denn doch den neuen Lesesaal betrachten. Hinein führte eine Doppelthüre, über deren Sims Panizzis Marmorbüste, von den Beamten des Museums angeschafft, ihren wohlverdienten Platz finden wird. Es ist ein runder Saal, mit einem Kuppelgewölbe, Durchmesser 140, Höhe 106 Fuß. Für diejenigen, die sich aus Zahlenangaben keinen richtigen Größenbegriff bilden können, dürfte es zweckmäßig sein zu bemerken, daß der Durchmesser dieses Domes der größte aller bestehenden Gebäude nach dem des Pantheons in Rom ist, dessen Durchmesser 142 Fuß beträgt, wogegen der von St. Peter blos 139 Fuß, der von St. Maria in Florenz ebenso viel, die Grabstätte Mahomeds in Bejapore 135 Fuß, und der von St. Pauls blos 112 Fuß beträgt.

Diese ungeheure Wölbung, aus Eisenrippen aufgebaut und mit Backsteinen ausgefüllt, war gar furchtbar anzuschauen, bevor die Bücher unten rings herum in die für sie bestimmten Fächer gebracht waren. Dadurch nämlich, daß sie auf Eisensäulen ruht, die trotz ihrer Stärke dem kolossalen, von ihnen getragenen Mauerwerke gegenüber beinahe verschwinden, schien sie in der Luft zu schweben, und wer eben in der Mitte des Saales stand, konnte die angenehmsten Betrachtungen über die unangenehme Lage anstellen, in die er gerathen müßte, wenn die Eisenpfeiler plötzlich brächen, die Wölbung ringsum sich senkte, und er in der Riesenglocke gefangen würde wie eine genäschige Fliege in einem rasch umgestülpten Glase.

Dergleichen Gedanken können jedoch bei demjenigen, der den Saal in seiner Vollendung sieht, nicht mehr aufkommen. Die Zwischenräume zwischen den Eisenpfeilern sind nämlich jetzt mit Büchern ausgefüllt, so daß diese die Stelle des Mauerwerks vertreten. Sie ziehen sich rings um den Saal vom Flur bis hinauf zum Gesims, wo die Wölbung beginnt und die Fenster sich erheben. Sie stehen frei ohne Verschluß, und so ist den Besuchern eine Bibliothek von 80,000 Bänden zur Benutzung freigegeben, die sie sich selbst, ohne Anfrage beim Bibliothekar, holen können. Eine Hausbibliothek von solcher Ausdehnung, gebildet aus den bedeutendsten Werken aller Fächer des menschlichen Wissens, aus den correctesten Ausgaben der Classiker aller Völker, und aus den vorzüglichsten Nachschlagebüchern, kurz gebildet aus dem Trefflichsten von dem, was man im hiesigen Bibliothekensprachgebrauch books of reference nennt, und alle diese Bücher obendrein unverschlossen, jedermann zum Herausholen und zum Auswechseln zugänglich — — das ist ein Vortheil, dessen sich bis jetzt keine Anstalt der Welt zu rühmen hat.

Doch kehren wir vorerst noch zum Kuppelbau zurück. Statt einer besonderen Laterne, die nicht genügendes Licht bieten würde, befindet sich im Mittelpunkte des Deckengewölbes ein großes, strahlenförmig auslaufendes, mit Stuck und Goldarabesken reich verziertes, großes Deckenfenster. Ihm helfen 20 andere hohe Bogenfenster, die vom untersten Gesimse, das die Scheidewand zwischen der perpendiculären Ringmauer und der Wölbung bildet, in die Höhe streben, den ganzen großen Raum vortrefflich erleuchten. Auf diese Weise ist eine der wesentlichsten Bedingungen des Baues: die Helligkeit, erfüllt; und damit an den, hier leider so seltenen, hellen Sommertagen die Sonne nicht gar zu unbescheiden ihre Strahlen ins Heiligthum senden könne, sind die Scheiben aus mattem Glase; und wieder damit an naßkalten Wintertagen die Ausdünstung sich nicht am Glase condensire, sind sämmtliche Fenster mit Doppelscheiben versehen.

Sie nach Bedürfniß zu öffnen und zu schließen, wäre bei der Höhe des Baues eine mühselige Arbeit, selbst wenn man dazu ein Dutzend Kater oder Affen abrichtete. Ventilation aber, gründliche Ventilation, ist jedem Engländer, der keine Selbstmordgedanken hegt, ein größeres Bedürfniß als den meisten übrigen Creaturen, die mit Lungen athmen. Für Ventilation mußte somit vor allem gesorgt werden. Es geschah auf folgende Weise: Ein 60 Fuß hoher Luftthurm führt den Athembedarf aus den höheren Regionen vermittelst eines Tunnels in die unterirdischen Räume, von dort steigt er durch ein weitverzweigtes Röhrennetz hinauf in den Lesesaal, und zwar in die hohlen Eisenbeine der Lesetische hinein, aus denen er, wie später bei der Beschreibung der letzteren ersichtlich werden soll, nach Belieben in den Kuppelsaal gelassen werden kann. Diese Methode ist nicht neu, ihre Anwendung und Verbesserung hat dem Baumeister der Parlamentsgebäude gar viele schlaflose Nächte und der Nation gar viel Geld gekostet. Neu dagegen ist das System für die Ableitung der schlechten Luft, die sich im Saale ansammelt.

Diesem Zwecke zu genügen hat der erfindungsreiche Architekt — Smirke ist sein Name — die Kuppel doppelt, oder wenn man lieber will, er hat zwei concentrische Kuppeln übereinander gebaut, oder um noch verständlicher zu sein: er hat eine Wölbung in eine zweite so hineingestülpt, wie man es mit alten gewirkten Schlafmützen zu machen pflegt. Zwischen der innern und äußern Schale bleibt

somit ein großer Raum frei, und in diesen münden die Röhren, welche die verdorbene Luft aus dem Saale entfernen. Ihre unteren Mündungsstellen sind nicht sichtbar, sie werden dort, wo sie angebracht sind — im Mittelpunkte des Deckengewölbes und der Fensterbogen — durch vergoldete, durchbrochene Rosetten verdeckt, und von Zugluft kann keine Rede sein, da die Mündungen über dem Niveau des Rheumatismus angebracht sind.

Was die Verzierung des ungeheuren Raumes betrifft, ist sie in sehr einfachem und doch reichem edlen Stil gehalten. Die untere Rundmauer wird, wie gesagt, scheinbar von den Büchern gebildet, und die Verschiedenheit ihrer für eine öffentliche Bibliothek ganz merkwürdig luxuriösen Einbände bringt Leben und Mannigfaltigkeit ins Colorit, das durch die beiden zierlichen, mit vergoldeten Gittern versehenen Rundgalerien noch wesentlich gehoben wird; wo durch den massiven vergoldeten Sims die perpendiculäre Kreiswand vom Beginne der Wölbung geschieden wird, springen 20 reichverzierte Sockel vor, auf die Marmorstatuen zu stehen kommen werden. Daß diese noch fehlen ist ein gewaltiger Nachtheil für die Harmonie des Ganzen. Man fühlt die Leere ganz außerordentlich. Man sehnt sich nach Anhaltspunkten in dem ungeheuren Bogenraume, der sehr geschmackvoll zwar, aber beinahe zu einfach, oder doch zu flach im Verhältniß zur kolossalen Spannung in lichtem Blau und Gold verziert ist. Die Statuen werden, nach der Ansicht Sachverständiger, der Wölbung viel von der Starrheit nehmen, die jetzt sehr auffällig ist. Es ist zu wünschen, daß sie bald fertig werden.

Nun zur Einrichtung. — Dem Haupteingang gegenüber führt eine Doppelthür in die alte Bibliothek, und von dieser bis zum Mittelpunkte des neuen Saales ein durch Geländer abgegrenzter Weg, der sich an seinem Ende kreisförmig erweitert. In diesem etwas erhöhten Kreise befindet sich der Bibliothekar mit seinen Gehilfen, hier werden die Bücher, die aus den verschlossenen Bibliothekräumen geholt werden müssen, gefordert, in Empfang genommen und abgeliefert, und um diesen Kreis gruppiren sich concentrisch zwei Reihen von Repositorien für den großen Katalog, der 500 Bände stark werden soll, und einstweilen bis zum Buchstaben F in einer Vollendung wie kein anderer in irgend einer der großen Bibliotheken Europas dem Publicum zur Benutzung frei stehen wird.

Von diesem Mittelpunkt laufen strahlenförmig die langen Lesetische aus, zwischen denen noch andere zur Benutzung großer Karten- und Bilderwerke eingeschoben sind. Letztere sind flach; die eigentlichen Lesetische aber an und für sich kleine Kunstwerke, die sich jedenfalls bequemer benutzen als beschreiben lassen. Man denke sich einen unsrer gewöhnlichen Schreibtische, der einen Aufsatz für Bücher oder kleine Schiebfächer trägt, mit dem Rücken an einen zweiten von gleicher Gestalt geschoben, und die beiden etwa ums Zehnfache in die Länge gezogen, so hat man so ziemlich die Hauptumrisse eines dieser Lesetische. Der Bücher- oder Schiebfächeraufsatz theilt sie der ganzen Länge nach, und ist hoch genug, um eine Scheidewand zwischen den einander gegenüber Sitzenden abzugeben. Die Scheidewand selbst ist hohl, und hohl sind auch die eisernen Fußgestelle der Tische, und durch diese strömt die frische Luft aus den untern Räumen über die Köpfe der Lesenden hinweg hinauf in die Höhe, schlüpft durch die goldenen Fensterrosetten in die übereinandergestülpte Schlaufhaubenkuppel, und findet aus dieser ihren Weg ins Freie.

Aber nicht blos der Athmungs- sondern auch der Erwärmungsproceß des Saales wird zum großen Theil durch diese Tische vermittelt. Statt der Querbalken, die bei altmodischen Möbelstücken deren Füße miteinander verbinden, laufen hier eiserne Röhren hin; diese werden während des Winters mit warmem Wasser gespeist werden, und einen behaglichen Fußschemel abgeben, den jeder Leser nach Bedürfniß durch Umdrehung eines ihm zur Seite befindlichen Hahnes mehr oder weniger warm halten kann, je nachdem er mehr oder weniger warmes Wasser durchströmen läßt.

So sitzen wir denn ganz behaglich, die Cigarre in der — Tasche, an einem dieser Tische, und lassen es uns nach Kräften wohl sein wie im eigenen Hause. Denn Ellbogenraum haben wir im Ueberfluß, selbst wenn alle 300 Tischplätze besetzt sind; die Tintenfässer sind gefüllt und sorgfältig eingeschraubt, damit wir beim besten Willen keines über unsre unsterblichen Notizen gießen können; eine Papierunterlage brauchen wir nicht mitzubringen, denn die ganze Tischfläche ist mit lackirtem, etwas elastisch gehaltenen Leder überspannt; das Umdrehen eines Hahns erspart die Küchenmagd, die das Feuer schüren soll; wir strecken die Hand aus und blättern gemüthlich in 80,000 Bänden; wir schreiben ein paar Worte auf einen Zettel, und haben die Auswahl unter 420,000 anderen; wir wünschen ein Buch bei Seite zu legen und brauchen nur die Hand zu bewegen, um ein kleines Pult aus der Mittelscheidewand herauszuschlagen; wir wünschen ein anderes Buch etwas erhöht und geneigt vor uns hinzulegen, um daraus bequemer lesen oder Auszüge machen zu können, und wieder bedarf es blos eines sanften Druckes an einer Handhabe links vom Tintenfaß, da zaubert sich aus derselben mittlern Scheidewand, die der Wunderdinge so viele in sich schließt, ein allerliebstes Lesepult heraus, das sich vor- und rückwärts schieben, und in jeder beliebigen Neigung gegen den Horizont fixiren läßt; kurz es ist alles aufgeboten, dem Leser seine eigene Stube verächtlich erscheinen und ihn nur für das Eine sorgen zu lassen, daß er die 500,000 Bände und 30,000 Manuscripte nicht allzuschnell auswendig lerne, damit es ihm an Veranlassung nicht fehle wieder vorzusprechen.

Luxuriös wie die Lesetische und nicht minder zweckmäßig wie diese sind die anderen Einrichtungen, und wer die Preise englischer Handwerkerarbeit kennt, zumal wenn, wie dies hier der Fall ist, alles aus dem besten Material angefertigt werden soll, der wundert sich schwer, daß die ganze Herrlichkeit blos eine Million Thaler gekostet hat. Wie für genügendes Licht, Wärme und Bequemlichkeit gesorgt wurde, ist im Vorhergehenden zu schildern versucht worden. Nun handelte es sich aber auch darum, jedes überflüssige Geräusch aus dem Heiligthum fern zu halten. Zu diesem Zwecke ist hinterlistigerweise jedes von den Lesepültchen in allen seinen Bestandtheilen mit glattem Leder überzogen, damit es beim Auf- und Zuklappen nicht unbescheiden knarre; mit eben solchem Leder sind sämmtliche, zusammengenommen mehre Meilen lange, Büchergestelle überzogen, damit sie keinen widerspenstigen Laut von sich geben können, wenn die Bücher aus- und eingeschoben werden; die Saalthüren sind mit Tuch beschlagen und schließen lautlos wie eine schlechte Theatervorstellung; Guttapercha, mit anderen Stoffen boshaft verwoben, bedeckt als Teppich den Boden, damit kein Tritt sich vorwitzig bemerkbar mache; und selbst die Rollen an den Stühlen haben einen Guttaperchaüberzug erhalten, um sie zu ewiger

Lautlosigkeit zu zwingen. Wäre es möglich gewesen, alle Einbände zu ölen, damit sie beim Aufschlagen nicht knarren, oder das Nasenputzen durch eine kleine Maschine überflüssig zu machen, man hätte es gethan oder doch zu thun versucht. — Wer in diesem Saale nicht lesen kann, bleibt ewig ein verlorner Mann.

So viel über dieses neue Bauwerk, das prachtvoll und genial angelegt ist, wie kein anderes dieser Art. Ueber die Verwendung der Räume rings um den Saal, über das abenteuerliche, aus Eisenstangen und Eisengittern zusammengesetzte Labyrinth, das diese Räume in Corridore zur Aufnahme von weit über eine Million Bände theilt, über die Bedachung und Beleuchtung dieser Corridore, über die Vertheilung der Bücher und deren Anordnung dürfte später einmal ausführlich berichtet werden. — Singe, wem Gesang gegeben, Raum ist in dem neuen Bau für 1,500,000 Bände der schönsten lyrischen Gedichte. —

**Hamburg, Anfang Mai.** — Der Mesmerismus ist in Hamburg los; wie es indeß bis jetzt scheint, mehr zum Nachtheil für den Propheten, als für die gläubig zu machende Gemeinde. Einer unserer Geldaristokraten hat im vorigen Monat das jetzige Haupt dieser Schule, den Baron Dupotet, zur Heilung seiner kranken Tochter hierher kommen lassen. Welchen Erfolg diese besondere Cur gehabt, ist mir nicht bekannt geworden; aber das sah man bald, daß in unsern höchsten Regionen (ein Gemisch von reichlichem Banko und reichsstädtischem Patricierthum) die wunderbare Heilkraft bewundernde Anhänger gefunden hatte. Man veranlaßte daher den großen Künstler zu einer Reihe von öffentlichen Vorlesungen, die trotz des sehr hohen Eintrittspreises zahlreiche Subscribenten fanden — wer dem französischen Vortrag des Herrn Baron nicht folgen konnte, vermochte doch die Wunder zu schauen und die Wahrsagungen zu hören. Leider aber sind die Wunder nicht blos ausgeblieben, sondern haben sich so ziemlich in ihr Gegentheil verkehrt. In der ersten Sitzung gelang es nach mehrfach vergeblich angestellten Versuchen an Damen endlich, eine derselben so weit in magnetischen Schlaf zu versetzen, daß sie „mit sichtlichem Widerstreben" dem Magnetiseur durch den Saal folgte. In der zweiten Sitzung ging es noch übler, indem, als endlich nach langem Bemühen an Herren und Damen ein Herr so weit gebracht war, daß Herr Dupotet dessen völlige Unempfindlichkeit gegen Schmerzen jeder Art ausdrücklich erklärte, unerwartet ein Arzt hervortrat, und durch einen rasch beigebrachten Nadelstich dem Magnetisirten nicht blos zur Empfindlichkeit, sondern sogar zum Aufwachen verhalf.

In der That, man kann sich eines gewissen Gefühls der Beschämung nicht erwehren, wenn man sieht, daß die Kreise, welche hier als der Gipfel der Bildung gelten wollen, mit schweren Kosten einen französischen Mesmeristen kommen lassen, um durch seine Hilfe anstatt der eines tüchtigen Arztes wieder gesund zu werden. Halb so viel Bereitwilligkeit und Zutrauen einem solchen entgegengetragen, würden noch ganz andere Wunder bewirken können. Aber es war den Leuten wol mehr um eine neue Sensation zu thun, um eine Art übernatürlichen Kitzels bei der Fülle von körperlichen Genüssen. Dennoch haben wol grade die gesunden Körper und die am wenigsten zur Ueberschwenglichkeit geneigte Phantasie der norddeutschen Naturen die bisherigen Experimente so gründlich scheitern machen. In Paris haben wir ganz andere Erfolge gesehen, so erklären die Wundergläubigen; sehr begreiflich bei

der raschen Hingabe der Franzosen an jede stark hervortretende neue Idee und jede kräftig auftretende Gewalt. Hat Herr Dupotet doch selber gesagt, er vermisse hier die „sensiblen" Naturen. Ueberhaupt, sprechen sie jetzt aus, sei das magnetische Experimentiren besser in einem auserwählten Kreise, als in einer Versammlung angebracht, in welcher jeder für sein Geld Zutritt erlangen könne. Den größten Unwillen hat sich der Arzt zugezogen, der so ohne Weiteres den Magnetiseur beim Worte nahm; solche Nadelstiche seien unschicklich und höchstens vom Meister selbst beizubringen. Indessen das Unglück ist einmal geschehen, und die öffentliche Meinung, die dem ganzen Treiben von Anfang an mit Kopfschütteln zugesehen, ist noch ungläubiger geworden. — Daß man vor einigen Abenden einer von hier gebürtigen Schauspielerin, Fräulein Gaßmann, die sich im Thaliatheater durch persönliche Liebenswürdigkeit und frisches, lebendiges Spiel viele Freunde erworben hat, vor ihrer Uebersiedelung nach Wien in wahrhaft überschwenglicher Weise eine Abschiedsserenade gebracht hat, mag für Hamburg insofern ein Ereigniß sein, als es zeigt, zu welchen Uebertreibungen ein dankbares hiesiges Publicum sich brauchen läßt. Im großen Geschäftsleben hat man aber jetzt alle Hände voll zu thun, denn seit einigen Wochen kehren fortwährend hunderte von reich beladenen Schiffen aus allen Theilen der Erde in unsern Hafen ein, und fahren meist nicht minder reich beladen wieder zurück. Leider ist unter diesen Ausfuhren auch eine Fracht, bei welcher der Nutzen nur ein sehr einseitiger ist, die unglaublich rege Beförderung von Auswanderern. Wenn der erste und der funfzehnte eines Monats heraunaht, dann wimmelt die Hafengegend von Gestalten, denen man das Nicht-Seemännische auf den ersten Blick ansieht; Männer und Weiber in all den wunderlichen Bauerntrachten aus norddeutschen Dörfern. Am 1. Mai sind wiederum in elf Schiffen etwa dreitausend Auswanderer eingeschifft worden, neun Schiffe nach Nordamerika, eins nach Donna Francisca in Brasilien, eins nach Australien bestimmt. Zwei Drittel dieser Auswanderer waren aus Mecklenburg, die übrigen größtentheils aus Brandenburg und Pommern angelangt. Sie müssen gute Nachrichten von drüben bekommen haben, denn der größte Theil bestand aus Leuten, die ein eignes kleines Vermögen mitnehmen konnten. Daß der Mecklenburger in seinem Lande nicht gern bleiben will, ist begreiflich, denn wenn auch der Einzelne, der sein Eignes hat, sich zur Noth noch durchschlagen kann, so ist es doch die Sorge für die Kinder, welche von der Heimath wegtreibt. Das kann auch nicht anders sein in einem Lande, wo Stadt von Stadt, Gut von Gut sich voneinander absperren, wo in den Städten die Gewerbe durch Zunft, auf dem Lande durch abgeschlossene große Güter und kleine Kathenstellen die Mittel zur Niederlassung so begrenzt sind. Wenn man sich bei diesen mecklenburgischen Auswanderern erkundigt, weshalb sie weggehen, so wird man oft genug erfahren, daß es die jungen Mädchen sind, welche nur in der neuen Heimath anständige Ehefrauen und Mütter zu werden Aussicht haben; gewiß sehr natürlich, wenn man erfährt, daß in Mecklenburg schon seit Jahren jedes vierte Kind ein uneheliches ist, eben infolge der erschwerten Niederlassung. Die Leute helfen sich also selbst, geben weg, und überlassen es den ständischen Herren Gesetzgebern, verschärfte Verordnungen gegen die Unzucht, und den Priestern (wie dort noch allgemein die Pfarrer heißen), verschärfte Sonntagsfeiern einzuführen. Freilich wird den Gutsbesitzern dieses so dünn bevölkerten Landes, aus dem nun seit etwa sechs Jahren alljährlich über 7000 Menschen auswandern, und obendrein die kräftigsten Burschen und Mädchen, die Sache allgemach sehr unbequem, und möchten sie gern dagegen für die Zukunft einschreiten, natürlich auf polizeilichem Wege, denn an eine Verbesserung der einheimischen Zustände wird nicht gedacht.

Sehr schlimm wird die Sache, wenn nun schon Viele weg sind und die Zurückgebliebenen, die gleichfalls schon mit dem einen Auge nach Amerika sehen, kein

rechtes Heimathsgefühl mehr fassen wollen, weil sie aufgehört haben, das Land, in dem sie wirken, auch als das ihrer Zukunft anzusehen. Es wird dadurch ein großer sittlicher und zum Bestande der Staaten nothwendiger Halt gradezu durchbrochen. Man kann so wenig zweien Herren dienen, wie zwei Vaterländer haben. Was daraus in der Zukunft für Europa oder Amerika Gutes erwachsen wird, mag der Himmel wissen; die Gegenwart hat sicher alle Ursache darüber zu klagen.

---

## Literatur.

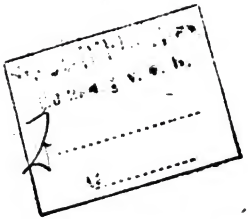
**Italienische Bibliothek.** — Biblioteca classica Italiana pubblicata per cura del Dott. A. Racheli. Trieste, sezione letterario-artistica del Lloyd austriaco. 1857. — Der Plan dieser Bibliothek, der wir das beste Gedeihen wünschen, ist ein sehr umfassender. Sie soll sich von der ältesten Zeit der italienischen Literatur bis auf unsere Tage erstrecken. Das 13. Jahrhundert soll vier Bände umfassen, jeden Band zu 150 bis 300 Seiten. Der erste Band enthält die Werke von Brunetto Latini, der zweite die religiösen und moralischen Schriftsteller: Brato Fra Giordano da Rivalta, Albertano Giudice da Brescia, Frate Ugo della Panciera, Dionisio Cato, Guittone d'Arezzo, Jacopone da Todi, Bono Giamboni ꝛc. Der dritte Band enthält die Schriftsteller über Geschichte, Geographie, Reisebeschreibungen ꝛc.: Ricordano Malespini, Giovanni und Lionardo Morelli, Paolino Pieri, Fra Ricoldo da Monte di Croce; der vierte Band die Dichter des Mittelalters mit philologischen Anmerkungen. Für das 14. Jahrhundert sind sieben Bände bestimmt; der erste enthält den Boccaccio, der zweite die Novellisten, der dritte die Reimchroniken und Romanzen, der vierte die Geschichtschreiber, darunter Dino Compagni, Velluti Donato, Pace da Certaldo, Goro Dati, Lionardo Bruni, der fünfte Band die Reisebeschreibungen, darunter Frescobaldi und Marco Polo, der sechste und siebente die Chronik von Villani. Von der letztern ist bereits eine Lieferung erschienen, eine zweite ist zunächst in Aussicht gestellt. Für die neuere Zeit ist der Plan der Sammlung noch nicht mitgetheilt. Zunächst werden die Werke von Alfieri und Metastasio herausgegeben, dann folgen Ariost, Fra Domenico Cavalca und das Theater des 15. und 16. Jahrhunderts. Die vier Lieferungen, die bis jetzt erschienen sind, zeichnen sich durch Correctheit des Drucks, so wie durch Eleganz und Zweckmäßigkeit der Ausstattung aus. Wir haben um so mehr Veranlassung, das Publicum auf diese schöne, allen Bedürfnissen entsprechende Sammlung aufmerksam zu machen, da man in neuerer Zeit die italienische Natur über die Gebühr vernachlässigt hat. Freilich ist sie in der letzten Zeit hinter der Entwicklung der Deutschen, Engländer und Franzosen zurückgeblieben, aber man soll doch nicht vergessen, daß sie die erste war, mit welcher die Wiedergeburt Europas beginnt, und daß eine große Zahl der Schriftsteller, die sie vertreten, noch heute in Bezug auf Bildung und Kunst mit den ersten Namen aller Nationen wetteifern können. Wir behalten uns vor, bei der Fortsetzung auf dies Unternehmen zurückzukommen.

---

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.

Als verantwortl. Redacteur legitimirt: F. W. Grunow. — Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.



# Briefwechsel zwischen Friedrich Gentz und Adam Müller.

Stuttgart, Cotta. —

Der Briefwechsel, welcher die Jahre 1800—1829 umfaßt, gehört zu den interessantesten Erscheinungen der letzten Jahre. Zwar in politischer Beziehung erfahren wir nicht viel Neues daraus, aber zur Pathologie des Zeitalters, zur Kenntniß jener moralischen Krankheiten, aus denen die politischen Wirren hauptsächlich hervorgegangen sind, sind diese Mittheilungen von großer Wichtigkeit. In den zahlreichen Correspondenzen, die von Gentz bereits publicirt sind, wüßten wir keine, in denen er sich so unbefangen, mit so vollständiger Naturtreue abzeichnete; denn Johannes von Müller oder Rahel gegenüber spielt er doch immer eine gewisse Rolle, d. h. er lügt nicht etwa, — denn so sonderbar es klingen mag, es hat selten einen wahrheitsliebendern Menschen gegeben als Gentz — aber er steigert seine Empfindungen diesen Personen gegenüber zu einer Höhe, die an die äußerste Grenze seiner Fähigkeit geht, und wir lernen nur die Ausnahmezustände seiner Seele kennen. Gegen Adam Müller hatte er das nicht nöthig. An Alter, Bildung und Geist ihm bedeutend überlegen, von dem jüngern Manne angeschwärmt, konnte er sich in seiner vollen Natur ihm Preis geben, und führte das auch mit einer seltenen Virtuosität durch. Je zahlreicher die Widersprüche in diesen Briefen sind, desto sicherer können wir uns auf ihre innere Wahrheit verlassen. Auf den ersten Augenblick kann es freilich sonderbar erscheinen, wie dieser helle klare Kopf, der die wüsten Phantasiebilder seines ergebenen Freundes zuweilen mit unbarmherziger Analyse zerlegt, dennoch so viel Interesse, ja zuweilen so viel Begeisterung zeigt. Aber abgesehen davon, daß auch für den ruhigsten Verstand ein Anbeter immer eine interessante Erscheinung ist, daß Gentz bei der Heftigkeit seines Temperaments sich stets in Superlativen ausdrückt, liegt darin die Romantik seiner Natur. Der nüchterne Rationalismus, der gewöhnlich sein Denken charakterisirt, verlangte nach einer Ergänzung, und er blickte auf Adam Müller, auf Görres und ähnliche Figuren, wenn sie ihn auch im gewöhnlichen Leben zur Verzweiflung brachten, wenn er auch seine Ironie ihnen gegenüber fast nie unterdrücken konnte, doch mit einem gewissen Neid. Die

Gabe der Weissagung wäre ihm gar nicht unbequem gewesen, und wenn er mehrmals versichert, er habe aufs eifrigste nach dem Glauben gerungen, so ist das ganz ernsthaft gemeint, nur daß er freilich immer so ehrlich war, einzugestehen, sein Ringen sei vergebens gewesen. Er drückt sich über sein Verhältniß zu Müller gleich in einem der ersten der Briefe 1803 ziemlich klar aus: „Ich bin selbst innig überzeugt, daß wir, um etwas Gutes zu wirken, miteinander leben müssen. Sie allein sind den äußern Schwierigkeiten dieses harten Zeitalters nicht gewachsen; und ich muß schlechterdings etwas haben, was mich unaufhörlich über das Zeitalter erhebt, wenn ich nicht endlich sinken soll.“ Mit andern Worten, der eingefleischte Realist und Weltmann hat eine geheime Kammer seines Herzens, die sich nach Idealismus sehnt; da er aber nicht stark genug ist, Ideale zu finden, lehnt er sich an Phantasten, so wenig das Schwankende einer solchen Stütze seinem Scharfblick entgeht.

Für jeden Menschen, dessen Leben und Denken man im Detail verfolgt, gewinnt man ein gewisses Interesse, und so geht es uns auch mit diesen beiden Sophisten. In der Zeit, wo sie von Einfluß waren, mußte freilich jedes andere Gefühl als das der Erbitterung verstummen; jetzt aber, wo man sie ganz objectiv betrachten kann, machen sie sehr häufig einen komischen, zuweilen einen rührenden Eindruck. Bei Gentz versteht sich die Theilnahme von selbst. Aus dem Umgang eines hochgebildeten und trotz aller Bildung naiven Mannes kann man immer lernen; aber selbst ein so verschrobener Phantast wie Müller imponirt durch die Zähigkeit, durch die innerliche Leidenschaft, mit der er an seinen Visionen festhält. Freilich ist jeder Schwärmer bis zu einem gewissen Grad auch ein Schwindler, und wer nicht im Stande ist, ein einziges wahres Wort zu sagen (das war Müller in der That nicht, weil er nie einen klaren Gedanken ehrlich auszudenken vermochte), wird mitunter lügen; aber es ist doch nicht jene gemeine Lüge, die man mit einfacher Brandmarkung zu strafen hat. Der Zeitgenosse von Görres, Arnim, Steffens, Brentano, Schubert ꝛc. ist, wie gesagt, ein wichtiger Beitrag für die Pathologie des Zeitalters.

Vielleicht wird Manchen der Ausdruck „komisch“ befremden, den wir vorher angewandt haben, aber man erwäge Folgendes. Schon in dem Briefwechsel der Rahel wird man mitunter außer Fassung gesetzt, wenn diese Herren und Damen jeden Brief mit einer Schilderung des Wetters eröffnen, und von dieser Schilderung des Wetters gar nicht wieder loskommen, wenn das Wetter ihre ganze Stimmung so vollständig determinirt, daß ihre Seele alle Freiheit verliert, daß sie sich lediglich als ein krankhaftes Phänomen der physischen Mächte darstellt. Diese Wetterbeobachtungen nehmen in dem vorliegenden Briefwechsel etwa den vierten Theil des Raumes ein. Wenn irgendwo ein Gewitter ausbricht, gerathen die beiden Herren sofort in eine Todesangst, sie fürchten den Ausbruch eines Erdbebens, den Untergang der Welt, sie sehen

zitternd nach allen Seiten, ob das Gewitter im Abzug ist oder wiederkommen wird, und die höchste Aufgabe der Philosophie und der Wissenschaft im Allgemeinen scheint ihnen dann zu sein, das Wetter voraus zu verkündigen, um die Seele von dieser fortwährenden Angst zu befreien. Diese Nervenschwäche ist bei beiden; charakteristisch für Müller aber ist die Einmischung dieser Stimmungen in seine Religiosität. Am 7. September 1805 schildert er zuerst seine Stimmungen während einer Woche, wo fast jeden Tag ein Gewitter war. Nachdem die Klagen zwei Seiten ununterbrochen gedauert haben, geht es folgendermaßen fort (S. 53): „Von 12 bis 1 Uhr war ich in mehr als in Todesangst, auf jeden Stoß des Windes, auf jeden Fußtritt achtend, in jedem Augenblick Bewegungen der Erde erwartend. Endlich gegen zwei Uhr ermannte sich das Gemüth und der Gedanke der Dauer in seiner ganzen religiösen Majestät erhob sich aus dem Chaos, worin sich die Welt schon aufgelöst hatte. Endlich Sonntags den 4. September mit dem ersten Viertel des Mondes wurde die Luft wieder ruhiger. Unter allen diesen Schmerzen gedeiht in mir der Glaube an Christum, und besonders an die Strafgerichte Gottes, auch meine Ideen über die Astrologie und den Umgang der Planeten miteinander. Hiervon verstehe ich mehr als einer. Ich sende Ihnen, mein liebster Freund, einen Aufsatz über die Wetterkunde, den ich im Sommer 1804 nach den starken Regengüssen im Juni schrieb, und der Ihnen nichts zeigen soll, als daß ich auch populär schreiben kann. Ueber den Gegenstand sollen noch ganz andere Dinge aufgezeichnet werden." — Wenn man näher zusieht, ist die Blasphemie freilich toll; aber man kann sich doch eines unerschöpflichen Gelächters nicht erwehren. Das waren im Jahre des Herrn 1805 die Propheten der neuen Weltreligion! Grade vier Monate vorher hatte nämlich Müller seinen Glauben abgeschworen und war feierlich in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche zurückgekehrt.

Die Briefe der ersten Jahre enthalten nicht viel Wichtiges. 1800 waren die beiden in Berlin zusammen, im Anfang 1803 in Wien. Seit dem Frühling 1803 hatte sich an Müller, der wieder in Berlin war, hauptsächlich Wiesel angeschlossen (seine Schwester war die Geliebte des Prinzen Louis Ferdinand), von dessen Mephistophelesnatur bereits Varnhagen eine sehr interessante Schilderung gegeben hat. Dieser dämonische Schalk hatte in Müller Ideen angeregt, die ihn zur Conception einer neuen Philosophie, der Lehre vom Gegensatz, veranlaßten; einer Philosophie, die nun seine fixe Idee wurde, und aus der er alle Erscheinungen der Geschichte erklärte. Der Grundzug der Lehre war, daß die Vorsehung sich in Contrasten offenbart, und daß die äußersten Extreme in Bezug auf die Entwicklung der Menschheit gleiche Berechtigung haben. Den Einfall des pantheistischen Schalks trug Müller mit theologischer Salbung vor und kritisirte nun von der Höhe dieses

Standpunkts aus die neuesten Erscheinungen der Philosophie mit souveräner Verachtung. „Alle diese Erscheinungen, hinter denen sich das Hinneigen nach der Armuth und dem Tode versteckt, werden weichen, und sicher weichen. Aber die Lehre des Gegensatzes steht so unerschütterlich fest, daß die Irrthümer, die sie aus Gegenwart und Zukunft verscheucht, die aber doch einst da und wirksam waren, ruhig am Himmel der Geschichte der Erinnerung, wie Punkt und Antipunkt wieder heraufsteigen. Einseitig, absolut traten sie auf, der Idealismus, die romantische Wuth, die Sentimentalität, die Aufklärung, als Verirrungen des Einzelnen werden sie verfolgt und vernichtet; aber im Universum gibt es keine Verirrungen, im Ganzen betrachtet lösen sich die einzelnen Dissonanzen in harmonische Accorde auf. Hier zeigt es sich, daß die Verirrung selbst wieder nicht absolut, nicht isolirt, nicht ohne entgegengesetzte, wahre Antiverwirrung dastehen kann; sobald aus falscher Ansicht des Wissens sich die Aufklärung im Zeitalter erhebt, sobald und zu derselben Zeit und nothwendig steigt ein entsprechender Irrthum der Phantasie, wenn ich so sagen darf, die süßliche, friedliebende, humane, Hussiten-, Rumfordssentimentalität herauf. Beide Erscheinungen mußten nebeneinandergehen, eine wurde nur durch die andere möglich, nur durch ihr Gegengewicht konnten sie bestehen. So stolz der Idealismus auf die Aufklärung, die neue Romantik auf die Sentimentalität herabsieht, so ist vor Gott und dem Gegensatz der Idealismus doch nichts als Quintessenz, als höchster Gipfel der Aufklärung, wie die tieckische Romantik nichts als Gipfel der Sentimentalität. Auch diese Erscheinungen mußten nothwendig nebeneinandergehen; aber es ist auch nichts gewisser, als daß eine immer nur durch die andere begreiflich wird; um Fichte zu kennen, muß man Tieck und seine Schule betrachten, und umgekehrt." Ueber diese Ideen gab er 1804 ein ausführliches Buch heraus, welches aber nicht ausreichte, Gentz zu bekehren. Dieser veranlaßte ihn daher im Februar 1805, nach Wien zu kommen, aber die Unterredungen hatten keine Frucht. Bei Gentz trat der alte Kantianer hervor; er wurde empört darüber, daß auch in Beziehung auf die moralischen Ideen alles ins Fluctuiren gerathen, daß alles Absolute aufhören sollte. „Ich — zwar keiner Schule unbedingt zugethan, aber doch lebend und webend in einigen göttlichen absoluten Ideen — ich, der doch auf die Speculation kaum so viel Zeit verwenden kann, als aufs Mittagessen — ich soll, in meinem vierzigsten Jahre, eine durchaus neue, alles zerstörende Ansicht der Welt annehmen, und mich in einen Strudel stürzen, von dem ich kaum begreifen kann, wie Sie, mit ganz andern Kräften ausgerüstet, funfzehn Jahr jünger, frei wie die Luft, leicht und beweglich wie sie, nicht jeden Augenblick darin zu Grunde gehen!" „Wenn Sie mir sagen: das Sopha liebt mich, insofern ich es liebe, oder ähnliche Blumen, so höre ich es mit Ruhe und Heiterkeit an; wenn Sie aber Liebe, Moral und Gott, in dem Sinne,

in dem ich sie mir denke, und ewig denken werde und muß, so lange ich mich nicht in den Gegensatz stürze (welches nicht denkbar ist), — wenn sie diese ewigen Ruhepunkte meiner Seele als Chimären behandeln, und so darüber sprechen, als wären sie längst abgethan, — was kann ich thun, als entweder ein Stillschweigen beobachten, welches dem der Wegwerfung nur allzuähnlich sein würde, oder in lebhafte Worte ausbrechen, um mich gegen einen Angriff zu retten, der mich mit dem Schrecklichsten bedroht! Das, was man ruhige Discussion nennt, fand immer zwischen uns nur statt, wenn ich Sie passiv anhörte. . . . Genug, so viel weiß ich, daß — dem Geist wahrer Analyse ganz zuwider, unsere Unterredungen immer mit deutlichen oder doch ziemlich deutlichen Begriffen anfingen, vom Dunkeln ins Dunklere fielen und zuletzt mit solchen Worten endigten, die ich, nach meiner Art zu sehen, Gewäsch nenne. Insofern also, als Ihr hiesiger Aufenthalt an der Hoffnung, sich mit mir über den Gegensatz zu verständigen, hängt, spreche ich Sie von heute an los." — Der Brief ist vom 22. März. Müller wurde am 30. April in Wien katholisch, worauf er augenblicklich abreiste. Leider wird dies Factum nicht einmal anspielungsweise berührt; wir constatiren nur, daß der Uebertritt in einer Stimmung und aus einer Philosophie heraus erfolgte, die man pantheistisch nennen muß, die in ihrem eigentlichsten Sinn den Unterschied des Guten und Bösen aufhebt. Charakteristisch sind noch einige Bemerkungen aus den zunächst folgenden Briefen Müllers. „Ich habe Ihnen oft in Wien großes Unrecht gethan, Ihre Reue, Ihre Ewigkeit der Höllenstrafen, Ihr Durst nach gerechter Rache erscheinen mir jetzt in der Entfernung im wahren Lichte; alle diese Begriffe haben in Ihnen eine gewisse kindliche Ursprünglichkeit, eine Art von Frühlingsgrün, dessen Betrachtung oder Andenken mir eine unbeschreibliche Freude macht" (27. Mai 1805). „Die Aufklärung, die Humanität kommt doch endlich einmal in die Lage, den Katholicismus vertheidigen zu müssen. . . . Der höhere Katholicismus soll und wird diese sich für ihn erhebende Stimme ablehnen, aber die Aufklärung muß doch einmal, wie jede Krankheit, ihren ganzen Cyklus durchlaufen." (29. Mai.)*)

*) Wie weit übrigens die krankhafte Richtung der Zeit ging, zeigt ein Brief von Johannes Müller an Adam (14. Juli). „Ja wol ist eben die Charakterlosigkeit der Ursprung alles Jammers, der ist und drohet; und dahin, daß wir, ich will nicht sagen Gott, daß wir der Freundschaft, daß wir uns selbst nicht mehr glauben, hat uns dieses aufgeklärte Jahrhundert gebracht. Von uns sogenannten Protestanten, von uns sogenannten Berlinern, unsern hyperkritischen Kritikern ist das zumal wahr. Es ist uns Armen schon zu schwer zu fassen, daß einer die Ilias und Odyssee habe singen können; wie sollten wir fassen, daß Einer, daß Wenige den Götzen, vor dem die Welt anbetet, erschüttern, zertrümmern könnten!" Und dabei ist zu bemerken, daß gleich darauf der berühmte Geschichtschreiber über seinen hartnäckigen Protestantismus scharf zurechtgewiesen wird. Gentz selbst, der dem pantheistischen Katholiken gegenüber stets den protestantischen Kantianer zeigt, dessen Religion sich auf das Rechtsgefühl basirt,

Gentz war kein Metaphysiker von Profession, und die geschichtsphilosophische Construction des Gegensatzes würde ihn gewiß nicht so heftig afficirt haben, wenn nicht eine sehr bedenkliche Nutzanwendung nahe gelegen hätte. In dem Mißfallen gegen die Revolution und gegen das wüste bonapartistische Eroberungsystem waren damals alle Gutgesinnten einig, aber während die Entschlossenen in einem rücksichtslosen, alle Mittel aufbietenden Widerstand die einzige Rettung Deutschlands sahen, tauchten schon damals einige Weltweise auf, die in der Zertümmerung der alten Welt durch Napoleon den Keim einer neuen großen Zukunft sahen. Die katholische Kirche war wenigstens auf Augenblicke geneigt, in dem neuen Cäsar ihren Wiederhersteller zu begrüßen. Johannes von Müller, mit dem Gentz die edle Verschwörung der Patrioten hatte organisiren wollen, hatte schon damals Augenblicke der Schwäche, und Adam Müller neigte sich nach seiner Philosophie, daß jede Sünde bis zum Aeußersten durchgeführt werden muß, um als Contrast das Bessere hervorzubringen, dem Frieden mit dem Kaiser zu. Eine solche Sophistik mußte Gentz empören, dem man zur Ehre nachsagen muß, daß er in dem Haß gegen Napoleon keinen Augenblick geschwankt, daß er alle Kräfte seines Geistes aufgeboten hat, um die Deutschen zum Kampf gegen den gemeinsamen Feind zu einigen. Als daher nach der Schlacht bei Austerlitz die beiden Freunde sich im Januar 1806 in Dresden mit Wiesel wieder zusammenfanden, brach der Krieg zwischen ihnen mit verstärkter Heftigkeit aus. „Zwischen die Niederträchtigkeit der gemeinen activen Welt und die phantastischen Ansichten und Constructionen der wenigen Bessern eingeklemmt," gerieth Gentz in Verzweiflung. Müller belehrte ihn, daß sich der Glaube in seiner ganzen Reinheit conserviren lasse, „auch selbst wenn man Belial lange und ruhig ins Gesicht sieht, und das Wachsen in der Erkenntniß des Teufels auch Gott dienen hieß." „Es wird kein neuer Zustand der Dinge kommen, wie Wiesel meint, aber Neues und Altes werden sich in einem echt katholischen Bund vereinigen." Ja er ging in seinen Geständnissen noch weiter. „Daß ein Interregnum von Universalmonarchie, das sich nun einmal nicht vermeiden läßt, der heiligsten Sache des Christenthums kein Hinderniß in den Weg legen kann, vielmehr sie indirect befördern muß, ist meine innerste Meinung, ob ich gleich jedes andere Mittel, was mir gezeigt würde, vorziehen und mit dem Herzen ergreifen würde. Ferner, daß es keine absolute Epoche oder Grenze gibt, wo die Herrschaft des Bösen als vollständig triumphirend betrachtet

drückt sich über Goethes heidnische Gesinnung sehr scharf aus. „Die Aufsätze über Winkelmann sind gottlos. Einen so bittern, tückischen Haß gegen das Christenthum hatte ich Goethen nie zugetraut, ob ich gleich von dieser Seite längst viel Böses von ihm ahndete. Welche unanständige, cynische, faunenartige Freude er bei der glorwürdigen Entdeckung, daß W. eigentlich ein geborner Heide, und darum gegen alle christlichen Religionsparteien so gleichgiltig gewesen sei, empfunden zu haben scheint!" (13. Juli 1805).

werden kann, ich also einen Krieg gegen das bonapartische Princip nur insofern statuire, als er erst recht angeht, erst recht gründlich und eines großen Herzens würdig wird, wenn die Nominalherrschaft uns alle umfängt; daß es kein catonisches Heraustreten aus einer solchen Sache gibt, für Christen nämlich, daß jene Herrschaft uns deshalb immer näher auf den Leib treten muß, damit wir sie noch besser kennen und aus andern als persönlichen Gründen hassen lernen, damit wir den Bonaparte, den wir in uns tragen, überwinden lernen: dies alles ist meine feste Meinung, der letzte unterstrichene Satz meine ganz individuelle, aus mir selbst geschöpfte Ueberzeugung, das wehmüthige Resultat meiner Betrachtungen." (Juli 1806). Unter diesen Umständen darf man sich nicht wundern, daß zwischen den beiden eine tiefe Entfremdung eintrat. Gentz nahm keinen Anstand, gegen Müllers Lehren seinen tiefsten Abscheu auszusprechen (21. März 1807). „Im Denken mag es immerhin kein Absolutes geben, und in jedem Fall mag das Bestreben, das Absolute in ein System zu bringen, eitel und thöricht sein. Aber es gibt ein Absolutes, ein ewig Ruhendes und ewig Beruhigendes im Gemüth des Menschen. Im Gegensatz mit dem Fortschreitenden, welches freilich den Begriff von Leben charakterisirt, mögen Sie es Tod nennen; aber dieser Tod ist des Lebens Leben; und ohne diesen Tod ist das Leben nur eine grenzenlose Qual. Jetzt habe ich es gefaßt, was Sie unter dem Flüssigen verstehen; über dies höllische Wort ist mir endlich das Licht aufgegangen. . . In diesem Flüssigen und in dem Frieden der Geschichte gehen alle meine Heiligthümer unter. Aber ich will sie mir nicht rauben lassen. . . Ich bleibe bei der wahren Liebe, die nicht ohne Ausschließung, bei der wahren Sittlichkeit, die nicht ohne Reue besteht, bei dem wahren Gotte, der etwas ganz Anderes, als ein Antigegensatz — horresco referens! — sein muß, stehen." — Man wundere sich nicht über diese pathetische Moral bei einem eingefleischten Epikuräer. Einmal stand seine kantische Erziehung doch zu fest, durch den mystischen Pantheismus wurde nicht nur sein Rechtsgefühl, sondern auch sein gesunder Menschenverstand verletzt; sodann hatte er jetzt in dem Kampf gegen Napoleon den hohen Werth eines sittlichen Wollens kennen gelernt und sein Selbstgefühl war gewachsen.

Adam Müller hatte mittlerweile einen engen Bund mit Heinrich von Kleist geschlossen und gab mit demselben den Phöbus heraus, ein Journal, welches gewissermaßen die Horen und das Athenäum fortsetzen sollte, nur mit größerer Beziehung auf das wirkliche Leben; die Antike und das Christenthum, die religiöse Speculation und das moderne Leben sollten sich wiederfinden. Für dieselbe Idee wirkte Müller durch seine Vorlesungen in Dresden 1808, an denen Gentz zum großen Verdruß seines Freundes die liederliche Form zu tadeln hatte. Aber trotz der fortwährenden, zuweilen sehr leiden-

schaftlichen Zwistigkeiten fühlten sie sich doch immer wieder zueinander hingezogen. So schreibt Gentz am 11. Mai 1808: „Ihre schwankenden, zweideutigen, unbefriedigenden, dabei doch so harten, schneidenden Aeußerungen über die Moral hatten mich aufs tiefste verwundet; der Spott, den Sie mit allen alten Ideen über diesen Gegenstand trieben, brachte mich fast zur Verzweiflung. Die Schadenfreude, mit welcher Sie die heutige Zerrüttung der Welt betrachten, die stolzen Hoffnungen, die Sie darauf bauen, der absolute Mangel aller Schonung gegen mich und einige andere meines Gleichen, die Sie doch noch lieben — alles das hatte schon den Sturm aufs höchste in mir erregt; als ich nun endlich in der neunten Vorlesung auf die Stellen stieß, wo sie Bonapartes Erziehungs- und Unterrichtssystem bis in den Himmel erheben, und dann durch ein fast treuloses „wie denn überhaupt ꝛc." der Revolution eine Schutzrede halten. — In dem Zustande, worein diese mich versetzt hatte, konnte und mochte ich nicht weiter lesen." Trotzdem nimmt er die Lectüre noch einmal vor, und jetzt überwältigt ihn der Stil. „Die Bestimmung des menschlichen Geschlechts in die Schönheit zu setzen, ist ein Resultat, eine Auflösung, ein Spruch, vor dem zuletzt alle Entwürfe verstummen müssen. Manches Harte erschien mir jetzt milder, manches Zweideutige klarer, manches Anstößige erträglicher. Oft schien es mir sogar, Sie hätten in allem recht, und es sperrte sich nur mein schwaches Gemüth gegen Wahrheiten, die mich zu Boden drücken." Das sind zwar nur Einfälle, die zum Theil wieder zurückgenommen werden, aber es zeigt doch, daß der kategorische Imperativ nur dann über Gentz mächtig war, wenn seine Seele von einer mächtigen Erregung ergriffen wurde. Ganz glücklich machte ihn ein Artikel Adam Müllers über den Geburtsadel, gegen Buchholtz gerichtet, von dessen Schriften er damals die entsetzlichste Wirkung für Deutschland befürchtete. Er forderte ihn auf, die Arbeit fortzusetzen, und verhieß ihm für diesen Fall eine höchst angenehme Existenz. „Ich weiß, was ich sage. Sie haben keine Idee von der Consternation, in welche die buchholtz'schen Schriften die Denkenden unter dem alten Adel geworfen haben." *) Auch Müllers Glaube war mittlerweile positiver geworden. Schlegels Weisheit der Indier befriedigte ihn wenig, weil sie das Christenthum gewissermaßen durch den indischen Pantheismus zu stützen suchte. „Immer ist bei Christo der Schlüssel, den man erst haben und halten muß, bevor sich ein Grab der Vorwelt und überhaupt irgend ein Heiligthum der Erde aufthut." Wenn aber theoretisch die Gegensätze sich

*) Das war 1808. Man vergleiche damit einen Brief Müllers vom 13. Januar 1823: „Wir dürfen uns nicht verbergen, daß die Geburtsprätensionen in Europa, durch unsere sehr wesentliche Mithilfe sich wieder sehr breit zu machen beginnen. Es ist kein kleines Unglück, zumal für die deutsche Aristokratie, daß sie ihren besten Vertheidigern den Weg zu verrennen verdammt ist."

einigermaßen ausgleichen, so gab es doch manche praktische Bedenken. Gentz schreibt am 24. Juli 1808: „Als ich Sie endlich einmal mit großer Mühe zu einigen halben, zweideutigen, räthselhaften Erklärungen gebracht hatte, so ergab sich, daß Sie mit Johannes über Plane, die ich im höchsten Grade verwerflich fand, unterhandelten. Was sollte ich hiebei thun? Leider stand es nicht in meiner Macht, Ihnen hier gleich eine Laufbahn zu eröffnen, die allen Zweifeln und Verlegenheiten ein Ziel setzen würde. Hatte ich also das Recht, jene Unterhandlungen zu zerschlagen? Mußte ich nicht den Ausgang derselben erwarten?" Bekanntlich war Johannes von Müller seit Januar 1808 westphälischer Staatsrath, man kann sich also vorstellen, was das für Entwürfe waren. Im August 1808 ernannte der Herzog von Weimar Müller zum Hofrath. Gentz rieth ihm, diese Verbindung als die wahre Grundlage seiner fernern Fortschritte in der Welt zu betrachten; indeß kam die Sache doch anders, er fand 1809 eine Anstellung und noch größere Aussichten in Berlin, und die Philosophie des Gegensatzes, theologisch verklärt, stand wieder in voller Blüte. Es waren die „Elemente der Staatskunst" (1809), die eine Reihe neuer heftiger Angriffe hervorriefen. „Was haben alle diese Kritiken grade aus den entgegengesetzten Standpunkten der Ansichten, diese Ausfälle der heterogensten Parteien über mich anders vermögen können, als mich darin befestigen, daß ich im Mittelpunkte stehe, und daß Gott mich ausersehen hat, sein ewiges Gesetz zu vindiciren, seine Wissenschaft zu erbauen für die kommenden Zeiten, daß er mir ein Schwert gegeben hat gegen alle Kunstphilosophien und zweideutigen Teufeleien der Welt? Mir ist nichts Großes bekannt, was nicht bei seiner Ankunft in der Welt den heterogensten Parteien mißfallen hätte."

Endlich fand Müller 1811 das lang ersehnte Ziel in Oestreich und verkündete hier in öffentlichen Vorlesungen das Evangelium des Gegensatzes. Auch dies Mal fand Gentz im Ganzen viel auszusetzen. „Ich überzeuge mich immer mehr und mehr, daß Ihre Vorlesungen historischer, ja überhaupt concreter werden müssen. Drei Stunden haben Sie jetzt gelesen, und noch sind Sie keinen Augenblick aus dem Philosophiren über die deutsche Literatur herausgegangen, um etwas von ihr zu erzählen." „Sie sind ein Idealist, und machen, dichten und construiren eine Welt, die außer Ihnen schlechthin nicht zu finden ist." „Was mir gegen Ihre weltumfassende Toleranz immer noch einigermaßen aufstößt, ist die Furcht, daß, wenn es so fortgeht, am Ende nichts mehr bleibt, das eigentlich gehaßt oder auch nur rechtschaffen verachtet werden dürfte. Hiermit geht mir das Leben aus. Wenn alles in dem Sinne, wie Sie es zuweilen nehmen, nothwendig ist, auch eine falsche Form des an sich Trefflichsten (wie z. B. die Methode in Ihrem Gegensatzbuche), so hat ja offenbar alle Kritik ein Ende, und es bleibt nichts weiter übrig, als alles so hinzunehmen, wie Gott es gibt." „Für dieses rasche

Zusammenfassen über dem Anschein nach getrenntesten Gegenstände ist mein Kopf zu schwach. Ihnen ist es ein Spiel, Burke, Plato, Schelling, Novalis (von dem ich nicht geglaubt hätte, ihn als den Lichtverbreiter über die Geschichte von England je gerechnet zu sehen), den Apoll von Belvedere, die Planeten, Gott, und den Gegensatz — in einem einzigen Moment so miteinander zu amalgamiren, daß einem solchen, wie ich bin, der Kopf schwindelt. Sie sind ein Dichter, mein lieber Freund; nur die Imagination ist es, die mir in Ihnen dies ganze seltsame Spiel erklärt."

Aus diesen lustigen Höhen der Speculation wurde Müller plötzlich in das praktische Leben geworfen. Von 1813 an war er als kaiserlicher Landescommissär und tiroler Schützenmajor bei dem Aufstand in Tirol und als Regierungsrath und erster Referent bei der Organisation dieses Landes thätig, bis er im April 1815 dem Feldhoflager des Kaisers Franz nach Paris folgte, von wo aus er stehende Berichte nach Wien für den östreichischen Beobachter schickte. Gentz ist von diesen Berichten im höchsten Grade befriedigt. Wir ersehen daraus nur so viel, daß noch damals an den maßgebenden Stellen der Entschluß sehr schwankend war. Merkwürdig ist namentlich die folgende Stelle aus einem Briefe Müllers an Gentz (14. Juli 1815): „Die Kaiserin Marie Louise hätte alle Stimmen für sich vereinigt, die Bourbonisten in Frankreich hätten geschwiegen, und es ist keinem Zweifel unterworfen, daß die ganze öffentliche Meinung von Frankreich, der ganze Nerv seiner kräftigsten Parteien für den Augenblick zur Disposition von Oestreich gestanden hätte. Man erschöpft sich noch heute in Phantasien, wie dieses Arrangement zu machen gewesen wäre; viele haben sich mit dem Gedanken einer Regentschaft des Erzherzogs Karl herumgetragen; von einem Ende des Reichs zum andern hätte ein Wort des Kaisers alle Gemüther elektrisiren können. Sollte man aber bei einer außerdem so tief complicirten Frage eine andere Entscheidung als die des politischen Gewissens geben? Ist es besser, den Lockungen des Augenblicks und einer momentanen Präpotenz, die sich dem Hause Oestreich wirklich aufzudringen schien, nachgeben, oder ganz schlicht und einfach das göttliche Recht der Throne als die einzige untrügliche Basis aller politischen Institutionen behaupten?.... Problematisch ist mir der künstliche Charakter Ihres gegenwärtigen politischen Systems und Ihre anscheinende Gleichgiltigkeit dagegen, ob der Grundgedanke Ihres ganzen politischen Lebens triumphire oder nicht. Kam es denn auf etwas anders als darauf an, daß das Princip der Revolution gestürzt wurde, und daß die Herrschaft der politischen Phantome, Schatten, Larven ein Ende nahm? Hierüber haben Sie sich zu rechtfertigen und zu erläutern bei dem, der diese „allerfürtrefflichsten Grundsätze" nur durch Sie, durch das Beispiel Ihres Lebens kennen lernte, und nun nicht zugeben wird, daß gewöhnliche Gleichgewichtsrücksichten den Augenblick ver-

bittern, wo die Politik des Hofes unserer Wahl ganz rein in diesen „„allerfürtrefflichsten Grundsätzen““ handelt.“ „Alle Anzeichen stimmen überein, daß der Widerwille gegen die Bourbons täglich wächst. Indeß das thut nichts. Die Alliirten können und dürfen einmal nicht anders handeln; werden die Bourbons nach drei Monaten wieder fortgejagt, so waschen wir unsere Hände.“ — Gentz gibt nun (Juli 1815) folgende Erklärung. „Das Princip der Legitimität, so heilig es auch sein mag, ist in der Zeit geboren, darf also nicht absolut, sondern nur in der Zeit begriffen, und muß durch die Zeit, wie alles Menschliche, modificirt werden. Für einen neuen Ausfluß, oder einen geoffenbarten Willen der Gottheit hielt ich es nie. Die höhere Staatskunst kann und muß unter gewissen Umständen mit diesem Princip capituliren.... Was meine Auseinandersetzung mit Ihnen betrifft, so kann nur eine Schwierigkeit vorkommen, die unüberwindlich wäre, wenn Sie nämlich — was Gott verhüte — das Jus divinum im buchstäblichen oder mystischen Sinne nehmen.“ —

Nach Abschluß des Friedens wurde Müller als östreichischer Generalconsul in Leipzig angestellt, wo er in den Staatsanzeigen 1816—1818 zum Entsetzen der Liberalen und zuweilen zum höchsten Erstaunen des Fürsten Metternich die höhere christliche Politik der Welt verkündigte. Gentz schreibt darüber 8. Juli 1816: „Die Aufsätze tragen sämmtlich das Gepräge einer Zeit, einer Ansicht und einer Manier, in welcher ich mich wildfremd, unbehaglich, unheimlich, desorientirt fühle. Vieles verstehe ich nicht, theils weil es mir durchaus dunkel, theils weil es mir unreif oder verworren scheint, oft vielleicht nur, weil es von meiner Art zu sehen und zu denken so sehr abweicht, daß ich mich nicht darin zurecht finden kann. Was ich verstehe, befriedigt mich nicht. Allenthalben eine schneidende, stolze, angreifende Polemik, aber nirgend ein reines, bestimmtes Resultat. Es schwimmt mir alles, wie in einen Nebel von hohen Worten gewebt, durch welche keine Figur in festen Umrissen hervortritt. Ich werde höchstens gedemüthigt, nie belehrt. — So war mir schon zu Muthe, als ich das Vorwort zu den Staatsanzeigen las; diese Gefühle verfolgen mich überhaupt bei allem, was seit einigen Jahren über staatswissenschaftliche Gegenstände in Deutschland geschrieben wird. Klarheit, Methode und Zusammenhang, die ich von jeher über alles schätzte, werden mir, je älter ich werde, desto unentbehrlicher; und diese scheinen nun aus der neuen schriftstellerischen Welt völlig verbannt zu sein .... Mein Geist strebt nach Gleichgewicht und Ruhe; und jetzt soll ich nun erst recht in ein Meer von Umwälzungen, von rückgängigen Bewegungen, von Phantasien und Paradoxien geschleudert werden, wo alle Karten und alle Sterne mich verlassen. Ich soll z. B. lernen, daß der Friede der Welt, die Bürgschaft der Staaten, die Verbesserung der gesellschaftlichen Verfassung ꝛc. einzig und allein von einer lebendigen Erkenntniß — der Menschwerdung Gottes abhängt? Ich soll

glauben, daß das durchaus praktische Problem einer deutschen Bundesverfassung — welches man freilich hätte auflösen sollen, ehe man leichsinnigerweise entschied, daß eine Bundesverfassung stattfinden sollte, ohne zu wissen, ob sie auch in irgend einer Form möglich sei — durch ein gewisses mystisches Lehr- und Glaubensrecht, womit ich nicht einmal eine deutliche Vorstellung verbinden kann, aufs Reine gebracht werden wird, nachdem ich vorher belehrt worden bin, daß es weder durch Souveränetät, noch durch Föderalismus, noch durch ein Oberhaupt, noch durch eine Constitution auflösbar ist. Herr Krug beweist mir in einem Aufsatze: „Wer soll Haupt des deutschen Bundes sein?" mit lächerlicher Gravität, daß Preußen es nicht sein soll (und an negativen Resultaten sind überhaupt die Staatsanzeigen nicht arm); aber wer es sein soll, und ob überhaupt einer, bleibt so unentschieden als zuvor; und noch muß man dem Himmel danken, daß er nur nicht weiter ging. — Provinzial- und Municipalbehörden sind jetzt die großen Panaceen aller politischen Aerzte. Wo sie von Alters her bestehen, wie in England, mag man ihnen in Gottes Namen alles das zuschreiben, was man bisher der Organisation der obern Staatsgewalten zuschrieb, obgleich (in parenthesi) Montesquieu und Delolme wol auch etwas davon wußten, und solche Stümper nicht waren, als man sie heute schildert .... Municipalverfassungen, da wo sie nicht sind, zu machen, ist denn das leichter, ist denn das nach Ihren und Ihrer heutigen Freunde Grundsätzen correcter, als Constitutionen zu machen? Das alles geht über meine Fassungskraft. Ich bin zu alt, zu steif, zu stumpf für diese Sprünge. Ich will diejenigen nicht tadeln, die beweglicher, rüstiger und kühner sind. Nur für mich gibt es auf diesen Feldern keinen Platz mehr."

Diese Zwistigkeiten mußten um so heftiger werden, da auch die Religion hineingemischt wurde. Am 1. März 1817 klagt Müller darüber, daß Gentz sich Gott immer mehr entfremde. Er sucht ihn zu belehren und schließt mit folgender erbaulichen Betrachtung: „Herr! wenn das, was wir Schwächlinge in der majestätischen Gegenwart einer zweitausendjährigen Kirche, die sich wenigstens nie und nirgend widersprochen hat, glauben — nicht wahr ist; wenn der Ausschuß von allen Zeiten, die gemeine sinnliche Zweifelei Recht behält und es sich endlich ergibt, daß es mit dem Néant nach diesem Leben seine Richtigkeit hat: — was haben wir dann verloren? — Wenn es aber wahr ist? Wie dann? — Liebster Gentz!" Darauf antwortet Gentz, 15. März: „Es ist wahr, daß es eine Zeit gab, wo ich den Ideen und Gefühlen, denen Sie in mir die Oberhand wünschten, näher war, als heute. Soll ich Ihnen über diese Zeit die volle Wahrheit sagen? Hier ist sie. Ich bin froh, daß ich auf halbem Wege stehen blieb. Es fehlte mir damals, wie jetzt, an der Grund- und Urbedingung jeder wahren Vereinigung mit Ihrer Lehre, an der Fähigkeit, zu glauben, wogegen meine Vernunft sich auflehnt. Ich bestrebte mich

aufrichtig, dieſe Fähigkeit in mir zu entwickeln. Daß es mir nicht gelungen iſt, kann ich mir unmöglich zur Schuld anrechnen laſſen. Wenn ich aber damals meiner innern Neigung Gehör gegeben, wenn ich irgend einen Schritt gethan hätte, der mich — ſobald jene Fähigkeit abging — auf immer mit mir ſelbſt entzweien mußte, was wäre aus mir geworden? Ueber dieſe Frage bitte ich Sie nachzudenken. Wenn das, was ich heute bin, Ihnen auch noch ſo ſehr mißfallen mag, wie würde Ihnen denn mein wahrhaftes und ehrliches Gemüth in dem Gewande eines Heuchlers gefallen?" „Was den Zuſtand nach dem Tode betrifft, ſo weiß ich nur ſo viel, daß er ſo wie Sie und andere höchſt würdige Männer ſich ihn etwa denken (ob ich gleich nie begriffen habe, wie Sie ſich ihn eigentlich denken), nicht ſein kann. Die übrigen Fragen beunruhigen mich gar nicht. Die Idee einer poſitiven Gefahr, wenn das oder jenes doch zuletzt wahr wäre, geht aus einem ſo craſſen Anthropomorphismus hervor, daß ſie mich unmöglich ſchrecken kann. Ich faſſe ſie nicht einmal, und damit ich ſie nur faſſen könnte, müßte abermals jenes Wunder geſchehen, dem ich mich nicht widerſetzen will, wenn es etwa geſchieht, das ich aber durch kein menſchliches Mittel herbeizuführen weiß." In einem weitern Brief ſetzt er ihm mit der ſchärfſten Logik auseinander, daß auch für den Fall, daß man ſeine Vernunft dem Glauben unterwirft, wenn nicht ein Wunder geſchieht, wieder nur Gründe der Vernunft den Menſchen beſtimmen können. „Die Weltgeſetze, werden Sie mir ſagen, ſind Offenbarungen Gottes, denen die Vernunft ſich unterwerfen muß. Ich frage daher: Sind Sie Ihnen von Gott unmittelbar geoffenbart worden? Antworten Sie: Ja! ſo erwiedere ich — ohne es weiter zu bezweifeln, wozu ich durchaus nicht berechtigt bin — deſto beſſer für Sie! Mir wurde das Glück nicht zu Theil. Wir ſtehen folglich vor der Hand in ganz abgeſonderten Claſſen. Anworten Sie: Nein! — ſo ruht Ihre Ueberzeugung von jenen Offenbarungen nur auf dem Glauben an das, was andern offenbart wurde. Nun dieſer Glaube fehlt mir ebenfalls.... So lange Sie nicht im Stande ſind, dieſe Fundamentaldifferenz zwiſchen uns zu heben, müſſen Sie mir nothwendig verzeihen, daß ich viele Ihrer kraftvollſten Aeußerungen als bloße Machtſprüche betrachte, die ich oft mit Bewunderung, zuweilen mit Unzufriedenheit leſe, die aber weder in einem noch in dem andern Fall Gehorſam bei mir erzwingen können, da ich den letzten Grund derſelben für Uſurpation halte." „Ob es neben der Vernunft, oder über der Vernunft noch andere höhere Erkenntnißquellen gibt? — das iſt die Frage, an der ich ſtets ſcheitere und über welche ich mich nie habe hinausſchwingen können. Gegen den falſchen Glauben bin ich gerüſtet genug; es fehlt mir aber durchaus an einem für mich giltigen Merkmal, den wahren vom falſchen zu unterſcheiden; jenſeits der Grenzen der Vernunft ſcheint mir alles gleich unſicher und ſchwankend; und wenn ich ſehe, daß andere auch da

noch auf festem Boden stehen, so bleibt mir nichts übrig, als zu erklären, daß sie einen Sinn haben müssen, der mir abgeht und den ich mir nicht beizulegen weiß." Zugleich (12. Mai 1817) bemerkt aber Gentz, daß auch aus den religiösen Gesinnungen seines Freundes die politischen Grundsätze, die er fortwährend ausspricht, keineswegs gerechtfertigt erscheinen. Er citirt den Satz von Schlosser: „eine rationelle Bildung, wenn sie zu einseitig und über ihre Grenzen gesteigert ist, fordert ganz ebenso ihre traditionelle Ergänzung, wie umgekehrt eine traditionelle Bildung, wo sie erstarrt und der Natur des Menschen entfremdet ist, rationelle Belebung fordert." „Dies," setzt er hinzu „ist die Quintessenz meiner jetzt zur Reife gediehenen Weltansicht. Auf welcher von beiden Seiten in jedem gegebenen Zeitpunkt das Gleichgewicht bedroht sei, darüber kann zuweilen Zweifel und Zwiespalt obwalten. Zu der Zeit, wo ich den politischen Schauplatz betrat, schien es wirklich darauf abgesehen, das traditionelle Element ganz zu verdrängen und dem rationellen die Alleinherrschaft zu bereiten. Gegen dieses falsche Bestreben bin ich zu Felde gezogen; und wenn ich gleich in der Hitze des Gefechts manchmal zu weit gegangen sein mag, so wird man mir doch nicht leicht zur Last legen können, daß ich aus Furcht vor der Scylla meine Augen gegen die Charybdis je völlig verschlossen hätte. Daß die Lage der Dinge sich in den letzten Jahren wesentlich geändert hat, geben Sie zwar nicht zu, scheint mir aber unverkennbar. . . . Das Gleichgewicht ist auf der rationellen Seite bedroht; ein Satz, den ich hier nur als meine Privatmeinung aussprechen kann, den ich aber factisch und historisch debüciren zu können glaube. . . . Ich habe in dem revolutionären Gange der Zeit nie den natürlichen und verzeihlichen Wunsch, aus einem schlechten Zustande zu einem bessern zu gelangen, wol aber das einseitige und anmaßende Princip, die Welt von frischem wieder anzufangen, gehaßt. Wenn Sie nun, ebenso einseitig, anmaßend und schneidend, die Antirevolution predigen, alle Bestrebungen und alle Producte dieser Zeit, die ich gewiß nicht ungebührlich bewundere, mit bitterem Hohn verwerfen und ganz unumwunden die Kirchenverfassung, und Lehnsverfassung, und Dienstverfassung, und Geldverfassung, und Handelsverfassung u. s. w. vergangener Jahrhunderte zurückfordern, wie sollte ich meinen eignen Ideen solche Gewalt anthun, die Ihrigen zu billigen? . . . . Jedes Heft bestärkt mich in meiner Opposition; und daß Sie mich durch Ihre harten und einseitigen Behauptungen nicht schon auf die ganz entgegengesetzte Seite geworfen haben, beweiset nur, wie fest ich selbst im Sattel sitze." Was aber diesem Brief, dem ein ziemlich langes Stillschweigen zwischen den beiden Freunden folgte, die wahre Würze gibt, ist folgende kleine unschuldige Bemerkung. Gentz bittet, ihm aus Halle eine neuerschienene Schrift zuzuschicken, und setzt dann hinzu: „In Büchern werde ich Ihnen freilich die Retourfracht nicht leisten können; denn so weit geht doch Ihr Enthusiasmus

für unser liebes Oestreich nicht, daß Sie sich nach unsern Literaturerzeugnissen sehnten."

Einigermaßen wurde das gute Verhältniß durch Müllers Sendschreiben gegen Görres (1818) wiederhergestellt, welches bei Gentz großen Beifall fand. Was diese beiden auffallend klaren Köpfe, Müller und Görres, miteinander verhandelten, ist erstaunlich genug, aber es würde uns doch zu weit führen, darauf einzugehen. Nach dem, was wir bisher gelesen haben, werden wir durch eine plötzliche Umkehr des Verhältnisses zwischen Gentz und Müller in Bezug auf Religion und Politik völlig außer Fassung gesetzt.

Gentz schreibt den 19. April 1819: „Vergessen Sie jetzt auf einen Augenblick alles, was meine rebellische Vernunft in früheren Verhandlungen, in Bezug auf mich, Ihnen oft entgegengesetzt hat. Ich stelle mich auf einen höheren Standpunkt, von welchem ich das Ganze (und auch im Ganzen) betrachte. Es frägt sich hier nicht, inwiefern meine Vernunft gebändigt werden kann; aber ich weiß, daß keine moralische und folglich auch keine politische Weltordnung bestehen kann, wenn sich nicht Mittel finden, die Vernunft eines jeden zu bändigen, und wenn der unselige Anspruch, vermöge dessen jeder seine eigne Vernunft als gesetzgebend ansehen will, nicht aus der menschlichen Gesellschaft wieder zu verbannen ist. Ohne Regel und Gesetz kann keine Gesellschaft wahrer Menschen gedacht werden. Diese Regel und dieses Gesetz können aber keine Haltung haben, wenn sie von bloßer Willkür, sollte es auch die aufgeklärteste sein, ausgehen. Denn Willkür gegen Willkür, ist am Ende jeder gleich befugt, die seinige für die beste zu halten. Es muß ein höheres Gesetz geben. Das kann nur in der Religion zu finden sein, und zwar nur in einer Religion, die den ganzen Menschen in Anspruch nimmt, welches, außer der christlichen, noch keine andere auch nur versucht hat. Selbst hier aber kann das höhere Gesetz keine feste Wurzel schlagen, wenn es nicht von einer fortdauernden gesetzgebenden Macht regelmäßig verwaltet wird. Es muß folglich eine Kirche bestehen; und in dieser Kirche muß Einheit und Unwandelbarkeit in allem Wesentlichen das erste Princip sein. Sobald man einmal zugibt, daß die Vernunft des Einzelnen in Sachen der Religion, nicht blos unter der Hand rebelliren (welches sich nicht immer vermeiden läßt), sondern für ihn selbst und gar für andere gesetzgebend werden kann, muß das Nämliche auch für alle Staatsverhältnisse gelten; und von dem Augenblicke an fällt die Gesellschaft auseinander und alles sinkt in den wilden Naturzustand zurück. Kirche und Staat dürfen immer nur sich selbst reformiren; das heißt, jede wahre Reform muß von den in beiden constituirten Autoritäten ausgehen. Sobald der Einzelne oder das sogenannte Volk in dieses Geschäft eingreifen darf, ist keine Rettung mehr. Der Protestantismus ist die erste, wahre und einzige Quelle aller ungeheuren Uebel, unter welchen wir heute erliegen.

Wäre er blos raisonnirend geblieben, so hätte man ihn, da das Element desselben einmal tief in der menschlichen Natur steckt, dulden müssen und können. Indem sich aber die Regierungen bequemten, den Protestantismus als eine erlaubte religiöse Form, als eine Gestalt des Christenthums, als ein Menschenrecht anzuerkennen, mit ihm zu capituliren, ihm seine Stelle im Staat neben der eigentlichen wahren Kirche, wol gar auf den Trümmern derselben anzuweisen, war sofort die religiöse, moralische und politische Weltordnung aufgelöst. Was wir erlebt haben, war nur eine nothwendige Folge, und die natürliche Entwicklung jenes ersten unermeßlichen Frevels. Die ganze französische Revolution und die noch schlimmere, die Deutschland bevorsteht, sind aus der nämlichen Quelle geflossen. Wenn Einzelne im Volk, Fractionen des Volks, die Majorität des Volks u. s. f. die Kirche verstoßen durften, warum sollten sie den Staat nicht umstürzen, der, sobald einmal Vernunftautoritäten herrschen können, nicht um ein Haar heiliger ist als die Kirche? Wenn Luther reformiren d. h. seine Kirche gegen die allgemeine aufstellen durfte, warum sollten Behr und Hornthal nicht gleiches Recht gegen den König von Baiern und seine Minister haben? Wer A gesagt hat, muß B sagen. Wenn es keine höhere Autorität mehr gibt, als die Vernunft jedes Einzelnen, so muß die Revolution der natürliche Zustand der Gesellschaft werden, und Intervallen von Ruhe und Ordnung können nur Ausnahmen sein . ." Das alles drückt allerdings nicht eine eigentliche Umwandlung der Gesinnung, sondern nur eine Veränderung des politischen Gesichtspunkts aus, und aus den positiven Vorschlägen Müllers weiß er noch immer nicht, was er machen soll. „In einem Zeitalter, wo man fast nur noch par procédé Gott statuirt, verlangen Sie — Glauben an die tiefsten Geheimnisse der Offenbarung. Unter Menschen, denen jeder Ueberrest privilegirter Classen ein Greuel ist, wollen Sie einen wohlgeordneten Feudalismus einführen. Ihre Arzneien verschmähe ich nicht; wenn Sie die Alleinherrschaft der Kirche wieder herstellen können, will ich gern meine Vernunft so lange kasteien, bis sie auch das Unbegreiflichste annimmt; und erreiche ich es nicht ganz, so wird Gott mir vergeben. Jeder Feudalismus, selbst ein sehr mittelmäßig geordneter, soll mir willkommen sein, wenn er uns von der Herrschaft des Pöbels, der falschen Gelehrten, der Studenten, und besonders der Zeitungsschreiber befreit. Aber wie sollen denn diese wahren Reformen zu Stande kommen?" Aber im Allgemeinen kann er doch seine principielle Uebereinstimmung versichern, und Müller nimmt mit der gebührenden Wichtigkeit von der Thatsache Act. „Ihren Brief in seiner unvergleichlichen Klarheit betrachte ich nunmehr als die eigentliche Präliminarbasis aller künftigen Verhandlungen; auch zweifle ich, ob in diesem Jahrhunderte überhaupt schon viel wichtigere Dinge geschehen sind, als das Ereigniß dieses Briefes."

Die Gründe dieser plötzlichen Umwandlung liegen in Folgendem. Einmal begann jetzt das Zeitalter der Congresse, in denen Gentz eine sehr wichtige Rolle spielte, und von den Machthabern Europas mit Schmeicheleien überhäuft wurde. Er fühlte sich nicht mehr blos als den Anwalt der guten Sache, sondern als den Mitbesitzer der Macht, und die Angriffe der Demokraten erschienen ihm als gegen ihn selbst gerichtet. — Sodann hatte er die Spontaneität, die in ihm lag, in dem Kampf gegen Napoleon vollständig ausgegeben; er wußte sich weiter keinen Rath, sein Skepticismus nahm eine immer wüstere Farbe an, und die Schriften, die er infolge seiner Stellung nothgedrungen lesen mußte, versetzten ihn in eine unauflösliche Verwirrung. „Die Vergangenheit ekelt mich an, und die Zukunft fürchte ich." Er hätte alles Denken gewaltsam unterdrücken mögen, da es ihn nur beunruhigte, wenigstens sollte das Schreiben gehindert werden. Der ehemalige Anwalt der Preßfreiheit ist nun ein Fanatiker für die Censur, und zwar in der verwegensten Bedeutung dieses Worts, denn er spricht im vollsten Ernst den Wunsch aus, daß für eine Reihe von Jahren aller Bücherdruck untersagt werde, mit Ausnahmen, welche eine Behörde in Wien festzustellen habe. Aber das Wichtigste war die Ermordung Kotzebues am 23. März 1819. Gentz hatte Furcht für sein Leben, und um sich vor dem politischen Meuchelmord zu sichern, wäre ihm jetzt auch der Katholicismus vollkommen recht gewesen. Wir finden in einem spätern Brief eine Stelle, die wir nicht anders auslegen können, als daß ihm ein Gedanke des Uebertritts wirklich wieder durch den Kopf ging. Indeß ist es bei dem Gedanken geblieben. (19. August 1824).

Müllers Schrift über die Nothwendigkeit einer theologischen Grundlage der Staatswissenschaften (1819) erregte seinen höchsten Enthusiasmus, wenn es ihm auch bedenklich war, daß Müller die bestehenden Staatsformen mit so großer Heftigkeit angreift. Dieser Gegensatz ist jetzt der Leitfaden in dem Verhältniß der beiden Freunde. Müller verlangt von den Staatslenkern eine neue positive Schöpfung, und er handelt im besten Glauben. So absurd seine Vorschläge aussehen, er ist von ihrer alleinseligmachenden Kraft fest überzeugt, Gentz dagegen glaubt an nichts mehr; er will nur einen unausgesetzten Kampf gegen die Jakobiner, im Uebrigen möge man die Staaten lassen, wie sie sind, etwas Kluges werde doch nicht herauskommen. Müller selbst hatte mehrfach Gelegenheit, die Uebelstände der Censur an seiner eignen Thätigkeit wahrzunehmen. Hügels Werk über Spanien, das er dem Buchhändler empfohlen hatte, wurde dann verboten, und seine eignen Artikel für den Beobachter wurden von Gentz meistens bei Seite gelegt. Dennoch veranlaßte ihn Gentz, als er sich im März 1820 in Wien aufhielt, zu einer feierlichen Anerkennung der Censur. Er fängt damit an, daß es für den wohlgesinnten Katholiken eine schwierige Gewissensfrage sei. „Erklärt er sich für die Staatscensur, so bekennt

er sich zu dem verruchten Princip der Centralisation aller menschlichen Dinge in der Staatssouveränetät; erklärt er sich für die Preßfreiheit, so huldigt er dem verderblichen Princip der Unabhängigkeit der menschlichen Vernunft von aller Autorität. Es fragt sich also nur, welche von den beiden Grundsetzen der Wahrheit und Ordnung auf Erden den Vorrang verdiene: ob der Grundsatz der Unabhängigkeit der kirchlichen Autorität von aller weltlichen Macht, oder der Grundsatz der Abhängigkeit der menschlichen Vernunft von höheren, äußeren, gegebenen und geoffenbarten Autoritäten, Lehren und Gewalten?.... Aber die nothwendige Abhängigkeit der menschlichen Vernunft, die absolute irdische Hilflosigkeit, in die sie durch ihre Sündhaftigkeit verfallen ist, und demnach der Gehorsam, ist die eigentliche Grundlage aller Religion; die Thatsache des Falles unseres Geschlechts ist älter als die seiner Rettung .... Wenn also, wie jetzt, das ganze menschliche Leben und Wirken in anarchischer Zerrüttung darniederliegt, und es sich um Rettung und Wiederherstellung nicht nur der kirchlichen, sondern aller, auch der bürgerlichen Ordnung handelt, so wird dieses große und gute Werk, wie alles Große und Gute, mit einem Acte der unbedingten Demüthigung anfangen, und zuerst und vor allen Dingen der Grundsatz des Gehorsams gegen die gegebene Obrigkeit überhaupt (gleichviel ob weltliche oder geistliche) anerkannt werden müssen. Demnach erkläre ich mich gegen die Preßfreiheit u. s. w." — Man sieht, daß es dem Ultramontanismus nicht an Gründen fehlt, wenn es darauf ankommt, eine freiheitsfeindliche Maßregel zu unterstützen.

Uebrigens waren die Ansichten Müllers grade in Beziehung auf Oestreich nicht ohne Bedenken. Er war ein entschiedener Feind der administrativen Centralisation, ein Feind des finanziellen Schwindelsystems, ein Anhänger der alten Föderalverfassung. „Oestreich war ein europäischer, christlicher, wohlfeiler Föderalstaat, wie ich ihn meine; und die Leute, die josephinischen, die vom Zeitgeist geblendeten, von der Allregierungswuth bethörten, haben ihn zu einem unerschwinglich theuern Geldstaat gemacht. Einige Emancipation der Provinzen, einige Selbstvertheilung der Lasten, einige Herstellung alter, nicht todter, nur schlafender, ständischer Rechte, eine weise Begründung eines guten Naturalprästationssystems, Hinrichtung aller Bankmaschinerien des Staats auf den einen Zweck des unerschütterlich festen Courses der Einlösungsscheine, und dann ein Staatsrath, wie er sein soll, um den Herrn her, der den Bund nicht nur repräsentirt, sondern, gehörig berathen, der Bund selbst sein wird bis ans Ende — so, scheint mir, könnte sich der Adler verjüngen, und in Jugendfrische allen andern europäischen Staaten vorangehen, die aus allen politischen Stürmen zuletzt nichts retten werden, als die ursprüngliche föderale Gestalt, von der sie abgefallen sind. Und hier reiche ich meinem Freunde Maistre die Hand; dann wird die Nothwendigkeit der geistlichen Macht, des

Papstes, der Kirche sich unwiderstehlich aufdrängen. Sie ist die Grundbedingung der europäischen Föderation, die ich meine." (19. Sept. 1820.) — So meinte es nun Fürst Metternich nicht ganz, und Gentz, der schon lange ungeduldig geworden war, erhielt den Auftrag, seinen alten Waffenbruder wegen eines Aufsatzes in Schlegels Concordia ernsthaft zurechtzuweisen (8. Oct. 1820.) „Das Erste ist, daß in diesem Aufsatz eine theologisch-mystische Sprache herrscht, welche man dem Charakter eines, zum Theil wenigstens politischen Journals höchst unangemessen findet. Ihre Gegner halten den Gebrauch, den Sie von dem heiligen Worte Dreifaltigkeit machen, an diesem Orte nicht allein für anstößig, sondern meinen, es würde dadurch auf die Concordia überhaupt ein Licht geworfen, welches ich nicht näher charakterisiren mag .... Das zweite Gravamen trifft die Art und Weise, wie Sie an mehren Stellen über Eigenthum und Besitz gesprochen haben. Man beschuldigt Sie, sie hätten das Eigenthum der Geistlichkeit nicht nur vorne an gesetzt, sondern als das einzige wahre und vollständige geschildert. Man beschuldigt Sie, Sie hätten nicht nur von allem Allodialbesitz, sondern selbst von dem Besitztitel der Eigenthümer liegender Gründe in Ausdrücken gesprochen, welche alle Eigenthumsrechte erschütterten, und wodurch Sie, obgleich von ganz entgegengesetzten Motiven getrieben, den Revolutionsleuten selbst in die Hände arbeiteten .... Der scharfe und schneidende Ton, womit Sie alle bisherigen Regierungs- und Verwaltungssysteme zu verdammen gewohnt sind, wurde nun zum ersten Male, und selbst von nicht unwohlwollenden Richtern als etwas höchst Beklagenswerthes gerügt, und mehr als einmal wurde die unter praktischen Menschen immer natürliche Frage aufgeworfen: Was gewinnen wir denn mit Bundesgenossen, die in der Meinung, uns aufzuklären, unsern Feinden die glänzendsten Waffen gegen uns liefern? .... Die Frage ist heute nicht, wie die Gesellschaft nach einem besseren, gottgefälligeren Plane für die Zukunft zu bilden sein wird; unser einziges Geschäft ist und muß sein, sie vor der von bekannten und bestimmten Feinden ihr drohenden nahen Auflösung zu bewahren. In einem Ihrer Briefe habe ich zwar, nicht ohne geheimes Grauen, eine Aeußerung gefunden, woraus ich schließe, daß Sie selbst aus dem Abgrunde der Zerstörung gewisse (höchst chimärische) neue Formen erwecken, die Ihnen lieber sein würden, als der ganze alte Wust, von welchem — wie ich beständig bemerken muß, kein Jakobiner verächtlicher sprechen kann, als Sie .... Männer, wie Sie, dürfen keine Allotria mehr treiben, müssen denen, welche die schrecklichen Aufgaben zu lösen haben, mit der ganzen concentrirten Kraft ihrer Gedanken und ihrer Beredtsamkeit beistehen. Das ist Ihr Beruf. Die innern Krankheiten werden uns nicht von heute zu morgen tödten. Das Dringendste ist, zu leben. Mit denen, welche uns vernichten wollen, müssen

wir also zuerst fertig werden. Dann Kirche, Stände und Communen, und alles was Sie wollen."

Man sieht, die Stellung eines officiösen Schriftstellers hat ihre mißlichen Seiten, und wenn er sich schließlich zu einem so aufgeklärten Ideal erhebt, wie Gentz in Beziehung auf die Censur, so darf man sich darüber nicht wundern. Mit dieser Nutzanwendung wollen wir schließen, da ohnehin die letzten Jahre keine erhebliche Ausbeute geben. Die fortdauernde Sorge Müllers um den Seelenzustand seines Freundes enthält nichts Neues. Die Herausgeber verdienen den Dank des deutschen Publicums, daß sie ihm einen so interessanten Einblick hinter die Coulissen der officiellen Welt verstattet haben. J. S.

---

## Zur Situation in Schleswig-Holstein.

Als im Februar 1852 die zur Vermittlung des Streites zwischen Schleswig-Holstein und Dänemark erschienenen Bundescommissäre das Land wieder verließen, erklärten sie, in der freudigen Hoffnung zu scheiden, es werde nun für die betreffenden Gebiete eine Zeit dauernder Wohlfahrt beginnen. Wie diese Hoffnung sich erfüllte, ist zur Genüge bekannt. In Schleswig hat die Aufnöthigung der dänischen Sprache die Kirchen verödet, die Schulen verwüstet. Dort wie in Holstein wurden Richter und andere Beamte ohne Urtheil und Recht abgesetzt, dort wie in Holstein die Presse in Fesseln geschlagen. Beide Länder überschwemmte man mit dänischen, auf Feindseligkeit gegen alles Deutsche dressirten Pastoren, Beamten und Soldaten, überbürdete sie mit Steuern, trieb die Beiträge zu den Ausgaben des neuen Gesammtstaats nach einem ungerechten Repartitionsfuß ein, danisirte alle Einrichtungen: Justiz, Polizei, Münze, Zollwesen und Postwesen — alles zu Gunsten des Gesammtstaates, in welchem das dänische Element unter allen Umständen vorwiegen mußte.

Die deutschen Cabinete haben zu dieser Vergewaltigung sechs Jahre hindurch geschwiegen. Dagegen stellten die Dänen selbst der neuen Staatsordnung Hindernisse entgegen. Sie wußten, daß der Verlust der Herzogthümer den Verfall des ganzen Staats nach sich ziehen würde, aber sie wußten auch, wie mißlich es ist, eine fremde Nationalität von der Bedeutung der deutschen in ein und dieselbe Verfassung hineinzuzwängen. Sie fürchteten, statt die deutschen Herzogthümer verschlingen zu können, von den vierzig Millionen hinter diesen verschlungen zu werden, fürchteten den Einfluß des deutschen Bundes

durch Holstein. Um sich dieser Einwirkung von Süden für immer zu entziehen, wurde von der nationalen Partei die Idee eines Wiederauflebens der calmarischen Union mit Eifer gepflegt. Die Skandinaven sind die gefährlichsten Gegner des Gesammtstaats, ihre Verzweigungen erstrecken sich durch Schweden und Norwegen in allen Classen der Bevölkerung bis in die Nähe des Thrones, vielleicht bis zum Throne selbst. Schleswig wollen sie in der Hoffnung, ihm den deutschen Charakter allmälig nehmen zu können, bei Dänemark erhalten wissen. Holstein und Lauenburg geben sie Preis, möchten sie sogar je eher je lieber von den übrigen Theilen der Monarchie losgelöst sehen.

In dieser Richtung wirkt die dänische Presse mit Ausnahme der Regierungsorgane schon seit Jahren, und aus dieser Opposition der meisten guten Köpfe gegen den Gesammtstaat erklären sich die schon seit 1850 andauernden Verfassungskämpfe, die unaufhörlichen Experimente, der Wechsel von 35 Ministern, in dem fast alle politischen Talente Dänemarks aufgebraucht wurden, die Verwerfung der Constitution von 1854 und die zögernde, scharfverclausulirte Annahme der Gesammtverfassung von 1855, gegen deren Entstehung und Inhalt Preußen und Oestreich gegenwärtig Einspruch erhoben haben.

Weniger störend — der Schwerpunkt der Gewalt lag ja seit 1854 in der Wagschale der Dänen — war die Opposition der deutschen Partei im Gesammtstaate. Was die Noten Preußens und Oestreichs anfechten, war schon längst von den Ständen der Herzogthümer als unverträglich mit dem Landesrecht und den dänischen Versprechungen von 1854 dargestellt worden. Als im Jahre 1853 den Vertretern Schleswigs und Holsteins die Sonderverfassungen zur Berathung vorgelegt wurden, machten diese wie jene dringende Vorstellungen gegen eine Gesammtpräsentation aus verschiedenen und ungleichmäßig vertretenen Nationalitäten, riethen beide von dem Versuch, die Herzogthümer in Dänemark aufgehen zu lassen, ab. Sie fanden kein Gehör, jene Sonderverfassungen wurden unverändert als rechtskräftig veröffentlicht.

Die Beschwerden erneuerten sich im Herbst 1855 in der holsteinischen, im Winter 1856 in der schleswigschen Ständeversammlung mit derselben Erfolglosigkeit. Am 10. October 1855 ward von Kopenhagen aus ein Ministerium für die gemeinschaftlichen inneren Angelegenheiten der Monarchie octroyirt, in dessen Ressort alle Angelegenheiten des Reichsrathes, alle organischen Gesetze, die das Verfassungsstatut der Monarchie erheischt, die Domänen, das Post- und Zollwesen, die Colonien gehören, und dessen Vorstand natürlich ein Däne ist. Folgerecht wurden im November 1855 für Schleswig, im Juni 1856 für Holstein die Domanialangelegenheiten, welche in den Sonderverfassungen als besondere bezeichnet sind, in diesen Verfassungen gestrichen und jenem neuen Ministerium zugewiesen.

Im Reichsrath wurde von den Schleswig-Holsteinern Vorlage der Ge-

sammtverfassung von 1855 an die Provinzialstände gefordert und gegen die Octroyirung der Verfassung Protest erhoben. Sie blieben natürlich in der Minorität, ihr Führer wurde seines Amtes entsetzt, auf eine verfassungsmäßige Anklage des Ministers v. Scheel antwortete das Gericht, bei dem sie angebracht worden, mit einer Incompetenzerklärung, die, weil der Gerichtshof vorher von allen unabhängigen Mitgliedern gesäubert worden war, so wenig wie die Erfolglosigkeit aller vorherigen Versuche, das Recht der Herzogthümer zu wahren, Wunder nehmen konnte. Die Beschwerden der schleswigschen Stände in Betreff der Ausrottung des Deutschen in Kirche und Schule fanden in Kopenhagen taube Ohren, die Anträge wegen gesetzwidriger Einführung der Gesammtverfassung wurden mit spöttischen Antworten abgefertigt, als die Stände sich weigerten, den vom Reichsrath decretirten Zuschuß zu den Ausgaben der Gesammtmonarchie zu bewilligen, weil nicht nachgewiesen worden, daß auch Dänemark seinen Zuschußantheil gezahlt, wurde am 4. März dieses Jahres „wegen Verfassungsbruchs" die Repartition befohlen.

Wir haben recapitulirt, weil es zu allen Zeiten Leute mit kurzem Gedächtnisse gegeben hat. Auch von den deutschen Großmächten schien sich dies sagen zu lassen. Sie haben diese Meinung widerlegt, wenigstens bis zu einem gewissen Grade. Preußen und Oestreich haben es ausgesprochen, die Klagen der Herzogthümer seien begründet, die dänischen Versprechungen beim Friedensschluß nicht gehalten, die höchsten Interessen schutzlos gefährdet. Sie erinnerten an die ihnen als Gliedern des deutschen Bundes obliegenden Pflichten und drohten mit einer Klage beim Bundestage.

Ihre Forderungen beschränkten sich auf Nachstehendes:

1) Infolge der 1851 getroffenen Vereinbarung soll die Verfassung vom 2. October 1855 den schleswig-holsteinischen berathenden Provinzialständen, so wie der lauenburgischen Ritter- und Landschaft zur Begutachtung nachträglich vorgelegt werden. 2) Die Verwaltung und Veräußerung der Domänen ist an die Vertretung der einzelnen Landestheile zurückzugeben. 3) Die verschiedenen Landestheile sollen im Reichsrath gleiche Repräsentation haben. 4) Die Bestimmung in der Verfassung vom 2. October, der zufolge der König vor dem Antritt der Regierung die Verfassung zu beschwören hat, ist aufzuheben. 5) Eine Regulirung der Grenze zwischen Schleswig und Holstein ist vorzunehmen.

Diese Anforderungen sind vollständig begründet. Man vermißt in ihnen nur die Erwähnung Schleswigs. Die Verfassungszustände des dänischen Gesammtstaats sind nicht blos in der Form illegal, sie verletzen auch materiell die Landrechte. Sie zerreißen die uralte Verbindung Schleswigs mit Holstein, sie haben jede Gleichberechtigung zerstört, indem sie Dänemark außer der Majorität im Reichsrath auch in seinem Reichstag Befugnisse geben, die nicht im

entfernteſten den deutſchen Speciallandtagen zugeſtanden ſind. Der däniſche Reichstag iſt unverletzlich und beſitzt das vollſtändige Petitionsrecht, in Dänemark kann ohne Zuſtimmung des Reichstags keine Steuer auferlegt oder aufgehoben werden, iſt die Preſſe frei, das Vereinsrecht unbeſchränkt, die Wohnung, das Eigenthum unverletzlich, ſind die Gerichte berechtigt, jede Frage über die obrigkeitliche Gewalt zu entſcheiden, die Richter unabſetzbar. In Schleswig, Holſtein, Lauenburg von dem allen nichts, von vielem das Gegentheil. Die Sicherheit und Freiheit der deutſchen Provinziallandtage iſt nicht gewährleiſtet. In den Herzogthümern werden Richter nach dem Gutdünken des Miniſteriums abgeſetzt, die Zeitungen, welche der öffentlichen Meinung Stimme geben, unterdrückt, ſind die Gerichte den Polizeibehörden untergeordnet, iſt jede Vereinigung von Privatleuten ſchon dann ſtrafbar, wenn ſie die Berathung einer Petition zum Zwecke hat. In Dänemark ſind die Miniſter verantwortlich, in den Verfaſſungen der Herzogthümer findet ſich von dieſer Garantie gegen die Willkür der jeweiligen Regierung keine Spur.

Auch das ſind nur Recapitulationen bekannter, aber nicht oft genug zu wiederholender Dinge.

In der däniſchen Antwort auf die Beſchwerde der deutſchen Großmächte wurde geleugnet, daß Grund zur Klage vorhanden ſei, und gleichzeitig wendete das kopenhagner Cabinet ſich an die fremden Großmächte, ſprach von „einer althergebrachten Realunion“ der Herzogthümer mit Dänemark, ſchilderte ſeine ſtaatliche Exiſtenz als von Deutſchland bedroht und beſtritt das Recht des deutſchen Bundes, ſich in Verfaſſungszuſtände zu miſchen, die auch Dänemark angingen. Der Ueberbringer der Antwort nach Berlin und Wien hatte den Auftrag, mündlich hinzuzufügen, alles Verheißne ſei erfüllt worden und man ſei außer Stande, die mühſam errungene Verfaſſung vom 2. October nochmals in Frage zu ſtellen, indeß wolle man inſofern nachgeben, als künftig Domänenverkäufe nur mit einer Majorität von zwei Dritteln im Reichsrath beſchloſſen und die holſteiniſchen Domänen wieder vom Miniſter für Holſtein verwaltet werden ſollten.

Sowol von Preußen als von Oeſtreich wurden dieſe Zugeſtändniſſe als unannehmbar zurückgewieſen. Man würdigte das däniſche Cabinet keiner weiteren Erwiederung, als der Anzeige, es habe noch drei Wochen Bedenkzeit, laufe dann keine befriedigende Antwort ein, ſo werde die Angelegenheit an den Bundestag gebracht werden. Die Friſt wurde infolge der ſeitdem eingetretenen Miniſterkriſis in Dänemark verlängert. Inzwiſchen aber mehrten ſich die Anzeichen, daß die deutſchen Mächte in dieſer Sache mit Nachdruck vorgehen wollen und können.

Beide Häuſer der preußiſchen Volksvertretung erklärten ihre Ueberzeugung, daß hier wohlbegründete Rechte verletzt ſeien und die Pflicht vorliege, kräftig

einzuschreiten. Der Minister von Manteuffel versicherte: „Der angeregte Gegenstand nimmt die ernsteste Aufmerksamkeit der Regierungen in Anspruch; alles, was von Preußen aus in dieser Beziehung geschehen, ist mit Ernst und Nachdruck geschehen, und wir haben in dieser Sache allen Grund, mit dem gesammten Deutschland einig und fest vorgehen zu können." Die ministerielle „Zeit" endlich äußerte: keine fremde Großmacht habe sich in die deutsch-dänische Angelegenheit eingemischt, Rußland sogar halte Dänemarks Versuche, den Streit an ein europäisches Forum zu bringen, für unberechtigt.

In der That, auf der einen Seite der Skandinavismus, auf der andern die deutsche Partei, hinter der bis zu einer gewissen Grenze der deutsche Bund steht, geschwächt durch die Ablösung des Sundzolls, voll unversöhnlicher Widersprüche zwischen politischen Glaubensbekenntnissen, scheint der Gesammtstaat, die Geburt des londoner Protokolls, in dem Augenblicke, wo ein neues Ministerium seine Rettung als Obliegenheit übernimmt, ernstlich gefährdet.

„Mehr Würmer liegen unter der Esche Wurzeln
Als einer meint der Unklugen.
Der Hirsch weidet oben, hohl wird die Seite
Unten nagt Nidhöggr.

Wir sind weit entfernt, entmuthigen zu wollen, aber die Wahrheit muß gesagt werden. Die Würmer, die Hirsche und die Hohlheit des Gesammtstaats sind zwar sehr reale und greifbare Dinge. Die gegenwärtige Situation dagegen bietet noch keine bestimmte Hoffnung auf das Fallen des Baumes. Es ist wahr, auf die Forderungen der deutschen Großmächte, die, so lange der Gesammtstaat stehen bleibt, Schutzmächte eines Theils desselben gegen den andern Theil sind, kann Dänemark nur zwei Wege einschlagen: Es kann diese Forderungen ablehnen oder sie vollständig bewilligen. Mit halben Zugeständnissen wird man sich, wie es scheint, in Wien und Berlin nicht begnügen. Eine Ablehnung würde zur Klage beim Bunde und zu Zwangsmaßregeln von Seiten des letztern führen, welche, da Preußen und Oestreich in dieser Frage einig sind, jeden Widerstand der Dänen ausschließen. Ganz auf das Verlangen Deutschlands eingehen kann das Ministerium in Kopenhagen nicht wohl, ohne gegen die lauten und stillschweigenden Zugeständnisse zu verstoßen, mit denen die Gesammtstaatsmänner die Einwilligung der nationalen Partei zur Verwirklichung ihres Ideals erkauften, Zugeständnisse, welche einer unbedingten Unterordnung des deutschen Elements unter das dänische gleichkommen. In Kopenhagen ist eher eine neue Auflage der Märzrevolution und in deren Gefolge eine Thronentsagung zu erwarten, als eine ehrliche, rückhaltslose Willfährigkeit, die drei deutschen Herzogthümer (denn auch Schleswig kommt nach den Zusagen von 1851 in Betracht) die Rechte genießen zu lassen, die ihnen zustehen. Es gibt im Gesammtstaate nur die Alternative: entweder das Königreich herrscht, oder

die Herzogthümer herrschen, und die Dänen wagen eher ihren letzten Blutstropfen, ehe sie sich das letztere gefallen lassen.

Sollten wirklich England, Rußland und Frankreich dem dänisch-deutschen Depeschenkampfe und selbst militärischen Maßregeln, die sicher nicht über eine Besetzung Holsteins und Lauenburgs hinausgehen würden, Gewehr beim Fuß zusehen wollen, so wäre es trotz jener nationalen Partei möglich, daß die Männer des neuen Cabinets, um das Lob der Versöhnlichkeit zu verdienen, und daraus Capital für die Zukunft zu machen, sich fügten und die Meinung der Provinzialstände über die Gesammtverfassung zu hören versprächen. Was wäre damit gewonnen? Die Stände haben kein Recht der Beschlußfassung wie der dänische Reichstag, sie sind lediglich berathende, und wer könnte das kopenhagener Cabinet nöthigen, ein abrathendes Gutachten, sei es auch noch so entschieden gefaßt, der Beachtung zu würdigen, darnach zu handeln? Sicherlich niemand, und so sinkt die ganze Procedur zu einer bloßen Form herab, die schon deshalb ziemlich überflüssig ist, weil die Stände Holsteins factisch schon längst ihre Meinung über die Gesammtverfassung kundzugeben Gelegenheit genommen haben.

Es wird indeß, wie die Sachen stehen, kaum zu etwas Weiterem kommen, und so möge wenigstens der Rath, den man der dänischen Regierung von Seiten der deutschen Stände zu geben berechtigt sein wird, andeuten, daß man den rechten Beschluß fassen würde, falls man dürfte. Wenn die Provinzialstände Holsteins die von Preußen und Oestreich befürwortete Erlaubniß erhalten, an eine Beurtheilung der Gesammtverfassung zu gehen, so muß es eine Verurtheilung sein, so müssen sie, ungebeugt durch die Betrachtung, daß die Zeit nicht darnach angethan ist, Erfüllung auch nur der berechtigtsten Wünsche hoffen zu lassen, unangefochten durch den Gedanken, noch eine Weile warten und dulden zu müssen, unbehelligt durch die Befürchtung, sich das Wohlwollen des einen oder des andern Gönners zu verscherzen, Aufhebung des londoner Protokolls beantragen. Die Fundamentalsätze des schleswig-holsteinischen Rechts: die Herzogthümer sind selbstständige Staaten, engverbundene Staaten, in ihnen herrscht der Mannsstamm müssen ihre Leitsterne bei der Berathung sein; sie allein weisen den rechten Weg. Capituliren, seinen Frieden machen mit dem Erbfeinde, für das neue Recht auf Worte das alte Recht auf Dinge aufgeben, ist nie holsteinische Art gewesen, und man darf es jetzt nicht dazu werden lassen, wenn man nicht seinen besten Ruhm verlieren will.

Besser einen Sperling in der Hand, als eine Taube auf dem Dache, sagen die Lauen und Halben. Besser einige Zugeständnisse gleich heute, als die Anwartschaft auf das Ganze. Wir antworten: Denke man an die sechshundert Jahre, die der Kampf um Schleswig gewährt hat, denke man an die

Todten von Bau und Schleswig, von Fridericia und Kolding, von Idstedt und Friedrichstadt, die nicht für Holstein, sondern für Schleswig, für Schleswig-Holstein gefallen sind. Vergesse man nicht, daß das Recht der Herzogthümer, das volle Recht Schleswig-Holsteins einen mächtigeren Bundesgenossen als die jetzigen Vertreter eines Theils dieses Rechts in Berlin und Wien, daß es die Natur für sich hat. Sei man sich bewußt, daß, wenn jetzt nicht ein vollstimmiges Nein der zur Gutheißung vorgelegten Gesammtverfassung entgegenschallt, die letzte Position, von der aus der Gesammtstaat bekämpft werden konnte, verloren und die Herrschaft der Dänen über die deutschen Herzogthümer zu rechtlicher Begründung gelangt ist, vor der man künftig schweigend den Hut zu ziehen, in der man für immer, oder doch auf so lange, bis die Natur sich selbst hilft, Beruhigung zu finden hat.

---

## Bilder aus Italien.

### Kleine Straßenbilder für einen deutschen Maler.

In der Regel das Erste, wonach ein junger Maler aus dem Norden, in Rom angekommen, sich nach glücklich vollendeter Wahl einer Wohnung umsieht, ist das Speisehaus zum Lepre. Das Zweite pflegt dann italienisches Leben, italienische Romantik, italienischer Stoff zu Studien und Skizzen, Beobachtungen und Bildern zu sein. Folgen wir ihm, um zu sehen, welche Ausbeute ihm sein Bestreben gewährt, und im glücklichen Falle mitzugenießen. Es wird auch hier die Klage vernommen, daß die Welt von Jahrzehnt zu Jahrzehnt in ihrem äußern Wesen prosaischer wird. Das rechte Auge aber findet noch immer manches anmuthige Bild.

Es ist leicht möglich, daß die Trattoria zum Lepre, das eigentliche Künstlerspeisehaus, schon beim Betreten der küchenduftigen Räume den anfänglichen Heißhunger des jungen Nordländers auf das bescheidnere Maß einer halben Sättigkeit herabdrückt. Die römischen Speisehäuser verlocken in der Regel nicht viel Geld auszugeben. Die Küche liegt gewöhnlich in einer dem Auge wie der Nase erreichbaren Nähe und spendet ohne Unterlaß Gerüche aller Art. Die Sauberkeit des Tischtuchs, des Fußbodens, der ganzen Räumlichkeit ist so gering als möglich. Die Gesellschaft in den Zimmern ist wunderbar gemischt. Gewöhnlich gibt es unter den mit Tischen, Bänken und Salzbüchsen ausgestatteten Sälen solche, welche vorzugsweise von Leuten aus dem Volke heimgesucht werden, andere, wohin sich Gäste in besseren Kleidern zurückziehen. Eine förmliche Grenze aber wird nirgend gezogen und an dem

nämlichen Tische kann man sowol in Speisewirthschaften wie in vielen Kaffeehäusern Schwarzröcke, Ladendiener, Künstler, französische Soldaten, Thürsteher in herrschaftlicher Livrée, oft mit Weib und Kind, Landleute im heimischen Aufputze, friedlich beieinander sitzen und nach derselben Karte speisen sehen.

Im Speisehaus zum Lepre wird der junge Teutone, sofern ihn nicht eine ziemlich geschlossene Genossenschaft schreckt, sich an den Tisch im ersten Stock begeben, wo die Habitues des gegenüberliegenden Café Greco das Wort führen. Es ist wahrscheinlich, daß eine Einkehr in das Café Greco ihn schon darüber belehrt hat, daß sich in Rom vaterländische Art und Weise nicht immer in südliche Romantik umwandelt. In der That, einige wenige Mäntel abgerechnet, findet sich nichts Auffallendes unter den Speisegenossen der Oberstuben. Dort sitzt Willers, der treffliche Wolkenschatten- und Sturmwindmaler aus Oldenburg. Er ist für ihn das Abbild eines nordischen Erbförsters; der blonde Knebel- und Kinnbart stimmen durchaus zu dem oldenburger Dialekt, der sich mit Erfolg gegen die weichen Laute südlicher Sprache wehrt. Lehmann neben ihm, mit dem frühgrauen Kopf und dem jungen Gesicht, der gerngesehene Gesellschafter des englisch-amerikanischen Viertels, hat keinen Hauch römischer Art in seiner Erscheinung. Riedel ist ganz Baier, und Wagner, der Nestor auf Villa Malta, protestirt schon durch seine hängende Unterlippe gegen den Verdacht, er habe seiner bequemen fränkischen Mundart zu Gunsten romanischer Sprachgewandtheit Gewalt angethan. Lindau, der Stentor des Café Greco, Hottenroth, der leidenschaftliche Campagnabewundrer, Törner, der glückliche Nacheiferer des Mieris, zu 2000 Scudi das Atlasgewand, sie alle sind und bleiben Sachsen, und unser Neuling fühlts mit Schmerz, auch er wird über die Alpen zurückkehren, ohne sich in einen Italiener echten Schlages umgewandelt zu haben.

Einstweilen bleibt ihm nichts übrig, als durch römische Kost den alten Adam auszutreiben, verdankt doch die zahme Katze nach Moleschott ihre im Vergleich mit dem Urtypus ihres Geschlechts milden und feinen Sitten nur der veränderten Nahrung. Fritti machen rachsüchtig, heißt es in Italien; unser junger Künstler wird den Wink beherzigen. Eine gelinde Dosis italienischer Rachsucht kann dem deutschen Gemüth nur lebhaftere Farbe geben. Dem Oelgebackenen spricht er deshalb mit Nachdruck zu, und an die ölgesalbten Faustkämpfer Roms denkend, schüttet er, zum Entsetzen des Cameriere den ganzen Inhalt der goldgelben Caraffe aus Lucca auf die zarte Latuga. Die italienische Küche hat mit der südfranzösischen manche Aehnlichkeit. Bei der Feinheit und Frische des Oels gewöhnt man sich rasch an diesen Ersatz der heimischen Butter. Die letztere war noch vor wenigen Jahren in Neapel kaum bekannt, ist jetzt aber dort wie auch in Rom in vorzüglicher Güte zu haben. Was die italienische Kost zu allen Jahreszeiten auszeichnet, das sind

die frischen Gemüse: Broccoli, Blumenkohl, Artischocken, Paradiesäpfel, Salate aller Art lösen einander ab, wogegen Kartoffeln selten auf den Tisch kommen. Vögel sind nicht reichlich vorhanden, weil die junge Brut nirgend geschont wird und man namentlich in der Campagna aus nationaler Jagdliebhaberei einen Vertilgungskrieg gegen sie führt. Das Fleisch ist gut, wird aber sehr zur Suppe ausgekocht. Mit dem Käse zum Nachtisch findet sich weder Messer noch Gabel ein.

Der Wein war gut und billig; eine hübsche Foglietta voll des goldnen Getränks nur sechs Bajocchi, da läßt sich schon einen Tag um den andern die kleine Ausschweifung rechtfertigen.

Nun aber hat der Cameriere auf der Rückseite der Speisekarte die unentzifferbare Hieroglyphencolonne seiner Rechnung aufgezeichnet. Der Noviz zieht eine jener Fünfscudonoten hervor, die ihm der wohlwollende römische Bankier für pari überließ und welche nur gegen schweres Kupfergeld umsetzbar sind. Nach einer Viertelstunde erscheint der dienstbare Geist von neuem, beladen mit einer Menge Papierrollen, welche die Kupfervaluta des in Zahlung gegebenen Papiers enthalten. Mit seiner Ladung Kupfer verläßt er Novize die berühmte Trattoria. Es kann sich ereignen, daß sein deutscher Schneider auf diese Taschenüberladung keine Rechnung machte; für diesen Fall werden etliche Nähte den Folgen des römischen Silbermangels erliegen, was wiederum den Beschädigten zu irgend einer Bewohnerin der spanischen Treppe in Beziehung bringt, deren schwache Nadelfertigkeit grade ausreicht, dem Fremden auf der Straße die Tasche zu flicken.

Dieser Zufall macht den jungen Maler auf das eigenthümliche Straßenleben Roms aufmerksam. Denn zu Rom und mehr noch zu Neapel sind solche vertrauliche Hilfsleistungen nichts Seltenes. Auch der Haarschneider und der Barbier treiben unter freiem Himmel ihre Hantirung und in den volkreichsten Vierteln flicht vor der Hausthüre eine Römerin der andern die Haare. Die nämliche Dienstleistung macht einen großen Theil der italienischen Landschafts- und Straßenstaffage aus. Die Venetianerinnen, bei denen die Sitte des falschen Haars zu lange bestanden hat, um je ganz wieder zu verschwinden, helfen sich durch nachgemachte Haarzöpfe, die sie zum vielfädigen Netze auf dem Hinterkopf vereinigen. Dennoch gibts genug zu flechten, da sie das wirkliche Haar gern in filigranartig feine Stränge sondern. Mit wenigen Ausnahmen sieht man sonst in ganz Italien schön gepflegtes eignes Haar auf den Köpfen der Weiber und Jungfrauen. Ein nordisches Gemüth hat Mühe, sich in die Oeffentlichkeit jener Toilettenverrichtung hineinzufinden, und noch naiver nehmen sich die Jagdscenen aus, die von den Fingern sorgsamer Mütter ebenfalls vor offner Thüre, in den Wildnissen ungekämmter Kinderköpfe aufgeführt werden. Ueberhaupt ist unter den Geschäften des Tages nichts, was sich in Ita-

lien nicht ebenso oft den blauen Himmel als Zuschauer gefallen ließe, wie bei uns die vier Wände der Kammer. Das Säugen der Kinder gehört dazu und nimmt einen um so breitern Raum ein, als man nicht selten Kinder von drei Jahren noch auf diese Nahrungsquelle angewiesen sieht. Das frühe Verblühen der Italienerinnen darf zum großen Theil dieser Gewohnheit zugeschrieben werden.

Je tiefer der Genremaler nach Süden vordringt, desto reichlicher fließt ihm der Stoff zu, und wenn er Neapel, Amalfi, Capri, Pästum, Terracina durchstreift hat, wird sein Skizzenbuch bald nicht mehr für das Gesammelte ausreichen.

Schon die Costüme sind an den meisten Orten sehr malerisch. Es ist wahr, sie fangen an zu verschwinden, wie denn in aller Welt der Geschmack der Pariser bestimmt scheint, die nationale Tracht zu verdrängen. Die Donna von Sonino in rothem Atlas vom Rockfaum bis zur Halskrause ist eine selten gewordene Erscheinung. Das griechische Weibercostüm der Insel Procida wird immer unvolksthümlicher, und die mit echten Costümen von der gewesenen Prinzessin Albrecht von Preußen beschenkten Insulanerinnen hatten nichts rascher zu thun, als den schmucken Putz an Maler wieder zu verzetteln. Auch die früher so reich gekleideten, stolzen Trasteveranerinnen sind gleich den Römerinnen vom andern Ufer ihrer stattlichen Nationaltracht meist abtrünnig geworden. Doch sieht man namentlich bei Festen im Neapolitanischen noch immer Weibertrachten reich mit Gold verbrämt und glühend von Farbe. Ein gutbesetztes neapolitanisches Caricolo mit seinem buntgeschirrten Maulthier oder Pferd, seinen zwei hohen hellbemalten Rädern, den goldnen Verzierungen rechts und links, dem grellleuchtenden Conterfei seines Schutzpatrons, seinem fast am Boden hinschleppenden Netz mit kleinen, blinden Passagieren, seinem gemischten Inhalt von Mönchen, Soldaten, Weibern, Pfaffen, schönen Mädchen und lustigen Burschen, ein solches oft zwölf bis sechzehn Personen haltendes Wäglein spottet der reichsten Palette eines nordischen Malers und widerlegt die Besorgniß, der Süden werde mit den nationalen Costümen auch dereinst den Geschmack an bunter Farbenpracht verlieren. In der That, so lange der große Bär nicht im Süden steht, ist keine Gefahr, daß Italien eintönig werde.

Zu den fröhlichen Staffagen italienischer Natur zählen auch die berittenen Geistlichen. Man ist gewohnt, alles an ihrer Kleidung von schwarzer Farbe zu sehen. Beim Reiten aber verräth sich auch bei ihnen der südliche Hang nach bunten Stoffen. Unter dem schwarzen Priesterrock kommen Hosen zum Vorschein, so schreiend von Farbe und so überaus lustigen Aussehens, als gelte es, die äußere Monotonie durch übertriebene Buntscheckigkeit von Innen zu überstimmen. Wenn sich die Propagandaschüler an Nachmittagen in einem Winkel des borghesischen Gartens unbewacht glauben und plötzlich ihre

Röcke abwerfen, um in Burzelbäumen und Bocksſprüngen den durchbrechenden Jugendübermuth auszutoben, da kommen Unterkleider ans Tageslicht, deren Heiterkeit ſelbſt einem ſehr melancholiſchen Temperamente die Wolken von der Stirn zu ſcheuchen vermöchten.

Auch die bei Salerno, Florenz, in der Campagna und an vielen andern Orten noch herrſchende Sitte, daß Mädchen und Frauen vor oder hinter dem Reiter mit aufſitzen, hat ihre maleriſche Seite. Nicht ſelten reiten ſie ſelbſt nach Art der Männer, was zwar nicht immer graciös, doch häufig naiv genug ausſieht, um ſich an rechter Stelle zur charakteriſtiſchen Staffage verwenden zu laſſen. Bei Belletri begegnete uns eine ſolche Reiterin; die Rechte hielt einen Säugling, der ſich durch die Bewegung des Maulthiers von der Mutterbruſt nicht wegſtören ließ; die Linke zügelte das unfolgſame Thier.

Der Strickſtrumpf in der Hand wandernder Bäuerinnen zwiſchen Siena und Florenz hat für die Beurtheilung ſüdländiſchen Fleißes Intereſſe, aber ſein maleriſcher Werth iſt nicht groß. Dagegen ſchmückt die Spindel faſt jede Hand, und der Künſtler wird glücklich ſein, ſie noch durch ganz Italien im Gebrauch zu finden. Bei Conca ſahen wir ſogar einen alten Großvater mit ſeiner Spindel im Freien umherwandeln. Man weiß, daß auf dem Lande überall die Beſchäftigungen nicht ſtreng nach dem Geſchlechte den männlichen oder weiblichen Hausgenoſſen zugewieſen ſind; der neunundachtzigjährige Stabhalter in Lochmattten unweit Herriſchried ſitzt daheim am Spinnrade, und keiner ehrt ihn deshalb weniger.

Häufig geſellt ſich zu den arbeitend Umherwandernden ein Hausthier und zwar meiſt eins, das der Maler treu wiedergeben darf, ohne in die Rococoſtaffage bebänderter Lämmchen zurückzuverfallen. Die gemüthlichen Begleiter durch Feld und Flur ſind gewöhnlich kleine Schweine; ſchwarze, mit kurzem, büffelähnlichen Haar im Neapolitaniſchen, ſchwarzgelbe im Römiſchen und gelbe in den nördlicheren Gegenden. Ein Hirte, der zugleich Soldat war und Lämmer austrieb, begegnete uns kurz vor Fondi; ſein Gewehr hing ihm über die Achſel und das anhängliche Thierchen mit der koketten Schwanzlocke ſchnupperte hinter ihm drein.

Nicht minder theilen Kühe, Eſel, Ziegen die allgemeine Abneigung gegen unnöthiges Verweilen unter Dach und Fach. In der Zeit, wo ſie Milch geben, werden ſie Morgens den Kunden vors Haus geführt und ſowol in St. Lucia in Neapel wie in andern Städten ſahen wir den Milchhandel auf die allerunmittelbarſte Art vom Euter in die Kaffeeſchale betrieben. Durch Roms Straßen wandern in den letzten Frühlingsmonaten und dann wieder im Spätſommer ganze Heerden langbärtiger Ziegen. Wo ſie anhalten, kommen die Milchbedürftigen mit Gläſern und Kannen herbei, und der halb in Fell gekleidete Hirte mit dem braunen Spitzhut auf dem Kopf und dem ſonnver-

brannten, oft schönen, immer malerischen Gesicht, erleichtert das Euter derjenigen Ziege, welche eben an der Reihe ist. Die andern lagern sich inzwischen, wo sich Platz findet, und verwandeln Straße oder Markt in die natürlichste Trift. Besonders gern wählen sie solche Stellen, wo ein Brunnen in der Nähe ist. Trifft's sich nun gar, daß dieser Brunnen antike Ueberbleibsel aufweist, daß Frauen und Mädchen, mit dem schöngeformten Kupfergeschirr auf dem Kopfe, gehen und kommen, oder daß wie in Venedig saubre Turlanerinnen, das Krummholz auf der Achsel und den schwarzen, blumengeschmückten Männerhut auf den Haarflechten, diese Gruppen beleben, so sieht sich das Künstlerauge an dem immer wechselnden Bilde nicht satt.

Die Schmieden, bei uns so leicht einer malerischen Wirkung fähig, bieten in Italien wunderbarerweise fast nirgend verwendbare Stoffe. Sie sind hier meist außerordentlich sauber gehalten. Die Wände werden weiß getüncht und Hufeisen, Nägel und Zangen in allerlei Arabeskenformen an ihnen aufgehängt. Ebenfalls sehr schmuck und ordentlich in ihrer Ausstattung sind die offenen Läden der Metzger, der Fruchthändler, der Pizzicagnoli. Blumen, Lorbeerbüschel, Goldfähnchen und Lichter, vor allem bei hohen Festen, werden angebracht, wo nur ein Plätzchen frei ist. Die Metzger leiten übrigens ihre Abkunft in gerader Linie von dem alten Rom ab. Die Seiler nicht minder. In Neapel wird der bunte Aufputz und das Hinausverlegen des Gewerbes auf die Straße noch allgemeiner. In einer Seitengasse des Toledo hat sich eine vollständige Buchdruckerei auf dem Lavapflaster etablirt. Während Weiber mit ganzen Tuch- und Zeugläden auf dem Kopfe, halb nackte Männer mit frisch gefangenen Triglien, Merluzzen und Sardellen in Körben oder Fässern, Esel mit Feigen, Granatäpfeln, Melonen, Molignani, Cocuzzen und süßen Mandarini beladen, die Straßen durchziehen und hundert Ausrufe die Luft erfüllen, hockt der Setzer auf seinem Holzbock über Basilio Buotis philologischen Manuscripten oder entziffert mit Hilfe Vorübergehender Mellonis physikalische Hieroglyphen oder beschneidet nach eignem Gutdünken die schon zum Pasquellino verschrumpfte neapolitanische Ausgabe des Bocaccio. Nicht minder ungestört flickt der Schneider neben ihm, arbeitet mit Ahle und Draht der Schuster, klopft im Takte der Böttcher, — jeder froh der frischen Luft und der lustigen Umgebung, die ihn als beständigen Gratiszuschauer duldet. Selbst die Winkelschreiber, deren Verkehr unter dem Portal des St. Carlotheaters dem Genremaler stündlich eine Fülle malerischer Scenen bietet, haben sich nur wenig auf die Seite geflüchtet und lassen sich kaum durch die Musikproben des Theaterorchesters irre machen, welche unter Mercadantes Leitung mit Pauken und Posaunengeschmetter in die offene Studirstube jener Herren von der Feder hineinlärmen.

Nicht minder drastische Erscheinungen bieten die Quacksalber. Der Dot-

tore Dulcamare steht nicht allenthalben mehr im Flor, aber wo er noch sein Handwerk treibt, wird der Künstler seinen Bleistift sicher nicht umsonst gespitzt haben. Auf der Piazza del Gran Duca in Florenz sahen wir den Dottore Terenzio vom Wagen herab seine Medicamente anpreisen. Es war eigentlich nur eins, natürlich purgirender Wirkung, half aber gegen alle Uebel der Welt, und eine große Mappe von Certificaten, welche Terenzio unablässig in die Höhe hob und vom Winde durchblättern ließ, bekehrte jeden Ungläubigen. Lange Manschetten und Jabot, ein ungeheurer Castor auf dem gekräuselten Haar, eine Fülle von Instrumenten aller Art, sämmtlich aus ungefährlichem Fischbein, dazu eine mit unermüdlichen Lungen bewaffnete Beredtsamkeit — zerstreuten alle Zweifel an der Unfehlbarkeit des kostbaren Universalmittels, und so theilnahmlos Michel Angelos David, Cellinis Perseus und Göttlings vermeinte Thusnelda von ihren Postamenten auf diesen Wunderdoctor eines nachgebornen Geschlechts herabblickten, so begierig lauschte die Volksmasse den Anpreisungen des großen Mannes.

Leider sind die weit minder gefährlichen Improvisatoren fast in ganz Italien verschwunden. Selbst in Venedig, der Stadt „allwo man geflügelte Löwen göttlich verehrt," findet man keine mehr. Ihre Kunst wird sich nicht leicht von neuem ins Leben rufen lassen, wenn das Verbot gegen sie noch lange anhält. Fast ist man aber versucht, bei der Wohlredenheit so mancher ambulanter Krämer an verkappte Jünger jener mißliebigen Zunft zu denken. Wenn Abends nach dem Ave Maria der Chemico Parlati di Venezia an einer Ecke des Corso seinen Tisch aufstellte, zwei Wachslichter und zwei Salonlampen anzündete und eine Menge Schachteln mit Wichse nebst geschriebenen Zeugnissen auskramte, hörten die Römer stundenlang seinem wortreichen Vortrage zu. Bald spendete der Redner der bella Italia und ihren uomini illustri in schwungvollen Wendungen seine Verehrung, bald traf den fleckenmachenden und löcherfressenden Vitriol der Blitz seiner Verachtung. These und Antithese drängten einander. Des Redners Augen funkelten, er warf einem bereit stehenden Famulus den Mantel, dann den Shawl, endlich auch die Halsbinde zu und gerieth zuletzt, trotz aller Vornehmheit seiner Sprache, in solches Feuer, daß er sich an den gaffenden Straßenjungen, die ihn umdrängten, vergriff und am Ende den gutmüthigsten der erwachsenen Zuschauer nöthigte, seinen Fuß und Stiefel eine Viertelstunde lang in unbequemster Stellung der Wichsprobe des Chemico Parlati Preis zu geben.

Minder zahlreich ist die Zuhörerschaft der am Charfreitag in Rom und an vielen andern Tagen in Neapel im Freien predigenden Mönche. Aber auch in diesem Kreise gibt es manch eignes Bild. Unversehens wird da z. B. dem Pantheon gegenüber ein Tisch auf die Straße getragen, oder eine Kiste umgewendet, und nun kommt auf dieser improvisirten Kanzel ein Jesuit oder

ein Bettelmönch zum Vorschein, der mit dem Kreuze in der Hand eine halbe Stunde lang, ohne sich durch Wagenrasseln oder Marktausrufe stören zu lassen, von der Immaculata redet. Irgend ein Freiwilliger steht, wenn es schon dunkelt, mit der Wachsfackel neben ihm und verhilft der Scene zu einer Beleuchtung im Geschmack des Gerhard Honthorst. In Neapel ereignet sichs auch wol, daß sich die Zuhörerschaft zwischen dem Prädicanten und dem rasch die Gelegenheit nutzenden Inhaber eines Policinelkastens theilt, wo der erstere dann den Dotto herauskehrt und mit guter Laune den Ignorante in der Weise Abraham a Santa Claras zum Verstummen zu bringen sucht. Das fortwährend „zwischen Paradies und Hölle eingeklemmte" Volk Neapels läßt sich den Contrast gefallen.

Bietet solcher Art das Predigen im Freien dem Künstler interessanten Stoff zu Studien, so wird er mit nicht minderem Nutzen in den Kirchen das Geheimskizziren betreiben können. Gewöhnlich ist das Mittelschiff italienischer Gotteshäuser frei von jeder Art Sitzen. Stühle stehen in den Seitengängen oder vor der Thüre in Menge, um von Speculanten je nach der Beliebtheit des Redners billig oder theuer vermiethet zu werden. Bei Wisemans Predigten zahlte man fünf Bajocchi. Hat nun dieser Handel vor und in der Kirche und das Herumschleppen des erhandelten Andachtgestelles für den Humoristen manche anziehende Seite, so fühlt der Ernstere sich durch das Durcheinander der Knienden, der im Gebet Versenkten, der Verschleierten, der verschämt oder unverschämt Bettelnden, der zu Stelldicheins Geladenen und manche andere Erscheinung poetisch angeregt. Die Kanzeln sind breit, damit der unruhige italienische Prediger sich Bewegung gönnen kann. Nachmittags wird auf einem Gestell unterhalb der Kanzel gepredigt. In einigen Orten, z. B. in Florenz, ist über Kanzel und Gemeinde ein graues Leinendach gespannt, um den Schall fest zu halten; so unschön die Einrichtung an sich ist, so trefflich begrenzt sie doch, aus günstigen Gesichtspunkten gesehen, die Gruppirung.

Vor allem aber sind die Beichtstühle eine Fundgrube der dankbarsten Skizzen. Eine lange Reihe Wartender harrt an Tagen, welche besonders der Beichte gewidmet sind, an beiden Seiten des Confessionario. In Chamberi sahen wir noch nach dem Ave Maria, in der halb erleuchteten Kirche, das Geschäft der Beichte im vollen Gange. Anderswo hat man aus guten Gründen das Tageslicht zur Wache über die Beichtstuhlvorgänge bestellt, wodurch indeß jene dem protestantischen Gefühl befremdliche Familiarität nicht gestört wird, welche der italienische Beichtvater nach kaum beendigtem Sündenverhör nicht selten gegen sein Beichtkind herauskehrt. In der Kirche St. Chiara von Neapel standen zwei junge geputzte Mädchen nach empfangener Sündenvergebung noch lange vor dem offenen Beichtstuhl ihres geistlichen Beistandes und blieben ihm auf seine Scherze und Schelmereien keine Antwort schuldig.

Daß mitten im Anhören der Beichte ein anderer Geistlicher den Beichtsitzenden anredet und dieser mit der Vielseitigkeit eines Julius Cäsar, hier Antwort gibt und dort fragt und lauscht, ist nach italienischer Auffassung durchaus nichts Anstößiges. Ebensowenig sah man etwas Auffälliges in der Tasse Kaffee, welche der Pater in S. S. Apostoli von Neapel im Beichtstuhl schlürfte. Ebensowenig, glauben wir, fand jemand etwas Possierliches darin, daß der wohlbeleibte Sakristan in der römischen Chiesa Nuova auf das Dach des Beichtstuhls kletterte, um von dort aus die daneben angebrachten Kandelaberkerzen anzuzünden.

Findet hier der Stift eines Leach, eines Cham, eines Daumier, eines Hosemann manches ergötzliche Bildchen, so tritt in Klöstern, namentlich in Nonnenklöstern, dem mehr romantisch gestimmten Künstlernaturen eine Fülle von malerischen Situationen entgegen, die kaum noch einer ordnenden Hand bedürfen. Freilich, das ganze Innere der Nonnenklöster, namentlich der sogenannten Sepolcri Vivi, ist nicht jedem zugänglich, doch gestatten schon das Sprechzimmer, die Almosenhalle neben der Kirche und die Gittergalerie der Nonnen in den Kirchen, interessante Einblicke. Das zwanglose Treiben der Halbnonnen von St. Gennajo degli Poveri in Neapel, namentlich in dem von guten Freunden fleißig besuchten Sprechsaale, sollte kein Besucher der dortigen Katakomben zu beobachten versäumen. Das reizende Costüm der schönen Abgesperrten mit hochgelben Kopftüchern kommt ihrer Erscheinung nicht wenig zu Statten. In der Galerie Correr in Venedig befindet sich ein Bild von P. Longhi. Es stellt den Verkehr in einem Nonnenparloir dar. Die Besucher sind gepuderte Cavaliere; man reicht sich die Hände durchs Gitter und erquickt sich neben anderm an Chocolade und an der Unterhaltung, welche ein Policinellkasten bietet.

Die meisten Nonnen sieht man im Toledo; sie gehen zu Zweien und fürchten sich eben nicht vor dem Gedränge der geräuschvollsten Straße der Welt. Eine sahen wir in dem Wagen ihres Bruders durch den Toledo fahren. Sein kleines Kind hielt sie im Arm. Es schien ihr eigen dabei ums Herz zu sein.

Die Begräbnisse darf man bei Berücksichtigung der malerischen Seiten Italiens nicht zuletzt nennen. Die Begleitung besteht ohne Ausnahme aus Vermummten. Bei reicherer Ausstattung kommen auch noch ganze Klosterbrüderschaften hinzu. Einem Leichenwagen in Rom, der Abends mit Fackelbeleuchtung zum Einsegnen nach dem Corso geschafft wurde, folgten nicht weniger als 54 Kapuziner; außerdem 60 blau Vermummte, welche nur ein Auge frei hatten. Die offenen Särge werden jetzt seltener. In Neapel sahen wir noch einen Priester im offenen Sarge zur Ruhe tragen; Kindern, Jungfrauen und hohen Militärpersonen wird dieselbe Auszeichnung, doch auch nicht

immer. In Palermo führt man die Leichen noch in Sänften zum Grabe, und zwar in sitzender Stellung.

Gleichfalls in Sänften werden die reich gekleideten Hebammen im Neapolitanischen mit dem neu gebornen Kinde zur Taufe getragen. Ists ein Knabe, so hält ihn der rechte Arm, ists ein Mädchen — der linke. In Sorrento begegnete uns eine solche weise Frau. Sie strahlte wie eine Königin von Geschmeide und Goldverbrämung.

Kaum eine Viertelstunde Wegs weiter bot sich ein Bild, das nur in Italien gleich bunt und lebendig anzutreffen ist. Ein Schiff wurde vom Stapel gelassen. Zelte und Ballustraden waren errichtet, zahllose Barken bedeckten die blaue Flut. Mädchen in goldgelben und rothen Gewändern, und weißen Kopf- und Busentüchern standen in brennender Sonnenbeleuchtung im glühenden Ufersande umher. Nackte Kinder spielten halb im Wasser; Kapuziner und Franciscaner fungirten als Einsegnende oder nahmen als Zuschauer Theil. Eine sogenannte Hausnonne d. h. eine aus Gesundheitsrücksicht und auf gewisse Zeit den Ihrigen zurückgegebene Nonne, die Schwester eines sorrentiner Wirths, schaukelte in einem buntbewimpelten Nachen. Sonngebräunte Männer, alte und junge, bis auf eine Schwimmhose entkleidet und dem Auge des Beschauers eine an pompejanische Wandmalerei gemahnende Bronzecarnation der entzückendsten Farbenglut darbietend, ruhten in offenen Kähnen oder kauerten am Strande, des Augenblicks gewärtig, wo das ins Meer gelassene Schiff vor Anker gehen und ihnen das Zeichen geben würde, tauchend über die um den Kiel genagelten Balken herzufallen. Als das nahe Kirchlein zum dritten Male geläutet hatte, kam der ersehnte Augenblick, und nun begann im klaren Element ein Schwimmen, Tauchen und Kämpfen um die unterseeische Holzbeute, daß man hätte wünschen mögen, der Balkenmenge werde kein Ende.

Verwandte Schauspiele bietet Amalfis Strand. Die dortigen Fischer, Sackträger und Schiffer verschmähen bei heißem Wetter fast sämmtliche Erfindungen der Bekleidungskunst, und keine Lumpen entstellen oder verhüllen das schöne Muskelspiel ihrer ausgearbeiteten Gestalten. Selbst die am Bache stehenden Wäscherinnen und die mit Reisig vom Gebirg herabkommenden Trägerinnen, hoch aufgeschürzt, baarfuß und dem Hemde kaum anderes als den verkürzten Rock hinzufügend, bieten noch, beeinträchtigt in ihrer Schönheit durch das Fetzenhafte ihrer Halbkeidung, den uns daheim so selten gebotenen Genuß der Verständlichkeit jeder Bewegung, des harmonischen Echos im Wellenspiele der Körperlinien.

Der Custode des botanischen Gartens in Neapel würde sie freilich nicht einpassiren lassen. Nichts ist drolliger, als wenn an Sonntagnachmittagen die weibliche Jugend durch alle erdenklichen Toilettengeheimnisse vor dem Eintritte

in den ſcharf bewachten orto botanico ſich zulaſſungsfähig zu machen ſucht. Zuweilen ſchlüpft eine in Pantoffeln glücklich durch. Meiſt aber erwiſcht ſie der Wächter beim Rockzipfel und ſie muß wieder auf die Gaſſe hinaus, um ihre beſchuhte Freundin drinnen durchs Gitter zu begrüßen und mit der beſten Laune von der Welt auf eine neue Kriegsliſt zu ſinnen.

Aber wo gibts ein Ende, wenn man in einem Lande, deſſen Bewohner im Freien leben, die unzähligen, dem Künſtlerauge ſtündlich zuſtrömenden Skizzenvorwürfe ſich vergegenwärtigt! Welche Vielſeitigkeit bei den Feſten, bei den Proceſſionen. Welche unverwüſtliche Komik oft ſelbſt in den Madonnen- und Heiligenbildern, die ſich — wie es in Sorrent z. B. geſchah — aus Trotz ſchwer machen, weil ſie einmal wieder neu geſchmückt ſein wollen, ehe man ſie umherträgt. Welches Getreibe in den Lottoläden, wo Pfaffe und Bettler ſich um dieſelbe Nummer ſtreiten, von der ihnen träumte, Läden, die auch während der Kirchzeit offen ſein dürfen und wo der Einſatz aus Fürſorge des heiligen Vaters ſeit 1856 von 5 auf den Bettelpfennig von $2^1/_2$ Bajocchi herabgeſetzt iſt. Welch ein Leben auf den Märkten, wo alle Landescoſtüme zuſammenſtrömen und der nach Broccoli Suchende ſich plötzlich über einem Latugaeinkauf ertappt, verwirrt durch die Reize der ſaubern Sabinerin, die dem Pantheon gegenüber das Sprühfeuer ihrer Blicke allabendlich auf alle Gemüſebedürftigen richtet. Welches Dolce far niente unter den Facchini dort auf Piazza Navona, die einen invaliden Stuhl ſoeben, der Himmel weiß wem, abgeſchwatzt und angezündet haben und nun, behaglich angewärmt, in der Januarſonne um das Freudenfeuer im Kreiſe ſitzen, unbekümmert über den künftigen Sitzapparat des frühern Beſitzers. Und welche Wichtigkeit in den Geſichtern der franzöſiſchen Soldaten, die, dem nämlichen Erwärmungstriebe fröhnend, mit Federwiſchen die Kohlenpfanne vor dem Wachtpoſten umſtehen, oder gar jenes Maurers auf dem Gerüſte des Palazzo Sciarra, der auf ſeinem luftigen Standpunkt zwiſchen Arbeiten am Gemäuer und Wärmen der Hände über einem Kohlenfeuer gewiſſenhaft abwechſelt.

Ob der Neuling in Italien vor lauter Schauen zum Zeichnen kommen wird? Leicht möglich, daß, wie Carſtens nie ſich zum Copiren der Antike entſchließen konnte, auch er ſich unfähig fühlen wird, anzufangen, wo ſich kein Ende abſehen läßt. Mag er aber auch des Stoffes nicht Herr werden, mag er nach manchem akademiſchen Frohnjahre endlich einmal wieder raſten, Athem ſchöpfen, ſchöne Menſchen, ſchöne Natur mächtig auf ſich wirken laſſen, es ſoll ihm nicht verargt werden, bringe er nur ſo viel Geweckheit, wieder gewonnene Friſche, Phantaſie und Geiſtesregheit über die Alpen zurück, wie ſie ein frohes Umſchauen in Italien unter Lebendigen und Todten dem Künſtler nur immer zu gewähren vermag.

# Literatur.

Monatsschrift des wissenschaftlichen Vereins in Zürich. Herausgegeben von dem Redactionsausschuß desselben: Ferdinand Hitzig, Eduard Osenbrüggen, Heinrich Frey, Adolf Schmidt, Heinrich Schweizer. Zürich, Meyer und Zeller. — Die interessanteste Abhandlung in den neuen Heften dieser Zeitschrift ist der Vortrag Vischers über Faust. Bei vielen der neuern Commentatoren dieses Gedichts wird man an die Art und Weise erinnert, wie Wilhelm Meister mit Hamlet umgeht. Er gibt das Drama für ein Meisterstück aus, macht dann aber einen Verbesserungsentwurf, nach welchem die Scenen beliebig durcheinandergeworfen, die Reihe der Personen beschränkt, die Charaktere miteinander vertauscht werden, kurz, eine radicale Umbildung, in welcher nur die Kraftscenen bleiben. Auch beim Faust fühlen die eifrigsten Bewunderer dunkel heraus, daß sich in dem Plan manches Unverständliche, in der Ausführung manche Lücke und mancher Widerspruch vorfindet. Dennoch gehen sie nur selten so weit, gradezu einen Tadel gegen den Dichter auszusprechen. In der That wären auch alle diese Mäkeleien vollkommen überflüssig und es würde eine Thorheit sein, sich den Genuß dieser herrlichen Rhapsodien durch Anlegung eines künstlerischen oder philosophischen Maßstabes zu verkümmern, wenn man nicht durch die falschen Verehrer des Dichters dazu gezwungen würde. Die Einen haben ungefähr in der Art, wie die hegelsche Philosophie das Christenthum auslegt, aus dem Faust ein philosophisches Lehrgebäude gemacht, in welchem jedes Wort durch innere Nothwendigkeit eingegeben sein sollte; sie haben eine Metaphysik daraus hergeleitet, die an sich höchst absurd ist, und von der in Göthes Gedicht nichts Anderes vorkommt, als einige unzulängliche Bilder und Symbole. Die Andern haben gar den Faust auf das Theater gebracht, und grade der Beifall, den das Stück nicht bei dem naiven Publicum, sondern bei dilettantischen Freunden der Dichtkunst gefunden hat, die in einem Kunstwerk hauptsächlich Bildung verlangen, macht es nothwendig, dagegen zu protestiren. Die Kritik muß gradezu die Thatsache in Abrede stellen, daß ein Mensch von natürlichem Gefühl durch das Ganze des Stücks, wenn er es auf dem Theater vor sich sieht, lebendig angeregt werden kann; daß er sich über die herrlichen Sprüche der Weisheit freut, die ihm die Schauspieler vordeclamiren, ist eine andere Sache. Der ganze Protest der Kritik gilt also nicht dem Dichter, sondern seinen verkehrten Bewunderern, die aus einer Anomalie des Genius eine Regel machen wollen. Vischer geht in der Kritik weiter. Obgleich er es nicht deutlich ausspricht, setzt er stillschweigend voraus, die Idee, welche man später, als der erste Theil des Faust fertig war, an den Plan desselben geknüpft hat, sei künstlerisch ausführbar gewesen, und nach diesem Grundsatz mißt er Lob und Tadel ab. Er vergleicht die Ausgabe von 1790 mit der Fortsetzung von 1807 und findet, daß zwar die neuen Scenen, die sich mit Gretchen beschäftigen, ganz im Sinn des alten Planes waren: „Das Andere aber, was jetzt eingeflochten wurde, ist in seiner Bedeutung für das Ganze theils zweifelhaft, theils offenbar störender, willkürlicher Zusatz. Der Dichter beginnt nämlich im Uebrigen auf eine bedenkliche Art an dem bis dahin Gedruckten herumzuarbeiten, verhält sich eigenthümlich skeptisch, unsicher zu seiner

Aufgabe, er nimmt sie zu leicht, weil sie ihm zu schwer wird." So findet er namentlich an den neueingeschobenen Stellen mit dem Geist viel auszusetzen. Die Ausführung des veränderten Plans habe manches Beunruhigende, Zweifelhafte, ja offenbar Tadelnswerthe, die Fortsetzung des Monologs nach Wagners Abgang sei schleppend, wiederhole früher Ausgesprochenes, trage eine andere Farbe, als das Frühere. Er rügt die Einmischung opernhafter Motive; er findet, daß manche Fäden abgerissen, manche fremdartige Momente eingeschwärzt werden. Als Schiller den Dichter zu einer philosophischen Abrundung aufforderte, antwortete dieser beifällig: „nur daß er es sich bei dieser barbarischen Composition bequemer zu machen und die höchsten Anforderungen mehr zu berühren, als zu erfüllen denke; er werde sorgen, daß die Theile anmuthig seien und etwas denken lassen, das Ganze werde immer ein Fragment bleiben." Vischer macht nun dazu die Bemerkung: „Wir würden uns nicht beschweren, wenn Goethe geantwortet hätte: Das Gedicht werde immer Fragment bleiben, aber er wolle doch ernstlich daran gehen, die Handlung vorwärts zu führen. Hier aber fehlt es; er scheint vor der Strenge von Schillers Forderungen so zu erschrecken, daß er, verzweifelnd, am Ziel anzulangen, lieber gar nicht weiter geht, sondern den schon zurückgelegten Weg im Zickzack mit willkürlichen Schritten durchschlendert." Ueber die Einmischung des Allegorischen drückt er sich sogar ziemlich hart aus. So über die Art und Weise, wie er die Helena der Sage einführt. „Hätte Goethe mit der ursprünglichen Frische und mit der nöthigen Energie des Willens seinen Faust fortgesetzt, so hätte er gewiß diese bedeutenden Winke seiner Stoffquelle benutzt, seinen Helden auf realem Boden belassen und vielleicht das Motiv von der Helena mit dem Aufenthalt an einem üppigen Hofe so combinirt, daß sie nicht als Allegorie des Classicismus, wie in der Episode des zweiten Theils, sondern als lebendiger Inbegriff aller verführerischen, schwungvollen, plastischen Reize südlicher Weiblichkeit erschien. Die Untreue gegen Gretchen wäre durch wirkliche Begebenheit motivirt, der dramatische Gang und Schauplatz naturgemäß. Statt dessen werden wir nun plötzlich dem Boden des natürlich und menschlich Möglichen entrissen, in eine phantastische Spukwelt geworfen, worin sich die Neigungen der romantischen Schule in Goethe so beunruhigend ankündigen, mit dunkeln Anspielungen überschüttet, mit einer Anzahl von Xenien meist ephemeren satirischen Inhalts unterhalten, die ihren Ort überall besser, als in dieser ernsten, tiefen Tragödie gefunden hätten, und da Goethe noch eine größere Anzahl solcher Epigramme übrig hat, von denen er augenblicklich nicht weiß, wohin damit, so wirft er sie in ein Intermezzo, den Walpurgisnachttraum, das er noch hinzugibt. Hier kann uns keine Verehrung Goethes abhalten, einen strengen Tadel auszusprechen; diese Willkür ist es am meisten, welche das Vorspiel auf dem Theater mit laxem Humor der Selbstabsolution zu entschuldigen sucht. Daß Goethe immer Goethe bleibt, daß bei ihm auch hier vieles Einzelne als classisch anerkannt werden muß, verbessert nichts, verschlimmert nur und mystificirt über den Werth des ganzen Theils, wie er nach dem Maßstabe des Fortschrittes der Handlung zu beurtheilen ist." Es ist in den einzelnen Bemerkungen über das Weitere sehr viel Feines und Wahres, doch müssen wir einige Einwendungen machen. Vischer geht immer von der Idee aus, die Vorstellung, die nach dem Vorgang Schillers die meisten Verehrer Goethes aussprachen, und von der sich der Dichter selbst später be-

stricken ließ, sei die richtige: der Faust solle nämlich in der Form eines Mythus eine sublimirte Geschichte des menschlichen Geistes, seines Elends und seiner Größe geben. Diese vollkommen phantastische Vorstellung hat sich um so mehr bei uns eingebürgert, da man diese Personificirung allgemeiner Begriffe auch auf die Religion ausgedehnt hat, da man nach dem Vorgange von Strauß in Christus den Genius feiert, der als Ideal alle menschlichen Tugenden und Vollkommenheiten in sich vereinigen soll. Eine solche Vereinigung ist aber ein Unding. Man kann nicht Rafael, Shakespeare, Alexander der Große, Novalis, Voltaire, Alcibiades, Cato u. s. w. in einer Person sein, denn die Vorzüge der einen Person schließen die der andern aus. Man kann auch nicht in sich selbst die ganze Geschichte der Menschheit durchmachen. Das ist zwar ein flüchtiger Einfall des übermüthigen, trotz seines vierfachen Doctorhuts noch immer sehr unreifen Faust, des Zeitgenossen Werthers, über den sich aber schon Mephistopheles, der erfahrene Weltmann, mit Recht lustig macht. Es wird wol zweckmäßiger sein, die Sache einfach aufzufassen. Der Faust ist ursprünglich eine Wiederholung des Clavigo in seinem Verhältniß zu Carlos, des Weisling in seinem Verhältniß zu Liebetraut, kurz eine neue Bearbeitung der alten Erfahrungen des Dichters selbst, der sich durch seine umfassende Liebesempfänglichkeit öfters in Verhältnisse einließ, von denen ihm später der kühle Verstand sagte, daß sie seiner Natur unangemessen seien, und der darüber in schwere Gefühlsconflicte verfiel. Dem Helden, der wie immer sein eignes Conterfei ist, gibt er dies Mal eine neue Färbung. Während sich bei Werther der geniale Drang des Gefühls in dumpfem Brüten verzehrt, dehnt sich bei Faust die Genialität der Speculation über das Maß der menschlichen Kräfte aus. Die Grenzen, welche Kant der Speculation gesteckt hatte, beängstigen ihn, und da die methodisch fortarbeitende Wissenschaft seinen Fragen stumm bleibt, so wendet er sich zur Magie, zur Speculation, zur Mystik, oder wie man es sonst ausdrücken will. Nun wird es wohl jedermann einleuchten, daß diese Färbung des Charakters und der Stimmung nicht grade nothwendig war, um das Verhältniß zu Gretchen zu motiviren, aber sie paßt wenigstens ebensogut dazu, als die weltschmerzliche Stimmung Werthers zu seiner Leidenschaft. Napoleon hat bekanntlich den Dichter wegen dieser Vermischung getadelt, Goethe hat sich geschickt vertheidigt, und wir pflichten seiner Vertheidigung bei. Aber in Werther gelang es ihm, die beiden Elemente harmonisch zu verarbeiten, weil er in der Hauptsache nur seine eigenen Stimmungen und Erfahrungen abschreiben durfte. Im Faust ging es ihm grade so wie Schiller im Don Carlos: Der speculative Theil dehnte sich zu sehr über den dramatischen aus. Er nahm nämlich das Costüm zu seiner eignen Stimmung aus dem Puppenspiel und aus den Scharteken des 16. Jahrhunderts über die Magie. Wie er über die letzteren dachte, das hat er in seinen Briefen an Schiller deutlich genug gesagt; aber wo er ein sinniges Bild oder ein Symbol darin antraf, das eine poetische Darstellung erlaubte, da übersetzte er es in seine eigne Sprache, er idealisirte es nach seinem eignen Gefühl und seinem eignen Wissen, und so ist denn in den ersten dreißig Jahren, daß er daran arbeitete, allmälig ein Gedicht daraus hervorgegangen, das in allen Einzelheiten von namenloser Schönheit, als Ganzes eine Mosaikarbeit ist. Auch die Ausgabe von 1790 ist bereits Mosaikarbeit, nur daß man weniger gestört wird, weil sich in dieser Form das Buch als das aus-

gibt, was es wirklich ist. Preis und Segen sei dem Dichter dafür, daß er uns diese Mosaikarbeit gegeben hat, denn wenig Kunstwerke stehen dieser Mosaikarbeit an Werth und Interesse zur Seite; aber man soll nur nicht den gesunden Menschenverstand verletzen, indem man ein Lehrgebäude der Metaphysik oder ein Drama daraus zu machen sucht. In seinem Briefwechsel mit Schiller wußte Goethe sehr bestimmt, was er geschrieben hatte; in seinem Gespräch mit Luden, wenn dieser ganz genau berichtet, hatte er es bereits vergessen; in seinen Gesprächen mit Eckermann spricht er bereits wie seine eignen Commentatoren. Diese Umstimmung ist aus der culturhistorischen Bewegung Deutschlands vollständig zu erklären; aber uns möge man es nicht verargen, wenn wir dem Goethe von 1797 ein richtigeres Urtheil über das, was er 1772 geschrieben hatte, zutrauen, als dem Goethe von 1823. — Noch in einem Punkt müssen wir Vischer entgegentreten. „Grade das aber ist nicht die geringste Seite der unendlichen Genialität dieses Gedichtes, daß es so ganz modern aufgeklärt mitten im Scheine des phantastisch Mythischen ist, daß es diesen Schein immer wieder keck auflöst und mit der ganzen Kraft der Poesie wieder herstellt .... Kein Dichter hat noch diese Freiheit und elastische Leichtigkeit gezeigt, in ein superstitiöses Element zu tauchen und zugleich darüber zu schweben.“ — Das ist unrichtig. Die Berechtigung dieser romantischen Ironie innerhalb der Dichtkunst wollen wir nicht bestreiten, da sie durch Heine glänzend erwiesen ist; aber Goethes Natur war nicht von der Art. Um ein naheliegendes Mißverständniß abzuwenden: man hat gar nicht nöthig, in der Wirklichkeit an den Teufel zu glauben, um ihn poetisch darzustellen — Shakespeare hat als Mensch an die Hexen wol auch nicht geglaubt — aber man muß als Dichter daran glauben, oder vielmehr man muß ihn in sinnlicher Wahrheit anschauen. Jene romantische Ironie, die allerdings im Faust vorhanden ist, macht grade die schwächste Seite des Gedichts aus, denn sie verhindert die Zeichnung wirklicher Gestalten. Mephistopheles ist keine wirkliche Gestalt, das weiß jeder tüchtige Schauspieler, und jeder Leser muß es merken, der nicht grade Bildung mit Kunst verwechselt. Die romantische Ironie hat nur in dem Uebermuth des Humors ihre richtige Stelle, und ein Humorist ist Goethe nie gewesen. J. S.

**Coligny.** Trauerspiel in fünf Aufzügen von **Eduard Mohr.** Amsterdam, Seyffardtsche Buchh. 1857. — Das Stück hat zwei Vorzüge: der Verfasser ist ein gebildeter Mann, und er hat sich ernsthafte Mühe gegeben, dem Stoffe gerecht zu werden. So sind in der Charakteristik namentlich des König Karl IX. und der Catharina von Medici einzelne interessante Züge; aber es ist ihm weder gelungen, einen einheitlichen, dem historischen Ernst entsprechenden poetischen Ton für das Ganze zu finden, noch die Charaktere so deutlich auszuarbeiten, daß man in ihnen die innere Nothwendigkeit begreift. Auf der einen Seite detaillirt er zu viel und die historischen Perspectiven verlieren sich nicht selten in Genremalerei, auf der andern zu wenig, indem er vergißt, uns die Uebergänge und Wendepunkte im Charakter deutlich zu machen.

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt.**
Als verantwortl. Redacteur legitimirt: F. W. Grunow. — Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig.
Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN

DATE DUE

AUG 1 6 2002